

Dr. Uwe Krause

**Wo die
Erde blutet**

Band 6


Agent der Weißen Väter

Dr. Uwe Krause

Tony Tanner - Agent der Weißen Väter

Band 6

Wo die Erde blutet

www.geisterspiegel.de

Cover © 2010 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Tony konnte nicht erkennen, was Steele dort machte. Er wollte Was war das? Was sollte diese seltsame, schrumpelige Wucherung dort unten? John Little zog und zerrte, gewann durch den Schmerz, der ihm durch die Lenden bohrte, zwar einen Eindruck davon, dass dieser Tumor keine Sinnestäuschung war, geriet dadurch aber nur noch mehr in Wut. Und nun zeigte dieses Ding unter seiner Bearbeitung auch noch deutliche Tendenzen, sich selbstständig zu machen.

John Little war sicherlich die erste Frau der Welt, die mit einer solchen Behinderung geschlagen war. Er hob den Kopf. In dem fleckigen Spiegel sah er ein verwirrtes Männergesicht und war sich sicher, dass es ein Trick sein musste. Ein wirklich blöder Taschenspielertrick, der auf unerfreuliche Weise mit diesem überflüssigen Fleischstück unterhalb seines Nabels korrespondierte. John Little war eine Frau und er wusste sogar genau, wie er aussah. Nicht unbedingt schön, aber sicherlich interessant mit leicht katzenartigen Zügen und langem lockigem Haar. Nur nebenbei bemerkte er, wie sich die Türe der Damentoilette öffnete und zwei Gestalten mit dem Tackern hoher Absätze eintraten. Dann erscholl schrilles Kreischen, die Absätze hämmerten eine eilige Flucht auf den Fliesenboden.

John Little schaute irritiert auf. Noch einmal wurde die Tür aufgestoßen. Dorkas wuchtete sich schnaufend hinein, packte Little am Arm und zerrte ihn heftig zum Ausgang. Als sie auf dem engen Flur waren, drangen ihnen von der Seite des Restaurants laute Stimmen entgegen.

Eine Frau wiederholte schluchzend immer wieder einen Satz, Männerstimmen mischten sich ein, mit lautem Scharren wurden Stühle zurückgeschoben.

Dorkas schaute sich hektisch um, wankte für einen Moment unentschieden auf der Stelle, dann zog er Little in die andere Richtung. Dort warf Dorkas eine Tür auf und sie flohen über einen Hinterhof voller Weinkisten und leeren Gemüsetragen.

Der Gasthof stand am Rand des Dorfes. Sie gelangten durch ein Tor, das Dorkas ebenso wie vorhin die Türe sorgfältig und leise verschloss, auf einen unbefestigten Weg. Obwohl Little Pumps mit hohen Absätzen und einen ziemlich kurzen Rock - einen geradezu leicht unanständigen Rock - trug, kam er zu seinem eigenen Erstaunen gut auf dem aufgeweichten Boden vorwärts. Ein wahrhaftig ziemlich unanständiger Rock. Aber wer solche Beine hatte wie Little, konnte es sich leisten. Der Gedanke, wie den Männern die Augen aus dem Schädel quellen würden, ließ Little kichern.

»Was gibt es da zu kichern?«, schnaubte Dorkas erbost. »Sie haben uns in eine völlig unmögliche Situation gebracht. Und WÜRDEN Sie jetzt bitte Ihren ... ähm ... Ihr Dingeling oder wie ihr Amerikaner diese Manneszierde auch immer nennt, in Ihre verdammte Hose zurückstecken? Der Anblick ist nicht besonders erbaulich.«

»Es ist ein Tumor«, verteidigte sich Little mit weiblichem Temperament. Es war unheimlich, dass sein Unterleib tatsächlich in ziemlich banalen grauen Hosen zu stecken schien.

Sie hetzten an einem Gemüesfeld entlang und gönnten sich erst eine Pause, als sie im Schutz eines kleinen Wäldchens waren.

Dorkas baute sich, soweit sich ein Mensch in der Art eines Dorkas das konnte, vor Little auf.

»Wie heißen Sie?«

»Was soll diese blöde Anmache«, fauchte Little. »Wo bin ich eigentlich. Glotz mir gefälligst nicht so unverschämt auf die Beine, du Lustmolch.«

»Wie heißen Sie?«

»Sarah, natürlich.«

»Wie bitte?«

»Sarah!«

»Nachname?«

»Hammond. Sonst noch Fragen?«

Nein, Dorkas hatte keine weiteren Fragen. Auch Little konnte nicht weiter nach Fragen fragen, weil Dorkas sich mit erstaunlicher Behändigkeit einen Ast griff, ihn weit ausholend über die Schulter schwang und das Holzstück, das beim Aufprall krachend zerbrach, auf Littles Hinterkopf platzierte.

Als John Little wieder das Bewusstsein erlangte, bemerkte er zuerst ein gutes Dutzend kotbespritzter Schuhe, die ihn umstanden. Ein Stimmengewirr war weit über ihm in der Höhe.

Stöhnend rieb sich Little den Nacken und zuckte zurück, als er eine eigroße Beule entdeckte. Nun konnte er den Lärmteppich, der ihn verdeckte in verschiedene Stimmenfäden auseinanderdröseln.

Dorkas radebrechte in einem Französisch, dem man die klassische Buchlektüre und das Fehlen jeglicher Sprachpraxis anhörte.

Ein Mann ging in die Knie und sprach zu Little. Der verstand nichts von dem, was gesagt wurde, aber es klang alles andere als freundlich.

Little gab dem Schmerz in seinem Nacken nach und fiel auf den Rücken. Es war kein besonders bequemer Platz, dieser französische Waldboden mit Blick auf im heftigen Wind rauschende Buchen.

In diesem Frankreich regnete es sehr viel häufiger als in den TV-Sendungen, aus denen Little bisher seine Kenntnisse über diesen wesentlichen Teil Europas bezogen hatte. Das TV-Frankreich kannte nur Pinien und Sonne und war bewohnt von sympathischen, aber unzuverlässigen Menschen, die zu viel Wein tranken, zu viel rauchten, zu politischer Überheblichkeit neigten, jede Frau flachlegen wollten und ansonsten, trotz Neigung zu Rumrederei, den unersetzlichen GI brauchten, um die Krauts aus dem Lande zu treten.

Die Regentropfen prasselten auf Littles Gesicht. In seinem Kopf durchdrangen unklare Impulse von Verachtung und Empörung den Schmerz. Impulse, die nicht aus ihm selbst kamen, sondern

die er antennenartig aufnehmen musste. Eine erneute Ohnmacht ersparte ihm alles Weitere.

Als Little erwachte, befand er sich in der Vertikalen und wurde zwischen zwei Männern, die ihre Arme um seine Schulter geschlungen hatten, geschleift. Er ließ seinen Kopf weiter auf der Brust pendeln und betrachtete seine Schuhspitzen, die deutliche Rinnen in den weichen Boden gruben. Die Stimmung der Männer hatte sich radikal geändert. Das merkte Little nicht nur an den Emotionen, die wie Radiowellen in seinen Geist drangen, sondern allein schon an der Art, wie sie sich miteinander unterhielten und über manche Bemerkungen in Lachen ausbrachen. Vorhin hatte etwas von Lynchjustiz in der Luft gelegen. Nun kamen sie von einem kuriosen Jagdausflug zurück.

»Ich bin ein Meister der Diplomatie«, erklärte Dorkas, als Little endlich in seinem Zimmer untergebracht war. »Die Sache hätte unangenehm ausgehen können.«

»Wenn ich meinen Hinterkopf befühle, dann ist sie zumindest für mich schon unangenehm genug ausgegangen.«

»Haben Sie eigentlich eine Vorstellung, Herr Little, was ein halbes Dutzend rurale Franzosen, angefeuert von einer sehr ernst genommenen Verpflichtung gegenüber der Damenwelt mit einem Ausländer tun, der auf einer Damentoilette das eigentlich exklusiv zur Benutzung dieses Etablissements befugte Geschlecht durch Herzeigen seines Fortpflanzungsorganes belästigt? Um ehrlich zu sein, ich habe keinerlei Vorstellung, schon alleine deswegen, weil sich solche Geschehnisse bisher außerhalb meiner Daseinsmöglichkeiten abspielten. Aber nachdem ich die Herren kennengelernt habe, darf ich Ihnen versichern, Herr Little, dass ich noch sehr human mit Ihnen umgegangen bin. Ich will ja nicht gerade den Begriff *Intensivstation* in unser Gespräch einführen, aber einige Rippen hätten doch dran glauben müssen und für eine Woche Krankenhaus hätte es allemal gereicht.«

»Und wie haben Sie diese Rächer weiblicher Ehre zur Ruhe gebracht?«

»Indem ich ihnen erklärt habe, dass Herr John Little ein bescheuerter Amerikaner ist.«

»Das reichte?«

Dorkas ließ seinen umfänglichen Korpus in den zweiten Sessel plumpsen. Eine verborgene Polsterfeder gab einen lautes, anhaltendes Klingen von sich, und über Dorkas Kopf stieg eine sichtbare Wolke von Staub auf. Das vermochte indessen die gute Stimmung von Dorkas in keiner Weise zu mindern.

»Ein Blick in die Weltnachrichten sollte doch jedem zeigen, dass die US-Amerikaner einen ziemlichen Hau haben.«

Zwar war John Little nicht unbedingt das, was man einen Patriot nennen würde, aber die genüssliche Art, in der Dorkas den Begriff *US-Amerikaner* aussprach, ärgerte ihn denn doch. Er hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, beherrschte sich dann aber doch und verbrauchte seine Energie, in dem er aufstand und zum Fenster ging. Schwarze Regenwolken schoben sich mit ihren wulstigen Bäuchen über den Himmel. Eine bleischwere Traurigkeit überkam Little bei diesem Anblick. Er fühlte sich klein, winzig klein und machtlos, ein bloßes Insekt im Angesicht solcher überirdischer Mächte.

»Sie haben sich eben geärgert, stimmt's?«, klang Dorkas Stimme hinter ihm.

»Habe ich. Ihr Briten oder ihr Europäer, wenn Sie es lieber haben, solltet euch mal selbst anschauen. Ohne uns wäre euer Kontinent doch schon vor dreißig Jahren eine Sowjetrepublik geworden!«

»Stimmt. Aber ohne diesen Hitler, der seine Wissenschaftler verscheucht hatte, würdet ihr noch heute an der Atombombe basteln, und Hollywood wäre auch nur halb so interessant.«

»Wir haben um die Wissenschaftler nicht gebeten. Die sind gekommen, weil sie bei uns in Frieden leben konnten.«

»Nach dem Krieg habt ihr aber hübsch alles einkassiert, was irgendwie Waffen für die Nazis gebaut hat. Der moralische Anspruch war damals weniger hoch als heute, wenn nur die For-

schung stimmte.«

»Damals gab es die Bedrohung durch Stalin.«

»Denn ihr Amerikaner mit euren Waffen groß gefüttert habt.«

»Damit ihr Engländer nicht unter einem Nazi-Nagelstiefel leben musstet.«

»Oh, der alte Adi hatte einen Narren an den Engländern gefressen, vielleicht hätten wir uns gut verstanden.«

»Einen Narren an den Engländern gefressen? Das zeigt nur, das sein Hirn dem einer britischen BSE-Kuh geähnelte haben muss!«

»Nun werden Sie unfair, Herr Little!«

»Wem gegenüber, Hitler oder dem Rindvieh?«

»Geburtsbedingt stehe ich im Zweifelsfall immer auf der Seite der britischen Kühe. Aber das ist jetzt nicht unser Thema. Ich bemerke jedenfalls mit Genugtuung, dass Sie sich bemüßt fühlen, die *Stars 'n Stripes* gegen britische Pöbeleien zu verteidigen.«

»Machen Sie jetzt für die CIA einen Patriotismustest?«

»Mitnichten. Ich will nur wissen, ob mein Schlag gesessen hat.«

»Wollen Sie mal die Beule anfassen?«

»Weder Ihre Beule noch irgendetwas anderes, um das mal klarzustellen. Im Übrigen ist diese Beule auch nur ein sichtbares Zeichen für eine eher innere Umwandlung.«

»Muss ich das jetzt verstehen?«

»Was meinen Sie, haben Sie geantwortet, als ich Sie kurz vor dem Schlag nach Ihrem Namen fragte?«

Little zuckte die Schultern und hoffte auf eine schnelle Antwort, aber Dorkas ersparte ihm nicht die Peinlichkeit eines längeren Schweigens.

»Ich weiß nicht, was ich antwortete«, bekannte Little schließlich. Es klang kläglich.

»Sie nannten sich Sarah Hammond.«

»Ich kenne keine Sarah Hammond.«

»Aber Sie werden doch noch wissen, wie Sie sich gefühlt haben. Ich meine, jeder Mensch hat doch ein bestimmtes Selbstbild

und macht keine erstaunten Augen, wenn er sich im Spiegel sieht.«

»Muss das jetzt sein? Ich würde die Sache lieber vergessen.«

»In diesen Tagen ist das Vergessen ein unerlaubter Luxus. Setzen Sie sich und versuchen Sie, sich zu erinnern.«

Nach einer Weile, in der Little stumm auf seinem Platz hockte und zuletzt nur seine Schläfen mit den Zeigefingern massierte, sagte er: »Ich kam mir ziemlich sexy vor.«

Dorkas grunzte mit einer Mischung aus Missbilligung und Sarkasmus. »Sexy ist ein unerträglicher dummer Begriff, auch wenn er in den britischen Boulevardblättern das meistgenutzte Wort ist«, befand er dann. »Nein, das reicht nicht. Wie sahen Sie aus. Was erwarteten Sie im Spiegel?«

Am Ende des Verhörs ließ sich Little erschöpft zurückfallen und versuchte, den hämmernden Schmerz in seinem Schädel zu ignorieren und Dorkas saß vornübergebeugt in seinem Sessel und knetete seine Finger.

»Kannten Sie Sarah Hamilton?«, fragte Little.

»Sie hieß Hammond. Ja, in gewisser Weise ist sie eine gute Bekannte. Die Beschreibung, die Sie abgegeben haben, passt ziemlich genau auf diese Frau. Obwohl ich mich wundere, dass diese Dame sich in kurzem Röckchen blicken ließ. Nun ja, auf der anderen Seite passt es wieder. Männliche Wesen fahren angeblich auf so was ab, also war es wohl für sie leichter, innerhalb dieses Bildes in Ihr Bewusstsein einzudringen. Außerdem hat diese Dame angeblich ihre durchaus reichlich vorhandenen Reize eingesetzt, um Männer für ihre diversen Ritualen einzuspannen.«

»Rituale? Was ist diese Sarah Hamm ...«

Little unterbrach erstaunt seinen Satz, als Dorkas den Zeigefinger auf die Lippen legte und posaunenbackig ein Pschttt blies.

Nachdem Little mit diesem seltsamen, manchmal eher unfreiwillig komischen Menschen namens Dorkas eine ganze Weile unterwegs war, hatte er auch eine Reihe von Geschichten und

Geschichtchen aus dessen Leben gehört. Der Fall Sarah Hammond war ihm allerdings unbekannt und so war es an Dorkas, die Geschichte zu erzählen, wobei er sorgfältig das Aussprechen des Namens vermied und nur mit einer gewissen gewollten Boshaftigkeit von *dieser Dame* sprach. Für Dorkas handelte es sich um einen eindeutigen Fall von Besessenheit, die durch die spezielle psychische Konditionierung Littles erleichtert worden war. Vermutlich, so spekulierte Dorkas, hatte *diese Dame* noch mehr vor, als Little und damit Dorkas in eine unendlich peinliche Situation zu bringen. Sie wollte Little und Dorkas ans Leder.

»Schlussfolgerung a: Sie hat ihre Aufmerksamkeit auf uns fokussiert. Sie kann nicht überall sein. Sie ist nicht Gott. Sie hat eine Präsenz, die für uns unvorstellbar ist und dennoch ist sie beschränkt in ihrem Wesen.« Dorkas lief aufgeregt hin und her, während er diese Sätze, scheinbar mehr für sich als für einen Zuhörer, sprach. Den Kopf zum Boden gesenkt und mit den Armen gestikulierend ähnelte Dorkas einem engagierten, etwas weltfernen Professor, der vor einem Universitätsseminar die Feinheiten der neuplatonischen Philosophie darlegt.

»Schlussfolgerung b: Warum diese ganze Mühe? Antwort: Weil wir ihr in die Quere kommen!

Frage: Inwiefern kommen wir dieser Dame in die Quere? Weil wir dieses ominöse Internat in der Schweiz gefunden haben, voller wundervoller Mädchen aus aller Welt, die dort höchst geheimnisvoll erzogen werden, keinen Kontakt zur Außenwelt haben, per Helikopter ein- und ausgeflogen werden? Wohl kaum. Oder weil wir wissen, dass die knackige Blondine, die behauptet, Herr Tanner habe ihren Unterleib unrechtmäßigerweise zum Zwecke des eigenen Lustgewinns in Benutzung nehmen wollen, ein Täubchen aus diesem Schlage war? Wohl auch nicht. Aber was dann?« Dorkas klatschte in die Hände, dass Little zusammenzuckte und sich dem ausgestreckten Dorkas'schen Zeigefinger gegenüber sah. »Die Antwort lautet: Weil wir nach Concrasault wollen.«

»Ich weiß nichts davon, dass wir nach Concredings wollen.«
»Jetzt wissen Sie es. Natürlich wussten Sie es nicht. Wie auch? Ich sagte Ihnen ja nichts. Aber diese Dame wusste es. Woher? Weil Sie meine Gedanken lesen kann? Vielleicht.

Vielleicht war es aber nur ein Impuls, der von dem Namen Concredault ausging, verstehen Sie. Ungefähr so, als hätte einer in einer Menschenmenge *Feuer* gerufen. Ein Stichwort. Ein Reizbegriff. »

»Was ist mit Concredault, das für Sie und mich und diese Dame so wichtig ist.«

»Das *Musee de la Sorcellerie*«, dröhnte Dorkas theatralisch.

»Ein Museum, klar. Aber wofür?«

»Ein Hexenmuseum.«

»Ach so, jetzt sehe ich klarer. Sie meinen, diese Dame will uns nicht in dem Museum sehen.«

»Im Prinzip richtig, aber nicht ganz exakt. Der Grund, der mich dorthin treibt, ist nämlich ein spezieller. Ich will mir keine Rezepte für Kräutersalben holen oder mich über die Hinrichtungsmethoden des Mittelalters informieren.«

»Was treibt uns dann in diese Gegend?«

»Der *Grand Albert*«, flüsterte Dorkas.

»Ein König? Ein Grabmal? Ich verstehe nicht.«

»Der *Grand Albert* ist das berühmte Meisterwerk der Hexenkunst. Eine Sammlung aller Sprüche, Rezepte, Rituale, die die französischen Hexen und Hexer jemals nutzten.«

»Das klingt ziemlich nach einer Illustriertengeschichte.«

»Werter Herr!«, Dorkas stemmte die Hände in die Hüften und holte tief Luft, sodass Little vorsichtshalber den Nacken einzog. »Erstens, wo steht geschrieben, dass in Illustrierten nicht die Wahrheit stehen kann? Weil sie viele bunte Bilder zeigen? Warum glaubt die Masse der heutigen Konsumenten, deren Hirnlosigkeit Sie sich zuweilen anzuschließen zu belieben scheinen, werter Herr Little, denn dem Fernsehen? Weil es noch mehr Bilder zeigt? Und sich nicht mal die Mühe macht, den Kunden

durch geschriebene Zeilen zu belästigen? Soviel zum Grundsätzlichen. Zweitens: Ohne mich selbst hervorheben zu wollen, pflege ich meine Kenntnisse aus sicheren Quellen zu schöpfen. Sagt Ihnen Jean Bodin etwas?«

»Jean Bodin? Nein, sagt mir absolut nichts, der Namen.«

»Jean Bodin - er lebte, nun ja, die genauen Daten kriege ich aus dem Kopf nicht zusammen, aber sagen wir 16. Jahrhundert. Franzose, Philosoph, Schriftsteller. Er sammelte eine Unmenge Belege für die Wirksamkeit von Magie und Hexerei und forderte schwerste Strafen für die Durchführung dieser zauberischen Manipulationen. Und er, der heute als wichtige Quelle für den Hexenglauben seiner Zeit gilt, erwähnte schon, nun raten mal Herr Little, richtig, er erwähnte schon den *Grand Albert*.

»Und daher glauben Sie also auch an die Existenz dieses *Grand Albert*?«, erkundigte sich Little und schaffte es nicht, den leisen Spott aus seiner Stimme zu verbannen.

»Bisher nicht völlig, Sie amerikanischer Skeptiker. Bodin und die anderen könnten natürlich einem abergläubischen Geflüster aufgesessen sein, Hexenpropaganda. Die Hexerei hatte und hat ja immer auch was mit Business zu tun. Aber jetzt, jetzt glaube ich nicht nur, jetzt weiß ich. Denn nur darum hat diese Dame ihren Ablenkungsversuch gestartet. Weil sie fürchtet, wir könnten den *Grand Albert* in die Finger bekommen. Und warum, frage ich in aller angemessenen Bescheidenheit, hat die hohe Dame in ihrer Überwelt Fracksausen? Weil ich damit eine Waffe gegen sie in die Finger bekomme. Weil ich sie lahmlegen kann. Weil ich sie bekämpfen kann.«

»Aber sie hat mich als Opfer auserkoren.«

»Selbstverständlich. Diese Dame ist ja nicht blöde. Sie weiß genau, dass es einfacher ist, in den mit Verlaub gesagt zuweilen leicht verwirrten Geist von John Little einzudringen als in denjenigen des Dorkas', weil selbiger sich nämlich vorsieht. Verstehen Sie? Konzentration, geistige Hygiene, Bewusstsein als bewusstes Sein, die Haltung des Kriegers. Sie waren das einfachere Opfer.

Und damit hätte diese Dame auch mich erledigt. Weil sie genau wusste, dass ich den Herren Little in meiner altweltlichen Betulichkeit nicht einfach allein lassen würde. Im Grunde waren sie sogar der bessere Weg, mich zu behindern.«

»Und was tun wir nun? ... Ich sollte mich vielleicht entschuldigen ...«

»Nur nicht.« Dorkas' Hand wedelte vor Littles Gesicht, als gelte es, einen Fliegenschwarm zu verscheuchen. »Dieses Entschuldigen und Bedauern ist eine ausgesprochene Unart, überflüssige Peinlichkeit und überhaupt eine unangemessene Haltung des Geistes. Die Vergangenheit werden Sie nicht mehr ändern. Wer bedauert, beschäftigt sich zu sehr mit dem abgelebten Leben und lässt sich selbst davon fesseln. Gewissensbisse sind Insekten, die Sie zum Opfer machen. Nein, lernen und besser machen, das ist die rechte Haltung. Dann ersparen wir uns dieses weibische *Es tut mir ja so leid, verzeihst du mir* Geseire.«

»Ich habe verstanden.«

»Schön. Haben Sie Hunger?«

»Mir knurrt der Magen wie ein Rudel Wölfe.«

»Sehr gut, sehr gut. Die natürlichen physischen Reaktionen dringen durch. Ihnen ist hoffentlich klar, dass Sie heute nichts mehr essen werden?«

»Und wo gehen Sie hin?«

»Ins Restaurant, was essen. Ich will doch nicht verhungern!«

Die Nacht war für John Little anfangs nicht die beste. Es lag nicht nur am infernalischen Schnarchen, das aus Dorkas nebenliegendem Zimmer herüberdrang, auch nicht einmal an seinem knurrendem Magen. Aber dieser Kreis, den Dorkas um sein Bett gemacht hatte, war wirklich etwas störend. Oder, um der Genauigkeit Genüge zu tun, es war nicht der Kreis selbst, sondern das Badesalz, das diesen Kreis bildete, und das einen künstlichen Duft nach Erdbeeren ausströmte, den Little in seinen besseren Zeiten als *schwuchtelig* bezeichnet hätte. Dann aber schlief Little

doch ein und sein Schlaf war traumlos, tief und fest, sodass er sich, als Dorkas gegen seine Türe pochte, dennoch ausgeschlafen fühlte wie selten in den letzten Jahren.

Da Dorkas ein Frühstück organisiert hatte, war Little geneigt, ihm das Wecken zu verzeihen, zumal es schon später Vormittag war. Sie frühstückten in aller Ausführlichkeit und gönnten sich mehrere Kannen Kaffee, da Dorkas versicherte, der Tee, den sie hier zubereiteten, sei ungenießbar für englische Geschmackspillen und vermutlich sogar gesundheitsschädlich und zum Wahnsinn führend. Als die beiden Männer ihr Gepäck in dem bereitstehenden Taxi verstaute, saßen schon einige Gäste beim Mittagstisch. Little war froh, dass er sich schon in das Taxi setzen konnte, während Dorkas die Rechnung bezahlte. Erst als sie aus dem Ort fuhren, fiel eine nervöse Spannung von Little ab. Mit dem Ortsschild verschwand auch die überaus peinliche Exhibitionisten-Episode aus seinem Leben.

Aus Gründen, die er Little nicht mitgeteilt hatte, die aber keineswegs ökonomischer Art waren, hatte Dorkas mit dem Fahrer eine Strecke nach Nohant abgesprochen, die durchwegs über Nebenstraßen führte. Die beiden Passagiere saßen im Fond und schauten halb dösend aus dem Fenster, während das Citroën-Taxi auf den welligen Pisten die Vorteile seiner Luftfederung demonstrieren konnte. Die Landschaft war wenig geeignet, die etwas gedämpfte Stimmung zu verbessern. Heidegestrüpp wechselte mit Buschwerk ab, Seen mit breiten, sumpfigen Uferländern wurden sichtbar und verschwanden hinter der nächsten Wegbiegung.

Alles strahlte eine Melancholie aus, die wie ein ungeliebtes Gewürz den Geschmack des Tages bestimmte. Immerhin hatte es aufgehört zu regnen, von Zeit zu Zeit strahlte sogar die Sonne aus einem frisch blauen Himmel und bemühte sich um eine Hebung der Stimmungslage, aber gleichzeitig zogen wieder Wolken über den Himmel, in denen auch eine weniger erregbare

Vorstellungskraft als die des John Little monströse, bedrohliche Wesenheiten entdeckt haben würde.

Little schaute unauffällig zur Seite. Neben ihm saß Dorkas, die Arme über dem Bauch gefaltet und mit einem Kopf, der bei jeder Wagenbewegung ins Schwanken geriet und darum kämpfen musste, nicht auf die Brust zu fallen. Das monotone Rauschen der Räder und das trockene Brummen des Dieselmotors taten ein Übriges, um die Gedanken in einem zähen Brei von Schläfrigkeit stecken bleiben zu lassen.

Diese Landschaft hatte nichts Großartiges oder Sehenswertes, sie war einfach da und drückte auf seine Laune. Er schloss die Augen, genoss es, sein Bewusstsein tiefer und tiefer abtauchen zu lassen, bis es die Schwelle zum Schlaf durchbrechen würde. Die Geräusche rückten in die Ferne, wurden durch eine wattige Entrückung gefiltert, bevor sie in das Ohr drangen. Von irgendwoher vernahm Little aber einen Warnton. Das schrille Kreischen einer verborgenen Sirene. Schon wollte er wieder die Augen öffnen und nach der Ursache schauen, als ihm klar wurde, dass dieser Impuls nur in seinem eigenen Bewusstsein existierte. Ein Echo der Unruhe vielleicht, die sie nicht verlassen hatte, seit Little die Besessenheit erfahren hatte.

Oder doch etwas anderes. Little zuckte zusammen und fuhr auf, sodass auch Dorkas durch diese Bewegung aufmerksam wurde und zu ihm herüber schaute. Eine unveränderte Landschaft. Eine unveränderte Straße mit leichten Wellen und leichten Kurven, ein unveränderter Fahrer, der die Daumen um den unteren Teil des Lenkrades geklemmt hatte und mit kleinen, lässigen Bewegungen dem Straßenverlauf folgte. Die Unruhe auf der Rückbank machte auch ihn aufmerksam, er griff fester zu und setzte sich aufrechter.

Dann schrie Little und weniger die Lautstärke als der Klang ließ alle zusammenfahren.

Und dann tauchte hinter einer Kuppe ein Betonwagen auf, berührte mit seinen Reifen zuerst die weiße Mittellinie, rutschte dann wie auf Schienen auf die Gegenfahrbahn und das Taxi bremste zuerst mit blockierenden Rädern und zog dann im letzten Moment zur Seite.

Dennoch kam es zum Zusammenprall. Der Koloss erwischte das Heck des Pkw, zuerst gab es einen dumpfen Aufprall, dann kreischte Blech und das Taxi wurde herumgewirbelt. Die Insassen konnten durch die Frontscheibe sehen, wie der Betonlaster durch den Straßengraben brach und dann eine tiefe Spur durch das Kraut zog, bis er gegen eine Weißdornhecke prallt und zum Stehen kam.

Der Taxifahrer fluchte mit sich überschlagender Stimme und hämmerte auf die Hupe. Die beiden Männer hinter ihm schauten sich an und nickten sich zu.

Dorkas klopfte Little wortlos auf die Schulter. Der nahm es wie eine hohe Auszeichnung.

»Herzschlag«, sagte der Polizist eine Dreiviertelstunde später. »Über fünfzig, selbstständig, Stress.« Er zuckte die Schultern und ging, einige Personalpapiere in der Hand, zu seinem Wagen.

Dorkas, Little und der Fahrer, der über Funk Polizei und Arzt gerufen hatte, standen neben dem Taxi und schauten auf die ablaufende Routine. Ein Leichenwagen hielt neben den Einsatzfahrzeugen, ein lebloser Körper wurde aus dem Führerhaus gehoben - dazu waren sechs Männer nötig, anscheinend kam der Faktor Übergewicht noch den anderen hinzu, die der Polizist aufgezählt hatte - und in einem Metallsarg untergebracht. Der wurde geschickt von zwei Männern in Handwerkerkitteln in den Wagen geschoben, dann knallten die beiden Hecktüren zu und der Wagen fuhr davon.

»Ist Ihnen was aufgefallen«, fragte Dorkas, an Little gewandt.

»Was soll mir aufgefallen sein?«

»Die Temperatur.«

»Die Temperatur? Ich verstehe nicht.«

»Die Temperatur. Die Kälte. Es ist vorhin äußerst kühl gewesen, obwohl die Sonne schien. Jetzt ist die Sonne hinter Wolken verschwunden, aber die Luft ist wärmer.«

»Ich hielt es für einen Effekt des Schocks, den wir erlitten haben. Aufgefallen ist es mir auch.«

»Kein Schock«, sagte Dorkas entschieden. »Als sie gestern in Ihrer Eigenschaft als ... diese Dame ... auf der Damentoilette waren, ist mir auch sofort die kühle Luft aufgefallen.

Man konnte sogar sehen, wie der Atem kondensierte.«

»Sie meinen, diese Kälte ...?«, fragte Little unbehaglich.

»Ohne Zweifel. Kälte ist ein immer wieder dokumentiertes Begleitphänomen paranormaler Erscheinungen. Aber in den berichteten Fällen ging es immer um geschlossene Räume.

Das hier, in der freien Landschaft, ist ein Zeichen für den extremen Einfluss, den diese Dame erlangt hat.«

»Sie lehnen es ab, auch nur ansatzweise an einen Zufall zu glauben?«

»Selbstverständlich«, antwortete Dorkas, als müsse er ein unanständiges Angebot zurückweisen. »Ich halte sowieso nichts davon, an Zufälle zu glauben. Zufälle nennen wir Geschehnisse, deren Ursachen und Zusammenhänge wir nicht kennen. Aber einen Maulwurf befragen Sie ja auch nicht, um die Schönheit eines Sonnenunterganges zu erfahren. Ich würde nur gar zu gerne wissen, ob diese Dame damit ihr Pulver verschossen hat.«

»Das will ich doch sehr hoffen.«

»Ich fürchte, Herr Little, diese Wesenheit nimmt weder auf Ihre noch auf meine Wünsche Rücksicht. Ah, da kommt ja unser neues Taxi.«

Das Gepäck wurde umgeladen, es gab ein längeres Palaver, weil Dorkas darauf bestand, die bis hierhin zurückgelegte Strecke zu bezahlen, was der Fahrer wiederum ablehnte, der den Unfall, so glimpflich er im Grunde für die Taxinsassen ausgegangen war, als persönlichen Makel empfand. Die Diskussion

war temperamentvoll und geriet schließlich, von Dorkas geschickt gelenkt, in die Fahrwasser eines persönlichen Plausches.

La Berriaude bei Nohant, erklärte der Fahrer, sei zum Essen sehr zu empfehlen. Eine wirkliche Adresse in der Welt der Gourmets. Ja, das Hexenmuseum kenne er auch. Nicht aus eigener Anschauung, aber vom Hörensagen. Nein, natürlich sei das alles Aberglaube. Ja, die Leute seien hier vielleicht ein bisschen abergläubisch, das könne man schon sagen. Aber wo seien sie das nicht? Die Italiener mit ihren komischen Möhren am Rückspiegel oder diese Plaketten mit diesen Heiligen, Santa Sowieso und Santo Irgendwas, die auf den Armaturenbrettern pappen. Nein, er persönlich natürlich nicht ... ja, einen Prozess habe es gegeben, aber er könne sich nicht genau erinnern. Und vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren war einmal ein großer Artikel in *Paris Match* gewesen, die Hexen von Frankreich oder so.

»Ihr Verhör war wohl nicht besonders erfolgreich«, bemerkte Little, als sie schließlich in dem neuen Taxi den Weg in Richtung Nohant weiterfuhren.

»Oh, ich bin zufrieden«, antwortete Dorkas knapp. Die damit unvermeidlicherweise erweckte Neugier Littles wollte er aber nicht befriedigen, sondern schaute eher verbissen nach draußen. Inzwischen war es schon dämmrig, und sie mussten entgegen ihrer ursprünglichen Planung in Nohant nächtigen. Erst das Menü im *La Berriaude* konnte Dorkas aus seinem Schweigen reißen.

»So haben ungeplante Unterbrechungen auch ihr Gutes«, orakelte er weise und ließ sich ein Häppchen Wildgeflügel auf der Zunge zergehen. Der einzige Störfaktor war das Mineralwasser, weil Dorkas strikt darauf bestanden hatte, keinen Alkohol zu sich zu nehmen.

Dass Little sich anschloss, war selbstverständlich.

Sie saßen in unmittelbarer Nachbarschaft einer französischen Familie. Obere Mittelklasse, schätzte Little.

Der Vater mit schon ergrautem Schnurrbart und stolz getrage-

nem Bäuchlein, die Mutter dank ihrer Schminkkunst immer noch ansehnlicher als ihr das Alter und die Natur gegönnt hätte, daneben eine halbwegs hübsche, ziemlich schnippische Tochter und ein Sohn, der beim Sprechen immer wieder mit der Unbill des Stimmbruches zu kämpfen hatte und in der Tonlage zwischen männlich-tief und knabenhaft-hell pendelte.

Little lehnte sich zurück, versuchte, die Gedanken aus seinem Bewusstsein zu verbannen und lauschte auf die Impulse, die von dem Jungen ausgingen. Es war nichts als ein unterhaltsames Spiel, harmlos wie das Belauschen eines Gespräches in einem Eisenbahnabteil. Ein Blick in ein Kaleidoskop - Bilder, begleitet von Gefühlen und Empfindungen. Jedes Mal, wenn der Junge den Kopf drehte, verspürte Little die feinen Änderungen der Empfindungen: Der Vater - er hatte Angst vor dem Mann, empfand so etwas wie Komplizenschaft und er verachtete ihn. Seine Mutter: Nichts, sie hätte ein Schrank sein können, allenfalls lästig mit ihren ständigen Anweisungen, Nachfragen, Ratschlägen; die Schwester - Little drückte instinktiv die Fingerspitzen an die Schläfen und begann die Haut zu massieren.

Was er nun registrierte, war anders. Kein Kaleidoskop mehr, kein Spiel. Die plötzliche dumpfe Kälte eines tiefen Kellers.

Little wollte die Verbindung unterbrechen. Zu spät. Er klebte fest. Die Schwester - eine tückische, hinterhältige Nervensäge. Er hasste seine Schwester, die Verbündete seiner Mutter.

Mamam, Lucien hat wieder ... Aber seine Schwester war eine Frau. Er beobachtete sie heimlich im Bad. Er schnüffelte in ihrer Kleidung, die sie vor der Waschmaschine abgelegt hatte. Manchmal, wenn er alleine war, zog er ihre Sachen an und betrachtete sich im Spiegel.

Little stöhnte.

Der Junge schaute zur Seite. Dort war die Bedienung. Ein junges Mädchen in weißer Bluse, schwarzer Weste, kurzem schwarzem Rock. Appetitlich wie ein besonders köstliches Praliné. Der

Junge starrte ihren Rücken an. Little spürte, wie Zorn aufwallte. Sie hatte alles, was dieser Junge begehrte. Mehr noch - sie war es. Sie war eine Frau. Sie lebte als Objekt der Begierde, sie trug die Lust mit sich, die sie ihm verweigerte. Sie war ihm überlegen. Sie hatte den Körper, den er begehrte, das Gesicht, die Haare, die Stimme, die Bewegungen. Wenn er sie wäre, brauchte er sich nur vor den Spiegel zu stellen, um vollkommene Befriedigung zu erlangen. Er hasste sie für ihre Vollkommenheit. Er hasste sie. Hitze stieg auf. Aufbrausender Zorn. Aufblitzende Bilder der Gewalt. Ein Geruch nach verfaultem Fisch, Gefühl verschwitzter Haut, Zittern angespannter Muskeln, schwellende Adern, in denen das Blut pocht. Wut.

Ein Tritt gegen Littles Schienbein ließ Schmerzimpulse durch seine Nervenbahnen fauchen und brachte ihn zurück zu sich selbst.

»Sie stöhnten so ... ich dachte es wäre das Beste, Sie auf diese Weise ...«, sagte Dorkas.

»Verbindlichsten Dank. Es war höchste Zeit.«

Dorkas verzichtete mit unerwarteter Feinfühligkeit darauf, Little über die Ursache seines Anfalles im Restaurant auszufragen. Little selbst hatte sich sehr schnell wieder gefangen, zumal die Familie am Nachbartisch nach einigen Minuten ihr Mahl beendete und das Restaurant verließ. Er schaute hinter dem Jungen her, bemerkte, dass dieser, trotz seiner schlechten Haltung mit vornüber hängenden Schultern, seine Eltern und seine Schwester schon um einen halben Kopf überragte. Er war älter, als Little vermutet hatte. Siebzehn zumindest- trotz der krähenden Stimme. Der Junge wandte sich um und warf einen Blick in Richtung der Bedienung, die sich in diesem Moment über einen Tisch beugte. Ein letztes Mal drang ein Fäulnisgeruch nach Geschlechtlichkeit in das Bewusstsein Littles, dann drängte die Mutter mit einem *Wo bleibst du schon wieder, Lucien*, und von der Tür kam die leicht quengelnde Stimme der halbhübschen Schwester, die

auch noch eine Bemerkung loswerden musste.

Little schaute Dorkas an. »Ein Monster«, sagte er dann.

»Sie meinen den Knaben, der seinen Pubertätsmief mit zu viel Deodorant überspielen wollte, nehme ich an?«

»Den meine ich.«

»Er ist dabei ein Mann zu werden, was schlimm genug ist. Aber Monster? Sie sollten mit dem Begriff vorsichtig umgehen, sonst fehlt Ihnen eines Tages die Bezeichnung für das, was Ihnen begegnet.«

»Sie wissen ja nicht, was ich gesehen habe.«

»Sicherlich weiß ich das nicht, Herr Little. Ich kann auf das Vergnügen übrigens liebend gern verzichten. Aber egal, was Sie zu erkennen glaubten, bedenken Sie, dass es einen Bereich gibt, in uns allen, den wir nur deshalb ertragen, weil wir wissen, dass er uns alleine gehört. Genauso wenig, wie wir bei gewissen Vorrichtungen der körperlichen Hygiene beobachtet werden wollen, würden wir es ertragen, wenn das, was in diesen Grotten unserer Seele lebt, ans Licht käme. Seien wir als optimistisch, dass dieser Knabe in spätestens zehn Jahren die Figur seines Vaters, einen sicheren Job und ein einigermaßen gefestigtes Weltbild hat. Dass er also - kurz gesprochen - das Gegenteil von mir wird.«

In der Nacht erwachte Little, weil er ein Geräusch gehört hatte. Das heißt, er erwachte und war sich sicher, dass dieses Erwachen etwas mit einem Geräusch zu tun haben musste. Er lauschte, aber in dem dunklen Zimmer war es völlig still. Nachdem er eine Weile gehorcht hatte, vernahm er das Ticken seines Reise- weckers und das Geräusch eines vorbeifahrenden Autos. Er war sicher, dass es nicht dieses Geräusch gewesen war, das ihn aus dem Schlaf geholt hatte. Eigentlich wollte er nun weiterschlafen, aber dazu musste er sich auf die Seite drehen. Und darauf hatte er keine Lust. Das wäre viel zu anstrengend. So blieb liegen, wie er erwacht war, auf dem Rücken, die Hände gerade neben dem

Oberkörper ausgestreckt.

Ihm kam der Gedanke, dass diese Position für einen Schläfer ziemlich unbequem schien und unwillkürlich an die ruhende Figur auf einem Grabmal erinnerte, das sie am vorletzten Tag in einer kleinen Kirche besichtigt hatten. Nun wurde ihm bewusst, dass er tatsächlich unbequem lag, und er fasste nach längerem Nachdenken den Plan, die Position doch zu ändern. Dennoch blieb er starr und unbewegt liegen, weil er merkte, dass sich sein Körper völlig von allen Befehlen seines Gehirns losgelöst hatte. Der Gedanke, sich umzudrehen, tobte noch eine Weile, wie ein General, dem die Truppen den Gehorsam verweigern, dann hörte Little ein anderes Geräusch und konzentrierte sich schlagartig.

Wo es herkam, war nicht festzustellen. Nicht einmal die Art des Geräusches war für ihn eindeutig auszumachen. Es hatte etwas leise Schabendes, Raspelndes und verstohlen Mahlendes. Als Little sich zu erinnern suchte, wo er schon einmal solche Töne gehört hatte, fiel ihm noch langer Zeit ein Film ein. Es war ein *Kulturfilm* gewesen, die Art von Streifen, in die jeder Lehrer seine Schüler mit gutem Gewissen führen darf, und er handelte von Insekten. Es gab eine Szene, in der ein in der Vergrößerung monströs erscheinendes Tier, eine Gottesanbeterin, eine Beute zerteilte und verschlang. Und aus den Lautsprechern des Kinos war exakt ein solches Geräusch gedrungen, wie es Little in diesem Moment vernahm. Unwahrscheinlich, dass hier im Zimmer so ein Kerbtier sitzt und frisst, dachte Little. Aber dieser Gedanke wurde von der überwältigenden Wirklichkeit überdeckt, die in dem deutlich hörbaren Geräusch lag.

Eine Maus, dachte Little noch. Es könnte eine Maus sein. Er konnte den Kopf nicht wenden, aber zumindest die Pupillen konnte er zur Seite drehen, wo sie jedoch nichts erfassten als Dunkelheit.

Das Knistern und Raspeln hielt unverändert an. Langsam, ohne sein Zutun, sogar gegen seinen Willen, entstand in Littles

Kopf ein Bild. Die Dunkelheit hatte nichts Verbergendes mehr, er konnte nun deutlich erkennen, dass die scheinbar undurchdringliche Schwärze nichts anderes war als ein Lebelement, so wie das Wasser für die Fische. Und eines der Wesen, die durch die Dunkelheit lebten, saß neben ihm. Deutlich erkannte Little riesige, glänzende Facettenaugen, in denen sich nun seine liegende Gestalt widerspiegelte. Kieferzangen öffneten und schlossen sich, lang gestreckte, dürre Glieder mit knorpelig hervorstehenden Gelenken führten in mechanischer Wiederholung ihre Bewegungen aus. Was mochte dieses Wesen sich gerade einverleiben, dachte Little. Im nächsten Moment gewann er auch darüber Klarheit, denn aus der Art des Geräusches konnte er nun auf Farben schließen. Ein helles Rot kam ihm in den Sinn. Blutrot. Entsprungen aus einer festen Masse, die unter dem Zangengriff des Wesens bebte, bevor sie in Fetzen auseinanderriss. Fleisch. Und als das Raspeln und Schaben weiter anhielt, erkannte Little, dass nun sein Fleisch im Griff der Zangen war. Millimeter um Millimeter schabten die stahlharten, bedächtigen und so hinterhältig vorsichtigen Glieder seine Haut ab. Fast sanft, wie Wind, der Sandkörner von einem Stein weht. Die Hautschichten wurden abgetragen, das Muskelgewebe, die Eingeweide; die Knochen schwanden, bei jeder Bewegung des Wesens um hauchdünne, durchsichtige Blättchen vermindert. Schließlich war John Little nur noch ein Bewusstsein, das körperlos in der Luft schwebte. Bis hierhin hatte er diese Empfindung mit Neugierde verfolgt. Nun aber merkte er mit wachsender Unruhe, wie die Wände des Zimmers langsam schwanden und sich um ihn Weite und Einsamkeit ausbreiteten.

Das Haus löste sich auf, die Stadt, der Kontinent, der Erdball schließlich, bis das Universum eine einzige von Unendlichkeit zu Unendlichkeit ragende Leere wurde. Der Gedanke an diese Grenzenlosigkeit, in der er schwebte, hatte für Little schon etwas Grauensvolles. Zwischen ihm und dieser Leere gab es keine Barriere. Nichts außer der Illusion, dass er *Ich, John Little* war, und

einigen Erinnerungen, die diese Vorstellung unterstützen konnten. So lag er regungslos und nur schwach atmend, bis die Dämmerung kam, im Hotel Wasserleitungen rauschten und ein Servierwagen über den Gang klapperte. Dann erst wagte Little, sich zu regen. Er begab sich unter die Dusche und ließ eine halbe Stunde lang das heiße Wasser über seinen Körper rinnen, als müsste er sich selbst beweisen, dass seine irdische Hülle Substanz und Festigkeit hatte.

Am Frühstückstisch bemerkte er einige Male die prüfenden Blicke von Dorkas, aber dieser fragte weder nach, noch hatte Little das Bedürfnis, über die Vision der letzten Nacht zu reden. Aber es war köstlich, die Hand auf den Tisch im Speisesaal zu legen und die Härte des Holzes zu spüren.

Wie üblich brauchte Dorkas lange für sein Frühstück. Und wie üblich hatte er sich einige Zeitungen besorgt, die er sorgfältig studierte und dabei nicht mit Anmerkungen sparte.

Im Laufe dieser Reise hatte Little dieses Verhalten zur Genüge kennengelernt, ohne es jedoch schätzen zu können oder, um der Wahrheit die Ehre zu geben, es fiel ihm ungeheuer auf die Nerven. Ein Gespräch am Frühstückstisch als Sparringsrunde für die geistigen Anstrengungen des Tages war Littles Sache nicht, zumal er sich der Dorkas'schen Süffisanz ziemlich wehrlos gegenüber sah.

Dementsprechend froh war Little, als Dorkas das Signal zum Aufbruch gab. Sie fuhren mit einem Mietwagen zum Musée de la Sorcellerie in Concessault.

»Hoffentlich keine Schulklassen oder diese Besuchergruppen, die aus Reisebussen losgelassen werden«, knurrte Dorkas.

Sie hatten in diesem Sinne Glück, denn als sie um die Mittagszeit ankamen, waren keinen anderen Besucher zu sehen. Am Eingang döste ein älterer Herr, dessen rundliche Körperform mit

einer ebenfalls dem Vollmond angeglichenen Gesichtsform korrespondierte.

Beides erweckte auf den ersten Blick den Eindruck einer fest gegründeten bürgerlichen Wohlanständigkeit und einer persönlichen Wesensart von liebenswerter und sehr erfreulicher Mittelmäßigkeit. Nachdem er eine Weile den Mann betrachtet hatte, der, die Arme vor dem Bauch verschränkt und den Kopf auf mehrere Kinne gestützt, friedlich und sanft atmete, begann Dorkas sich zu räuspern. Erst als er mit schon rauem Hals begann, sich dem Originalton der Trompeten von Jericho anzunähern, stockte der ruhige Atem des Schläfers. Er blubberte und rückte dann mit einer Plötzlichkeit in eine aufrechte Position, die Dorkas zurückschrecken ließ.

»Es tut mir leid, wenn ich Ihren wohlverdienten Schlaf in der Mitte der hellen Tageszeit durch meine Ausströmung von akustischen Signalen zur Störung gebracht haben sollte ...«, radebrecte der immer noch erschrockene Dorkas und bekam einen roten Kopf, weil er sich mit seinem Satz in öde Weiten der französischen Grammatik verirrt hatte, aus denen es keine Wiederkehr gab.

»Ich habe mich zu entschuldigen, Messieurs«, antwortete der andere. »Diese Hitze macht mir heute etwas zu schaffen. Sie sind Ausländer?«

Das etwas schamhafte Geständnis seitens Dorkas, dass es sich bei ihnen in der Tat um Angelsachsen aus dem britischen Königreich bzw. aus den USA handelte, wurde mit Aufregung zur Kenntnis genommen.

»Unser Museum ist nicht so bekannt, dass hier oft Besucher aus dem Ausland kommen.«

Anscheinend kommen nicht mal Besucher aus dem Inland, erlaubte sich Dorkas mit einer gewissen Boshaftigkeit zu denken. Laut bemühte er sich aber einen kurzen Abriss der soziologischen Entwicklung des 20. Jahrhunderts hin zur Massenkultur zu geben, was auf ein *Klein, aber fein* und *Masse ist nicht gleich Klasse* hinaus-

lief.

Da der Museumswärter, der das gesamte derzeit vorhandene Personal repräsentierte, sich über die Gelegenheit freute, seine Kenntnisse der englischen Sprache aufzufrischen, wurde das Gespräch für Dorkas und Little wesentlich einfacher.

So erfuhren sie nicht nur einiges über das Leben und den Gesundheitszustand von Monsieur Reinard und seiner Familie, sondern auch über die Art und Weise, wie die Ausstellungsstücke dieses Museums gesammelt wurden. Little hörte mit höflichem Interesse zu. Ihm fiel aber auf, dass Dorkas den Mann mit einer gewissen lauernenden Gespanntheit betrachtete, als wäre von ihm eine plötzliche akrobatische Einlage zu erwarten.

Als Little und Dorkas schließlich vor einer Versteinerung standen, die aus den nahen Sümpfen geborgen worden war und in der auch eine wenig fähige Fantasie ein monströses Wesen entdecken konnte, fragte Little: »Warum haben Sie sich bei dem Mann nicht nach diesem *Grand Albert* erkundigt? Die Gelegenheit war so günstig wie vielleicht nie wieder.«

»Alles zu seiner Zeit. Ich stelle ihm die Kardinalfrage noch.«

»Und? Was haben Sie für ein Gefühl?«

Dorkas zuckte die Schultern.

»Also für mich«, sagte Little weiter, »sieht er nicht nach dem typischen Hexenmeister aus.«

»Vielleicht liegt das an Ihrer Vorstellung von solchen Leuten. Aber mal davon abgesehen. Ich will ja keine Hexenmeister.«

»Sie wollen den *Grand Albert*.«

»Exakt. Und dafür scheint mir unser neuer Bekannter Monsieur Reinard eine gute Adresse zu sein.«

»Wenn Sie sich da nur nicht täuschen.«

Dorkas umrundete eine andere Versteinerung und betrachtete sie mit schräg gelegtem Kopf und Lippen, die sich leise bewegten.

»Was wäre, wenn dieses Ding nicht einfach eine irgendwie mi-

neralisierte Baumwurzel oder so etwas Ähnliches wäre, sondern das, was es zu sein scheint.«

»Was scheint es denn zu sein? Für mich sieht es so ähnlich aus, wie eine von diesen Figuren bei Fantasy-Rollenspielen.«

»Richtig«, nickte Dorkas. »Orks oder Trolle nennt man wohl diese Wesen. Und wir haben uns daran gewöhnt, diese Geschöpfe als Ausgeburten der abergläubischen Fantasie zu betrachten. Aber was wäre, wenn es sie wirklich gab? Oder sogar noch gibt? Zum Teufel noch mal, wenn irgendwelche fossilen Quastenflosser vor Madagaskar gefangen werden, die man für ausgestorben seit Millionen Jahren hielt, warum soll nicht auch irgendwo im Wald noch eine Bande Orks leben?«

»Sie werfen gerade zweihundert Jahre Aufklärung über Bord, Dorkas.«

»Da gibt es nicht mal viel zu werfen, fürchte ich. Ich meine, denken Sie an die Kantische Urteilstafel, wenn Sie in einem dunklen Keller stehen? Oder ist es nicht eher so, dass sich ganz automatisch Bilder gestalten, die den Idealporträts solcher Trolle ähneln? Woher kommen überhaupt unsere Möglichkeiten, in solchen Klumpen Materie die Formen von Zwergen, Orks oder Trollen zu entdecken? Woher hat das menschliche Bewusstsein die passenden Schablonen?«

»Keine Ahnung. Aber ich bin optimistisch, dass in Harvard einer lebt, der es Ihnen erklären kann.«

Statt einer Antwort schnaubte Dorkas nur verächtlich und verzog sich beleidigt in Richtung auf die vollständig aufgebaute Hexenküche. Little bedauerte seine schnippische Replik auf das Dorkas'sche Plädoyer für die Erweiterung des Ökosystems in Hinsicht auf zweibeinige Monster. Es war nicht so, dass er Dorkas allzu ernst nahm. Aber nun stand er alleine vor einer Vitrine und Dorkas beugte sich mit einer derartig verbissenen Hingabe über eine Sammlung getrockneter Pflanzen, dass man das Ansprechen verboten-Schild förmlich sehen konnte.

In der letzten Zeit hatte Dorkas überhaupt ein wenig zu viel von seiner üblichen humorvollen Gelassenheit verloren. Er zeigte Anzeichen von Nervosität, erinnerte dabei an einen sorgenvollen Kapitän, der auf der Brücke seines Schiffes das unheilvolle Sinken des Barometers beobachtet. Wahrscheinlich, so vermutete Little, war er selbst nicht völlig unschuldig an der Gespanntheit des anderen.

Während er diesen Gedanken hatte, erklang das erste Raunen und Wispern wie aus unendlicher Ferne und Little spürte, wie sich ungewollt seine Muskeln zusammenzogen, bis er stocksteif, völlig verkrampft, dastand. Alles, was er um sich hatte, jeder Gegenstand, jedes Buch, jedes Dokument, jedes Bild, jede Kuriosität begann auf ihn einzureden. Er hörte das Echo, vernahm die Stimmen und war wenig mehr als ein Radioempfänger, der Wellen weitergibt und Sendungen hörbar macht. In seine Nase stieg der scharfe Geruch von widerwillig brennendem, feuchtem Holz, seine Kehle brannte von dem schweren, weißlichen Rauch; Jammern erklang, die Stimme eines Priesters, der Litaneien her sagte, wütende Schreie aus einer unsichtbaren Zuschauerschaft.

Dann drängte sich eine Frauenstimme an sein Ohr, ganz nahe, sodass Little manchmal die Berührung der Lippen zu verspüren meinte. Leise flüsterte sie in einer ihm unverständlichen Sprache, harmonisch, sanft und zugleich energisch. Die Worte glitten durch Littles Bewusstsein, rieselten an ihm vorbei wie klares Wasser, aber dann veränderte sich der Klang, das R ragte rau und kantig wie Wolfsknurren aus dem Geplätscher der Stimme heraus, die Vokale wurden in die Länge gezogen, die O und U stolzierten förmlich im Festtagskleid, die Stimme wurde lauter und schneller, die Stimme wurde härter und verlor alle mädchenhafte Sanftheit, dann seigerte sie sich immer mehr und geriet in Raserei und dann schrie sie hasserfüllt und atemlos die letzten Formeln und brach endlich mit einem höhnischen Schrei ab.

Auf Littles Gesicht spiegelte sich für einen Moment ein Entset-

zen, das vor vielen Jahrhunderten ein Mann empfunden haben musste, als seine sanfte Liebste, dieses duftende Geschöpf mit dem warmen weichen Leib ihn bezauberte, ja bezauberte, aber nicht mit dem Reiz ihrer Nacktheit, sondern mit ihrer bösen Hexerei. Und seine Glieder wurden wie weiches Wachs, aber nicht mehr aus Liebe oder Begierde, sondern durch Furcht und Zauberei.

Schattenhaft musste Little die Szene miterleben. Er wollte sich abwenden, aber wohin er auch schaute, war diese Szene schon, dieser Raum mit dem breiten Bett unter einem kunstvollen Baldachin. Zerwühlte Laken, darauf ein unbekleideter Mann, der sich vergeblich mühte, den Oberkörper auf die Arme zu stützen. Im Vordergrund der Rücken einer Frau, ja, das musste die Schöne sein, deren Stimme er gehört hatte. Sie wich mit geschmeidigen Bewegungen vom Lager zurück, als würde sie tanzen, den perfekten Rücken, über den ihr honigblondes Haar floss, etwas gebeugt, die schlanken Arme erhoben.

Aus dem Dunkeln zweier Nischen schälten sich zwei andere Gestalten. Der Mann auf dem Bett keuchte angstvoll und versuchte zu schreien, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst wie seine Gliedmaßen, und so kam nur ein lachhaftes Gewinsel aus seinem Mund. Die beiden Gestalten näherten sich. Zwei Frauen, beide ohne einen Fetzen Kleidung auf dem Leib. Die eine trug ihr Haar sorgfältig zu einem Zopf gebunden und um den Kopf geschlungen.

Graue Strähne zogen sich durch das Nussbraun ihres Haares, ihre Brüste waren schwer und hatten nicht mehr die Straffheit der Jugendjahre, ihre Hüften schienen zu füllig, ihre Schenkel zu prall, und ihr Bauch zeigte die Wölbung des Leibes, der schon neues Leben getragen hat.

Sie hatte nicht mehr den Liebreiz eines Mädchens und besaß dennoch die unbestreitbare Anziehungskraft und Schönheit der Reife, als sie stolz, mit erhobenem Nacken, zu dem Lager trat.

Dann hörte Little schlurfende Geräusche, und die dritte Gestalt wurde sichtbar. Der Anblick der nackten Greisin erregte Abscheu in ihm. Dünnes, schmutzig-weißes Haar hing von ihrem halb kahlen, schorfigen Schädel über den Rücken hinunter. Die Haut war fahl, die Glieder dürr und knotig wie Winterzweige, die Brüste hingen wie ausgeleierte Ledersäcke bis zum Nabel. Schlurfend und zitternd durchquerte sie den Raum. Nun standen die drei Frauen an den drei freien Seiten des Bettes. Die Jüngste, die am Ende stand, beugte sich über das Fußbrett und riss die Decke fort, die die Blöße des Mannes bisher noch bedeckt hatte. Der Mann lag auf dem Rücken, aus seinem aufgerissenen Mund drang Wimmern. Seine Augen quollen ihm aus dem Schädel, seine Adern schwollen an, aber er war gelähmt und ein leichtes Hin- und Her des Kopfes war alles, was seine männliche Kraft erreichen konnte.

Das Mädchen am Fußende lächelte ihn an, aber ihre Augen zeigten keine Regung des Mitleids. Eben noch hatte sie sich diesem Mann hingegeben und er hatte in ihren Armen gelegen, aber nun zählte das nicht mehr als ein Kinderspiel. Die Alte streckte ihre knöchigen Finger aus und betastete die Brust des Mannes. Auf ihrem verfallenen Gesicht, dessen linkes Auge durch ein herabhängendes Lid völlig verdeckt war, schien ein Hauch von Befriedigung auf. Sie ließ sich Zeit, ließ ihre kalten Finger durch die schwarzen Locken seines Brusthaares gleiten, prüfte die Muskeln und Sehnen seiner festen Muskulatur und legte dann die Hand auf die Haut, unter der ein angstvolles Herz mit verzweifelter Kraft zuckte. Die Greisin nickte und hob langsam die rechte Hand. Das Mädchen huschte zu einer Truhe und hob einige zusammengefaltete Tuchbahnen zur Seite. Ihre Bewegungen hatten die Eleganz einer Tänzerin und die vollkommene natürliche Unschuld eines springenden Rehes.

Sie war wunderschön, und dieses Bild des Mädchens, das sich über die Truhe beugte, während ihr langes Haar vom Rücken herabglitt und ihre Arme verbarg, erweckte in Little eine plötzli-

che Wehmut, als hätte er einen Blick in ein verlorenes Paradies erhaschen dürfen.

Das Mädchen richtete sich auf. In ihren Händen war eine flache Schale. Sie brachte die Schale zu der Frau mit dem nussbraunen Haar, griff, als diese die Schale fest in den Händen hielt, hinein und brachte einen Dolch zum Vorschein. Die Klinge schimmerte, als der matte Kerzenschein darauf fiel. Das Mädchen legte den Dolch in die wartend geöffnete Hand der Greisin und nahm wieder ihren Platz ein. Langsam fuhr die Messerspitze über die Haut des Mannes. Zwischen den Fingern der linken Hand, die noch immer über dem Herzen lag, kam sie zum Halt. Die Alte drehte den Griff leicht. Nun stand die Klinge parallel zum Verlauf der Rippen. Ein dünner Blutfaden lief zwischen den verschwitzten Haaren des Mannes heraus und suchte sich einen Weg abwärts, floss den Bauch entlang, sammelte sich im Nabel und machte ihn zu einem roten Schmuckstein auf dem bebenden Bauch.

Die Greisin fasste den Dolchgriff mit der Rechten. Die Linke hob sich, ballte sich zur Faust, berührte probeweise den Griff und wurde nach oben geführt. Die beiden anderen Frauen begannen mit klaren, reinen Stimmen ein Lied anzustimmen. Das Lied klang nach Sommer, reifen Feldern und prächtigen Vögeln. Einige Herzschläge lang schwebte die Hand in der Luft, zitterte und bebte, dann spannten sich die Sehnen unter der faltigen Haut des Armes und die Hand wurde nach unten geschmettert, knallte auf den Dolchgriff ... knallte ... knallte ... knallte.

»Monsieur, warum ohrfeigen Sie diesen Herrn«, rief Monsieur Reinard verwirrt und griff nach Dorkas' Hand. Aber Dorkas, der aufmerksam Little's Blick beobachtet hatte, senkte die schon erhobene Hand und ließ seine Hand von Little's Schulter gleiten.

»Nichts, nichts«, versicherte er leichthin. »Mein Begleiter hat zuweilen gewisse Absenzen, die ihm Probleme bereiten. Diese Methode ist die einfachste, um ihn wieder in die Fänge der Reali-

tät zu holen.«

Gemeinsam mit Reinard schleifte Dorkas den noch immer halb betäubten Little vor die Tür des Museums. Reinard organisierte einen Stuhl und sie platzierten Little neben den Eingang in die Sonne.

»Soll ich wirklich keinen Arzt holen, Monsieur?«

»Bitte keine Umstände. Mein Begleiter ist ein sehr sensibler Mensch. Die Exponate Ihres Museums werden seine kreative Vorstellungskraft über Gebühr angeregt haben.« Nun senkte Dorkas die Stimme und flüsterte hinter vorgehaltener Hand: »Künstler. Sie verstehen?«

Das Ankommen eines Kleinbusses, aus dem eine Gruppe schwarz gekleideter Jugendlicher stieg, lenkte die Aufmerksamkeit des Monsieurs Reinard ab, was Dorkas durchaus zupasskam. Trotzdem betrachtete er die trotz der Wärme vollständig bekleideten neuen Besucher mit einer gewissen Skepsis. Die Mädchen hatten blutrot geschminkte Lippen, lange dunkelrote Fingernägel und schwarz umrandete Augen. Und auch bei den Jungen glaubte Dorkas, Spuren von schwarzer Schminke um die Augen zu erkennen. Ein schwerer Hauch von Patschuli lag über der Gruppe.

»Hübsch, nicht wahr«, knurrte Dorkas in Richtung von Little. »Wie aus einem Dostojewski-Roman plus ein bisschen Bela-Lugosi-Vampirfilm.«

»Was sind das für Leute?« Littles Stimme klang schwach.

»Offensichtlich eine Art von Nachwuchshexen.«

»Ernst zu nehmen?«

»Was ist heutzutage noch Ernst zu nehmen? Nein, meiner Ansicht nach sind das Kandidaten für die Klapsmühle.«

»Aha.«

»Da wir gerade bei Klapsmühle sind, Herr Little ... Was haben Sie eben gesehen? War es wieder diese Dame?«

»Nein, es waren ... Echos.«

»Muss ich das jetzt verstehen?«

»Bei Ihrer Intelligenz sollten Sie. Sie wissen, worüber ich rede.«

»Natürlich, ich weiß. Nennen wir es metaphysische Impulse, die von Gegenständen ausgehen. Aber was genau war es?«

Little beugte sich nach vorne und rieb sich die Stirne. »Eine Hexenverbrennung«, sagte er dann zögernd.

»Kein Wunder«, stimmte Dorkas trocken zu, »es gibt ja genügend Zeichnungen dieser Hinrichtungen im Museum. Aber das kann nicht alles gewesen sein.«

»Ich kann mich nicht genau erinnern ...« Little hatte plötzlich das Bedürfnis, diese Szene für sich zu behalten. Es schien, als sei er der intime zugelassene Zeuge und würde diese Vertrautheit zerstören, wenn er sie einem Inquisitor wie Dorkas offenbarte. Der Impuls war so stark, dass Little den Kopf hob und Dorkas mit verkniffenem Mund anschaute. Der staunte und schaute mit besorgtem Gesicht zurück.

»Weibergeschichten!«, zischelte Dorkas dann.

»Wie kommen Sie darauf.«

»Weil Ihr Gesicht zwischenzeitlich eine derartige - Verzeihung für den Ausdruck - Geilheit hatte, dass es sich nur um eine Weibergeschichte gehandelt haben kann.«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Sie lügen vielleicht?«

»Ich kann mich wirklich nicht erinnern.« Wie schön sie war, wie sanft, wie biegsam die Glieder, wie glatt die Schenkel, wie köstlich der Bauch, wie vollkommen die Brüste, wie weich die Haut, wie duftig ihr Haar, wie kindlich ihr Lächeln. Er durfte sie nicht an diesen fetten Mann verraten.

»Los, raus damit.« Dorkas hatte in Ton und Lautstärke einen Drill Sergeant imitiert und Littles Verstocktheit eingetreten wie eine Bretterwand.

»Unglaublich«, murmelte er, als Little seine Erzählung beendet hatte. »Einfach unglaublich.«

»Was waren es für Frauen?«

»Welche Individuen es waren? Wir würden es sogar herausfin-

den, wenn wir uns Mühe gäben. Es gibt Gerichtsakten, die Einrichtung des Raumes gibt Hinweise auf die Periode et cetera. Aber für solche Spielereien bleibt keine Zeit. Und als Typen? Sagen wir als psychologische Archetypen? Ist doch offensichtlich - das Mädchen, die Frau, die Greisin. Die drei Aspekte der Großen Göttin. Geburt. Leben und Tod. Kommen, Bleiben, Gehen.«

Erregt lief Dorkas hin- und her. »Wenn wir es auf den Punkt bringen - eigentlich ist in allen entsprechenden Mythen *das Mädchen* auch zugleich *die Jungfrau*. Aber das ist kein Widerspruch, weil allem Anschein nach die junge Dame ja Jungfer war, als diese Veranstaltung begann. Ich meine, als sie mit dem Mann zusammentraf.«

Little nickte. Er wühlte in seiner Erinnerung und bestätigte dann, dass es Anzeichen dafür gab, dass ein geschlechtliches Zusammensein stattgefunden hatte. Die Formulierung klang so bürokratisch und blöde, dass sie für Little geradezu therapeutische Wirkung entfaltete.

Unvermittelt blieb Dorkas vor Little stehen und legte den Finger auf die Nase. »Wenn wir«, dozierte Dorkas, »davon ausgehen, dass die junge Dame den Schatz ihrer Jungfernschaft nicht ohne Sinn und Zweck aufgab und dass dieses finale Ritual auch ohne vorherigen Geschlechtsakt durchgeführt werden könnte - sie braucht den Herrn ja nicht richtig ranzulassen, bevor sie ihn auf irgendeine Weise lähmt, stimmt's? - dann haben wir es hier wohl mit einer ganz geplanten Zeugung von Nachkommenchaft zu tun. Das Mädchel hat sich schwängern lassen und dann musste der Erzeuger sein Leben lassen, um dem entstehenden Leben Kraft zu vermitteln.«

»Hat das für uns jetzt irgendeine Bedeutung?«, fragte Little matt.

»Kommt drauf an. Es zeigt uns, dass wir nicht mit jedem, wie sagt man, Schnucki zwischen die Laken schlüpfen sollten. Na ja, was mich angeht, schätze ich den praktischen Wert dieser Einsicht eher gering ein. Also, um ehrlich zu sein, es ist im Moment

nicht als ein hübsches Gedankenspiel. Wissenschaftliches Muskeltraining. Man könnte sich natürlich zusätzlich überlegen, woher diese Frauen kamen. Ich meine, welche Tradition sie verkörpern. So was lutschen sich ja nicht mal die Weiber so mir nichts dir aus dem hübschen Däumchen. Nein, da gibt es eine Tradition. Könnte bis in die Steinzeit zurückreichen. Vielleicht ein Aufstand der Anhängerinnen der großen Göttin gegen die Priester des männlichen Himmelsgottes. Meine Güte, man müsste mehr Zeit haben, das wäre doch mal ein Thema, an dem ich mich festbeißen könnte.«

Dorkas kratzte sich am Kopf und blickte in eine Ferne, in der er wohl seinen wissenschaftlichen Ruhm und seine geistigen Erkenntnisse schwinden sah. »Wo war ich? Ja, und es natürlich die ebenso interessante Frage, was aus dem Kind geworden ist. Hat diese Ex-Jungfer wirklich empfangen? Es gibt Frauen, die behaupten, sie könnten den Moment des Eisprungs spüren. Mithin wären die also sehr wohl in der Lage mit einer hohen Wahrscheinlichkeit eine Zeugung herbeizuführen, falls der Kerl nicht versagt. Ich nehme einmal an, so was wird vorher abgecheckt. Also, sie wird schwanger, bekommt das Kind. Ich nehme mal an, es ist ein Mädchen. Was wird aus ihr? Tochter einer Hexe, Enkel einer Hexe - aber welche Fähigkeiten hat sie, was kann sie, was will sie? Ich könnte schreien, wenn ich daran denke, wie viele Dinge man wissen müsste und nicht herausfinden wird.«

»Es wäre doch naheliegend, dass dieses Kind einmal in den Akten der Hexenprozesse Furore gemacht hat und dann verbrannt wurde.«

Dorkas beugte sich zu Little herunter. »Sie denken zu einfach und zu gradlinig«, sagte er. »Vielleicht sollten wir zwischen Hexen und Hexen unterscheiden. Zwischen den simplen Kräuterweiblein oder den unbefriedigten Hausfrauen der damaligen Zeit, die im Hexentum einen Ausweg aus ihrer Misere zu finden glaubten - schließlich gab es damals noch keine Fernseh-Talkshows und keine Volkshochschule-Kurse für kreatives Schrei-

ben, um sich abzureagieren - und den richtigen Hexen. Denen, die sich nicht fangen ließen. Denen, die nie verbrannt wurden, sondern die vielleicht selbst verbrannten. Die im Hintergrund agierten.«

»Sind Sie schon wieder bei Ihrem Hobby? Die Herrscher im Hintergrund?«

»Bin ich«, bestätigte Dorkas, deutlich pikiert. »Haben Sie sich mal gefragt, wie die Weltgeschichte gelaufen wäre, wenn nicht irgendwelche hübschen Lippen den vermeintlichen Herren der Schöpfung ständig irgendetwas eingeflüstert hätten? Anstacheln, provozieren, ihn in die gewollte Richtung lenken - Männer sind im Grunde doch ziemlich blöde, ich sag's ja nicht gerne, aber die Tatsachen sprechen dafür.«

»Sie haben gerade die Weltverschwörung der Freimaurerinnen erfunden.«

»Es ist ein Laster der heutigen Zeit, Spottlust mit Einsicht zu verwechseln. Dumm grienen über Dinge, die man nicht versteht, ist nur Schuljungen-Niveau, auch wenn es heute zu den herausragenden Eigenheiten der Medienfritzen gehört. Was soll's? Es war ja auch nur ein Nebengedanke.«

»Ich fürchtete schon, Sie hätten den Hauptgedanken vergessen.«

»Bisher hat mich nichts, was mit der holden Weiblichkeit zu tun hat, von meinen Gedanken ablenken können. Der *Grand Albert* steht immer noch auf der Liste.«

»Und Sie sind immer noch der Meinung, dieser Monsieur Reinard könnte uns helfen, Dorkas?«

»Ja, das bin ich!«

»Auf mich wirkt er nicht wie jemand, der sich auf dem Gebiet der Hexerei herumtreibt.«

»Haben Sie seine Finger gesehen, Herr Little?«

»Nein, was ist mit denen?«

»Deutliche Verfärbungen an den Fingerspitzen.«

»Er raucht dieses Kraut, das hier zur Folklore gehört. Wie heißt

es? Gauloises.«

»Unfug. Haben Sie in der letzten Zeit gesehen, dass sich unser neuer Bekannter eine Zigarette angezündet hätte?«

»Nein.«

»Na, also!«

»Das sagt nichts«, beharrte Little. »Vielleicht raucht er nicht so viel am Tag.«

»Wer dieses Franzosenkraut raucht, ist hochgradig nikotin-süchtig. Außerdem: Haben Sie irgendwas an Monsieur Reinard bemerkt, was wie Zigarettenqualm gerochen hätte? Haben Sie? - Natürlich nicht. Nicht nur denken, mein werter Herr Little, wahre Klugheit nutzt auch die Sinne. Monsieur Reinard ist Nichtraucher.«

»Nachdem Sie mir dieses schlüssig bewiesen haben, werden Sie mir sicherlich auch eine einleuchtende Erklärung für die Verfärbungen an Reinards Fingern liefern können.«

»Nun, ich habe zumindest eine Vermutung.«

»Kein Tabak, also was ist es?«

»Schwefel zum Beispiel. Oder Metalle.«

Little blickte sich Hilfe suchend um. »Das ist mir wieder zu hoch.«

»Wenn ich mich nicht getäuscht habe, dann können diese Verfärbungen nur eines bedeuten. Monsieur Reinard ist ein Adept der schwierigen Kunst der Alchimie.«

»Bringt uns das irgendwie weiter?«

»In gewisser Hinsicht schon. Sehen Sie, die Alchimie ist ein uralter Weg zum Verständnis der Natur. Ich führe das nicht weiter aus, sonst würde es zu lange dauern ...«

»Danke.«

»Sie sind wenig hilfreich, Herr Little. Um es ganz kurz zu machen - ich halte die Alchimie für eine direkte Konkurrenz des Systems, das wir als Hexerei bezeichnen.«

»Dann ist Reinard hier wohl ziemlich fehl am Platze?«

Dorkas setzte ein spitzbübisches Grinsen auf, das sein Gesicht

von einem Ohr zum anderen teilte.

»Monsieur Reinard ist keineswegs fehl am Platze«, konstatierte er. »Er ist ganz bewusst hier. Er ist nämlich so eine Art Aufpasser. Verstehen Sie? Er hat die Konkurrenz im Blick.«

»Falls Ihre Voraussetzung nicht doch falsch sein sollte.«

»Falls ... Aber das werden wir gleich wissen.«

Die Besuchergruppe hatte sich inzwischen von der Kasse entfernt. Reinard schob die Füße von sich und machte es sich auf seinem Stuhl bequem. Er blickte lächelnd auf, als Dorkas angeschlendert kam und mit dem Kopf in Richtung auf die Jugendlichen deutete.

»Seltsames Völkchen«, sagte Dorkas leichthin.«

»Oh, sie sind harmlos, Monsieur. Sie tun niemandem etwas zuleide und freuen sich höchstens, wenn man sie exotisch findet.«

»Sind Sie sicher, Monsieur Reinard, dass diese Leute niemandem Schaden zufügen?«

»Wenn Sie nicht betrunken Auto fahren ...«

»Sie wissen, was ich meine?«

»Ich weiß, ich weiß. Diese Hexerei. Nein, ich bleibe dabei, ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Jugendlichen Schaden anrichten könnten. Vielleicht wollen Sie es ...«

»Vielleicht schaffen Sie es.«

»Monsieur!« Reinard warf theatralisch die Arme in die Höhe, »Die Concorde fliegt in vier Stunden nach New York. Jeden Tag steht etwas Neues über die Gentechnik in der Zeitung, und da sollen Alraunwurzeln oder andere solche Dinge noch eine Bedeutung haben? Für die Psychiater, die diese Leute behandeln müssen, vielleicht.«

»Nun, nicht jeder ist so optimistisch wie Sie, Monsieur Reinard.«

»Optimistisch?«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich bleibe dabei, nicht jeder denkt wie Sie.«

»Was sollen das schon für Leute sein, die am Aberglauben hängen?«

»Kluge Leute. Reiche Leute. Mächtige Leute.«

»Wirklich so kluge Leute?«

»Klüger als die meisten.«

»Und diese klügeren Leute fürchten sich noch vor der Hexerei?«

»Fürchten ist vielleicht das falsche Wort. Sie beziehen die Hexerei in ihre Überlegungen ein.«

»In welche Überlegungen?«

»Oh, allgemeine Überlegungen«, Dorkas wedelte etwas unbestimmt mit den Händen.

»Jedenfalls Überlegungen, die diese Leute für wichtig halten.«

»Und das, was unser Museum bietet, spielt dabei eine Rolle?«

»Zum Teil, zum Teil spielt eine Rolle, was Ihr Museum nicht bieten kann oder will.«

»Und was wäre das, Monsieur?«

Dorkas bewegte die Lippen, als müsste er zu einem Taubstummen sprechen: »Der *Grand Albert*.«

»Der *Grand Albert*?« Monsieur Reinard verharrte eine Sekunde lang stumm, dann brach er in lautes Lachen aus.

»Das meinen Sie doch nicht ernst«, gluckste er nach einer Weile und rieb sich einige Tränen aus den Augenwinkeln.

»Doch, ich meine es absolut ernst«, bestätigte Dorkas ungehört.

»Monsieur, der *Grand Albert* ist ein Märchen, eine Geschichte.«

»Warum hat man sich die Mühe gemacht, ein Märchen zu verbieten?«

»Weil der größte Teil dieses ganzen Hexenpalavers aus Fantasie und Erzählungen besteht!«

»Haben sich Menschen für ihre Fantasien verbrennen lassen?«

»Mag sein, dass es früher tatsächlich so ein Buch gab, wie den *Grand Albert*. Es ist heute verschollen. Sonst wäre es in diesem Museum.«

»Ihr Museum in allen Ehren. Aber ich habe gehört, dass es immer noch Exemplare des *Grand Albert* gibt, die im Familienbesitz sind.«

»Ach, ich bitte Sie, das ist doch genauso wie der Neffe, der ein unehelicher Sohn des Duc de Was-weiß-ich war. So was kennt jede Familie.«

»Stimmt. Und mancher Neffe ist wirklich ein unehelicher Sohn eines Duc.«

»Nun ja, ich jedenfalls weiß nichts über ein Exemplar des *Grand Albert*.«

»Sehen Sie«, strahlte Dorkas », und genau das mag ich Ihnen nicht glauben.«

»Monsieur, warum wollen Sie mich in Verlegenheit bringen, indem Sie insistieren?«

»Es täte mir Leid, würde ich Sie in irgendwelche Verlegenheit bringen. Allerdings gehe ich dieses Risiko ein, weil es die Sache wert ist.«

»Die Sache? Sie meinen den *Grand Albert*? Was würden Sie damit anfangen, wenn es ihn denn gäbe und Sie ihn in die Finger bekämen?«

»Was ich damit anfangen würde? Sagen wir, es wäre eine Schutzmaßnahme.«

»Dafür soll er nicht geeignet sein.«

»Doch, auf jeden Fall. Denn er wäre erstens nicht in falschen Händen und zweitens finde ich darin eine Möglichkeit, mich und andere - sagen wir: vor Einflüssen zu bewahren.«

»Vor welchen Einflüssen, was meinen Sie?«

Statt einer Antwort deutete Dorkas auf die stillen Ausstellungsräume, in denen ab und zu die Gestalt eines umhergehenden Besuchers sichtbar wurde. Inzwischen hatte sich auch Little erhoben und sich zu den beiden zugesellt. Er blieb, die Arme verschränkt, in der Haltung des stillen Beobachters.

»Falls, ich sage falls, es eine Möglichkeit geben sollte, Sie mit

einem Besitzer des *Grand Albert* in Kontakt zu bringen, wäre das ein sehr schwieriger Weg.«

Dorkas senkte den Blick, rieb sich die Nase und überlegte. »Wäre es der lange, nasse Weg oder der kurze, trockene Weg?«, antwortet er dann langsam.

Reinards Kopf ruckte, als würde er seinen Gesprächspartner erst jetzt bemerken.

»Beide Wege führen zum Ziel. Hauptsache sie dienen der Lösung ...«

»... und der Bindung. *Solve et ...*«

»... et *coagula*. Monsieur, vielleicht kann ich doch etwas für Sie tun. Dieses Museum schließt um 19 Uhr, seien Sie bitte pünktlich zur Stelle.« Damit wandte sich Monsieur Reinard brüsk einer weiteren Besuchergruppe zu.

»Was sollte dieses Gefasel eigentlich«, fragte Little. Um die Zeit zu überbrücken, hatten sie in einem kleinen Gasthof gespeist und kämpften und mithilfe eines Spaziergangs gegen die Verdauungsmüdigkeit an.

»Es war nichts als ein wenig alchemistische Terminologie«, erklärte Dorkas. »Der lange, nasse und der kurze, trockene Weg sind die beiden Methoden des alchemistischen Weges hin zum Stein der Weisen. Und dieses *solve et coagula*, dieses Lösen und Binden ist ein Grundprinzip der Alchimie.«

»Sie haben sich also mit Reinard ein wenig auf die gleiche Wellenlänge gebracht, wie?«

»So in etwa. Jedenfalls weiß er, dass ich nicht unbedingt zu der Fraktion gehöre, die mitternachts nackig im Wald stehen und heresisches Gespräch zum Besten geben.«

»Dann wollen wir hoffen, dass Ihr Beitrag zur Gesunderhaltung des nächtlichen Waldes entsprechend gewürdigt wird. Mal so ganz nebenbei. Sie wollen doch nicht behaupten, dass Sie ernsthaft so etwas wie Alchimie betreiben?«

»Nein, so etwas würde ich nie behaupten. Aber ich kann mich

immerhin rühmen, einem Schüler von Archibald Cockren über die Schulter geschaut zu haben.«

Bei der Nennung des Namens hatte Dorkas erwartungsvoll zu Little geblickt. Als dieser nur verständnislos zurückblickte, seufzte Dorkas und fuhr fort: »Cockren wurde zu Anfang des 2. Weltkrieges bei einem Bombenangriff getötet. Kurz vorher hatte er ein Buch über Alchimie veröffentlicht. Er war Arzt, sein Interesse galt vor allem der Herstellung von Heilmitteln. Um Sie nicht zu überfordern - er wollte die Quintessenz aus Metallen oder Pflanzen filtern, eine Art von Lebensenergie.«

»Das klingt ziemlich weit hergeholt.«

»Weit hergeholt bedeutet ja noch lange nicht schlecht oder falsch. Jedenfalls kannte ich noch alte Leute in London, die ein Elixier von Cockren einnahmen.«

»Und dieser Cockren hatte Schüler?«

»Einen oder zwei. Zumindest habe ich einen Arzt kennengelernt, ein ziemlicher Platzhirsch in der Medizinforschung, der sich als Schüler Cockrens bezeichnete. Er hatte ein regelrechtes Laboratorium für seine Versuche. Wie hieß er noch? Ist eine ganze Weile her und wir haben uns völlig aus den Augen verloren. Hanks, Shanks, Grands, Franks, Langs, Banks, ich glaube, er hieß Langs.«

»Es ist mir immer wieder ein Vergnügen festzustellen, in welchen erlauchten Kreisen Sie sich bewegen, Dorkas!«

Daraufhin versenkte Dorkas die Hände in den Taschen und war nicht mehr dazu zu bewegen, weitere Einzelheiten über seine Begegnungen mit der Alchimie zum Besten zu geben.

Monsieur Reinard verfrachtete die beiden Männer in seinen R4 und fuhr mit ihnen nach Sancerre, einem nahegelegenen Weinort. Am Ortsausgang hielt er neben einem kleinen, aus Felssteinen erbauten Haus. Zwischen Haus und Straße war ein schmaler Gemüsegarten, in dem eine gebückte, alte Frau mit einer Hacke arbeitete. Die Frau erinnerte Little von Weitem sehr unange-

nehm an die unheimliche Greisin, die er in seiner Vision gesehen hatte. (Little sprach selbst stets von unkontrollierter Offenheit.) Als sich die Frau jedoch aufrichtete und, auf den Stiel der Hacke gestützt, dem Besuch entgegenschaute, erkannte er ein freundliches Gesicht mit einer dicken Kartoffelnase, auf welcher der gute Wein dieser Gegend seine Färbung hinterlassen hatte, und zwei helle, von Lachfalten umgebene Äuglein.

Reinard stellte die Besucher vor, man erzählte eine Weile, jammerte über das Wetter, schimpfte über die Politik. Dann holte Reinard tief Luft.

»Teure Solange, ich weiß, dass du etwas ganz Bestimmtes in deinem Besitz hast. Und dieser Herr hier hat Interesse, es in Besitz zu nehmen. Solltest du dich erinnern, um was es geht, lass es dir nur gut bezahlen.« Und zu Dorkas gewandt, sagt er: »So, Monsieur, mehr kann ich für Sie nicht tun. Ich halte mich ab jetzt völlig aus der Sache raus.«

Die Frau lachte. »Ein gutes Gedächtnis hat er, unser kleiner Adolphe. Als ich ihm davon erzählte, waren wir beide gute sechzig Jahre jünger, stimmt's?«

»Ich hoffe, wir reden über dieselbe Sache, den *Grand Albert*«, radebrechte Dorkas.

»Ach ja, dieses Buch. Meine Mutter hat es mir vererbt und sie hatte es von ihrer Mutter und so fort. Ich legte es zur Seite. Ich wollte damit nichts zu tun haben.«

»Nun, ich gebe Ihnen Gelegenheit, es zu einem guten Preis abzugeben.«

»Ja, ja, das Geld. Aber ich habe keine Kinder mehr, denen ich das Buch vererben könnte. Meine einzige Tochter starb vor Jahren bei einem Unfall. So ist das.« Die Frau schwieg eine Weile. Dann hob sie wieder den Kopf. »Aber Sie kommen zu spät.«

»Was?«

»Ja, ich habe es schon weggegeben.«

Dorkas schlich den Gartenweg bis zum Zaun an der Straße ent-

lang, schaute eine Zeit lang nach links und nach rechts, und als er sich wieder gefasst hatte, kam er zurück.

Inzwischen hatte sich Reinard trotz seiner gegenteiligen Ankündigung doch wieder in die Sache eingemischt und überhäufte Solange mit Vorwürfen, als hätte sie eine Atomwaffe weitergegeben.

Die Szene machte deutlich, dass auch Franzosen sowohl zu Lautstärke als auch zu Temperament fähig waren.

»Wie konntest du nur so was machen«, brüllte Reinard und ließ alle Nettigkeit vermissen, die ihn sonst wie milder Weihrauchduft umgab.

»Du hast mir gar keine Vorwürfe zu machen. Wenn ich erst unter der Erde bin, dann wäre es sowieso in fremde Hände gekommen. Und du hättest es sowieso nie bekommen, Du und dein Museum. Meine Mutter hat mich davor gewarnt, dir überhaupt was davon zu erzählen.«

»Deine Mutter war eine alte Hexe!«

»Sprich nicht so von meiner Mutter.«

»Wer hat denn unsere Verlobung hintertrieben? Sie doch, diese hinterhältige Hexe.«

»Unfug, du warst ein Feigling, das warst du, jawohl. Hast diese Ziege von Maniche geheiratet, bloß weil deren Alter den Gasthof hatte.«

»Stimmt nicht, stimmt nicht. Aber sie hatte jedenfalls nicht so eine Mutter, die morgens einen blauen Fleck am Hintern hatte, wenn man nachts einer schwarzen Katze einen Tritt verpasste.«

»Was weißt du schon vom Hintern meiner Mutter? Häh, was weißt du davon?«

»Genug, um den blauen Flecken gesehen zu haben, und er hatte sogar meine Stiefelgröße. Darum hat mich deine Mutter gehasst.«

»Weil du Katzen nicht mochtest, weil das auf deinen miesen Charakter schließen ließ, aber bestimmt nicht, weil sie deinen Stiefelabdruck am Arsch hatte.«

»Und genau deshalb.«

»Alter Lügner!«

»Darf ich mich vielleicht noch einmal kurz in ihre Diskussion einschalten?«, fragte Dorkas. Er war nervös und hatte Schwierigkeiten, seine Gedanken verständlich in der fremden Sprache zu formulieren.

»Wann haben Sie den *Grand Albert* verkauft, Madame Solange?«

»Vor einigen Tagen. Lassen Sie mich nachdenken, es war vor drei Tagen.«

»Könnten Sie mir auch sagen, an wen Sie das Buch verkauft haben?«

»Sie fragen, als ob Sie von der Steuerbehörde wären. Nun, es war ein Landsmann von Ihnen. Sie sind doch Amerikaner?«

»Ich bin Brite, Engländer«, beeilte sich Dorkas sofort zu versichern.

»Nun, dieser Mann war ein Amerikaner. Aber er sprach unsere Sprache völlig ohne Akzent. Ich hätte es nicht gemerkt, dass er eigentlich Ausländer ist, wenn er es mir nicht erzählt hätte. Er sagte, er sei mit den Invasionstruppen in der Normandie gelandet und wäre dann hiergeblieben.«

»Normandie, das war vor einem halben Jahrhundert. Er war also ein alter Mann?«

»Jetzt, wo Sie es sagen, kommt es mir selbst seltsam vor. Nun ja, er wird ein sehr junger Soldat gewesen sein und er hat sich gut gehalten. Dann kommt es hin.«

»Was kommt hin, Madame?«

»Er wirkte jünger. Eine stattliche Erscheinung - olala.«

»Wären Sie so freundlich, mir diesen Mann näher zu beschreiben?« Dorkas knetete nervös die eigenen Finger und hatte einen drängenden Unterton in der Stimme.

»Beschreiben?« Die alte Frau richtete den Blick in die Ferne und überlegte. »Groß war er, nein, eigentlich nicht mal, aber schlank und deshalb wirkte er groß. Er trug einen langen

schwarzen Mantel, aus Leder, glaube ich. Teures Stück. Er wollte ihn auch nicht ablegen. Er war hager, schmales Gesicht, volles Haar hatte er, aber er trug einen Hut, darum kann ich nicht mal sagen, ob er wirklich noch alle Haare hatte. Kurzer Bart, die Augen waren blau. Er hatte einen Blick ... nun ja, das hatte was. Und die Stimme, sie war sehr tief, sie dröhnte förmlich.«

»Woher wusste er, dass Sie den *Grand Albert* besitzen?«

»Keine Ahnung. Er kam einfach in einem großen Auto, mit einem Fahrer und einem Sekretär, beides junge Leute und auch in Schwarz gekleidet und sagte mir auf den Kopf zu, dass ich den *Grand Albert* hätte und dass er ihn kaufen würde. Der Preis, den er anbot, war sensationell. Ich bin zwar zu alt, um das Geld noch gebrauchen zu können, aber es beruhigt.«

»Nannte der Mann seinen Namen?«

»Der Name, nein, kein Name ist je gefallen.«

»Noch eine Frage, Madame. Ist Ihnen bei dem Mann etwas aufgefallen?«

»Aufgefallen? Was soll mir aufgefallen sein?«

»Hinkte er vielleicht?«

»Ja, tatsächlich, jetzt fällt es mir wieder ein. Er hatte tatsächlich ein leichtes Hinken.«

»Trug er Handschuhe?«

»Ja, schwarze Lederhandschuhe. Er muss fürchterlich geschwitzt haben.«

»Und? Fiel Ihnen etwas auf? Hat er die Handschuhe ausgezogen?«

»Worauf wollen Sie hinaus?« Die alte Frau begann die Lust an dem Verhör zu verlieren, während Dorkas mit jeder Sekunde nervöser und fahriger wurde.

»Seine Hände, Madame. Haben Sie seine Hände gesehen?«

»Ach ja. Sie haben recht. Er hatte an jeder Hand nur vier Finger. Die kleinen Finger fehlten.«

»Ich habe es geahnt«, flüsterte Dorkas heiser. »Le Domaine de Brantly.«

Die Zugfahrt war ermüdend. Die Lokomotive ließ vor jedem Bahnübergang eine Reihe von melodischen Pfiffen hören und gab der scheinbar endlosen Fahrt damit so etwas wie eine Struktur. Little beugte sich vor und schaute aus dem Fenster. Der Waggon rüttelte über Weichen, schüttelte die Fahrgäste durch, dann kam der Pfiff, vor dem Fenster tauchten Häuser auf, ein Bahnsteig, ein niedriges Gebäude mit einem Ortsschild, das von der Geschwindigkeit verwischt war, dann wieder Häuser und dann wieder Bäume oder ein Fluss oder ein Hügel.

Die Landschaft hatte jeden Reiz verloren, sie wirkte auf Little aufdringlich alleine dadurch, dass sie Aufmerksamkeit erheischte. Er lehnte sich wieder zurück und wandte sich Dorkas zu.

»Jetzt, wo wir dieses Abteil für uns alleine haben, könnten Sie doch die Freundlichkeit besitzen, mir den Anlass unserer Reise etwas näher zu erläutern.«

»Den Anlass kennen Sie.«

»Ich meine nicht den *Grand Albert*. Ich rede von den anderen Dingen.«

»Ich will Sie nicht mit Erzählungen aus dem Nähkästchen langweilen.«

»Bitte, Dorkas, seien Sie nicht bockig. Schließlich bin ich ja auch betroffen.« Dorkas deutete nur mit dem Daumen auf die Tür. Es sollte wohl *Hau doch ab, wenn dir was nicht passt*, heißen.«

Little zuckte die Schultern und schaute wieder aus dem Fenster. Mit Dorkas war wirklich nichts mehr anzufangen. Nach zweimaligem Umsteigen und längerem Warten auf Bahnhöfen, nach einer Nacht in einem Hotel, an dem die Güterzüge Richtung Grenze entlang donnerten, saßen sich Little und Dorkas mit verquollenen Augen in einem kleinen Speisesaal gegenüber.

Durch das Fenster konnten sie auf eine Diesellok schauen, die auf einem Nebengleis einen Zug zusammenstellte. Am Nebentisch tauchte ein Mann im Anzug des kleinen Geschäftsreisenden

sein Croissant in die riesige Kaffeeschale, am Tisch neben der Türe saßen zwei verschüchtert wirkende Afrikaner und unterhielten sich leise in ihrer Muttersprache. Hinter der Theke hörte man aus der Küche Geschirr klappern. Eine Lautsprecheransage durchbrach die matte Ruhe, und dann brauste ein Zug auf dem Hauptgleis durch den Bahnhof.

»Wo wollen wir überhaupt hin«, wagte Little zu fragen.

»Keine Ahnung«, lautete Dorkas' knappe Antwort.

»Passen Sie auf. Wenn ich Ihre alchimistische oder sonstige Erfahrung zum Ziel meines unangebrachten Spottes gemacht haben sollte - es tut mir leid. Ich bitte hiermit offiziell und demütig und in aller Form um Entschuldigung. Mehr kann ich nicht tun. Würden Sie also die Freundlichkeit haben, Dorkas, mich hin und wieder einmal mit einer richtigen Antwort zu beglücken. Falls ich Ihnen sonst wie auf die Nerven gehe, tut mir auch das Leid. Bitte, wenn wir uns trennen sollen, sagen Sie es mir und ich verschwinde.«

»Sie würden vor die Hunde gehen«, knurrte Dorkas.

»Wie bitte?«

»Sie haben mir sehr wohl verstanden, Herr Little. Und Sie wissen, dass ich recht habe. Sie sind nicht in der Lage, mit Ihrer besonderen Eigenschaft richtig umzugehen. Sie haben zwischenzeitlich den Eindruck erweckt, als bekämen Sie die Sache unter vollständige Kontrolle. Aber das hat sich als Illusion erwiesen. Sie brauchen einen nützlichen Trottel, der auf Sie aufpasst!«

»Ich kann auf mich alleine aufpassen!«

»Können Sie nicht, auch wenn Sie die Aussage noch so laut herausgrölen.« Dorkas zerpfückte ein Croissant und stopfte sich freudlos die Stücke in den Mund, bis er eine Backe hatte wie ein Ziegenpeter-Patient. Dann begann er zu kauen und schaute dabei starr vor sich hin. Seine Augen waren gerötet, sein Haar pappte ungepflegt am Schädel, dem Hemdkragen war anzusehen, dass die fällige Reinigung schon einige Male verschoben worden war. Kurz, Dorkas passte mit seiner unübersehbaren

Schäbigkeit perfekt in das Ambiente eines ungepflegten winzigen Bahnhofs im französischen Hinterland.

Little setzte noch einmal an. »Würden Sie mir jetzt bitte sagen, wo wir hinwollen?«

Dorkas griff nach einem weiteren Croissant und tunkte es dann mit der Miene, als gelte es einen Verbrecher hinzurichten, in seinen *Café au Lait*.

»Wenn ich auch den Eindruck erweckt haben sollte, völlig kindisch zu sein, so versuche ich dennoch die Regeln der Höflichkeit zu wahren, so weit es meinem schwachen Charakter möglich ist. Kurzum, wenn ich eine Ahnung hätte, wo wir hinwollen, hätte ich es schon öffentlich gemacht.«

»Ich will unseren neu gewonnenen Frieden sicherlich nicht gefährden - aber warum sind Sie in den Süden gefahren und nicht in den Osten oder den Norden, wenn Sie keine Ahnung haben, wo wir hinwollen?«

Dorkas zog das vollgesogene, kaffeetriefende Hörnchen aus der Tasse und brauchte merkliche Überwindung, bevor er es sich in den Mund steckte. Der Geschmack schien ihn dann zu versöhnen, denn seine Miene hellte sich leicht auf. Mutig griff er nach den winzigen Plastikbehältern, in denen sich angeblich Marmelade oder Honig verbergen sollte, und begann mithilfe des Dauernagels eine Ecke des Deckels aufzuschieben. Little wartete geduldig. Ein Güterzug rollte gemächlich vorbei und ließ das gesamte Gebäude erzittern.

»Schön, dass man dieses Erdbeben nicht mehr im Bett erleben muss, sondern sitzend«, sagte Dorkas. »Aha, der Farbe nach scheint es sich hierbei um Erdbeermarmelade zu handeln, der Geruch geht eher in Richtung Sauerkirsche, mal sehen, was der Geschmack zur Einteilung dieses Produktes beiträgt. Schmeckt nur süß. Eine Zuckermarmelade. Befinden wir uns hier nicht angeblich im Lande der Haute Cuisine?«

»Vielleicht ist dieser Ort nicht der rechte, um die Genüsse der

französischen Küche zu suchen und zu finden.«

Trotz schwer kategorisierbarer Geschmackseigenheiten brauchte Dorkas wie üblich lange für das Frühstück. Dann verschwand er, um nach längerer Zeit mit einer Karte zurückzukommen.

Er breitete sie auf dem Tisch aus, nachdem er energisch Zuckerbehälter und Salzstreuer auf die anderen Tische verbannt hatte, und begann mit einem kurzen Bleistift auf der Karte herumzuzeichnen. Nach einer ganzen Weile zeichnete er einen Kreis um ein Gebiet an der Grenze zu Spanien.

»Hier müssen wir hin.«

Little verdrehte den Kopf, um die Namen auf der Karte lesen zu können.

»Pyrenäen?«

»Pyrenäen! Oder um genau zu sein, das Gebiet um Gevarnie.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut nicht! Aber haben Sie eine bessere Idee?«

Sorgfältig verstaute Dorkas die bekritzelte Karte und war nun mutig genug, einen Tee zu bestellen. Als die Kellnerin serviert hatte, blies er mit spitzen Lippen darauf, bis die Flüssigkeit nicht mehr zu heiß war, und probierte dann mit noch spitzeren Lippen, als könnte sich eine Säure in der Tasse verbergen. Dorkas' Miene hellte sich nun endgültig auf.

»Der Tee ist trinkbar. Die Franzosen sind also doch ein Kulturvolk. Aber wahrscheinlich haben sie vor allem Glück mit dem Wasser. FRÄULEIN, bitte noch zwei Kannen!«

»Ich will Ihren Enthusiasmus nicht mindern, Dorkas. Aber Sie wollten mir noch einiges erklären.«

»Wollte ich das? Sieht mir ähnlich, so geschwätzig zu sein. Also, ich kann das Ziel unserer Reise nur vermuten, weil mir einige Anhaltspunkte fehlen. Ich muss demnach von Hypothesen ausgehen. Wenn diese Hypothesen stimmen, sind wir in der Gegend um Gevarnie ziemlich richtig. Es wird dennoch schwer genug bleiben, in dieser Berggegend den genauen Ort festzustellen.«

len.«

»Den Ort für was eigentlich?«

»Immer sachte mit den jungen Pferden. Fakt eins: Wir suchen immer noch den *Grand Albert*. Jetzt mit noch besserem Grund als vorher. Zweitens: Ich weiß, wer ihn hat. Drittens: Ich glaube zu wissen, nach welchen Vorgaben sich der neue Besitzer des *Grand Albert* seinen Wohnort aussucht. Das ist die Hypothese. Auf ihr fußen meine Berechnungen, denn dieser Wohnort liegt in einem ganz bestimmten Verhältnis zu einigen europäischen und nordafrikanischen Städten und wir wissen, dass er in

Frankreich liegt. Zumindest ist Letzteres hochgradig wahrscheinlich. Um ein Beispiel zu nennen, wir sprechen von Alexandria, Mailand und zwei, drei weiteren Orten in England und Deutschland. Wir brauchen bald nur noch einige Hundert Quadratkilometer Bergland zu durchsuchen, dann haben wir ihn.«

»Wen haben wir denn?«

»Den Besitzer des *Grand Albert*.«

»Das war mir schon klar, dass wir von dem reden. Aber wer ist er? Sie erwähnten gestern eine *Domaine de Brantly*.«

»Sagt Ihnen die Bezeichnung etwas?«

»Klingt wie ein Weingut.«

Dorkas stieß ein bitteres Lachen aus. »Sie haben recht. Es klingt tatsächlich wie ein Ort, an dem gute Weine produziert werden. Ist es aber nicht. Es ist eine Satanistensekte.«

Dorkas wartete, bis seine Worte verklungen waren, und schob dann Zuckerstückchen auf dem Tisch umher.

»Die Frau, diese Madame Solange, gab uns ja eine ganz gute Beschreibung des Mannes, dem sie den *Grand Albert* verkauft hat. Nun bin ich selbst auf Beschreibungen angewiesen, weil sich dieser Herr selten in der Öffentlichkeit blicken lässt, zumindest tritt er dann nicht als er selbst auf, nämlich nicht als einer der bedeutendsten, was sage ich, als einer der übelsten Satanisten des Kontinentes. Na gut, auf die Gefahr hin, mal wieder von Ihnen ausgekichert zu werden, erzähle ich, was ich weiß. Innis Patrian

Brantly, geborener US-Bürger aus Montana, weiß, streng protestantisch erzogen, künstlerisch begabt. Eltern waren Mitglieder der Oberschicht des Kaffs, in dem er geboren wurde. Vater Sägewerksbesitzer, Mutter sozial stark engagiert. Zwei Schwestern, drei Brüder, alle jünger als er. Begabt, aber eigensinnig. Kriegt Ärger mit dem örtlichen Pfaffen, der ihm in einem Anfall von Zorn an den Kopf wirft, vom Teufel besessen zu sein. Brantly muss damals so etwa fünf bis sieben Jahre alt gewesen sein. Studium in Harvard, wieder Ärger wegen unangemessenen Benehmens, Abbruch des

Studiums. Geht für eine Weile als Helfer eines Missionars nach China, bleibt aber die meiste Zeit bei einem taoistischen Einsiedler. Geht zurück in die USA, verkündet öffentlich seine Sympathie mit der Nazi-Regierung und meldet sich freiwillig zum Militär. Wurde in Italien eingesetzt, dann bei der Invasion in der Normandie. Mehrmals verwundet, zwei Mal schwer.

Daher das Hinken. Meldete sich aber trotzdem immer wieder zum Fronteinsatz. Mehrfach dekoriert. Ehrenhafte Entlassung aus der Army irgendwann 1946. Zwischendurch hat er Aleister Crowley einen Besuch abgestattet. Die beiden konnten sich nicht ausstehen. Crowley schrieb an eine Bekannte etwas von einem arroganten, unzivilisierten Cowboy, der seine magischen Geheimnisse stehlen wollte. Und Brantly wiederum schrieb an einen Kriegskameraden, dass er immer mit dem Rücken zur Wand gestanden habe, weil er Angst hatte, dass Crowley mit seinem Zauberstab eine Runde *Analmagie* machen wollte. Zwei wirkliche Herzchen müssen das gewesen sein. Brantly geht zurück in die USA. Macht ein bisschen auf Beatnik, treibt sich rum. Taucht in Mexiko auf, lernt die verschiedensten Drogen kennen, besucht einen Mediziner der Cherokee, wird beschuldigt, zusammen mit einigen radikalen Indianeraktivisten eine Kirche auf dem Reservatsgelände abgebrannt zu haben. Er verschwindet aus den USA, geht nach Frankreich, wird einige Zeit in Pariser Existenzialistenzirkeln gesehen, dann ist er für Jahre verschwunden. Kei-

ne Spur von ihm. Er tauchte erst Mitte der sechziger Jahre wieder auf. Und da ist er schon, was er heute noch ist. Ein Satanist.«

»Also so ein richtiger Teufelsanbeter?«

»Die *Domaine de Brantly* wäre nicht die einflussreichste Gruppe auf diesem Gebiet, wenn sie nur Kinderkram bieten würde. Aus den zwei oder drei Büchern, die Brantly im Selbstverlag veröffentlicht hat und die übrigens seltene und sehr gesuchte Antiquariatsexemplare sind, lässt sich so etwas wie eine Philosophie heraushören. Schon in seiner frühesten Jugend, als er von seiner Mutter fast jeden Tag in die Kirche geschleppt wurde, machte sich Brantly Gedanken über den Gott, der angeblich gerecht und liebevoll sein soll. Er erwähnt ein Altartuch mit der Aufschrift *God is Love*. Aber wenn Gott gerecht ist, warum ist dann die soziale Aktivität seiner Mutter nötig. Und wenn Gott liebevoll ist, warum hat er Diener, die ein zappeliges Kind beschuldigen, vom Teufel besessen zu sein? So ein

Vorwurf beschäftigt ein Kind natürlich stark. Später behauptete Brantly, es sei seine Jordantaufe gewesen, seine Berufung zum Satanismus. Er hält das Christentum, aber auch alle anderen Religionen für Unterdrückungsmechanismen des Fälschergottes. Der Fälschergott hat diese Welt gemacht, indem er den Schöpfungsplan des wahren Gottes stahl, diese Welt in ihrer Unvollkommenheit hinpfuschte und zudem den wahren Gott in Fesseln schlug und versteckte.«

»Wer ist denn für ihn dieser wahre Gott?«

»Satan natürlich. Brantly hat sogar eine etymologische Herleitung, die ich aber so aus dem Handgelenk nicht mehr zusammenkriege. Jedenfalls ist *sat* im Sanskrit soviel wie *Sein*, und Satan heißt angeblich *das tief verborgene Sein*. Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist, wir haben hier ein astreines gnostisches System vor uns.«

»Das sollte Ihnen doch gefallen.«

»Habe ich irgendwas Negatives über den Herrn gesagt? Es ist halt nur so, dass er sein gnostisches System mit einem gewissen

typisch amerikanischen Aktionismus plus ausgeklügelter Drogennutzung verbunden hat. Verstehen Sie, der Satan muss befreit werden. Der gefallene Engel ist in Wahrheit der Herr. Man muss ihn befreien, dann wird er eine neue Erde nur für seine Jünger schaffen, die wie Engel sein werden. Da die Moral auch ein Trick des Fälschergottes ist, stehen die Anhänger von Brantlys Lehre außerhalb der Gesetze oder jeglicher moralischer Vorschriften. Sie haben erkannt, also sind sie befreit - das ist purer Gnostizismus.«

»Und wo ist der typisch amerikanische Aktionismus?«

»Nun, in der Art, wie Brantly und seine Jünger Satan befreien wollen. Oder wie sie sich, durch Drogen höhere Erkenntnisse verschaffen wollen. Habe ich erwähnt, dass eine solide Orgie auch durchaus zu den Besonderheiten dieser satanistischen Lebensführung gehört?«

»Um mal ganz ehrlich zu sein - Rudelbumsen wird heute an jeder Ecke betrieben. Damit lockt man doch nicht mal mehr ein Privatsender-Fernsehteam hinter dem Ofen vor.«

»Aber vielleicht mit Menschenopfern?«

»Das wirft man ihm vor?«

»Anfang der Neunziger Jahre gab es einige Untersuchungen gegen die Gruppe. Brantly tauchte unter, und die Ermittlungen verliefen immer wieder im Sande. Allerdings wurde auch kolportiert, dass er enge Beziehungen zu politischen Parteien habe. Es ging um Geld, um Drogen und Sex in den perversesten Varianten. Sicherlich spielte die schmutzige Fantasie der Illustrierten-schreiber eine Rolle, nichtsdestotrotz gewann Brantly dadurch eine gewisse notorische Berühmtheit auch in Kreisen, die sonst derartigen Sekten wenig Interesse entgegenbringen.

Er selbst hielt sich übrigens immer schön im Hintergrund. Egal, die Gleichung lautet, mehr Publicity, mehr Anhänger, mehr Geld, mehr Einfluss.«

»Was war mit den Fingern? Sie fragten gestern danach.«

»Die Finger? Er hat sich selbst die kleinen Finger abgeschnit-

ten. Um aus dem Schmerz Weisheit zu gewinnen, wie er sagte, und um mit seinem Schmerz die Leiden des gefesselten Satans zu begleiten.«

»Der Mann meint es also wirklich ernst?«

»Absolut. Er ist ein Fanatiker. Skrupellos und unmoralisch, weil er jede Moral ablehnt. Ein hochgefährlicher Mann, der Hitler, Stalin, Mao und Pol Poth zu den Wohltätern der Menschheit zählt, weil sie genügend Zweibeiner von der Last des Erdenlebens befreit haben.«

»Und diesem Gemütsmenschen wollen Sie den *Grand Albert* abkaufen?«

»Wer spricht von Abkaufen? Ich will es ihm stehlen! Und nebenbei bemerkt, wir müssen uns beeilen. Brantly und seine Leute haben etwas vor. Vor vier Tagen kaufte er das Buch. Und wenn ich mich nicht täusche, steht uns in zwei Tagen eine ganz besondere Planetenkonstellation bevor. Hochbetrieb bei allen Esoterikern. Druiden wandeln, Hexen tanzen - und Satanisten opfern Menschen. Ich nehme an, Brantly will auch den *Grand Albert* opfern. Als eine Art Geschenk an seinen Meister. Vernichtung von magischem Wissen aus Hingabe an Satan. So ungefähr stelle ich mir das vor.«

»Also doch kein Opfer?«

»Nun reiten Sie doch nicht immer darauf herum. Kein Außenstehender weiß wirklich, was bei den Nachtfeiern geschieht. Vielleicht sitzen die alle nur im Kreis und lassen einen Joint herumgehen. Weiß ich's? Aber wenn ich Brantly und das, was er sagte, Ernst nehmen, dann muss es Menschenopfer geben. Auch übermorgen. Und der *Grand Albert* muss auch dran glauben.«

»Wie alt ist dieser Brantly eigentlich?«

»So genau weiß das keiner. Er scheint in dieser Hinsicht eitel zu sein. Zwischen 1910 und 1920 geboren, schätze ich.«

»Dann ist er jetzt schon steinalt. Die Beschreibung der Frau gestern deutete nicht darauf hin.«

»Das gehört zu den Seltsamkeiten dieses Mannes. Er muss weit

über 70 sein und wirkt gerade wie ein gut erhaltener Fünfzigjähriger. Allerdings - es heißt, dass er sehr schnell friert.«

»Daher der Ledermantel, von dem die Frau redete.«

»So ist es. Allerdings macht mich das auch ein wenig misstrauisch. Diese Kälteempfindlichkeit wird von verschiedenen Männern berichtet, die sich mit Hilfe von ... ach was, solche Spekulationen helfen uns nicht weiter. Wenn alles gut läuft, werden wir die *Domaine de Brantly* demnächst höchstpersönlich in Augenschein nehmen.«

»Die Aussicht macht mich nicht unbedingt glücklich.«

»Soll Sie ja auch nicht glücklich machen. Aber Sie sollten sich darauf vorbereiten, dass Sie eine wichtige Rolle spielen. Sie, mein werter Herr Little. Sie sind mein unverzichtbarer Geigerzähler bei diesem Unternehmen!«

Little legte sich auf das Bett und entspannte sich. Der Duft von Duschgel und Haarwaschmittel umgab ihn. Er und Dorkas hatten zwei anstrengende Tage hinter sich. Sie waren mit dem Zug nach Lourdes gefahren, das wie immer voller Pilger in Rollstühlen und auf Bahren war, und hatten dann Gevarnie erreicht.

Von dort aus fuhren sie ziemlich genau in Richtung Süden, bis sie auf eine kleine Ortschaft mit einem kleinen Gasthaus stießen. Ihr Erscheinen rief bei dem Hotelpersonal eine mittlere Panik hervor, was bedeutete, dass weder der Besitzer noch seine Frau mit Besuchern gerechnet hatten. Hierhin kamen meistens Bergwanderer, die sich vorher telefonisch anmeldeten. Dennoch wurden zwei Zimmer bereitet, und Little nutzte die Gelegenheit zu einer ausführlichen Dusche, während Dorkas vor allem an der Wasserqualität bezogen auf die Teezubereitung interessiert war. Das warme Wasser hatte Littles Glieder mit einer angenehmen Müdigkeit erfüllt. Es klopfte an der Tür, und nach kurzem Zö-

gern, weil Little nicht antwortete, trat Dorkas ein.

»Nun, haben Sie etwas herausgefunden?«, fragte Little.

»Die Leute hier haben keine Ahnung, wo sich die Anhänger der *Domaine de Brantly* aufhalten könnten. Sie haben sich angeboten, mit einem befreundeten Immobilienmakler zu sprechen. Aber dafür haben wir keine Zeit.«

»Also ich?«

»Also Sie!«

Little schaute gegen die niedrige Decke, die aus schweren Eichenbalken und rau gehobelten Holzbalken bestand.

»Was ist, wenn ich versage?«

»Dieses Wort gehört nicht zu unserem Vokabular. Wir haben Erfolg, weil wir es wagen, den Erfolg zu wollen, klar? Seien wir realistisch. Morgen ist die erwähnte Planetenkonjunktion. Die *Domaine* wird schon heute mit den Vorbereitungen anfangen. Sie machen lange Rituale - Gesänge, Rezitationen, Lesungen, Tänze, orgiastische Feiern. Es gibt eine mehrere Hundert Seiten starke Magisterregel, in der die Rituale verzeichnet sind. Ich schätze mal, heute ist der Tag oder besser die Nacht der Reinigung. Es wird ellenlange Verfluchungen geben. Novizen, die morgen aufgenommen werden, haben ihre letzten Vorbereitungen. Dabei muss etwas entstehen, dass Sie empfangen können.«

»Aber ich bin kein verdammter Radardetektor.«

»Leider nicht, diese Dinger kann man besser einstellen - zudem stellen sie keine lästigen Fragen. Versuchen Sie es einfach. Mehr verlange ich nicht. Entspannen Sie sich. Es wird klappen.«

Leise schloss Dorkas die Tür. Little hörte, wie sich die Schritte entfernten, dann war es still. Die Gedanken kreisten um das, was ihm Dorkas als Aufgabe zugewiesen hatte. Es war alles völlig absurd. Vor seinem inneren Auge erstand das Bild eines Mannes im langen schwarzen Ledermantel mit einem breitrandigen Hut auf dem Kopf. Die helle Gesichtshaut und der weiße Bart schim-

merten. Die blauen Augen hatten einen forschenden Blick. Nicht stechend, wie man glauben mochte, sondern forschend, erfassend, durchdringend. Dorkas hatte mit einer unüberhörbaren Ehrfurcht von Innis Patrian Brantly gesprochen. Die beiden waren wohl Seelenverwandte, Brüder auf anderen Seiten der Front. Little hatte Dorkas sogar im Verdacht, sich selbst im Vergleich mit Brantly der Feigheit zu zeihen. Möglicherweise war es aber auch ein falscher Eindruck, der durch die unübersehbare Nervosität bedingt war, die Dorkas in der letzten Zeit überkommen hatte. Was sollte das alles? Was sollten diese Spielereien eigentlich? Little schief ein.

Er erwachte, weil Dorkas am Fußende des Bettes saß und ihn aufmerksam anschaute.

Durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden kam helles Sonnenlicht.

»Nun, gut geschlafen?«, fragte Dorkas.

»Anscheinend. Es ist ja wohl schon ziemlich spät.«

»Ist es. Vormittag. Und?«

»Und was?«

»Haben Sie irgendwelche Verbindungen aufnehmen können?«

Little überlegte und schüttelte dann langsam den Kopf. Nein, da war tatsächlich nichts.

Ein schwarzes Loch von bewusstlosem Schlaf, aus dem die Erinnerung bei aller Mühe nichts herausholen konnte.

»Hochgradig bedauerlich.« Dorkas erhob sich und stellte sich breitbeinig vor das Bett.

»Sie enttäuschen mich, Little.«

Dorkas war tatsächlich nervlich stark ramponiert, das wurde Little in diesem Moment bewusst. Schon die Tatsache, dass er sich auf das Bett setzte, war eine Besonderheit, und nun nannte er ihn einfach bei seinem Nachnamen, ohne das unvermeidliche

Herr davor.

»Es tut mir leid«, sagte Little zerknirscht.

»Dafür kann ich mir weder etwas kaufen, noch hilft es mir bei meiner Suche«, antworte Dorkas brüsk und ging aus dem Zimmer. Little wollte aufstehen, aber trotz der späten Stunde war er noch müde und schlief erneut ein.

Er erwachte, weil Dorkas am Fußende des Bettes saß und ihn aufmerksam anschaute.

Durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden kam helles Sonnenlicht.

»Nun, gut geschlafen?«, fragte Dorkas.

»Anscheinend. Ich bin ja wieder eingeschlafen.«

»Was heißt wieder?«

»Nachdem Sie das erste Mal hier waren, meine ich.«

»Ich war vorher noch nicht hier, Herr Little. Glauben Sie, ich verbringe meine Tage, indem ich Sie wecke?«

»Aber Sie waren doch vorhin ...«

»Papperlapapp. Werden Sie erstmal wach.«

»Wie spät ist es?«

»Vormittag.«

»Dann habe ich also gar nicht so lange geschlafen.«

»Doch, seit gestern Abend.«

»Ich meine, seit Ihrem ersten Besuch bei mir.«

»Ich war vorher noch nicht hier, Herr Little. Glauben Sie, ich verbringe meine Tage, indem ich Sie wecke?«

»Aber Sie waren doch vorhin ...«

»Papperlapapp. Werden Sie erstmal wach.«

»Wie spät ist es?«

»Vormittag.«

»Dann habe ich also gar nicht so lange geschlafen.«

»Doch, seit gestern Abend.«

»Ich meine, seit Ihrem ersten Besuch bei mir.«

»Ich war vorher noch nicht hier, Herr Little. Glauben Sie, ich verbringe meine Tage, indem ich Sie wecke?«

»Aber Sie waren doch vorhin ... nun drehen wir uns doch im Kreise ...«

»Papperlapap. Werden Sie erstmal wach!«

»Wie spät ist es?«

»Vormittag.«

Little setzte sich schlagartig auf. Auch Dorkas erhob sich, wobei seltsamerweise das Gewicht auf dem Bett dasselbe blieb, trotzdem der umfängliche Hintern nicht mehr auf der Matratze lastete. Little starrte auf die deutliche Kuhle in dieser Matratze, die die Körperformen von Dorkas nachzeichnete und die sich jetzt wieder glätten müsste. Aber sie blieb. Probeweise hüpfte Little auf dem Lager auf und ab. Die Sprungfedern waren völlig in Ordnung, keine Spur von Ausleiern durch Gebrauch.

»Was soll das«, fragte Dorkas. Sein Organ war ein wenig schrill und scheppernd und klang unangenehm in Littles Ohren.

»Irgendetwas stimmt nicht«, sagte Little.

»Was soll nicht stimmen? Sie hüpfen wie ein Balg auf der Matratze herum, na und, wir alle haben unsere kindischen Phasen.«

»Nein, das ist es nicht. Ich kenne das alles hier ...«

»Kein Wunder. In diesen Berggasthöfen werden die Zimmer selten mitten in der Nacht umgeräumt.« »Das meine ich nicht. Aber Sie waren schon vorhin hier und wir haben uns unterhalten und ...«

»Ist doch schön, wenn wir miteinander reden.«

»Wir haben immer dieselben Sätze benutzt.«

»Tatsächlich? Bei einem Ehepaar nennt man so was Verständnis.«

»Sie verstehen nicht. Es war als ob ... als ob ...«

Als ob ich in einer Zeitschleife wäre, wollte Little sagen, aber der Ausdruck klang ihm allzu sehr nach einer Mystery-Serie im Fernsehen und daher nutzte er ihn nicht, fand aber auch keinen anderen. Vor allem schien das dermaßen absurd, dass er den Gedanken sogleich wieder verbannte.

»Haben Sie Verbindung aufgenommen?«

Little schaute Dorkas erschrocken an. Er versuchte sich zu erinnern, und er fand tatsächlich etwas. Er fand die Erinnerung an Dorkas, der ihn weckte, weil er auf dem Bett saß.

Stumm bewegten sich Littles Lippen, er versuchte etwas zu formulieren und scheiterte.

»Ich habe keine Verbindung ...«, stammelte er dann.

»Hochgradig bedauerlich.« Dorkas stellte sich breitbeinig vor das Bett.

»Sie enttäuschen mich, Little.«

Er ging zur Türe, wobei er Schuhe keine knarrenden Geräusche auf den Bodenbalken machten.

»Könnte es sein, dass Sie unbrauchbar sind, Little?« Bei dieser Feststellung schaute Dorkas den anderen nicht einmal mehr an.

Was war das? Little versuchte aufzustehen, aber die Müdigkeit übermannte ihn. Er ließ sich zurück auf die Matratze fallen. *Ich darf nicht einschlafen*, war sein letzter Gedanke, bevor er einschlieff.

Little erwachte, weil er ein Gewicht auf dem Bett spürte. Dorkas saß auf dem Fußende und betrachtete ihn mit äußerster Aufmerksamkeit. Seine Augen hatten einen hellen Schimmer, der Little bisher noch nie aufgefallen war. Durch die Fensterläden fiel helles Sonnenlicht.

Little wollte etwas sagen. Er öffnete den Mund, bewegte die Lippen und würgte an dem ersten Wort, aber seine Zunge gehorchte nicht. Sie konnte nicht gehorchen, weil er noch nichts sagen durfte. Die Sache lief anders.

»Na, gut geschlafen?«, fragte Dorkas und grinste Little böse an.

»Nein, nein, ich habe nicht gut geschlafen, ich ...«

»Nicht gut geschlafen? Anscheinend doch, es ist ja wohl schon ziemlich spät.«

»Wie spät ist es?«

»Vormittag.«

»Ich habe nicht lange geschlafen.«

»Doch seit gestern Abend.«

Die Augen von Dorkas bekamen nun einen blauen Schimmer. Es war ein wirklich unglaubliches Blau, leuchtend wie ein Frühlingshimmel nach einem Regenschauer.

»Ich habe nicht seit gestern Abend geschlafen. Ich war eben noch wach und Sie waren hier.«

»Sie sind nicht nur ein Langschläfer, Little, Sie sind auch ein verdammter Fantast«, schrie Dorkas. Er erhob sich und schwebte durch den Raum.

Sein Gesicht war plötzlich ganz nahe an dem von Little.

»Haben Sie Verbindung aufgenommen«, brüllte er Little an.

»Nein, nein, ich habe doch ...«

»Versager. Nichtsnutz!«

Dorkas schwebte vor das Bett und ließ sich mit einem Knall auf den Boden fallen.

»Erinnere dich, du Schlappschwanz, sonst geht es dir schlecht.«

Er marschierte im Stehschritt aus dem Zimmer, wobei er die Türe eintrat.

Mit aller Kraft versuchte Little, aus dem Bett zu kommen. Das Problem bestand in einer lästigen Besonderheit der Matratze, die stark nachgab, sodass seine Arme bis zu den Achseln im Bezug versanken. Trotzdem kippte er über die Bettkante. Da aber schlang sich die Decke um ihn und zog ihn zurück.

Little hörte noch, wie die Decke mit süßer Frauenstimme ein *Nimm mich* in sein Ohr flüsterte, dann begann er aus Leibeskräften zu schreien und schlief ein.

Er erwachte und wusste, was geschehen würde.

Dorkas saß auf dem Fußende des Bettes und schaute ihn aus tellergroßen Augen aufmerksam an. Er kiekste vor Vergnügen, als Little vergeblich versuchte, das Kommende zu unterbrechen, zu schreien, etwas zu sagen oder wenigstens mit den Armen abwehrend zu wedeln.

»Na, gut geschlafen, alter Drecksack?«, fragte Dorkas genüss-

lich.

Die Hemmung verschwand, aber statt etwas zu sagen, begann Little unartikuliert zu schreien.

Dorkas verpasste ihm eine Ohrfeige, sprang dann zur Decke und lief, die Hände in seiner typischen Haltung auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten hin und her.

Über Littles Bett blieb er stehen, legte den Kopf in den Nacken und konnte so Little ins Gesicht schauen.

»Na, sind Sie außer zu akustischer, aber bedauerlich extravertaler Kommunikation noch zu etwas anderem fähig?«

»Wie oft soll das hier noch stattfinden?«

»Was soll stattfinden?«

Wohl, weil ihm der Nacken zu schmerzen begann, bequemte sich Dorkas zurück auf den Fußboden, indem er über die Wand herunterlief.

»Sie wissen genau, wovon ich rede. Sie waren schon einmal hier, ach was, einige Male, und Sie haben mich immer geweckt und dann, dann ...«

Little verstummte, weil ihm die Luft ausging.

Dorkas brach sich die linke Hand ab, betrachtete kritisch die Fingernägel und nutzte die Hand dann, von der Rechten geführt, um sich den Rücken zu kratzen. Dann setzte er sich die linke Hand auf das Haar, wo sie begann, seine Kopfhaut zu massieren. Mit dem Armstumpf deutete Dorkas auf Little.

»Lügner. Lügner. Lügner.« Seine Stimme durchlief alle Tonhöhen, als hätte jemand an der Einstellung eines Lautsprechers gedreht.

»Es ist wahr. Und Sie wissen es.«

»Wie spät ist es?«

»Mich interessiert es einen feuchten Dreck, wie spät es ist.«

»Sie haben nicht lange geschlafen?«

»Das sage ich doch schon die ganze Zeit ...«

»Haben Sie Verbindung aufgenommen?«

»Nein, habe ich nicht ...«

»Sie sind eine verdammte Null«, kreischte Dorkas. »Böse kleine Jungs, die nicht gehorchen, muss ich bestrafen.« Er knöpfte sich die Hose auf, zog einen Duschkopf heraus und begann, Little mit brühend heißem Wasser zu bespritzen. Das Opfer schrie und brüllte wie am Spieß, während sich die Haut weiß färbte, Blasen schlug und dann über dem rohen Fleisch zu Fetzen schrumpfte.

»Du weißt«, kreischte Dorkas und schwenkte den Duschkopf, »was ich mit dem Ding, dem Dingeling, dem Dingeringedingeling noch alles machen kann. Hüte dich, du Schleimscheißer!«

Daraufhin verschwand Dorkas durch die Wand. Little wusste, dass er nicht einschlafen durfte. Der brennende Schmerz am ganzen Körper machte eine solchen Gedanken aber völlig unsinnig. Little war sicher, dass er nie mehr einschlafen würde, und schlief ein.

Er erwachte, weil Dorkas am Fußende des Bettes saß und ihn aufmerksam anschaute. Als Little die Augen aufschlug, fuhr der Besucher hoch und stellte sich mit leicht gerötetem Kopf hinter das Fußbrett.

Die Maßnahme war gerade noch schnell genug, denn Little begann, ohne Vorwarnung zu treten und zu schlagen, wickelte sich dabei aber in die Decke ein und plumpste aus dem Bett.

Als er eine Hand an seinem Bein spürte, begann er zu schreien und zu strampeln. Mehrere Stimmen, darunter die einer Frau, erklangen. Schließlich warf sich Dorkas kurzerhand auf den Tobenden, drückte ihn mit seinem Körpergewicht auf den Boden, und der Hotelier ergriff den linken Fuß, seine Frau packte den rechten und dann schleiften sie im Sturmschritt Little aus dem Zimmer. Dorkas hatte die Aktion nicht völlig verstanden, blieb wie ein spielendes Kind zuerst noch auf Littles Oberkörper sitzen und purzelte dann an der nächsten Kurve herunter.

»Werfen Sie ihn in den Brunnen«, rief Dorkas, der hinter den anderen herkeuchte. Genau das wurde getan, und Little fand sich in einem langen Holztrug wieder, in dem über eine Holzrinne Wasser plätscherte. Er wälzte sich prustend aus dem Trug he-

raus, riss als Erstes seinen Schlafanzug auf und betastete seine Haut. Keine Spur von einer Verbrennung war zu entdecken.

Dann stampfte der triefend nasse Little auf Dorkas und hielt ihm seine Faust unter die Nase.

»Wenn das wieder ein Trick ist, dann gnade dir Gott oder der Teufel oder wer auch immer. Dann hole ich MEINEN Duschkopf raus und dann wollen wir mal sehen, wer hier wen am besten anpinkeln kann, du verdammter Deckengänger.«

»Duschkopf ... anpinkeln ... Decken was? ... Deckengänger?«, stammelte Dorkas und kratzte sich am Kopf. Seine Verwirrung wurde nicht vermindert, weil Little ihm jetzt den linken Arm herunterriss und versuchte, die Hand abzuziehen. Als Dorkas vor Schmerz aufschrie, eilten die beiden Franzosen zu Hilfe und zogen Little zurück. Nach dessen schmerzhafter Landung auf dem steinigen Boden trat erst einmal erschöpfte Ruhe ein, weil sich nun auch Little am Kopf kratzte und sich dabei umblickte.

»Das ist neu«, stellte er dann fest.

»In der Tat!«, Dorkas rieb sich sein gerötetes Handgelenk, »In der Geschichte des unmöglichen Benehmens von US-Bürgern haben Sie ein neues Kapitel aufgeschlagen.«

»Wie spät ist es?«

»Gerade mal halb acht.«

»Später Vormittag!«

»Also für mich ist halb acht immer noch früher Morgen.«

»Warum waren Sie dann in meinem Zimmer?«

»Weil Sie geschrien haben wie ein liebestoller Hirsch. Da soll mal einer schlafen.«

Nachdem er mit einiger Mühe an seinem Hinterteil eine blutende Kratzwunde entdeckt hatte, schleppte sich Little unter die Dusche. Immer noch hatte er das bedrohliche Gefühl, dass Dorkas jeden Moment durch die Zimmerwand geschwebt kommen könnte und andere Dinge geschähen, die allen Naturgesetzen Hohn sprächen. Erst als er beim Frühstück erzählt hatte, was in der Nacht geschehen hatte, begann sich diese Unruhe aufzulö-

sen. Dorkas nahm die Kanne mit dem heißen Tee und schüttete die Flüssigkeit auf Littles unbedeckten Arm. Der schrie wieder vor Schmerz und wollte aufspringen, weil er nun wusste, dass es doch nicht die Wirklichkeit war, sondern eine weitere teuflische Variante des Traumes, in dem er für ewig kreisen würde.

»Bleiben Sie sitzen, so schlimm ist es nicht«, stellte Dorkas ruhig fest.

»Was sollte das?«

»Schauen Sie sich den Arm an. Verbrennung ersten Grades. Wird noch eine Weile schmerzen, aber davon bleibt nicht zurück.«

»Was sollte das?«, wiederholte Little.

»Zur Erinnerung. Haben Sie in Ihrem Traum Schmerzen gespürt? Ja, Sie haben. Aber haben Sie auch die Wunden gesehen? Nein, weil es keine gab. Falls Sie in den nächsten Stunden Zweifel haben sollte, dass ich der reale Dorkas bin und Sie der reale Herr Little, dann wird Sie der gerötete Fleck am Arm daran erinnern.«

»Gab's keine elegantere Möglichkeit?«

»Fällt Ihnen eine ein? Übrigens, haben Sie Verbindung aufgenommen? Was zucken Sie denn so? Ach, ich verstehe, das Stichwort. Also haben sie tatsächlich Verbindung aufgenommen.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Nicht Sie. Ich meine die anderen.«

»Sie glauben, dieser ... Traum stammt von der *Domaine de Brantly*?«

»Hundertprozentig. Ich nehme an, Sie sind sozusagen in eine der Fluchlitaneien hineingeraten.

Irgendwo heißt es angeblich so etwa *Mögen unsere Feinde ihren schmerzhaftesten Moment erleben wieder und immer wieder bis in alle Ewigkeit*. Das passt doch in etwa?«

»In etwa. Aber der Moment wurde mir bereitet.«

»Ich weiß. Das tut jetzt auch alles nichts zur Sache. Jedenfalls bin ich sicher, dass sich die *Domaine de Brantly* ganz in der Nähe

befinden muss. Es entspricht zwar nicht unbedingt allen Erkenntnissen ernst zu nehmender Esoteriker, aber ich schätze, wenn wir uns einen Sender vorstellen, kommen wir der Wirkungsweise gewisser Rituale nahe. Was hinwiederum bedeutet, dass wir uns in der Nähe des Senders bewegen, sonst wäre der Empfang nicht so gut. Nun denn, erstmal in Ruhe frühstücken, dann fahren wir ins Tal und sprechen mit dem Immobilienmakler.«

Die Verzögerung sollte Dorkas bald bereuen, denn als sie von dem Hotelier ins Tal gefahren worden waren, war der Makler gerade fortgefahren und sie verplemperten Stunden des Wartens. Immerhin bestand Dorkas darauf, einen Wagen zu mieten. Littles amerikanischer Führerschein, Dorkas' Hartnäckigkeit und eine Menge Geld reichten schließlich aus, um einen offenen Mehari mit Plastikkarosserie zu mieten, der zumindest dem Aussehen nach geländegängig sein musste.

Endlich kam der Makler. Er behauptete von sich, der einzige seiner Zunft im weiten Umkreis zu sein. Da Dorkas eine ziemlich genaue Vorstellung hatte, nach welcher Art von Bauwerk sie fahnden mussten, dauerte es wenig mehr als eine Stunde, bis er sicher war, das Richtige gefunden zu haben. Es handelte sich um ein ehemaliges Benediktinerkloster, das nach der Säkularisation der Revolutionszeit verlassen wurde, verfiel und in Vergessenheit geriet. Vor etwa zehn Jahren war es durch Vermittlung des Anwalts von der staatlichen Güterverwaltung, der es noch immer gehörte gekauft worden.

»Wissen Sie, wer den Komplex gekauft hat?«, fragte Dorkas.

»Um ehrlich zu sein, ich verhandelte nur mit einem Mittelsmann aus Paris. Einem amerikanischen Anwalt mit französischer Zulassung.«

»Wissen Sie, wer die Ausbesserungsarbeiten durchgeführt hat? Nach fast zweihundert Jahren muss es ja einiges zu reparieren gegeben haben?«

»So schlimm war es nicht. Die Mönche haben das Kloster unbeschädigt hinterlassen, es kam wegen der Lage zu keinen Plünderungen. Es war also nicht viel zu tun. Aber das, was zu machen war, haben die Spanier gemacht. Das Kloster liegt unmittelbar an der Grenze.« Der Makler suchte unter einem Stapel Karten und fand schließlich die passende.

»Hier ist es. Der Bergkamm markiert die Grenze, also gerade mal zwei Kilometer.«

»Es gibt keine Straße?«

»Doch, von unserer Seite durch das Tal bis unterhalb des Felsens, auf dem das Kloster steht. Von spanischer Seite führt eine Rollbahn bis knapp unter den Kamm. Es soll einen Weg darüber geben, aber der wird nur für Geländewagen sein.«

Mehr konnte der Makler nicht sagen. Nach dem Verkauf hatte er nie wieder etwas von dem Kloster gehört und den anderen Einwohnern ging es ebenso. Zu abgelegenen jenseits aller Ortschaften war das Bauwerk.

»Warum sind Sie so sicher, dass wir richtig sind«, fragte Little, als sie schon mit dem Wagen unterwegs waren. Little saß stocksteif hinter dem Lenkrad und streckte den Hals, als müsste er aus dem Wasser schauen. Die Straße war eng und kurvig, wenig übersichtlich und zudem in keinem besonders guten Zustand. Er fühlte sich höchst unsicher, war das Autofahren nicht mehr gewohnt, kam mit der Krückstockschaltung nicht zurecht und ließ das Getriebe einige Male lautstark krachen. So bewegten sie sich im Radfahrertempo vorwärts.

»Der Name - *St. Michel des Monts*. Das passt doch. »

»Ist das Ihr einziger Anhaltspunkt?«

»Was verlangen Sie eigentlich?«, protestierte Dorkas. »Eine unterschriebene Einladung von Brantly? Wissen Sie was, wenn jeder Ihrer Landsleute so eine Einstellung hätte, dann wärt ihr nie auf den Mond gekommen.«

Little schwieg verbissen. Aber die Antwort, die ihm auf den

Lippen lag, lautete, dass er lieber auf den Mond reisen würde, als zu irgendeinem psychopathischen Star der Satanistenszene. Im Rückspiegel tauchte ein kantiger Transporter aus, der ungeduldig zum Überholen ansetzte. Um ein Haar hätte Little das Lenkrad verrissen, die Reifen auf der rechten Seite gerieten auf den Randstreifen. Der leichte Wagen schlingerte und warf eine Staubwolke auf, die sich langsam auf die Insassen niedersenkte, denn der entnervte Little hatte den Wagen zum Stehen gebracht.

Dorkas räusperte sich ausführlich, klopfte den Staub aus seiner Jacke, betrachtete versonnen, wie der ausgeklopfte Staub sich wieder auf den Stoff senkte und sich auch durch plötzliches, hektisches Handwedeln nicht in seiner Zielstrebigkeit beirren ließ, und beklagte dann in poetischen Worten den Mangel an Getränken. Schließlich beugte er sich über die Karte, studierte sie eine Weile knurrend und sagte dann, als er den Kopf wieder hob: »Es scheint, wir haben uns verfahren.«

Der erwartungsvolle Blick, den Dorkas ihm zuwarf, konnte John Little nicht aus seiner derzeitigen Apathie reißen.

»So«, antwortete er nur, »haben wir das?«

»Nun, zumindest ist das mein Eindruck«, bestätigte Dorkas säuerlich. »Zumindest können wir sicher sein, dass wir nicht an einer Abfahrt vorbeigerast sind. Wir hatten ja jede Abfahrt mindestens fünf Minuten vorher im Blick.«

Nach dieser Feststellung, deren leichte Spitze immerhin geeignet war, Little etwas munterer zu machen, beschäftigte sich Dorkas wieder mit den Karten.

»Hierher kommen wir, hier müssen wir hin, hier sind wir«, erklärte er schließlich und tippte mit dem Finger auf die entsprechenden Punkte.

»Und was nun?«

»Falls Ihnen nichts Besseres einfällt, fahren wir weiter. Demnächst kommen wir in eine Ortschaft, da kann man vielleicht jemanden fragen. So langsam müssen wir uns auch Gedanken über unseren Zeitplan machen.«

»Hatten wir etwa einen Zeitplan?«

»Jedenfalls können wir mal davon ausgehen, dass der Höhepunkt der Veranstaltung gegen Mitternacht stattfinden wird. Bis dahin wäre es hübsch, wenn wir das Kloster gefunden hätten.«

»Und schon hereinspaziert wären und uns einen Tragebeutel für den *Grand Albert* beschafft hätten?«

»Wie ich höre, haben Sie Ihren Schockzustand ja wohl überwunden. Können wir dann also wieder.«

Little folgte der einladenden Handbewegung und startete den Wagen, der sich keuchend in Gang setzte. Das enge Quertal, das sie nun durchfuhren, lag schon im Schatten, während die Bergkämme noch im vollen Sonnenlicht schimmerten. Beiderseits der Straße gab es Laubwälder, die an den Berghängen von Nadelbäumen abgelöst wurden. Knapp unterhalb der sich lang hinziehenden Kämme brach der bräunliche Fels mehr und mehr durch.

Nach einigen Kilometern gemächlicher Fahrt schien Dorkas etwas verschluckt zu haben, denn er hustete und räusperte sich mit großer Lautstärke, um dann mit ausgreifender Armbewegung die Uhr an seinem Handgelenk in Augenschein zu nehmen. Er studierte den Zeitmesser ausführlichst, horchte daran und klopfte leicht mit dem Fingernagel auf das Uhrglas. Diese lächerliche Pantomime trieb Little zu einer etwas beschleunigten Fahrweise.

Er wagte sogar, den Schaltknüppel, der aus unerfindlichen Gründen seitens eines französischen Ingenieurgenies auf das Armaturenbrett verbannt worden war, auf die andere Seite zu bewegen. Der Ruck beim Einkuppeln warf die beiden Insassen fast gegen die Frontscheibe, aber nachdem der Motor heulend Drehzahl gewonnen hatte, ging es zügig voran. Den Fahrtwind nutzte Dorkas, um sich endlich von dem Staub zu befreien. Für einen Beobachter musste es aus der Ferne wirken, als würde der füllige Mann auf dem Beifahrersitz ein ganzes Geschlecht von Stechflie-

gen totschiagen wollen.

Die Ortschaft, von der Dorkas gesprochen hatte, bestand aus einigen Ferienhäusern abseits der Straße, die mit ihren geschlossenen Fensterläden ein Symbol des *Wir geben nichts, wir kaufen nichts* darstellten, einem Bauernhof und einer Tankstelle nebst Werkstatt.

»Fahren Sie zu der Tankstelle«, kommandierte Dorkas höchst überflüssigerweise. Als der Wagen neben einer der Zapfsäulen anhielt, ertönte von irgendwoher ein schrilles Klingeln. Es blieb das einzige Geräusch. Auch aus dem offenen Tor der Werkstatt war kein Laut zu vernehmen.

»Scheint Selbstbedienung zu sein.« Dorkas schob sich aus seinem Sitz und ging auf das Kassenhaus zu. Seine Fortbewegungsweise ließ keinen Zweifel aufkommen, dass sein Rücken mit dem Wagensitz nicht so recht harmonierte. Die Tür des gläsernen Kassenhauses war offen und ließ sogar erneut die Klingel ertönen.

Auch Little stieg aus, um sich ein wenig die Beine zu vertreten. Auch er hatte völlig verkrampft gesessen und spürte jede Sehne im Bein. Durch die Glasfront konnte er Dorkas beobachten, der eine Weile in einer Mischung aus Habachtstellung und *Entschuldigen Sie, könnten Sie mir weiterhelfen*-Position zum Werkstattdurchgang stand, dann augenscheinlich zu lautem Hüsteln überging und sich dann, lautstark pfeifend, für den Inhalt eines Kühlregals interessierte.

Dem Langhaarigen, der schließlich aus der Werkstatt schlenkerte und sich an einem Lappen die ölverschmierten Hände abwischte, bot sich daher zuerst der Anblick des Dorkas'schen Hinterteils in seiner gesamten voluminösen Pracht und Ausbreitung in allen Himmelsrichtungen. Dorkas war derart in seiner Suche nach Trinkbarem versunken, dass er nun seinerseits wie von der Tarantel gestochen in die Höhe fuhr, als der Mann hinter ihm sich räusperte.

Motorengeräusch erklang von der Straße her. Die Limousine

bog zu Littles Überraschung zur Tankstelle ab und hielt auf der anderen Seite der Zapfsäulen. Es war ein Citroën in Überlänge - die Art von Chapron-Wagen, die Little aus den Fernsehnachrichten als Dienstfahrzeug des französischen Staatspräsidenten kannte. Die hinteren Fenster waren durch Vorhänge verschlossen.

Der Fahrer, das konnte Little erkennen, telefonierte eine Weile, dann stieg er aus und ging in das Kassenhaus. Er war ein junger Mann in einem schwarzen Anzug, der auf den ersten Blick wie ein junger Pfarrer wirkte. Die helle Haut, die dunklen Augen und das schwarze, gewellte Haar, das im bis auf die Schultern fiel, umgaben ihn mit einem Hauch von unzeitgemäßer Romantik. Sein Profil zeigte eine große Nase, die Little an die Holzindianer vor manchen Tabakgeschäften erinnerte.

In der Zwischenzeit hatte Dorkas eine Batterie von Flaschen vor der Kasse aufgestapelt und gestikuliert nun mit dem Tankwart, der mit seinem Öllappen in verschiedene Himmelsrichtungen deutete und zwischendurch die Schultern hob. Das Auftauchen des neuen Kunden unterbrach die Unterhaltung. Dorkas trat höflich zurück und wartete ab. Aber Little bemerkte die Blicke, mit denen Dorkas den Neuankömmling abschätzte. Die beiden Männer verschwanden in der Werkstatt und ließen Dorkas allein.

Little wanderte ein Stück die Straße hinauf. Die Tankstelle schien tatsächlich der einzige Ort zu sein, an dem hier Menschen lebten, denn der Bauernhof wirkte beim Näherkommen still und ausgestorben. Kein Tier war auf der Weide zu sehen, der Stall mit seinen rissigen Wänden strömte nur den faden Geruch von Beton und moderndem Holz aus.

Die beiden Männer kamen aus der Werkstatt. Sie öffneten die Motorhaube des Chapron, der Tankwart beugte sich weit über die Maschine, während der Fahrer auf der Seite stand und sich einige Erklärungen anhören musste. Der Tankwart ging in die

Knie, schaute unter den Wagen und redete auf den anderen ein. Der schüttelte zur Antwort nur den Kopf und hob abwehrend die Hände. Danach verschwanden beide wieder in der Werkstatt.

Die eine der hinteren Türen der Limousine wurde geöffnet. Nachdem sie eine Weile offen gestanden hatte, stieg eine junge Frau aus. Sie trug eine beigefarbene Hose und eine helle Bluse und ging, die

Arme verschränkt, den Blick auf ihre Schuhspitzen gerichtet, neben dem Wagen hin und her. Sie achtete weder auf Little, der wieder zur Tankstelle ging, noch auf die beiden Männer, die nun mit einigen Öldosen in der Hand zum Wagen zurückkamen. Es schien weniger Schüchternheit, sondern ein völliges Desinteresse an ihrer Umgebung zu sein, das diese Frau so in sich versinken ließ. Angesichts der stattlichen Limousine tippte Little spontan auf irgendeine Größe aus dem Schaugeschäft. Die instinktive Neugier des unbeteiligten Zuschauers ergriff ihn.

Das Gesicht der Frau konnte Little nicht erkennen. Es gelang ihm gerade einmal, sie von der Seite zu sehen, und er fragte sich, ob er sie trotz ihres leicht fliehenden Kinns hübsch finden würde. Sie hatte ebenso helle Haut wie der Fahrer, sogar noch um eine Nuance weißer, als würde niemals Sonnenlicht auf sie fallen. Ein unwillkürlicher Schauer überlief Little, Bilder von unterirdischen Maden drängten sich ihm auf, und als er diese Bilder verdrängt hatte, kamen andere Szenen, in denen er schamlos dargebotene weiße Glieder im Kerzenschein eines Separees sah. Er schüttelte diese Fantasien ab und schritt weiter aus. Aber wie unter einem Zwang drehte er wieder und betrachtete nun den hellblonden Zopf, der ihr vom Nacken über den Rücken fiel. Er bemerkte, dass sie im Gehen mit den Füßen einen Rhythmus einhielt, der wie der Nachklang eines Tanzes war. Mit ihren langen Beinen und einer schlanken, fast dünnen Figur erinnerte sie Little unwillkürlich an ein Fohlen.

Der Tankwart goss Öl in die Maschine und schloss die Motorhaube. Der Fahrer bezahlte und stieg dann eilig in den Wagen. Auch die Frau stieg ein. Bevor sie in der Limousine verschwand, hob sie einmal den Kopf und schaute Little an. Blaue Augen, schmale Nase, ein schön geschwungener Mund, der den Makel des etwas missratenen Kinns völlig vergessen ließ. Ja, sie war hübsch, sehr hübsch sogar, aber zugleich lag auf ihren Zügen eine Fremdheit, die Little noch einmal erschauern machte und die ihn abstieß. Er suchte vergeblich nach einer Erklärung und startete dem abfahrenden Wagen ziemlich tölpelhaft nach.

Die Glastür des Kassenhauses schepperte. Mit einigen Flaschen 7up und Vichy vor der Brust kam Dorkas, schwankend wie in Kamel im Passgang, auf den Mehari zugelaufen. Er warf seine Beute achtlos in den Fond und kletterte dann auf den Beifahrersitz.

»Wo bleiben Sie denn, Herr Little?«, schimpfte er laut.

Little hatte immer noch dieses Gesicht vor Augen, und in seinen Gedanken hallte noch immer das Echo seines Anblicks. Konnte eine Frau zugleich so widerstrebende Empfindungen wie Begeisterung und Abscheu hervorrufen? Er schlenderte zum Wagen, als ihn Dorkas aus seinen Überlegungen riss, weil er lautstark mit der flachen Hand auf die Plastikmotorhaube hämmerte.

»Egal, in welchen süßen Träumen, Sie jetzt gerade befangen sind, machen Sie, dass Sie in die Hufe kommen«, krakelte Dorkas.

»Was soll diese Hektik? Hat Ihnen der Tankwart einen heißen Tipp gegeben?«

»Fahren Sie, fahren Sie! Los! Hinter dem Wagen her.«

»Hinter dem Citroën? Der ist doch schon längst über alle Berge.«

»Hinterher, sage ich! Verstehen Sie eigentlich überhaupt nichts? Diese Frau war die Gabe ...«

Little konzentrierte sich eine Weile völlig auf das Fahren. Dann

wandte er sich an Dorkas.

»Was soll das heißen - sie ist die Gabe?«

»Ihre Fantasie lässt zu wünschen übrig. Sie ist das Opfer, wenn Sie so wollen. Aber in der *Domaine de Brantly* wird immer nur von einer Gabe gesprochen.«

»Weiß Sie davon, dass sie geopfert werden soll?«

»Keine Frage, natürlich weiß sie davon.«

»Sie weiß es - und da geht sie nicht flitzen?«

»Weil es nur freiwillige Opfer gibt. Dieses Mädel hat sich nicht nur aus freien Stücken bereit erklärt, die Gabe zu sein, sondern sie hat sich regelrecht dazu gedrängt. Denn es gibt Prüfungen und Reinigungszeremonien und vor allem, es gibt Konkurrenz. Wenn wir uns vor Augen führen, dass heute ein besonderer Tag ist ...«

»... wegen dieser Planetenkonstellation, meinen Sie ...«

»... dann ist sie auch eine ganz besondere Gabe.«

»Ich dachte bisher, solche Sekten würden sich in Waisenhäusern oder in Obdachlosenheimen bedienen?«

»Die *Domaine de Brantly* jedenfalls nicht. Hier gibt es nur Freiwillige. Das ergibt im Übrigen auch durchaus einen Sinn. Dieses Opfer ist ja keine Strafe, sondern eine Belohnung. Entsprechend auch diese Prüfungen.«

»Welche zum Beispiel?«

»Nun, ich hörte von einem Fall, in dem Brantly von der Gabe die Ermordung der Eltern und der Geschwister verlangte. Schließlich halten er und seine Anhänger die gefühlmäßigen Bindungen an diejenigen, die uns ein Leben in der falschen Welt eingebrockt haben für einen weiteren Trick des falschen Schöpfers.«

»Ein Fall für die Staatsanwaltschaft!«

»Womit beschäftigt sich denn heute die Staatsanwaltschaft eigentlich nicht? Im besagten Fall hatte sie keine Handhabe. Die Gabe, seines Zeichens Eltern- und Brudermörder, stürzte sich von einer bretonischen Klippe. Es gab Anzeichen, dass vorher

eine Feier mit vielen Teilnehmern stattgefunden hatte, aber angesichts eines Mörders, der sich selbst gerichtet hatte, war das nichts mehr, was die Justiz weiter verfolgt hätte.«

»Und Sie sind sicher, dass diese Gabe erst heute zum Ort der Tat gebracht wird? Das ergibt für mich keinen Sinn.«

»Sie sind ja auch kein Satanist.«

»Trotzdem ergibt es keinen Sinn.«

»Ich denke, die Antwort liegt in der Magisterregel. Außerdem ist Brantly ja nach wie vor der Führer seiner Sekte. Er schaltet und waltet, wie es ihm passt. Oder wie es ihm seine Inspiration eingibt. Oder sollte ich eher von teuflischen Einflüsterungen reden ...? Egal. Aus irgendwelchen Gründen durfte die junge Frau noch nicht an den Vorbereitungen für das heutige Fest teilnehmen. Oder sie hatte ihrerseits Vorbereitungen durchzuführen, die am Kloster keinen Platz hatten.«

»Hören Sie, Dorkas, selbst wenn ich diese Kiste mit Höchstgeschwindigkeit fahren könnte, würden wir den anderen Wagen nicht einholen.«

»Brauchen wir auch nicht.«

»Ich nehme an, die anderen werden zwischendurch anhalten und freudig auf uns warten?«

»Nicht nötig. Haben Sie die Szene an der Tankstelle denn nicht registriert? Natürlich nicht, sie hatten nur die Frau im Blick, Sie Schlingel, Sie. Der andere Wagen verliert Öl. Der Tankwart riet zu einer Reparatur, aber der Fahrer lehnte ab, weil er keine Zeit hatte und es außerdem nicht so weit wäre. Also füllten sie nur Motoröl nach. Wenn Sie genau hinschauen, sehen Sie die Spur sofort. Eine Hänsel-und-Gretel-Geschichte ...«

Es war keine durchgehende Spur, aber eine Folge deutlich sichtbarer Ölflecke, die auf den geraden Streckenstücken, wenn der Wagen beschleunigt hatte, als weit verteilte Spritzer erkennbar waren und dort, wo eine Kurve zur Verringerung der Geschwindigkeit zwang, als kleine buntfarbige Lachen schimmerten.

»Weit kann es nicht sein«, spekulierte Dorkas. »Dieser Tankwart sprach einen derart unverständlichen Dialekt, dass ich nicht viel mitbekommen habe, aber ich bin mir immerhin sicher, dass vor einem *Kolbenfresser* warnte, wenn der Motor kein Öl mehr hat, und der Fahrer antwortete, dass sie nicht mehr lange unterwegs seien. Nun ja, auf dem Asphalt liegt tatsächlich schon eine ziemliche Menge von diesem stinkigen Zeug.«

»Was war das überhaupt für ein Typ, der den Wagen fährt? Auf mich wirkte er auf den ersten Blick wie ein Seminarist.«

»Da liegen Sie wohl nicht so ganz verkehrt. Er ist sicherlich sehr fromm. Auf seine Weise. Ich nehme an, dass Brantly die Gabe eines so hohen Festes nicht irgendeinem Mitglied der Sekte anvertraut. Der junge Mann muss also eine höhere Charge sein. Vielleicht ist er selbst schon Priester und hat die Reinigungszeremonien durchgeführt.«

Little überlegte und steuerte den Wagen um eine Felsnase herum. Der Anblick der Frau ging ihm nicht aus dem Kopf. Wenn er versuchte, sich die Ursache deutlich zu machen, der dieses Bild in seinen Gedanken wie einen starken Magneten verankerte, so dass alle Überlegungen unweigerlich in dessen Anziehungskraft gerieten, dann scheiterte er jedes Mal kläglich.

Nun gut, diese junge Frau besaß eine unbestreitbare Attraktivität. Er sagte sich diesen Satz, so wie jemand mit der Faust auf den Tisch schlägt, um eine lästige Diskussion zu beenden.

Basta, so ist es! War es so? Konnte er ernsthaft diese zu schlanke, zu langbeinige, zu schmalhüftige, zu fohlenartige Figur als anziehend bezeichnen? Jedes Durchschnittsmädel war von der Natur besser ausgestattet worden, wirkte harmonischer und weiblicher. Und ihr Gesicht?

Anschaubar, akzeptabel, nicht mal unhübsch - aber nicht mehr. Das wirklich Lästige war, dass Little schon nicht mehr in der Lage gewesen wäre, einem Fragesteller eine auch nur einigermaßen exakte Beschreibung der Frau zu geben. Blond war sie. Der

lange, schön geflochtene Zopf, der ihr auf den Rücken fiel, war vielleicht das einzige Merkmal, dessen er sich sicher war. Und dazu kam ihm nur noch der Makel in Erinnerung, das fliehende Kinn nämlich, das er bei ihr bemerkt zu haben glaubte. Warum also, warum sozusagen in Großbuchstaben geschrieben, verklebte dieses Bild, das nicht einmal ein Bild war, sein Bewusstsein? Was hatte sie? Es mochte, wurde sich Little klar, vielleicht daran liegen, dass sie in keiner Weise dem Typ entsprach, den er im Umkreis einer Satanistensekte erwartet hätte. Diese auffällig geschminkten Wesen, die sie in Concessault gesehen hatten, passten in das Klischee. Aber doch nicht so eine weißhäutige Blondine, die aussah, als ob ihre Eltern sie nur mit Gewalt davon abhalten könnten, in ein Kloster zu gehen.

»Ich nehme mal an, dass Reinigungszeremonien in der *Domaine de Brantly* anders verlaufen als in der *Domaine de Johannes Paul II?*« Sein Versuch, sarkastisch zu wirken, kam Little selbst misslungen vor.

»Sie liegen mit Ihrer Vermutung völlig richtig. Wie gesagt, ich kann mich nur auf wenige Informationen stützen, aber das, was ich weiß, deutet darauf hin, dass die Gabe alle Beschränkungen bürgerlicher oder religiöser oder sonstiger Art überschreiten muss, um bereit zu sein.«

»Und was bedeutet das konkret?«

Dorkas warf Little einen prüfenden Seitenblick zu. Der reagierte nicht, sondern behielt die Augen starr auf der Straße.

»Nun ja, ich kenne einen dokumentierten Fall von Sodomie.«

»Sodomie?«

»Ja, das Opfer musste es ... wie soll ich das formulieren ...?«

»Sie sind doch sonst recht sprachgewandt, Dorkas!«

»Nun gut ...« Dorkas hatte sichtlich mit einem gewissen Widerstreben zu kämpfen, » ... die Frau hat es mit einem Köter getrieben. Natürlich vor Publikum, will sagen, vor anderen Sektenangehörigen.«

»Hübsches Beispiel von praktizierter Zuneigung zum besten

Freund des Menschen.«

»Ich weiß nicht, was eine Dogge davon hält. Nachher haben sie ihr übrigens die Kehle durchgeschnitten und sich in ihrem Blut gesuhlt. Ich rede von dem Hund. Die Szene muss ungefähr so gewesen sein, wie sie sich einer unserer zeitgenössischen aufstrebenden Künstler vorgestellt haben könnte: Männlein und Weiblein treiben es miteinander, vorzugsweise in unnatürlichen Kombinationen und dies in einer Blutlache. Wie viel Blut hat so ein Hund?«

»Wenn es eine Dogge war, wird der Inhalt wohl für eine mittlere Schweinerei reichen.«

Sie schwiegen wieder. Little dachte plötzlich an eine der Fernsehreklamen, die sich zwischen die Spielfilme der Privatsender schoben. Fröhliche und stets bestens ondulierte Mütter, die mittels eines wunderbaren Erzeugnisses der chemischen Industrie die Dreckflecken, die ihr Nachwuchs und der Familienhund auf den Fliesen hinterlassen haben, wegzaubern.

»Der Laden muss ja horrenden Summen für Reinigung ausgeben!«, sagte Little.

Diese praktische Beobachtung konnte bei Dorkas keine Aufmerksamkeit erregen, denn der wedelte plötzlich mit der Hand vor Littles Gesicht umher.

»Die Spuren sind weg.«

Nachdem sie angehalten hatten, suchten sie zu Fuß die Straße ein Stück weit ab und drehten dann endgültig um. Nach kurzer Zeit fanden sie wieder den ersten Ölfleck. Sie wendeten erneut und schauten nach der Abfahrt aus, die der Wagen genommen haben musste.

»Vielleicht ist er von einer Art Abschleppwagen erwartet worden«, vermutete Little.

»Was soll so ein Aufwand?«

»Heute ist das kein Aufwand mehr, es gibt schließlich Funktelefone.«

Statt einer Antwort knurrte Dorkas nur unzufrieden und be-

äugte den Straßenrand. An einer Einbuchtung ließ er Little anhalten. Der war im ersten Moment der Meinung, Dorkas suche nach einer Möglichkeit auf, mehr oder weniger zivilisierte Art einen Flüssigkeitsüberschuss abzubauen. Dorkas schlenderte denn auch am Gebüsch entlang, das die unasphalтиerte Einbuchtung zur einen Seite begrenzte, und begann dann, an einem Ast zu zerren. Gemeinsam mit Little zog er das sperrige Hindernis zur Seite. Dahinter zeigten sich tief ausgefahrene Wagenspuren, die um ein Wäldchen herumführten und dann in einen Wirtschaftsweg mündeten, der wiederum durch eine lange Unterführung die Straße unterquerte und sich zwischen Bäumen verlor.

»Halten Sie es für eine gute Idee, hier langzufahren?«, erkundigte sich Little vorsichtig.

Dorkas ließ sich in der Art eines Sumoringers auf die Knie nieder und begutachtete einen Ölfleck auf dem rauen Asphalt.

»Selbst wenn die Idee von mir stammt, bin ich von deren Qualität nicht vollständig überzeugt. Aber haben Sie eine bessere? Drei schwerbewaffnete Hubschrauber, die aus der Sonne geflogen kommen? Oder die übliche Kavallerieabteilung?«

Little schenkte sich die Antwort und ging, um den Wagen zu holen.

Der Weg führte in ein Tal hinein, das sich immer stärker verengte. Buchen, Kastanien und Eichen wuchsen auf beiden Seiten. Die kräftigen Stämme erhoben sich aus einem Dickicht kleinerer Büsche und wuchernder Farne. Über ihren Wipfeln konnte man links und rechts gerade noch die fast waagerechten Kammlinien der Bergzüge erkennen, die das Tal einschlossen. Der Mehari schaukelte tapfer durch die Spurrillen.

»Halten Sie mal an! Motor aus!«

Dorkas stand auf und lauschte.

»Hören Sie was?«

Little lauschte gespannt und schüttelte dann den Kopf.

»Nichts! Warum?«

»Weil das nicht normal ist. Hier sind Bäume und Büsche und

Unterholz, und eben konnte ich sogar noch ein Rinnsal erkennen. Also müsste es Vögel geben. Aber es gibt keine. Nichts zu sehen, nichts zu hören.« Dorkas stemmte die Arme in die Hüften und schaute sich weiter um. Es war tatsächlich völlig still. Kein Vogel zwitscherte, kein Tier regte sich im Unterholz, selbst der Wind war eingeschlafen. Die beiden Männer hielten den Atem an. Ohne ein Wort zu wechseln, wussten sie, dass sich jeder an eine Hoffnung klammerte, ein einziges kleines Tschilpen eines Sperlings würde die dunkle Vorahnung erhellen. Aber sie wurden enttäuscht. Diese Stille war mehr als die Abwesenheit von Klängen. Sie hatte eine Substanz, als wäre sie wie flüssiges Glas in das Tal gegossen worden, um alles in seiner Erstarrung zu umfassen. Und je länger sie vergeblich lauschten, desto deutlicher empfanden sie, dass hinter der Stille etwas anderes existierte. Von ihnen nur durch eine hauchdünne Folie getrennt war es da, gewaltig, unsagbar mächtig und beherrschend wie ein eisiges Meer, das durch das schwache

Menschenwerk eines Schiffsrumpfes zurückgedrängt wird.

Es waren wohl weniger der Schatten und die feuchte, dumpfe Luft, die Little schauern ließen. Als er den Motor erneut startete, war sein Mund trocken. Vor jeder Biegung begann sein Herz vor Furcht schneller zu schlagen und er atmete auf, wenn sich wieder herausstellte, dass der Weg schmal und einsam vor ihnen lag. Immer enger wurde das Tal, sodass zwischen den Bäumen nur noch graues Dämmerlicht lag.

Little brachte den Wagen abrupt zum Stand. Wieder keuchte der Motor aus.

»Da war was!«

Sie lauschten. Tatsächlich, jetzt hörte es auch Dorkas. Aus der Tiefe des Tales erklang das lang gezogene Heulen eines Hundes und wurde von den Hängen als Echo zurückgeworfen.

»Wir müssen bald da sein.«

»Sollten wir nicht besser aussteigen und zu Fuß gehen?«

»Und vielleicht einem Köter begegnen, der hier frei herumläuft? Kein Bedarf. Fahren Sie los, hübsch langsam, aber das brauche ich Ihnen ja gar nicht zu sagen.«

»Glauben Sie, dass diese oben offene Plastikkiste bei einem angreifenden Hund hilft?«

»Vielleicht weiß der Hund ja nicht, dass es Plastik ist. Müssen Sie eigentlich immer so hemmungslos destruktiv sein, Herr Little?«

Nach einigen Hundert Metern, die eine unendlich lange Strecke zu sein schienen, sahen sie das Gebäude. Vom Kamm zur Rechten teilte sich eine Felsrippe und lief leicht ansteigend auf den Querhang des Berges zu, der das Tal abschloss. Dort oben, auf einer Verbreiterung, die von steil abfallenden Wänden begrenzt wurde, thronte das Kloster. Es lag noch im Sonnenschein, dennoch war wenig mehr zu erkennen als eine Ansammlung von Gebäuden aus hellbraunem Mauerwerk und mit roten Ziegeldächern, über der sich ein wuchtiger Kirchturm erhob.

»Späte Romanik, sehr eindrucksvoll«, meinte Dorkas mit Kennerblick, nachdem er eine Weile mit halb zusammengekniffenen Augen beobachtet hatte. »Von hier unten ist wenig zu sehen, aber das niedrige Gebäude auf der rechten Seite scheint so eine Art Torhaus zu sein.«

»Das nutzt uns jetzt nicht viel.«

»Doch, es sagt uns, wo wir es erst gar nicht zu probieren brauchen. Wir müssen versuchen, von oben heranzukommen. Eben ging doch ein Waldweg nach links ab. Versuchen wir den.«

Im Schritttempo kroch der Mehari heulend durch die ausgefahrene Fahrspur, kratzte immer wieder mit dem Unterboden auf der Erde oder blieb mit durchdrehenden Reifen in einem Schlammloch hängen. Als selbst mehrmaliges Vor- und Zurück-

rollen des Wagens nicht half, ihn freizubekommen, schaute Little erwartungsvoll auf Dorkas. Der blickte unschuldig zurück, reagierte nicht einmal auf den Daumen, mit dem sein Fahrer ihn zum Aussteigen aufforderte. Erst eine längere und ziemlich temperamentvoll vorgetragene Einführung in die Welt der Realitäten zwang Dorkas aus seinem Sitz und ließ ihn am Fahrzeugheck Position beziehen.

»Fertig?«

»Fertig!«

»Los!«

Little gab Vollgas, und Dorkas stemmte sich keuchend mit seinem gesamten Gewicht gegen das Fahrzeug. Die Reifen sirrten, griffen in festen Untergrund, und der Wagen machte einen Sprung vorwärts. Little fuhr weiter, bis er gefahrlos anhalten konnte und wartete, dass sich Dorkas aus dem Schlamm erheben und nachkommen würde.

»Sollen wir tauschen?«, fragte Little boshaft.

Dorkas würdigte ihn keines Blickes, säuberte nur sein schlammbedecktes Gesicht und warf sich schnaufend auf den Beifahrersitz. Im Laufe der nächsten Stunde musste er diesen Platz öfter verlassen, als ihm lieb war. Schließlich trottete er ergeben hinter dem Wagen her, stemmte die Schulter gegen das Heck oder warf sich auf den Eichenast, den er als Hebel benutzte und hinter sich herschleifte wie ein geschlagener Soldat sein Gewehr. Der Weg war nun wenig mehr als ein Saumpfad, die kleinen Bäume und das Kraut, das auf ihm wuchs, zeigten, dass er seit langer Zeit von keinem Wagen mehr befahren worden war. Der Hang wurde steiler, zwischen Felswand und Abhang blieb kaum noch Platz für das schmale Fahrzeug. Little öffnete den Verschluss seines Sicherheitsgurtes und machte sich bereit, abzuspringen, falls der Wagen über die Kante gleiten würde. Viel fehlte dazu nicht, vor allem nicht, als die Räder wieder bis zur Achse in einer Kuhle versanken und Little heiser fluchend be-

merkte, wie die durchdrehenden Reifen ihn Millimeter für Millimeter auf den Abgrund zuschoben. Endlich war Dorkas zur Stelle und schob seinen Ast unter die Stoßstange. Little kletterte über das Heck nach draußen, und in gemeinsamer Anstrengung gelang es ihnen, den Wagen wieder in die richtige Spur zu hebeln. Vor Erschöpfung japsend fielen sie nebeneinander auf den Boden.

»Was machen wir, wenn wir diesen verdammten Weg endlich hinter uns haben«, keuchte Little.

»Ich habe definitiv nicht die geringste Spur einer Ahnung. Aber unten im Tal hatten wir noch weniger Chancen.«

»Weniger als gar nichts geht ja auch nicht.«

»Hören Sie, wenn mir irgendeiner vor einem halben Jahr prophezeit hätte, dass ich Anstrengungen wie diese hier überleben würde, hätte ich ihn ausgelacht ...«

»Schön und was trägt das jetzt zur Diskussion bei?«

»... ähm, ich vermute, ich wollte damit zum Ausdruck bringen, dass ein Mensch wesentlich mehr zustande bringen kann, als er selbst glaubt.«

»Danke für die tröstenden Worte.«

Der Wald wurde dünner und zerfaserte sich in einzeln stehenden Bäumen, die sich in den Fels klammerten. Nach einem kurzen Fußmarsch hatten sie den Kamm erreicht. Little hatte nun genügend Raum, um den Wagen zu drehen. Er stellte ihn neben dem Weg ab und fragte sich gleich darauf selbst, warum er sich solche Mühe machte, angesichts der geringen Wahrscheinlichkeit, hier einen anderen Autofahrer zu behindern.

Von einem Baum zum anderen huschend liefen die beiden Männer quer über den steilen Hang, bis sie oberhalb des Klosters waren. Nun erst konnten sie den gesamten Gebäudekomplex überschauen. Er war wesentlich größer, als vom Tal aus zu ah-

nen war. Ein schmaler Zuweg führte von diesem Tal aus durch den Wald zu einem Torhaus. Drei breite Türen, die nachträglich eingebaut waren, führten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu Unterstellplätzen für Fahrzeuge. Von diesem ersten Haus gelangte man über eine Treppe und eine turmartig vorgebaute Bastion zum höher gelegenen Kloster.

Das Gemäuer bestand aus zwei dreistöckigen Gebäuden, die quer über den Fels gebaut waren. Zwischen ihnen lag auf der einen Seite die mächtige dreischiffige Kirche und auf der anderen ein niedriges, schmales Gebäude, das wenig mehr als eine überdachte Bogenreihe darstellte und den Kreuzgang abschloss. Die Baumeister des Klosters hatten das vorhandene Gelände geschickt genutzt und die Gebäude auf verschiedene Ebenen gesetzt, sodass sich die höher gelegene Kirche über allem erhob, obwohl sie nicht höher war als die übrigen Häuser.

Vor der Kirche war ein freier Platz, von dem aus man zu zwei weiteren kleineren Gebäuden gelangen konnte, die zum Teil direkt an den Abhang gebaut waren. Eines dieser beiden Häuser stand dort, wo die Felsrippe im Querhang mündete.

Dorkas griff nach Little's Arm und begann, heftig daran zu zeren.

»Sehen Sie den Weg?«

»Ich sehe keinen Weg«, knurrte Little. Was er sah, war eine Art von uneinnehmbarer Festung, die in sich durch eine Vielzahl von Treppen und einzelnen Aufgängen einen zusätzlich verwirrenden Eindruck machte.

»Doch, doch«, beharrte Dorkas. »Schauen Sie genau hin. Von diesem einen Haus am Rand des Klosters direkt auf den Kamm zu. Dort müssen wir hin.«

»Warum?« Little wollte ursprünglich ein herzhaftes *zum Teufel* einfügen, unterließ es dann aber doch.

Statt einer Antwort watschelte Dorkas tapfer los. Kopfschüttelnd folgte ihm Little. Er sah keine Möglichkeit, in diesen Kom-

plex einzudringen, geschweige denn, dort heraus etwas zu entwenden. Egal, was Dorkas jetzt vorhatte, es konnte wenig mehr sein als ein Aufschub, bis auch er sich eingestehen musste, dass sie nicht die geringsten Erfolgsaussichten hatten. Es war im Gegenteil fraglich, ob es ihnen überhaupt gelingen würde, bei Helligkeit aus dem Tal heraus zu gelangen. An aufkommende Feindseligkeiten mit den Bewohnern wagte er gar nicht erst zu denken. Unbewaffnet und erschöpft, wie sie waren, hätten sie sich in keiner Weise zur Wehr setzen können. Und aus dem Alter, wo man im Boys Camp Geländespiele machte, waren auch beide weit heraus.

»Wir sollten an den Rückzug denken«, sagte Little daher, als sie den Bergkamm erreicht hatten. Auf der anderen Seite, schon auf spanischem Gebiet, fiel die Bergflanke sanft ab und war unterhalb des Kamms schon dicht bewachsen.

Auch hier war ein Pfad erkennbar, der im Wald verschwand.

Dorkas schleppte sich nur noch einige Schritte weiter und fiel dann zu Boden. Sein Gesicht hatte eine krebsrote Farbe angenommen und er nahm die Brille ab, um sich den Schweiß aus den Augen zu wischen.

»Wir warten hier«, stellte er kategorisch fest, nachdem er wieder zu Atem gekommen war.

»Auf was?«

»Auf die Lösung unserer Probleme. Falls Sie unbedingt noch etwas tun wollen, stellen Sie sich oben auf den Pass und beobachten Sie das Kloster.«

Viel zu beobachten gab es nicht, denn noch immer war keine Menschenseele zu sehen.

Es gab keine Anzeichen irgendeiner Aktivität - nirgendwo stand ein Fahrzeug, nirgendwo lehnte ein Besen an einer Wand, keine Türe war halb offen, kein Fenster, das nicht fest geschlossen wäre, nicht einmal ein Rauchfaden aus einem der zahlreichen Schornsteine. In völliger Stille und Ruhe lag das Kloster

und schien in tiefem Schlaf zu liegen.

Little machte es sich bequem, streckte sich auf dem warmen Fels aus und legte das Kinn auf die Arme. Zweifel machten sich breit, ob sie nicht doch in eine Sackgasse geraten waren.

Der Widerspruch zwischen diesem uralten Gemäuer, das wie ein Symbol klösterlicher Einkehr in einer wunderschönen Landschaft eingebettet war und dem, was sie dort vermuteten, erschien nun geradezu surreal. Diese seltsame, lastende Stille in dem Tal, dachte Little, konnte nichts anderes sein als die Spiegelung dessen, was sie erwartet hatten zu finden. Wenn Dorkas nur lange genug von Satanisten schwafelte, dann tauchte schließlich an jeder Ecke so ein Teufelsanbeter auf.

Wenn er nicht so müde gewesen wäre, hätte sich Little geärgert. Noch einmal ließ er seine Blicke über das Kloster schweifen. Der Kreuzgang, daneben die Kirche, an deren Seite der Turm mit seinem flachen Dach, dessen Zinnen wohl früher als ernsthafte Verteidigungsmaßnahmen gedacht gewesen waren. Ein Glitzern erweckte Littles Aufmerksamkeit. Er kniff die Augen zusammen und starrte angestrengt zum Turm, von dessen Dach das Glitzern kam. Es musste von einem Blitzableiter, einem einzelnen senkrechten Stab, stammen. Dann, nach einiger Zeit, erkannte Little, dass dieser Stab unten einen Querstab hatte und dann brauchte er erneut eine Weile, um zu erkennen, dass auf dem Dach ein umgedrehtes Kreuz angebracht war.

Ein lauter Ruf schreckte ihn auf. Er drehte sich und sah Dorkas, der sich hinter einen Busch kniete und ihm mit der Hand Zeichen zuwedelte.

Vorsichtshalber kroch Little hinter einen Felsvorsprung. Nun sah er, was Dorkas so erregt hatte. Aus dem Wald kam ein Kleinbus, kroch holpern auf dem ausgetretenen Pfad weiter, um dann schwungvoll zu wenden und anzuhalten. Der Fahrer stieg aus, öffnete die Heckklappe des Wagens und brachte eine Anzahl

von Eimern, Besen und Lappen zum Vorschein. Er stellte die Eimer in einer Reihe auf, dann schob er die Seitentür auf und zog eine Gestalt heraus.

Diese führte er zum ersten Eimer, drückte ihr Eimer und Besen in die Hand und ging wieder zum Wagen. Dieselbe Aktion fand noch mehrmals statt, bis eine Gruppe von Männern und Frauen zusammenstand. Sie legten die freie Hand auf die Schulter des vor ihm Stehenden und warteten geduldig und ohne ein Wort zu sagen. Der Fahrer sprach kurz auf den vorne Stehenden ein, gab ihm dann einen Klaps auf den Arm und die Gruppe setzte sich langsam in Bewegung. Wie eine Art von Eisenbahnzug folgte sie im Geräusch klappernder Blecheimer dem ausgetretenen Pfad. Der Fahrer schaute ihnen kurz nach, dann lehnte er sich an den Wagen und kramte in seiner Hemdentasche nach einer Zigarette. Dorkas duckte sich noch tiefer und krabbelte, so schnell er konnte, rückwärts in Richtung auf Little.

»Was ist das?«, flüsterte Little.

»Der Reinigungsstrupp«, flüsterte Dorkas atemlos zurück. »Ich wusste es, ich wusste es. Bei all den blutigen Spielen, die dort unten gemacht werden, braucht man Leute zum Saubermachen. Und die Anhänger der *Domaine* werden nicht selbst die Finger rühren.«

Die Gruppe schlurfte langsam heran und an ihnen vorbei. Mit einem schnellen Blick versicherte sich Dorkas, das der Fahrer die Gruppe nicht mehr beachtete. Er saß rauchend im Wagen und las in einer Zeitung.

»Passen Sie auf«, zischelte Dorkas. »Sie schlagen einen Bogen und schleichen sich irgendwie an die Tür heran. Warten Sie dort einfach.«

»Und was machen Sie?«

»Na, was schon?« Dorkas verdrehte die Augen und hob die Hände zum Himmel. »Ich versuche, irgendwie mit den Putzleuten in das Gebäude zu kommen.«

»Sie fallen doch sofort auf.«

»Tatsächlich? Ich dachte, ich würde egal aussehen wie eine Putzfrau. Lassen Sie das meine Sorge sein.«

Mit diesen Worten richtete sich Dorkas auf und lief hinter der Gruppe her. Nach einigen Schritten hatte er sie eingeholt und trottete nun im gleichen Tempo hinter dem Letzten her, einer dicklichen Frau mit geblütem Kittel und einem giftgrünen Kopftuch, aus dem gelbe Locken quollen. Die schlurfenden Füße wirbelten Staub auf, Dorkas schien sich in dieser Hinsicht besonders hervorzutun, sodass die Gruppe bald von einer bräunlichen Wolke umwabert war.

Little schlug sich zur Seite in das Gebüsch, kroch auf dem Bauch über die offene Fläche und kam sich ausgesprochen kindisch vor, als würde er hier ein allzu verspätetes Räuber- und Gendarmenspiel mitmachen. Immer wieder warf er einen sichernenden Blick zum Kloster hinüber.

Von seiner Warte aus konnte er nur den hinteren Teil mit dem Kreuzgang sehen. Von der Seite erklang leise das Scheppern der Blecheimer. Dann stockte Little für einen Moment der Atem.

Im Kreuzgang erschien eine Gestalt in einem langen weißen Gewand. Aus der Entfernung konnte er keine Einzelheiten ausmachen, aber er erkannte sofort das hellblonde Haar und die Art, wie sie mit einem Blick auf den Boden vorwärts tänzelte. Der Anblick ernüchterte Little wie ein Guss kalten Wassers. Es war kein Spiel. Es war etwas anders; eine Wirklichkeit, die er nicht verstand, aber sicherlich alles andere als ein Spiel. Als er endlich nach einem langen Umweg das Gebäude erreicht hatte und sich hinter einer Buschgruppe verbarg, war der Reinigungsgruppe schon verschwunden.

Little war zum Warten verdammt. Langsam mischte sich Unruhe in sein ergebenes Ausharren. Die Stille umgab ihn erneut und wirkte lästig und niederdrückend wie ein Nebel, der das

Luftholen erschwert. Die Sonne berührte einen Berggipfel, die Schatten wurden länger und dunkler. Das Tal verschwand schon in grauem Dunst. Der Gedanke, hier die Nacht verbringen zu müssen, erschreckte Little. Es war nicht die Kälte, die langsam empfindlich spürbar wurde, sondern etwas anderes. Manchmal glaubte er, etwas zu hören, was seinen Ursprung jenseits der umgebenden Stille zu haben schien. Es waren keine Klänge, es war nichts, was überhaupt mit einem Wort bezeichnet werden konnte. Aber es berührte sein Inneres, stürzte ihn von einem Moment zum anderen in eine Tiefe der Verzweiflung und hob ihn einen Herzschlag später hoch zu einer Empfindung wahnwitzigen Triumphes und absoluter Unbesiegbarkeit. Zudem keimte in ihm die Angst, einzuschlafen und den Träumen und Gesichtern nicht gewachsen zu sein.

Little wischte sich den Schweiß aus den Augenwinkeln. Er versuchte sich zu konzentrieren, wollte seine Sinne schärfen, um die geheimen Schwingungen, das unkörperliche Flüstern zu vernehmen und zu entschlüsseln, das diesen Ort umgab. Vergeblich, er zuckte zurück, als hätte er eine heiße Eisenplatte gespürt. Es gab einen Instinkt der Selbsterhaltung in Little, vielleicht erst neu erworben in den letzten Wochen des Zusammenseins mit Dorkas, der ihn warnte und hemmte. Hier geriet Little an Grenzen und bald hatte er genug zu tun, sich nicht völlig dem lautlosen Kreischen zu überlassen, das bedrohlich wie ein Schwarm Fledermäuse über dem Ort schwebte.

Die Nacht kam mit einem prachtvollen Sonnenuntergang, mit Bergzügen, die noch einmal in tiefem Rot aufglühten und mit Bäumen, die in kristalliner Klarheit vor dem weißlichen Himmel standen, bevor die Dämmerung mit ihrem Schwamm alles verwischte.

Eine Tür quietschte. Wieder erklang das blecherne Geräusch der Eimer. Hintereinander, verbunden durch den Arm auf der Schulter des Vordermannes gingen die Leute des Reinigungstrupps aus dem Haus, verschwanden in der grauen Fläche des Hanges und erschienen noch einmal auf dem Bergkamm als schwarze Umrisse vor dem Himmel.

Und wieder lastete die Stille. Wieder wartete Little auf den Wellenschlag, der sein Inneres aufwühlen sollte. Aber es kam kein Hoch und kein Tief, sondern nur ein seltsames Wispern und Pfeifen, auf das Little verwundert lauschte. Schließlich erkannte er, dass dieses Geräusch äußerst real war. Jemand, dem dazu jedwedes Talent mangelte, versuchte zu pfeifen. Little steckte den Kopf hinter dem Gebüsch hervor und schaute zum Haus, von dem das Geräusch kam. Stand dort die Tür offen oder war es nur eine Täuschung in dem schwindenden Licht?

Eine Falle vielleicht, nachdem Dorkas aufgefallen war und man auf diese tölpelhafte Art nach etwaigen Komplizen forschte? Alles Überlegen half nicht. Fast wäre es Little gelungen, sich lautlos dem Gebäude zu nähern. Aber er übersah einen Stein, kam ins Stolpern und trat eine kleine Lawine von Geröll los, die abwärts kollerte.

Die Türe stand tatsächlich halb offen. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass in dem anschließenden Raum kein Mensch war, schlüpfte Little hinein und lehnte die Tür an. Sie war schwergängig und zudem aus massivem Holz gefertigt, würde also nicht durch Auf- und Zuschlagen Aufmerksamkeit erregen, selbst wenn Wind aufkommen sollte. Der Raum roch streng nach Reinigungsmitteln. Im Schein einer kleinen Deckenlampe erkannte Little Besen, Schaufeln und übereinandergestapelte Kanister.

»Dorkas!«, flüsterte er, »Dorkas, sind Sie hier irgendwo?«

Little blieb mit eingezogenem Nacken stehen, horchte, schlich

ein Stück weiter, blieb erneut stehen, um zu horchen. Dann durchquerte er den Raum und versuchte sich an der Tür der anderen Seite. Sie war ebenfalls unverschlossen. Vor sich hatte er den Platz, der auf der anderen Seite von der Kirche begrenzt wurde. Rechts schloss sich das zweite kleine Haus an.

Nachdem er sich durch die Tür geschoben hatte, drückte sich Little an die Mauer. Er schaute sich um. Über den Hauseingängen hingen einige Petroleumlaternen und boten Orientierung.

Aber wohin sollte er sich wenden? Er musste sich bewegen, er hatte etwas auszuführen! Aber eine kalte Furcht fesselte Little, ließ ihn zaudern und zagen und an die Wand gelehnt abwarten, als würde der nächste Moment eine Lösung bringen. Vor Nervosität begann er zu zittern.

Schließlich riss er sich aus seiner Unentschlossenheit los und schlich an der Hauswand entlang, huschte durch den Lichtschein vor dem Eingang des Nachbarhauses und hatte die niedrige Mauer erreicht, die den Platz zum steilen Abgrund hin abtrennte. Er kauerte sich in die dunkelste Ecke und wartete, bis sich sein Herzschlag etwas beruhigt hatte. Aus dem Tal schien kalte Luft aufzusteigen, grünlicher Duft nach feuchter Erde und dichtem Unterholz schwang sich mit ihr hoch.

Es gab keine andere Möglichkeit, Little hatte den Weg begonnen, nun musste er weiter.

Halb kriechend, halb schleichend arbeitete er sich an der Mauer entlang zum Querbau vor.

Dieses Gebäude lag, wie alle anderen auch, in völliger Dunkelheit. Bis zum Eingang waren es nur wenige Meter. Little hatte die Strecke zur Hälfte zurückgelegt, als er ein Geräusch hörte. Es kam aus der Richtung der Kirche. Die Panik lähmte ihn, dann sprang er ohne jede Vorsicht zurück zur Mauer und warf sich in die Ecke, wo Mauer und Hauswand zusammenliefen.

Little kauerte wie ein verschüchtertes Kind. In seinem Kopf rasten die Gedanken. Es gab nur einen Impuls, der da lautete:

aufstehen und fliehen und alles, was er jetzt tun konnte, war dieses *Nur weg von hier* zu unterdrücken. Hinter der Hauswand fiel flackernder Lichtschein auf den Boden. Nackte Füße schleiften über den Stein, daneben klang der harte Schritt genagelter Stiefel, das Rauschen von Gewändern und das Knarren von Leder.

Little sackte in sich zusammen, verschanzte sich hinter seinen Knien wie hinter einer Barrikade. Eine Prozession bog um die Ecke. In ihrer Mitte war eine weiß gekleidete Gestalt und neben ihr - das konnte nur Innis Patrian Brantly sein.

Brantly, die Frau und die Fackelträger, die beide begleiteten, hielten vor dem Hauseingang. Brantly wendete sich der Frau zu und strich ihr über den Kopf.

»Nur noch wenige Stunden, dann ist der Augenblick gekommen. Bereite dich vor, so wie wir uns alle vorbereiten, denn heute ist die Nacht der großen Ankunft und du wirst die Gabe sein«, sagte er. Seine Stimme war heiser und dabei doch sicher und durchdringend.

Er trug ein langes, mantelartiges Ledergewand mit hochstehendem Kragen, das den gesamten Körper bis zu den Stiefelabsätzen verhüllte. Das Haupt war mit einem breitrandigen Hut bedeckt. Als sich die Fackelträger zum Gehen wandten, fiel für einen kurzen Moment ein Lichtschein auf das Gesicht Brantlys. Mit Mühe unterdrückte Little einen Ausruf des Erschreckens. Er hatte alles erwartet, aber nicht diese ausgezehrten, kränklichen Züge eines Greises, in denen die Augen als schwarze Höhlen eingelagert waren wie Kohlestücke im Kopf eines Schneemannes.

Von den Fackelträgern umgeben, schritt die Frau zurück zur Kirche. Der Mann blieb allein zurück. Ein heftiger Husten schüttelte ihn. Er krümmte sich, lehnte gegen die Wand, hustete und rang nach Luft. Auch als der Hustenanfall längst vorüber war, blieb Brantly in seiner gebückten Stellung. Schließlich schob er

sich mühsam an der Wand hoch, zurück in die aufrechte Position. Das Leder des Ärmels schabte an der rauen Mauer, der Atem des Mannes ging rasselnd, und jeder Atemzug schien geradezu gewalttätige Kraftanstrengung zu verlangen.

Das konnte nicht Brantly sein. Deutlich erinnerte sich Little an die Beschreibung, die er vor einigen Tagen gehört hatte. Ein attraktiver Mann, der wie ein Fünfzigjähriger wirkte. Dies hier war ein verfallener Greis, der schon mit dem Tode kämpfte. Irgendwo musste der wahre Brantly sich verbergen. Der Alte schob die Hand in seine Manteltasche, schien Kraft zu sammeln und brachte dann einen Schlüssel zum Vorschein. Seine Stiefel kratzten über den Boden, als er die zwei, drei Schritte zur Tür machen musste. Mühsam schloss er auf und trat ein.

Little sperrte die Ohren auf. Die Tür fiel ins Schloss, aber sie wurde nicht wieder verschlossen. Er wartete, stellte sich vor, wie lange ein schwacher alter Mann brauchen würde, um sich vom Eingang zu entfernen und huschte dann bis zur Tür. Dahinter war alles still. So wagte es Little, die Klinke herunterzudrücken und zu prüfen, ob sich die Türe tatsächlich öffnen ließ. Sie ließ sich aufdrücken, und Little betrat einen hochgewölbten Gang. Kühle dumpfe Luft schlug ihm entgegen. Ein leises Knarren der Türangeln hallte erschreckend laut. Das dürftige Äußere des Gebäudes mit seinen aus Felssteinen gemauerten braunen Wänden hatte Little über die Architektur des Inneren völlig getäuscht. Von außen nicht erkennbar hingen Ampeln mit Öllampen von der Decke. Ihr Schein wurde von dem blinkenden Fliesenboden und den polierten Wänden aus Marmor zurückgeworfen. Kanti-ge Pfeiler traten aus der Wand hervor und verschwanden in dem Dunkel unter dem Gewölbe. Zwischen den Pfeilern war jeweils nur eine hohe Tür aus dunklem, schimmerndem Holz. Little blickte nach links und rechts und öffnete eine dieser Türen. Sie schwang in einen dunklen Raum auf, der riesig groß zu sein

schien, denn selbst das Schwingen der Tür brachte einen hauchenden Nachhall hervor.

Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte Little an der Gegenseite des Raumes hohe Fenster, durch die er die Konturen des Turmes ausmachen konnte. Jetzt erinnerte er sich auch an den Anblick des Hauses vom Berghang her und an die Reihe der Bogenfenster, die auf den Kreuzgang hinausschauten.

Ein leises Klimpern - Little zuckte zusammen, drückte sich in den Raum und lehnte die Tür an. Jemand kam den Gang entlang. Schlurfende, aber eilige Schritte, Schniefen und Räuspern, eine heisere Stimme, die hastig unverständliche Worte brabbelte. In der Nähe der Tür blieb der Unbekannte stehen. Little stockte der Atem. Ein durchdringender Geruch nach Schweiß und Alkohol breitete sich aus. Die Sekunden dehnten sich. Metall klimperte. Eine Kette. Wenn dieser Mann bemerkte, dass die Tür nicht richtig geschlossen war und sie nun abschloss ...

Endlich, scheinbar nach einer Ewigkeit, setzten die schlurfenden Schritte wieder ein und eilten den Gang entlang. Little wartete und schlich zurück auf den Gang. Wenn sich hier Sektenangehörige bewegten, dann war er in höchster Gefahr. Dennoch tastete er sich Meter für Meter vor, bis er zu einer Treppe am Ende des Ganges kam. Er konnte sich nach oben wenden oder den Weg nach unten wählen. Unentschlossen verharrte Little. Er war sicher, dass jede Entscheidung die falsche sein würde. Endlich entschloss er sich für den Weg nach unten.

Während er die Treppen hinunterschlich, sagte er sich, dass er von dort in den Kreuzgang kommen könnte. Und tatsächlich gelangte er wieder auf einen Gang, der direkt unter demjenigen der oberen Etage lag. Alles entsprach exakt dem darüberliegenden Stockwerk, wenn auch der Gang weniger hoch zu sein schien.

Little öffnete eine Tür, spürte den kühlen Hauch eines großen Raumes, wagte aber nicht, sich durch die Dunkelheit auf die andere Seite zu tasten, nur auf die vage Hoffnung hin, einen Ausgang zu finden. Mehrmals noch starrte Little in diese Dunkelheit, die schwer wie Öl erschien, als bestünde die Gefahr, darin stecken zu bleiben und allen Mutes verlustig zu gehen.

Er verplemperte Zeit, indem er den nächsten Schritt überlegte. Little war wie gelähmt, nur zähflüssig rannen die Überlegungen durch sein Bewusstsein, und im Hintergrund seines Denkens erhob sich das Eingeständnis einer Niederlage, die er nicht verhindern konnte und wollte. Er legte seine heiße Stirn an die kalte Mauer. Nun tat die Kühlung ihm wohl und erfrischte ihn. Irgendwo in diesem Gebäude musste der alte Mann sein. Und irgendwo musste auch Brantly sein. Der Gedanke, einen dieser Männer zu finden, wirkte wie ein Korsett, das Littles Überlegungen Festigkeit gab. Er fragte nun nicht mehr, warum er die Männer finden wollte und was dann zu geschehen hätte. Little musste wieder zurück und in das oberste Stockwerk.

Im Dämmerlicht der wenigen Laternen schlich er zur Treppe. Jeder Schatten wirkte bedrohlich, konnte einen Gegner verbergen und barg, schlimmer noch als das, die Gestalten von Littles eigenen Ängsten. Überall griff sich die Vorstellung einen Anlass, knetete kleine Vorsprünge zum monströsen Profil eines Lauernenden um, schob Bögen zusammen, bis sie ein Gesicht bildeten, aus dem der zornerfüllte Blick wie eine Lanze herausstach.

Fröstelnd und zugleich schweißgebadet erreichte Little endlich die Treppe. Schon wollte er die ersten Stufen nehmen, als er stockte. In seinen Augenwinkeln glaubte er, einen Hauch von Helligkeit bemerkt zu haben. Er fixierte die Stelle, sah nur Dunkelheit und begann dann tastend, die Wand zu untersuchen. Seine Fingerspitzen glitten über den Marmor der Wand, suchten in weiten Bögen. Jetzt spürte er ein Eisenband, jetzt einen schmalen senkrechten Spalt und jetzt fuhren seine Finger über Holz. Dort

war eine Tür.

Obwohl alles in ihm nach Flucht schrie, tastete Little weiter, erfasste die Klinke und öffnete die Tür. Um ein Haar wäre er in die Dunkelheit gestolpert, denn wo er festen Boden vermutet hatte, war Leere. Sich langsam vortastend erkannte Little eine Wendeltreppe, die steil abwärts führte. Mehrere Male umrundete er die mittlere Säule, als ihn Geräusche vorwarnten.

Es war der Klang der genagelten Stiefel, die der Alte getragen hatte. Little schlich weiter und prallte nach einer weiteren Umrundung zurück, weil sich vor ihm ein Saal öffnete. Und er hätte nur noch wenige Schritte gebraucht, um neben dem Alten zu stehen.

Geistesgegenwärtig zog sich Little zurück. Im Fackelschein hatte er einen schmalen Durchgang entdeckt, der von der Treppe abging und zu einer Galerie führte. Es kostete Mühe, sich durch das Loch zu drängen. Einige Male konnte Little sich nur mit Mühe einen Schmerzensschrei verkneifen, als er mit dem Kopf gegen Felsvorsprünge stieß.

Der Saal lag unterhalb des Gebäudes und musste aus dem gewachsenen Fels geschlagen worden sein. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, kam Little vorwärts. Die Galerie verlief als niedriger Gang knapp unterhalb der Decke des Saales. Auf der einen Seite war sie vom grob behauenen Fels begrenzt, auf der anderen öffneten sich Bogenreihen. Skurrile Figuren dienten als Pfeiler - fettbäuchige Zwerge mit gewaltigen, rammbockähnlichen Geschlechtsorganen, widerwärtig unförmige Frauen, deren überhängende Brüste auf einem lappig herabfallenden Bauch lagen, wasserköpfige Bucklige, die sich voller Geschlechtsgier über eine Ziege beugten und das Tier an den Hörnern in Position hielten. Little suchte sich ein Versteck, von dem aus er den gesamten Raum überblicken konnte.

Der erste Eindruck war derjenige einer einschiffigen Kirche im

romanischen Stil. Kantige Pfeiler und wuchtige Säulen waren der Wand im Wechsel vorgestellt. Sie erhoben sich bis zu einem Sims, der unterhalb der Galerie um den Raum lief. Dort setzten Steinbänder an, die über das tonnenförmige Deckengewölbe zur Gegenseite verliefen. Herb, von urtümlicher, archaischer Einfachheit, aber doch von großer, unbezwingbarer Glaubenskraft geprägt - das wäre etwa das Fazit eines Kulturreiseführers gewesen und darunter das Symbol für *Umweg lohnt sich*. Die eine Schmalseite des Raumes war nicht mehr als eine schmucklose Mauer, auf der anderen deutete eine dunkle Öffnung an, dass sich dahinter eine Apsis verbarg. Trotz allen Bemühens konnte Little dort nichts weiter erkennen. Ein kleines rötliches Licht schimmerte in der Dunkelheit, ohne aber etwas um sich her zu erhellen. Trotzdem empfand Little ein Unbehagen, als habe er dort eine Quelle der Gefahr entdeckt.

Der Alte schleppte sich durch den weiten Raum, immer wieder anhaltend und sich ausruhend.

Sein Verfall schien minütlich weiterzuschreiten. Er schien unter Littles spähenden Blicken zu vergehen.

»Wo seid ihr?«, krächzte die Stimme des Alten. Er konnte nur leise sprechen, aber die Akustik des Raumes verstärkte jedes Flüstern zur allseitig hörbaren Lautstärke.

»Wir kommen, Herr!«, kam die Antwort.

Direkt unter Littles Versteck quietschte eine Tür, und fünf Gestalten schlurften auf den Alten zu. Der Gestank nach Fusel und ungewaschenen Körpern, den sie ausströmten, überzeugte Little, dass einer von ihnen vorhin über den Gang gekommen war.

»Mir bleibt nicht mehr viel Zeit, meine Lieben. Ich spüre schon die kalte Hand, die nach meinem Herzen greift.«

»Wir eilen, wir eilen, Herr.«

Die fünf purzelten durcheinander und trafen Vorbereitungen, die Little nicht verstand. Jeder der Diener war kleiner als der Durchschnittsmensch und durch eine körperliche Missbildung

verunstaltet. Dem einen war ein gewaltiger Buckel gewachsen, der seinen Nacken und Kopf nach unten drückte und ihn zwang, mit zur Seite gedrehtem Kopf auch immer nur seitlich zu gehen. Der andere hatte einen riesigen Wasserkopf, der ohne sichtbaren Halsansatz direkt auf der Schulter saß. Ihr Anführer wirkte wie ein zweigeteilter Mensch. Auf kurzen, krummen Beinchen mit absonderlich großen Füßen saß ein schön gebildeter, muskulöser Oberkörper, dessen Proportionen jeder griechischen Statue zur Ehre gereicht hätten. Die Arme schienen länger als es normal gewesen wäre, sodass die Handgelenke über den Boden schleiften und der Gang des Mannes etwas Affenartiges annahm. Auf den breiten Schultern saß ein Kopf mit breiter, flacher Stirn, die als schmaler Hautstreifen zwischen dem Ansatz des wuscheligen schwarzen Haares und den buschigen Augenbrauen lag. Die Nase war flach gedrückt wie bei einem Boxer, mit großen Öffnungen, die sich blähten, wenn der Mann nachdachte. Ein breiter Mund, kleine dunkle Augen und ein schweres Kinn komplettierten das Gesicht. Die Gestalt wackelte an die Seite des Alten.

»Soll ich euch stützen, Herr?«

»Du weißt, dass ich es alleine schaffen muss, Manolo. Macht alles bereit, du und deine Helfer, dann bin ich euch zu Dank verpflichtet.«

Manolo nickte und bezeugte seinen Eifer, indem er einem anderen in den Hintern trat, weil der gerade stehen blieb, um in der Nase zu bohren. Der Getretene kugelte quiekend zu Boden und wollte sich auf den Angreifer stürzen, wurde aber durch eine Ohrfeige zur Raison gebracht. Nach diesem Zwischenspiel, dem der Alte keine Aufmerksamkeit gegönnt hatte, rannten sie los, um die notwendigen Sachen zu holen.

Der Bucklige, der erhebliche Kräfte zu haben schien, schleppte eine kleine Steinsäule heran und stellte sie neben einen Bereich des Fußbodens, der unter einer schwarzen Decke verborgen war. Der Nächste balancierte eine goldene Schale, die Manolo vor-

sichtig auf die Säule setzte. Ein Haufen Stoffe wurde auf den Boden geworfen, eine goldene Karaffe neben die Säule gestellt. Dann ertönte das Klappern von Hufen. Zuerst glaubte Little an eine Täuschung seiner Ohren, dann an eine Verkleidung. Dann musste es glauben, was er sah: Ein Stier, ein Esel und ein Schaf wurden nacheinander hereingezerrt und an Ringen, die in einen Pfeiler eingelassen waren, festgebunden. Die Tiere waren ganz offensichtlich halb betäubt.

Mit hängenden Köpfen standen sie bewegungslos da, selbst als die fünf johlend um sie herumtanzten, und einer von ihnen, ein kleinwüchsiger, überall von Geschwüren bedeckter Schwarzhäutiger, dem Stier in die Hoden kniff, hob das Tier kaum den Kopf.

»Schluss damit!« Manolo klatschte heftig in die Hände und stieß seine Gefährten zu dem Stoffhaufen. Sie wühlten darin herum, verspotteten sich und halfen sich doch gegenseitig beim Anziehen. Es waren priesterliche Gewänder, die sie sich schließlich eitel zurechtzupften. Manolo schlurfte mit dem verbliebenen Gewand zu dem Alten.

Der keuchte inzwischen mitleiderregend und zog sich langsam und ungeschickt sein Priestergewand über den Kopf. Als er schließlich im vollen Ornat dastand, näherte er sich mit kleinen Schritten dem Becken. Einer seiner Helfer brachte noch ein Tablett.

Was nun stattfand, war eine Taufe nach dem alten lateinischen Ritus der katholischen Kirche. Getauft wurden ein Stier, ein Esel und ein Schaf.

Little kannte sich in der europäischen Politik nicht besonders aus, sie interessierte ihn genauer gesagt nicht die Bohne, aber er glaubte doch, dass die Tiere auf die Vor- und Nachnamen bekannter Politiker getauft wurden. Obwohl er sich kaum auf den Beinen halten konnte, führte der Alte in seiner Priesterrolle das Ritual drei Mal unter Beachtung der kleinsten Einzelheit durch. Die lateinischen Formeln kannte er auswendig. Die Helfer hiel-

ten die Tiere fest, brachten Handreichungen dar und sprangen ansonsten in der Nähe des Taufbeckens herum.

Als das letzte Taufritual abgeschlossen war, wandte sich der Alte an Manolo. Der hatte sich gerade damit vergnügt, den Buckligen gegen einen Pfeiler zu drängen und ihm ins Gesicht zu furzen. Jetzt kam er eilfertig heran und stellte sich auf die Spitzen seiner riesigen Füße, um den Alten besser zu verstehen. Er nickte beflissen mit dem Kopf.

»Sicher, Herr. Absolut sicher. Ich habe unseren Gewährsmann sogar einen Blick in die Taufregister werfen lassen. Sollen wir ihn holen?«

Auf das zustimmende Nicken des Alten warfen alle ihre Gewänder ab, einer sammelte sie ein und legte sie zusammen, während die anderen schon einen abgerissenen, stark betrunkenen Mann hereinführten.

»Das ist nicht der Bahnhof von Poi... Poi...«, lallte der Mann, fiel auf den Boden und begann zu schnarchen.

Der Alte betrachtete den Liegenden eine Weile, in der er wohl auch Kraft sammelte, um sich seiner priesterlichen Kleidung zu entledigen. Der Helfer legte auf diese Gewänder sorgfältig zusammen und entfernte sich dann. Die anderen zogen mit großem Hallo und schrillum Gekicher die schwarze Decke zur Seite.

Darunter verbarg sich ein dreieckiges Becken, dessen gleichlange Seiten etwa der Körpergröße eines Mannes entsprachen. Ein kompliziertes Geflecht farbiger Mosaiken umgab das Becken aus schwarzem Marmor. In seiner Aufregung versuchte Little, in den Mustern ein System zu finden. Er glaubte einen roten Strahl zu erkennen, der von einer Gestalt ausging und im Zickzack verschiedene Punkte berührte, die ihrerseits durch blaue, grüne und rote Linien untereinander verbunden waren.

Es hatte Ähnlichkeit mit einem Schaltplan, aber Little kam nicht zu einer weiteren Betrachtung, denn nun trat der Alte an das Becken und begann sich zu entkleiden. Als der lange schwarze Ledermantel fiel, kamen ein Lederhemd und schwarze

Hosen aus demselben Material zum Vorschein. Der Mann fiel zu Boden, schien sich vor Schmerzen zu krümmen und begann dann, sich die Stiefel auszuziehen.

Zwei seiner Helfer wollten zu ihm eilen, aber Manolo trieb sie mit klatschenden Schlägen zurück, sodass sie laut aufheulten und begannen, Manolo mit Schafsdreck zu bewerfen. Der kratzte sich den Kot aus den Haaren, verteilte Maulschellen und verschwand mit seinen Kumpanen. Der Alte wälzte sich auf dem Boden, lag immer wieder bewegungslos, aber begann dann, sich erneut zu regen und sich die Kleidung vom Leib zu zerren. Schließlich war er nackt, ein jämmerliches Bild eines dünnen, krummen Greises, dessen ganzer Körper mit weißem Haar wie von einem Pelz überwachsen war. Auf allen vieren schob sich der Greis in das Becken, fiel auf die Seite und drehte sich ächzend auf den Rücken. So blieb er mit geschlossenen Augen liegen und hob nur noch einmal eine zitternde Hand.

Dies war das Zeichen, auf das Manolo und seine Kumpel gewartet hatten. Blitzartig und mit der Präzision eines eingespielten Teams säuberten sie den Raum vom Dreck, den die Tiere gemacht hatten. Sie verschwanden, um im nächsten Moment mit weißen Gummischürzen bekleidet wieder zu erscheinen. Das Schaf wurde gefesselt, umgeworfen und an den Beckenrand geschleppt. Der Schwarzhäutige betrachtete das Mosaik, zählte an seinen kurzen, von Geschwüren fast zur Unkenntlichkeit verstümmelten Fingern etwas ab und wies dann auf eine andere Stelle, an der das Schaf zu liegen hatte. Der Kopf wurde über den Beckenrand geschoben, dann zog ihm einer ein langes Messer durch die Kehle. Das Blut schoss als dunkler Strahl aus der Wunde, zuerst mit kräftigen Stößen, die die letzten Schläge des Herzens ahnen ließen, dann als stetig rinnender Strom. Der weiße Körper des regungslosen Greises wurde rot gesprenkelt. Als der Blutstrom versiegte, wurde der Kadaver zur Seite geschleift.

Eine der Gestalten ließ die Hose fallen und wollte sich über das

tote Schaf hermachen, aber wieder war Manolo zur Stelle und wies ihn, diesmal augenscheinlich sehr erbost, auf seine Pflichten hin. Mit einem Faustschlag, der das Geräusch eines platzenden Ballons verursachte und in allen Winkeln des Raumes nachhallte, schlug er die Nase des Pflichtvergessenen platt und unterbrach dessen Geheul mit einer Serie von klatschenden Ohrfeigen.

Dann hakte er ihn freundschaftlich unter und sie machten sich daran, den Esel zum Becken zu bringen. Das Tier hatte trotz seiner Betäubung den Blutgeruch bemerkt. Es wurde nervös, schrie gellend und keilte aus. Die Helfer purzelten übereinander, einer bekam einen Huf in das Gesicht und zog sich mit erstaunten Augen die Schneidezähne aus dem blutigen Mund, während die anderen um ihn herumstanden und sich vor Lachen auf die Schenkel schlugen, bis auch der Verletzte einstimmt. Nach kurzem Kampf, in dem sich vor allen anderen der Bucklige und Manolo als ebenso mutig wie kaltblütig und entschlossen erwiesen, stand der Esel am Becken, wurde in Position gebracht, umgeworfen, dass das Brechen der Rippen unter dem Gewölbe krachte wie das Zerschlagen von trockenen Hölzern, noch einmal zu rechtgerückt. Dann hielten zwei den Kopf fest, zwei andere setzten sich auf die trotz der Fesseln verzweifelt schlagenden Beine, und der fünfte zog das Messer durch die Kehle.

Unüberhörbar pladderte das Blut in das Becken und färbte den Greisenkörper rot. In der kühlen Luft stieg die Blutwärme in nebligen Schwaden auf.

Die Luft schien immer kälter zu werden. Die Feuchtigkeit kondensierte an den Wänden, ein schimmernder Belag von Nässe bildete sich. Und von der Decke klatschten die ersten Tropfen auf den Boden. Little hielt die Finger vor das Gesicht, einerseits, um sie zu wärmen, aber auch, weil er fürchtete, seine Atemwolken könnten ihn verraten.

Der Stier war an der Reihe. Auch als die gewaltige Menge seines dampfenden Blutes in das Becken strömte und ein Nebel die

Gestalten einhüllte, rührte sich der Greis nicht. Lebte er überhaupt noch? Und wo war eigentlich Brantly? Wo war der Gründer und Führer der Sekte, wenn hier ein derartig blasphemisches Ritual stattfand?

Was nun kam, hatte die bittere Logik des Unvermeidbaren. Dennoch weigerte sich Little, daran zu glauben. Nicht, dass er den Helfern dort unten die Fähigkeit zu irgendeiner Perversion oder irgendeinem Verbrechen absprach. Nein, dazu hatte er sie jetzt zu ausführlich beobachtet. Aber etwas in ihm weigerte sich zu akzeptieren, dass eine solche Schändlichkeit in seiner, der Anwesenheit John Littles, stattfinden sollte. Es war ein absurder Glaube, und Little wurde vor Augen geführt, dass er falsch war.

Der schlafende Mann wurde ohne große Umstände zum Becken geschleift, der schmierige Kragen seines Hemdes wurde aufgerissen - Little schloss die Augen, aber er konnte sich nicht schnell genug die Ohren verstopfen, um nicht das Gluckern und Pladdern des Blutes zu vernehmen.

Mit geschlossenen Augen und verstopften Ohren saß er auf der Galerie. Wie lange, das wusste Little selbst nicht. Er war im Zustand eines Kindes, das die Gefahren der Welt vernichtet und neutralisiert, indem es sie aus seinen Sinnen vertreibt. Er starrte in die Dunkelheit seiner zugekniffenen Augen, durch die rote Flecken tanzten, und hörte das Sausen des Blutes in seinen Ohren. Dann vernahm er etwas anderes - Schreie, Kreischen, Stöhnen, Heulen, Klagen, Jammern; eine Orgelmelodie des Wahns, gespielt auf den Stimmen menschlicher Verzweiflung. Die Töne kamen näher. Sie hatten Little entdeckt, sie umkreisten ihn, sie bildeten eine Kugel, eine Sphäre der Verzweiflung um ihn. Schon spürte er, wie sich ihre ausweglose Trauer ihren Weg in seine Nervenbahnen suchte. Wie schwarzer Schimmel tasteten sich die Fäden vor, jeder gebildet von Ausweglosigkeit angesichts einer Ewigkeit der Verdammnis.

Nein, schrie es in Little, lasst mich. Ihr habt euer Leben gehabt,

lasst mir nun das meine.

Aber sie bedrängten ihn, enterten seine Seele wie Schiffbrüchige, die die scheinbar rettende Nussschale unter ihrem Gewicht selbst zum Versinken bringen.

Little musste an Dorkas denken, der hier irgendwo war und der vergeblich auf Little warten würde. Dieser Gedanke war ein Rettungsanker. Mühsam wurde Little wieder Herr seiner selbst, gewann die Macht über seine Gedanken zurück, konnte die Augen öffnen.

Erschrocken stellte er fest, dass er auf den Rücken gefallen war und mit den Beinen gestrampelt haben musste. Die Geräusche konnten ihn verraten, die Akustik legte alles offen.

Aber er hatte Glück. Die Helfer hatten ihre Pflichten erledigt und kühlten nun ihre sexuelle Lust an den Überbleibseln der Opfer. Schmatzende, schleimige Geräusche, heftiges Keuchen und grelle Lustschreie bezeugten, dass sie anderweitig beschäftigt waren. Little richtete sich wieder auf und hob den Kopf. Die Leiche des Mannes lag auf dem Bauch am Ende einer breiten Blutspur, mit der sie vom Becken fortgeschleift worden war. Die Hosen waren ihm heruntergerissen worden. Vor der Leiche standen zwei Helfer und spielten ein Spiel mit Handzeichen. Als der eine schließlich als Sieger hervorging, ließ er die Hosen fallen und stürzte sich auf die Leiche, während der andere danebenstand und den Rhythmus mit den Händen klatschte.

Der Anblick war so abstoßend, dass Little sich die Ohren zuhielt und seine Augen auf das Becken richtete. Immer noch lag der Greis regungslos in der blutgefüllten Vertiefung.

Little rieb sich die Augen. Täuschte er sich? War das noch immer derselbe Mann, noch immer derselbe todgeweihte, zittrige Greis?

Es konnte nicht sein, Little weigerte sich, es zu glauben, auch wenn seine Augen das Gegenteil bestätigten. Die weiße pelzige Behaarung war verschwunden und einigen dunklen Locken auf

der Brust und am Bauch gewichen. Die Glieder hatten sich gestrafft, die Brust war breiter und zeigte ebenso wie die Schultern kräftige Muskeln. Die mitleiderregend dünnen Stängel, die den Greis vorwärts tragen mussten, waren geraden, muskulösen Beinen gewichen, die fast auf einen Sportler hindeuteten. Und wo war das Blut geblieben? Der Körper war völlig blutbesudelt gewesen, darin war sich Little sicher.

Nichts war davon zu bemerken. Die Haut schimmerte hell und rein, als sei sie eingölt.

Gleichermaßen fasziniert wie angewidert beobachtete Little, wie der Körper des liegenden Mannes das Blut aufsaugte wie ein Schwamm. Wo eben noch eine dunkle Schicht geronnenen Blutes war, schimmerte jetzt der blanke, saubere Marmor.

Immer noch lag der Mann regungslos, aber seine Brust bewegte sich in kräftigen Atemzügen. Endlich hob er beide Arme und streckte sich mit dem behaglichen Stöhnen eines gut erholtten Schläfers. Und jetzt erkannte Little, dass dort unten Brantly stand. Brantly, der gut erhaltene, der von seinem hohen Alter nicht gezeichnete Mann.

Little sackte wieder in sich zusammen und riskierte nur noch, mit einem Auge zwischen Bauch und Phallus einer der Zwergerstatuen vorbeizuschauen.

Der Mann im Becken erhob sich. Die Kraft eines Mannes in den besten Jahren war jeder seiner Bewegungen anzumerken. Von oben bemerkte Little etwas auf der Schädelmitte Brantlys, der sein langes, grau meliertes Haar in der Mitte gescheitelt trug, aber das trübe Licht hinderte ihn am genauen Erkennen. In aller Ruhe kleidete sich Brantly an - Unterwäsche aus schwarzer Seide, die einen seltsamen Gegensatz zu dem kernigen Leder bildete, das er ansonsten als Kleidung zu bevorzugen schien.

Trotz aller lautstark kreischenden Ekstasen ihrer sexuellen Perversionen achteten die Helfer auf ihren Herrn wie die Schießhunde. Als Brantly sich den langen Mantel zuknöpfte und den

Hut aufsetzte - außer seiner Leibwäsche das einzige Kleidungsstück, das nicht aus Leder war und als Little's dieser Gedanke kam, ahnte er plötzlich, aus welcher Art Leder Brantly's Kleidung bestand, aber er verdrängte sofort diesen Verdacht - hörte das Schmatzen und Heulen auf, und die fünf sammelten sich um ihn. Er streichelte jedem liebevoll über den Kopf.

»Ich danke euch meine Freunde. Ohne euch hätte mich das Schwert des Verfalls, mit dem der verfluchte Schöpfer jeden Körper schlägt, dieses Mal zu Tode getroffen.« Brantly hob den Kopf zur Decke, seine rechte Hand drohte gegen den Himmel. »Warum hüllst du unsere Seelen in das Gefängnis dieses Fleisches, du Meister der Täuschung, drei Mal verflucht sei dein Name! Warum gibst du uns Jugend, die wir aus Unkenntnis verplempern, um sie als hinfallige Greise zu beweinen! Glaubst du, es reicht deinen angeblichen Sohn, den feigen Schwätzer in diesen Stoff der Fäulnis zu kleiden, um uns zu täuschen?« Brantly beendete diese Strafpredigt gegen den Gott im Himmel mit einem lang anhaltenden kehligen Schrei des Zornes.

»Bald, meine Freunde«, wandte er sich wieder an die Helfer, »Bald ist der Tag unserer Gerechtigkeit und auch ihr werdet teilhaben daran, wenn der Pfuscher im Himmel, der euch als Krüppel und Ausgestoßene zur Welt kommen ließ, unter dem Strahl unserer Rache winseln wird.«

Die fünf klatschten Beifall, hüpften auf und ab und brachen in kindischen Jubel aus. Für einen Moment erinnerte die Szene an einen guten Onkel, der im Kindergarten Bonbons verteilt.

»Nun«, sagte Brantly lächelnd, »Für eure treue Pflichterfüllung habt ihr euch ein Geschenk verdient.«

»Ein Geschenk, ein Geschenk«, kreischten die fünf und hüpften umher.

Brantly holte aus seiner Tasche einen Schlüssel und winkte den Buckligen heran.

»Du weißt, wo du die Flaschen findest?«

Der Bucklige nickte.

»Fusel, Fusel. Saufen, Kotzen, Saufen!«, sangen die fünf, fassten sich an den Händen und tanzten einen Ringelreihen. Dann löste sich der Ring und der Bucklige hinkte zu Brantly heran.

»Was ist Adolphe? Hast du noch einen Wunsch?«

Adolphe nickte. Als er sprach, war seine Stimme fast schreiend laut und die hart rollenden R kollerten wie Steinlawinen als Echo durch den Raum. »Wir haben zur Reserve noch ein Lamm und eine Ziege im Stall, mein Herr!«

»Nehmt sie euch.« Brantly streichelte Adolphe die Wange und ging. Nach zwei Schritten blieb er stehen und drehte sich um.

»Du hast doch noch was auf dem Herzen, Adolphe, mein Lieber, ich kenne dich doch. Heraus damit.«

Adolphe druckste herum und räusperte sich. Aus dem Hintergrund zischelten die anderen und flüsterten ihm Aufmunterungen zu.

»Also, mein Herr«, begann Adolphe zögernd«, wir hatten zur Reserve auch noch eine Schlunze von Säuferin mitgebracht, die jetzt im Zimmer liegt und trinkt und schmutzige Lieder singt, dass ich gar nicht wage, die Worte zu wiederholen.«

Brantly brach in Lachen aus. Dann drohte er schelmisch mit dem Finger.

»Und ihr fünf Schlingel habt natürlich den alten Säufer verbraucht und das Weib für eure Lust gelassen? Pfui und gut so.«

Adolphe protestierte energisch und voller echter Empörung. »So war es nicht, mein Herr. Die besoffene V... hat uns heilige Eide bei der Seele ihrer Mutter geschworen, dass sie getauft ist. Aber sie hat uns auch heilige Eide geschworen, dass sie erst 25 ist und sie ist mindestens 38. Und weil wirrrrr (nun, wo er erregt war, gestikuliert Adolphe wie ein begabter Redner und sein R schnarrte wie eine Kettensäge), mein Herrrr, die Taufe nicht nachprrrrrufen konnten, erschien es uns besser den Mann zu nutzen, bei dem wir sicher waren.«

Brantly klatschte in die Hände. »Ihr habt alles perfekt gemacht.

Nutzt das Weib und die Tiere nach der Maßgabe eurer Lust. Schreit vor Vergnügen, denn ihr wisst, dass dies den himmlischen Pfuscher quält.«

»Quält, quält«, sangen die Helfer und tanzten durch den Raum, bevor sie verschwanden.

Von Weitem konnte Little noch den Gesang vernehmen: »Saufen, Kotzen, Fressen, F..., Quä...«

Brantly schaute ihnen nach. Auf seinem Gesicht war väterlich mildes Lächeln. Dann wandte er sich der Treppe zu und stieg sie, drei Stufen auf einmal nehmend, hoch.

Little wartete, bis die Tür zugeschlagen war. Das Entsetzen über die Szenen, deren Zeuge er gewesen war, überdeckte die Furcht vor dem, was ihm bei Entdeckung blühen könnte. Jetzt war es plötzlich gut, dass er sich zuerst davor fürchten musste, die Tür am Beginn der Treppe verschlossen zu finden. Danach kam eine andere Furcht und dann noch, eine Schicht nach der anderen, die den Kern verdeckte - jene andere Furcht, die die schlimmste war, weil man sie nicht benennen konnte, die aber die Seele wie Eiswasser erstarren ließ.

Schließlich schien es Little, dass er lange genug gewartet hatte. Er stieg die Treppe hoch, fand die Tür unverschlossen und das Haus völlig still. Nach einigem Hin und Her folgte er dem Weg, der ihn hineingeführt hatte, wendete sich am Ausgang nach rechts und huschte über den Gang. Ein Wind hatte sich erhoben und heulte mit heftigen, unangenehm kalten Stößen um die Gemäuer. So stark waren die Böen, dass sie Little fast gegen leeres Eisenfass trieben, das an einem Abgang stand und beim Herabfallen sicherlich jeden Anwesenden durch seinen Lärm alarmiert hätte.

Little gelangte zur Kirche. Über dem Portal waren romanische Skulpturen von Heiligen angebracht. Ihre Gesichter waren durch Hammerschläge zerstört. Die zweiflügelige Tür war kaum zu

öffnen. Ein Durchzug pfiff durch den schmalen Spalt, den Little mit aller Körperkraft aufdrückte, und schob das schwere Türblatt wieder zu. Little mühte sich mit aller Kraft, als er sich schließlich durch den Spalt schieben konnte, hätte ihn die zuschlagende Tür fast wie eine Guillotine zerteilt. Das Krachen rollte durch das Kirchenschiff. Little hielt den Atem an. Er wartete, aber nichts geschah. Dann tastete er sich vorwärts, griff in schweren, weichen Stoff, raffte einen Vorhang zur Seite und war in der leeren, matt beleuchteten Kirche.

Der Sturm heulte um das Gebäude. Und von irgendwo ertönten die grellen Schreie einer Frau.

Little lauschte auf. Ihm wurde in diesem Moment bewusst, wie sehr er auf seine körperlichen Sinne angewiesen war, denn seine intuitiven Antennen gaben ihm keine Sinneseindrücke. Vielleicht unterdrückte die Anspannung seine telepathischen Fähigkeiten oder es gab etwas in diesen Räumen, was sie unterdrückte. Wieder drangen die kläglichen Geräusche an seine Ohren.

Es war eine Abfolge von hellen Schreien, unterbrochen von Keuchen und lautem Stöhnen. Little war sicher, dass eine Frau gefoltert und gequält wurde. Er versuchte sich zu orientieren, woher die Geräusche kamen, aber der Sturm, der sich in immer größere Wut gesteigert hatte, pfiff und heulte, als wolle er die Frau übertönen. Schließlich war sich Little sicher, dass die Geräusche aus dem hinteren Bereich des Kirchenschiffes kamen. Er schritt vorsichtig in diese Richtung und stolperte über eine Schwelle. Vor der Apsis hing ein Kreuz von der Decke. Sie hatten es verkehrt aufgehängt, sodass der Kopf des Gekreuzigten knapp über dem Boden hing. Der Geruch nach Urin zeigte, auf welche Weise die *Domäne de Brantly* ihrer Verachtung dieses Gesandten des Betrügergottes Ausdruck verschaffte.

Eine Ölfunzel lockte Little an und zeigte ihm einen Durchgang zu einer Wendeltreppe. Ja, er erinnerte sich. Die Kirche stand auf einer erhöhten Ebene, und es war in der Mauer eine Türe erkennbar, die zum Kreuzgang führte. Also gab es eine zweite Kir-

che. Soweit reichten Littles Kenntnisse der romanischen Kirchenarchitektur, um zu wissen, dass daran nichts Außergewöhnliches war.

Das Stöhnen und Klagen kam aus dem unteren Bereich, da gab es keinen Zweifel mehr. Dort fand die große Ankunft statt, von der Brantly gesprochen hatte. Und dort musste auch der *Grand Albert* sein.

Stufe für Stufe schob sich Little nach unten. Er lauschte in beide Richtungen und war in jedem Moment zur Flucht bereit. Das Schreien der Frau brachte ihn an den Rand der Verzweiflung. Obwohl - obwohl Littles Überzeugung bröckelte. Er gelangte zum Fuß der Treppe. Als er um einen Pfeiler schaute, sah er auf die Rücken einer eng aneinander gedrängten Zuschauerschar. Alle trugen lange wallende schwarze Gewänder, an denen goldgestickte symbolische Verzierungen glitzerten. Eine Vielzahl schwarzer Kerzen tauchte den Raum in ein helles, zugleich aber sanftes Licht. Hier unten war vom Heulen des Windes nichts mehr zu hören. Die Schreie der Frau und das unterdrückte Stöhnen eines Mannes bildeten die einzigen Geräusche. Die Zuschauer bildeten eine Mauer regloser, schweigender Gestalten.

Little überkam die Empfindung, hier wirklich *in* etwas eingedrungen zu sein. Vorher war er in Räumen, war eingeschlossen zwischen Wänden und Decken. Und dennoch war er nicht so eingeschlossen wie jetzt, wo ihn etwas Lebendiges aufzunehmen schien, wo er sich vorkam wie im Leib eines Leviathans.

Er schlich sich zur Seite, wo hinter einer Säule eine erhöhte Nische war. Es war ein großes Risiko, dort hineinzuklettern, aber als er sich überwunden und es tatsächlich geschafft hatte, besaß er einen Logenplatz, der ihm Überblick über gesamtem Raum verschaffte. Und weil er selbst im Dunkeln der Nische war und in die Helligkeit schaute, war die Gefahr der Entdeckung ab jetzt denkbar gering.

Little merkte bald, dass es überhaupt nie eine Gefahr der Ent-

deckung gegeben hatte. Alle Anwesenden waren völlig von der Zeremonie in Anspruch genommen, an der sie teilnahmen.

Und die Männer und Frauen, die immer wieder herumgingen, um jeden aus einer Schale trinken zu lassen, verteilten nicht nur klares Wasser. Little schaute in die Gesichter. Er kannte sich mit Drogen gut genug aus, um die Zeichen zu erkennen. Hier stand jeder unter ihrem Einfluss.

Etwa fünfzig Personen hatten einen Kreis gebildet. In ihrer Mitte war eine altarartige Erhebung, über die eine rote Seidendecke gebreitet war. Das blonde Haar der Frau und die weiße Haut ihres makellosen Leibes hatten durch den bloßen Kontrast zu dem blutigen Rot eine erregende Wirkung, der sich Little nicht entziehen konnte.

Er stellte fest, dass es nicht die Frau war, die er an der Tankstelle gesehen hatte und war im gleichen Moment über eine Erleichterung, die sich deswegen unwillkürlich bei ihm einstellte, zugleich verwundert und verärgert.

Das Schreien der Frau steigerte sich zu einer Folge schriller, fast schmerzhafter Töne. Sie warf den Kopf tief in den Nacken, ihr Haar breitete sich auf der schimmernden Seide aus. Ihre Hände verkrampften sich zu Krallen, ihre langen Fingernägel zogen blutige Spuren über den Rücken des Mannes, der zwischen ihren Schenkeln stand und in diesem Moment mit unterdrücktem Grunzen, mit Muskeln und Sehnen, die sich durch die Haut drückten, als wäre ihnen der Körper zu klein geworden oder als würden sie durch den Druck einer Explosion nach außen getrieben, den Höhepunkt der Lust erfuhr. Der Mann senkte den Kopf und verharrte vor Anstrengung keuchend, die Frau stieß ein katzenhaftes, rollendes Stöhnen aus und warf aufatmend den Kopf auf die andere Seite. Dann lösten sie sich vorsichtig voneinander, dem Mann wurde ein Gewand über die Schultern geworfen und er nahm einen Platz unter den Umstehenden ein, die schweigend auseinanderrückten.

Unter den Zuschauern gab es keine Erregung, keine Gier, keine Geilheit, sondern eine Art von konzentriertem Interesse, das Little einmal bei einer Gruppe Studenten aufgefallen war, die ein schwieriges Experiment beobachteten. Diese innere Sammlung stand im Kontrast zum Verhalten der Frau, die ihrer Gier in aller Schamlosigkeit nachgab, sich auf dem Altar zur Seite wälzte und immer wieder von Schauern der Lust geschüttelt wurde.

Dann drehte sie sich auf den Rücken und öffnete erneut ihre schlanken Schenkel. In dieser Bewegung lagen Bereitschaft, Herausforderung und gleichzeitig Ergebung. Eine Frau trat aus dem Hintergrund heran, stellte vier Kerzen auf jede Seite des Altars und verschwand ohne ein Wort. Nichts geschah, die Unterbrechung schien die Zeit anzuhalten. Die Zuschauer schwiegen und schauten, die Frau auf dem Altar atmete schwer und strich sich über den schweißglänzenden Bauch. Dann wurde eine Schale mit einer Öllampe herangetragen. Ein Mann hielt sie vorsichtig in beiden Händen, während die Frau, die schon die Kerzen aufgestellt hatte, die Dochte mit einem Kienspan entzündete. Für jede Kerze nahm sie ein neues Stück Holz, beobachtete den Kerzendocht, schützte ihn mit der freien Hand und blies dann den Kienspan aus.

Wieder war es der unaufhebbare Widerspruch zwischen pornografischer Obszönität und zeremonieller Würde, der Little erschütterte. Der Mann und die Frau umschritten den Altar und verrichteten ihre Arbeit, ohne sich um die Blondine zu kümmern, deren Finger inzwischen die Stelle des abwesenden Liebhabers eingenommen hatten.

Sie brauchte nicht lange zu warten, bis ihre Sehnsucht auf andere Weise gestillt wurde.

Das Spiel begann von Neuem, eine weitere Inszenierung des Dramas von Mann und Weib und ihrer Lust aufeinander und aneinander.

Wieder drangen Schreie aus der Frauenkehle, die unartikulier-

te, tierische Sprache der sexuellen Lust, entstanden, bevor das erste Wort über die Lippen eines Zweibeiners kam. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer Maske reiner Gier, sie fletschte die Zähne, verdrehte die Augen, warf den Kopf wie in ungezähmter Wut von einer Seite zur anderen. Sie hatte allen weiblichen Reiz und jede frauliche Schönheit verloren und wirkte nun wie ein dämonisches Wesen, das den Mann mit einer Flut obszöner Worte aufpeitschte wie mit Peitschenschlägen, die ihn kratzte, an seinen Haaren riss, in seine Schulter biss, während er keuchend mit maschinenartiger Gleichheit und Wucht die Hüften bewegte, dass die Stöße wellenartig über den Körper der tobenden Frau liefen. Die Kerzen um den Altar flackerten und rauchten, als würden von den wilden Umarmungen des Paares Windstöße ausgehen. Die schrillen Klänge, das Stöhnen, das lüsterne Jammern und Klagen erfüllten das Kirchenschiff, wurden von Wänden und Decken zurückgeworfen, verstärkten sich, sprangen wie ein Meute Hunde in jede Ecke, jede Nische.

Durch die Zuschauer ging eine Bewegung. Als gäbe es irgendwo ein geheimnisvolles Umsetzgetriebe - seelische Zahnräder, psychische Gelenkstangen, metaphysische Übertragungsriemen - das die wild und ungebremst zuckende Energie auf dem Altar umwandelte, begannen sich die Menschen langsam zur Seite zu bewegen. Ihre nackten Sohlen schleiften über den Boden, mit kaum merkbaren Bewegungen setzten sie einen Fuß zur Seite, zogen den anderen nach, setzten wieder den Fuß zur Seite. Ihre Gesichter behielten den Ausdruck absoluter Konzentration, ihre Schultern berührten sich noch immer, als wären sie nicht viele Einzelne, sondern nur eine einzige, kraftvolle, gesammelte und zu allem entschlossene Gestalt.

Während sich die Stimme der Frau zu immer größerer Intensität steigerte, konnte Little die Gesichter der Zuschauer betrachten. Es traf ihn wie ein Schlag, als er einen Mann erkannte, den er vor Tagen im Fernsehen gesehen hatte. Ein Mitglied der Regie-

rung, eine wichtige, maßgebende Persönlichkeit der Republik, in maßgeschneiderte Anzüge gewandet, aus schwarzen Limousinen an Haltung annehmenden Wachen vorbei an Kamerahorden durch weltweit bekannte Eingänge zu den Orten der Entscheidung eilend. Sein Gesicht über dem Lanzenwald der Mikrofone, telegen, verbindlich, diplomatisch, sorgfältig ondulierte Stirnfalten, gewichtiges *Äääähm*, bevor fundamentale Sätze von weltpolitischer Bedeutung fielen, die die Börsenwerte steigen oder fallen ließen ...

Er war nicht der Einzige, den Little erkannte. Ein gutes Dutzend Gesichter kam ihm bekannt vor - vom Fernsehen, aus den Zeitungen, von den Titelbildern der Hochglanzmagazine.

Ihm wurde fast schwindlig. Schon das Alter der Anwesenden, die zum großen Teil die Mitte des Lebens überschritten hatten, zeigte Little, dass er hier keine Veranstaltung beobachtete, die man leichthin unter dem Etikett *Jugendsekte* abheften konnte. Oh nein, diese Leute hatten Intelligenz, sie hatten Bildung, sie hatten Macht, sie hatten Einfluss, sie hatten Reichtum, manche hatten sogar Geist. Und alle diese Menschen, deren Entscheidungen das Leben von Millionen anderer Menschen, wenn nicht das der ganzen Welt, beeinflussten, hatten sich zusammengefunden, um die *Domaine de Brantly* zu bilden. Sie garantierten ihrem Führer eine fast unaufhebbare Immunität gegenüber dem Gesetz, der Justiz oder den Medien.

Vor allem waren sie sicherlich nur die Elite, die Auserwählten und stellten den innersten Kreis des inneren Kreises dar. Wie viele von ihnen mochte es geben? In welchen Ländern und in welchen Positionen?

Das Erschrecken und die Überlegungen hatten Littles Aufmerksamkeit abgelenkt. Er hatte das Kommen dreier, in Kapuzen verhüllter Gestalten nicht bemerkt. Sie traten an den Kopf der Frau, die völlig abgekapselt in der Ekstase ihrer Lust schien.

Das Folgende ging so schnell, dass Little es erst verstand, als das Geschehen schon zur Vergangenheit zählte. Zwei der Drei packen die Arme der Frau und hielten sie auseinander, sodass der Oberkörper freilag und für einen Moment die auf- und abwogenden Brüste zu sehen waren. Die dritte Gestalt schob die Hand in den Ausschnitt ihres Gewandes, zog sie mit einem Dolch heraus und stieß die Klinge mit einer einzigen Bewegung in das Herz der Frau.

Ein Schrei brach ab, die Glieder des Opfers erschlafften, ihr Kopf fiel zur Seite. Nur noch der Griff in Form eines Fledermausflügels ragte zwischen den Halbkugeln ihrer Brüste heraus.

Ein schmaler Blutstrom quoll aus der Wunde und verlief mit dem Schweiß zu einem roten Schleier auf ihrem Bauch.

Der Mann ergoss sich mit Stiergebrüll und wurde nach einer Weile, als er seine Erschöpfung und Betäubung überwunden hatte, bekleidet und zu den übrigen Zuschauern geleitet. In dieser Zeit hatte der Mörder den Kopf der Toten in seinen Schoß genommen, ihr die Lider über den starren Augen zugeedrückt und streichelte versonnen ihr Gesicht und ihr seidiges Haar.

»Lasst uns preisen die Gabe und lasst uns preisen den Empfänger der Gabe!«

Die Stimme Brantlys erklang aus dem Hintergrund. Zustimmendes Gemurmel kam als Antwort von den Umstehenden. Nun trat Brantly in das Licht. Er stand hinter dem Mörder, dem Henker oder dem Opferpriester, hob mit einer zeremoniellen Geste dessen schwarzes Gewand auf und warf es zur Seite. Er enthüllte eine weiß gekleidete junge Frau mit langem blondem Haar. Little erkannte sie sofort. Es war sie. SIE! Die Frau, die ihm an der Tankstelle einen Blick zugeworfen hatte, den er noch immer zu spüren glaubte wie den Duft eines langsam schwindenden Parfüms.

Die Erregung verklang langsam, die Bewegung der Zuschauer kam zum Erliegen. Stille breitete sich aus, in der man die Men-

schen atmen hörte.

Aber nun erschien Brantly selbst. An seinem Äußeren hatte sich nichts geändert, wenn man von einem schwarzen, goldbestickten Band absah, das er über den Schultern seines Ledermantels trug und dessen Enden auf seine Brust herabfielen.

»Heute, meine Freunde, ist die Nacht der großen Ankunft. Bereitet den Weg!«

Die herrische Stimme wirkte auf die Mauer der reglosen Zuschauer wie eine Explosion, der einen Damm zum Bersten bringt. Die Menschen stürzten sich augenblicklich in rastlose Tätigkeit, liefen fort, kamen mit Gegenständen beladen zurück, wuselten durcheinander wie ein fleißiges Ameisenvolk. Es schien wie ein hektisches Durcheinander, ausgeführt von Schlafwandlern, die mit unbewegten Gesichtern ihren ganz eigenen Aktivitäten nachgingen.

Doch aus dem scheinbaren Wirrwarr wuchs die Vorbereitung für die große Zeremonie und Little erkannte, dass jeder der Teilnehmer genau wusste, was zu tun war. Sie alle waren Teile eines großen Plans, Mosaiksteinchen, die sich selbst zum großen Bild zusammenführten. In ihrer Trance folgten sie den unsichtbaren Fäden eines Wissens, das sie alle zu einem Muster verwob.

Die Tote wurde in die rote Altardecke gehüllt und fortgeschafft. Eine schwarze, mit Gold und Silber verzierte Decke wurde als Ersatz aufgelegt. Die Frau - die Frau, die Little sich nur als sie dachte, als wäre sie mehr als nur ein Mensch - wurde entkleidet und mit Öl gesalbt.

Dann wurden Symbole in verschiedenen Farben auf ihren Leib gemalt. Als diese Arbeit beendet war, kniete sie sich mit gespreizten Schenkeln auf den Altar, formte die Finger zu symbolischen Gesten und schien zu einer Skulptur zu erstarren. Um sie herum wurden die Kerzen entfernt und dreizehn Schalen, in denen brennende Dochte auf Öl schwammen, um den Altar gestellt. Auch alle anderen Kerzen im Kirchenschiff erloschen. Die

Luft wurde schwer von dem blauen Rauch, der sich von den gelöschten Dochten hochringelte. Zusätzlich wurden Behälter mit Räucherwerk aufgestellt, aus denen schwere weiße Wolken aufstiegen und einen trägen, süßlichen Duft verbreiteten. Mit jedem Luftholen schien auch Little von einer Betäubung erfasst zu werden. Er konnte seine stieren Blicke nicht mehr von der Frau lösen.

Niemals seit er an diesem fernen zurückliegenden Tag in den Isolationstank gestiegen war, hatte ihn ein Anblick derart erregt.

Sie ist nicht schön, sagte er sich. Er wusste, dass er recht hatte und dass es nichts bedeutete, recht zu haben. Sie hatte tatsächlich wenig frauliche Reize und wirkte in ihrer Schlankheit, mit kaum entwickelten Brüsten und schmalen Hüften, fast knabenhaft. Wie ein Fohlen, sagte sich Little. Wie ein Fohlen, versuchte er sich in den Kopf zu hämmern. Schau dir nur die Beine an, sie ist viel zu dürr, sie hat keinerlei Reiz, sie hat lächerliche Hüften und Ansatz zu X-Beinen, sie wäre in einem Bikini eine Lachnummer, sie wird von jedem Trampel ausgestochen ...

Aber wie sie still auf dem Altar saß, in dem seltsamen Schmuck ihrer Bemalung, die blauen Augen in dem schmalen Gesicht ruhig, gelassen und unbewegt, fühlte Little eine Gier in den Lenden, als wäre er ein geiler Faun, der sich des Mittags an eine Naja anschleicht. Er rutschte in seiner Nische und war drauf und dran herabzuspringen und sich auf die Frau zu stürzen, als ihn ein anderes Ereignis wieder an den Anlass seiner Mission erinnerte.

Der *Grand Albert* wurde hereingetragen! Der Anblick ernüchterte und enttäuschte Little, eine Empfindung, die er in diesem Moment allerdings als durchaus wohltätig empfand. Der *Grand Albert*, das Hexenbuch, die Quelle der Weisheit aller Zauberei, war so groß wie ein normaler Fotoband. Die Buchdeckel bestanden aus Holz, auf dem eine ungelenke Hand krude Zeichnungen von Blättern, Blüten und Vögeln gemalt hatte. Der Rücken war ver-

schlissen und schäbig und zeigte in der Art seiner Bindung, dass er einst von einem Menschen hergestellt worden war, der die Regeln des Handwerks nur unvollkommen beherrschte. Das Buch wurde vor den Altar gelegt. Um diesen Altar konzentrierten sich nun alle Aktivitäten. Aus flachen Schalen wurden rote, weiße, grüne und blaue Flüssigkeiten gegossen. Von Little bisher un bemerkt gab es um den Altar herum Vertiefungen im Boden, in die nun die Farbe floss und langsam ein mandalaartiges Zeichen bildeten. Andere schütteten farbigen Sand zu Figuren auf den Boden. Wenn sie ihre Arbeit getan hatten, schritten sie in den Hintergrund und bildeten so nach und nach wieder eine Umrandung reglosen Zuschauens, während sich das komplizierte, vielfach in sich verschlungene Symbol seiner Vollendung näherte.

Schließlich nahm Brantly seinen Hut ab und gab ihn einem Helfer. Er und die Frau waren nun die Einzigen, die sich innerhalb des Mandalas aufhielten. Im flackernden Schein der dreizehn Öllampen leuchteten die Gesichter der Umstehenden.

»Lasst uns beginnen!«

Sie drängten sich näher aneinander, formten einen Kreis und legten sich gegenseitig die Arme um die Schultern. Brantly drehte der Frau auf dem Altar den Rücken zu. Er stand jetzt ziemlich genau unter Littles Nische. Der sah nun noch einmal die hageren, fanatischen Gesichtszüge und fragte sich, ob Brantly schon wieder gealtert war. Jetzt, wo er bei besserer Beleuchtung den Scheitel des Satanisten sehen konnte, erkannte Little in der Mitte des Schädels eine Wunde. Sie war mandelförmig, etwas drei Zentimeter breit und zu Littles Schrecken konnte er darin glänzende blutig-rote Haut erkennen, durch die im Rhythmus des Herzschlages ein Beben lief.

Brantly konzentrierte sich lange. Dann sog er pfeifend die Luft ein und schrie mit Donnerstimme.

»Es beginnt!«

Die Zuschauer setzen sich in eine langsame Bewegung, sodass

der gesamte Kreis wie ein Rad um den Altar rotierte.

Ein dumpfes Summen kam von allen Lippen. Es wirkte, als ob sich irgendwo ein Schwarm riesiger Hornissen aufgemacht hätte. Das Summen, obwohl leise, füllte den Raum und setzte die Luft in Schwingungen.

»Belphegor mir zur Linken. Steige auf, Machtvoller und stehe uns bei«, erklang die laute Stimme Brantlys.

»Belphegor, stehe uns bei«, flüsterte der Chor der anderen Teilnehmer.

»Behemoth mir zur Rechten, steige auf, Schöner, und stehe uns bei.«

»Behemoth stehe uns bei.«

Die Luft schien sich mit elektrischer Spannung aufzuladen. Little konnte spüren, wie sich seine Haare langsam aufrichteten. Als er über sein Hemd strich, knisterte der Stoff und blaue Funken sprangen unter den Fingerspitzen.

»Astaroth mir zu Stirn, steige auf, Wissender und stehe uns bei!«

»Astaroth stehe uns bei.«

»Amon mir zu Nacken. Steige auf, Überwinder, und stehe uns bei.«

»Amon, stehe uns bei!«

»Hasdamas mir zu Haupte. Steige auf, Völkerbesieger, und stehe uns bei.«

»Hasdamas, stehe uns bei.«

»Glysabolas mir zu Füßen. Steige auf, Unzerstörbarer, und stehe uns bei.«

»Glysabolas, stehe uns bei.«

Eine Pause der Erschöpfung entstand. Brantly stand breitbeinig, unbewegt und mit auf die Brust gelegtem Kinn. Die pulsierende Wunde an seinem Kopf blutete und färbte die Haare in ein schmutziges Rot.

Das menschliche Rad begann sich schneller zu drehen. Statt

des Summens stießen die Mäuler ein kehliges Stöhnen aus. Vielleicht war es auch ein Wort, gebildet aus magischen Tönen und altüberlieferten Silben. Sie wiederholten es immer wieder wie eine Beschwörung, steigerten das Tempo, wurden lauter. Little war sicher - ein Zauberwort, ein magisches Mantra aus den Klängen, die das Universum zum Schwingen bringen.

In diesem Chor hinein begann Brantly mit der Litanei der Verfluchungen. Er verfluchte den Schöpfer und sein Werk, die Heiligen, die Kirchen und ihre Diener, die Religionen und ihre Moral. Eine Abfolge hasserfüllter und obszöner Worte war es, die vielleicht sogar in ihrem Eifer komisch gewirkt hätten, wäre nicht der tödliche Ernst gewesen, der sie trug. Auch Brantlys Stimme wurde lauter. Seine Erregung ließ sich nicht mehr verbergen und am Ende seiner Litanei der Verachtung schrie er mit höchster Lautstärke, zitternd vor Zorn wie ein Volksredner, der die Ungerechtigkeiten des politischen Systems anprangert. Er verstummte abrupt, ließ den Nachhall verklingen und wandte sich der Frau auf dem Altar zu.

»Steige auf, Satan, unser Herr und Meister, steige auf aus den schwarzen Grüften deiner Verbannung. Siehe, dein Weg ist bereitet, siehe, die Pforte ist geöffnet, siehe, das Feld ist bestellt.«

Mit einem Schlag kühlte sich die erhitzte Luft in dem Kirchenschiff ab. Brantlys Atem stieg als Nebel auf, der Körper der nackten Frau auf dem Altar schien vor Hitze zu dampfen.

»Erhebe dich, Satan, und breite die Flügel aus. Tritt in unsere Mitte und nimm dieses leibliche Gabe, dass du unter uns weilst in der Ödnis der fleischlichen Vergänglichkeit und uns leitest hindurch durch den Schleier der Verwirrung in deine Gefilde!«

War es eine Täuschung? Little rieb sich die Augen. Es konnte nicht sein, die Kreisbewegung, die immer schneller wurde, sich zur besinnungslosen Raserei steigerte, hatte ihn getäuscht. Er beobachtete noch einmal das Mandala auf dem Fußboden. Es bewegte sich tatsächlich. Symbole verschoben sich. Linien krümm-

ten sich oder krochen wie Würmer zu anderen Symbolen und vereinten sich mit ihnen, Kreise lösten sich auf und wurden zu Dreiecken, Farben vermischten sich und bildeten neue Kombinationen. Das Mandala erwachte zum Leben, es atmete, es wuchs und veränderte sich wie ein Organismus.

Die Erregung, die sich von Beginn des Rituals gesteigert hatte, brachte den Raum zum Vibrieren. Spitze Schreie erhoben sich über das rhythmische, schnelle Singen der magischen Mantras. Einzelne Teilnehmer fielen in Ohnmacht oder gerieten in eine Art Verzückung und wurden von den anderen mitgeschleift. Das Rad drehte sich, eine Gebetsmühle aus Menschenkörpern, die ihre Beschwörungen zu immer feinerer Substanz vermahlte.

Auch John Little war kein Zuschauer mehr. In jeder seiner Körperzellen spürte er das Vibrieren, das lebendige, energiegeladene Pulsieren, das die knisternde Ekstase des Rituals aufnahm. Niemals im Leben hatte sich Little so stark und so lebendig gefühlt. Er merkte, wie sein Zwerchfell trommelartig vibrierte, er spürte, wie trotz der Kälte sich der Schweiß durch seine Poren drängte und in Dampf hüllte.

Auch das Mandala drehte sich, nein, es begann im Kreise zu tanzen. Brantly stand unbewegt, aber aus seiner Scheitelwunde quoll ein breiter Blutstrom, sickerte in sein Haar und lief über seine Wangen. Die Frau auf dem Altar wurde von Zuckungen geschüttelt. Als würden Stromstöße durch ihren Körper gejagt verfiel sie in Krämpfe, ihr langer Zopf peitschte wie der Schweif eines wütenden Tiers über ihren Rücken und ihre Brust. Ihre Augen waren aufgerissen, ein Schrei wollte sich aus ihrem Mund lösen und blieb dennoch stumm.

Ja, und es kam. ES KAM! Little war sich sicher, wie er sich niemals vorher über etwas sicher gewesen war. Er konnte die Annäherung körperlich spüren. Windstöße fauchten durch den Raum und brachten die Flammen fast zum Erlöschen. Die Luft begann zu kochen, als würde sie aus der Hitze unterirdischer Kavernen

aufsteigen, das Mandala wurde zu einem rasenden Kreis, zugleich irrsinnig schnell und scheinbar unbewegt. Die Frau stöhnte, hin und her geworfen versuchte sie ihre Position zu behalten. Ihre Pupillen waren verdreht, nur noch das Weiße schimmerte glänzend in ihrem Gesicht. Und nun stieg vor dem Altar eine Säule glühender Luft auf, kochend, wabernd wie flüssiges Metall. Die Umrisse einer Gestalt begannen sich aus den wirbelnden Schlieren zu lösen. Riesig, ungeschlacht, mit zackigen Flügeln beugte sich über die Frau und näherte sich ihr. Die Frau warf den Kopf in den Nacken, Blut schoss ihr aus der Nase und Ohren und lief in Fäden, wie dünne Schlangen, wie Risse, die sich durch Marmor ziehen, über ihr Gesicht. Mehr und mehr gewann die Gestalt an Festigkeit. Die gewaltigen Hörner, diese Urzeichen unbesiegbarer Kraft und Vitalität wurden sichtbar. Die Gestalt brüllte, dass die Ohren vor dem Druck der Schallwellen und umarmte die Frau ...

In diesem Moment geschah etwas, das in der bisherigen Geschichte des Satanismus unbekannt war und wohl auch nicht wiederholt werden wird: Eine mit Besen und Wischmopp bewaffnete Gestalt in geblühtem Hauskittel, mit ausgetretenen Gesundheitslatschen und einem giftgrünen Kopftuch betrat unter lautstarkem Hersingen schottischer Kriegslieder die Szenerie und begann mit dem heiligen Zorn eines Rächers aller Putzfrauen, das Mandala mittels Wasser und Wischmopp zu zerstören. Dabei sang sie mit zitternder, aber weithin vernehmlicher männlicher Stimme weiterhin einen schottischen Schlachtengesang, dessen Refrain lautete: *Lasst uns die Hochlandweiden düngen mit englischen Leibern, heißa fröhlich das Schwert geschwungen bei Loch Rodochnar.*

Die Gestalt krakeelte wie ein Anhänger von Celtic Glasgow lange nach einem Sieg und kurz vor der Sperrstunde und dabei, mit steinlawinenmäßig kollerndem *R* und halsentzündungsartigem *ch*, wischte sie mit verbissener Schnelligkeit über die

Mandalasymbole.

Wenn es nicht die Stimme gewesen wäre oder die Brille unter dem Kopftuch, so hätte Little zumindest der Anblick der feisten, behaarten Waden, die unter dem unförmigen Polyesterkittel hervorschauten, überzeugt.

Es war Dorkas!

Den Namen zu denken und aufzuspringen war für Little eins. Er setzte aus der Nische auf den Boden, machte zwei, drei Sprünge und war vor dem Altar. Die Hitze war so, als hätte man neben ihm einen Hochofen geöffnet. Weiße Flecken tanzten vor seine Augen, die Hitze floss wie ätzende Säure in seine Lunge und brannte auf den Schleimhäuten.

Aber Little packte zu und fühlte das Holz des Buchdeckels. Er riss den *Grand Albert* an sich. Im gleichen Moment spürte er die Berührung nackter Haut, einen Bruchteil einer Sekunde nur, aber durch seinen Körper schoss eine Empfindung von Hingabe, von süßer Ergebung und Weichheit, die ihn lähmte.

Der Eimer, den ihm Dorkas in den Rücken knallte, brachte Little auf den Pfad der Pflicht zurück. Er drehte ab und rannte hinter Dorkas her. Die Wendeltreppe hoch, wohin, nach rechts, Dunkelheit, Stolpern, die verfluchte Stufe, der Vorhang, die Tür, in welche Richtung geht sie auf, falsch, nach außen, der Platz, wohin, Dorkas hinterher, das Haus, die Tür, Geruch nach Reinigungsmitteln, die Tür, Vorsicht Treppe ...

»Wo wollen Sie hin?«, keuchte Little. Er drückte den *Grand Albert* wie ein Kind an die Brust.

»Zum Wagen, wohin sonst«, japste Dorkas. Er bemerkte den Blick Littles und riss sich das Kopftuch ab.

»Wollen Sie auf die U-Bahn warten«, fügte Dorkas hinzu, eine giftige Bemerkung, die auf eine gewisse empörte Eitelkeit bei ihm schließen ließ.

Im Dunkeln, das nur durch das Sternenlicht erhellt war, stolperten sie über den Hang. Der Wind riss an ihren Kleidern und

warf ihnen Staub ins Gesicht. Little verbarg sich hinter dem Buch, Dorkas legte einen Arm über die Augen und wedelte mit der anderen Hand tastend umher.

Endlich erreichten sie den Wagen. Den Rückweg erledigte Little im Stil eines Rennfahrers. Die Löcher, durch die er den Wagen trieb, ließen die Federung krachen, jedes Mal sprangen die beiden Insassen aus ihren Sitzen und fielen mit einem dumpfen Stöhnen wieder auf die dünne Polsterung zurück.

Sie erreichten den Talweg und rasten zur Straße. Im Licht der Scheinwerfer vollführten die Schatten des Waldes einen bedrohlichen Tanz. Als sie endlich auf der Straße waren, klopfte Dorkas dem Fahrer auf den Arm.

»Inzwischen kenne ich Ihre Qualitäten auf dem Gebiet der beschleunigten Fortbewegung über unbefestigte Wege, Herr Little. Sie können es nun langsamer angehen lassen.«

»Und wenn wir verfolgt werden?«

»Wir sind in keinem Moment verfolgt worden. Die Leute waren in Trance, die haben wohl immer noch nicht kapiert, was überhaupt geschehen ist.«

»Und warum, um Himmels willen, haben Sie mir das nicht sofort gesagt?«

»Nun, ich wollte so schnell wie möglich aus diesem blöden Kittel heraus.«

Ihre erste Station auf der Rückreise war Lourdes. Dorkas bestand darauf, für einige Tage in der Stadt zu bleiben, die voller Pilger in Rollstühlen und auf Bahren war. Sie nahmen eine Herberge in unmittelbarer Nähe der Kathedrale.

Nachdem die Sache überstanden war, schien Dorkas in einen Schockzustand zu geraten, von dem er sich erst langsam erholte. Immerhin erfuhr Little, dass sich Dorkas an die letzte Person im Gänsemarsch des Reinigungsstrupps herangemacht hatte. Es handelte sich bei den Arbeitern durchwegs um geistig behinderte In-

sassen eines kirchlichen Asyls auf der spanischen Seite der Grenze, die illegal für Arbeiten eingesetzt wurden. Dorkas machte der Frau irgendwie klar, dass er ihre Kleidung und ihre Arbeit haben wollte und diese Dame war klug genug, dem Klamotten-tausch zuzustimmen und sich für eine Ruhepause hinter einen Busch zu legen.

»Und warum musste es ein schottisches Lied sein?«, erkundigte sich Little.

»Ich bin der Überzeugung, dass der schottische Charakter seine kämpferischen Qualitäten vor allem im folkloristischen Liedgut zum Ausdruck bringt. Und mir schien das zum Anlass zu passen. Ich hätte zugegebenermaßen gerne einen Dudelsackpfeifer und zweitausend Mann mit Claymore-Schwert über der Schulter bei mir gehabt.«

»Nun, Sie haben es auch so geschafft.«

»Mit Ihrer Hilfe. Und ich hatte bei der ganzen Sache eine derartige Angst, dass ich mir in die Hosen gemacht hätte, wenn ich welche angehabt hätte.«

»Was, Sie hatten keine - Hosen an?«

Dorkas war das Thema sichtlich unangenehm. Little hingegen entwickelte plötzlich ein gewisses boshafte Interesse und fragte nach.

»Also -«, druckste Dorkas, »die Dame bestand auf einem totalen Tausch, auch der Leibwäsche. Nun, für die große Sache war ich bereit meine - ääh Unaussprechlichen hinzugeben, aber die ihren anzuziehen konnte ich mich doch überwinden.«

»War das nicht ein bisschen kalt?«, hakte Little nach, ohne eine Antwort zu bekommen.

In der ganzen Zeit ließ Dorkas den *Grand Albert* nicht einmal aus den Augen. Einmal hörte Little, wie Dorkas den Kopf schüttelte und vor sich hin murmelte: »Ich glaube es einfach nicht. Ich habe Brantly mitten aus seinem großen Ritual den *Grand Albert* geklaut. Absolut unfassbar.«

»Was wäre geschehen, wenn wie das Ritual nicht gestört hät-

ten?«, wollte Little eines Tages wissen.

Dorkas zuckte die Achseln. »Ich kann es nicht sagen. Ich jedem Moment wird die Geschichte der Welt verändert - durch Dinge, die geschehen und auch durch diejenigen, die nicht geschehen.« Dorkas setzte sich auf die durchgelegene Matratze seines Herbergszimmers. Er strich sich über den Kopf und schaute eine Weile dumpf vor sich hin auf den Boden.

»Die Satanisten sind nur ein Nebenkriegsschauplatz. Wir brauchten das Buch. Aber Brantly ist so unglaublich weit. Ich hatte vorher eine hohe Meinung von ihm, aber jetzt weiß ich, dass ich ihn weit unterschätzt habe.«

»Macht er weiter?«

»Natürlich macht er weiter! Was sonst? Ein Innis Patrian Brantly lässt sich doch durch zwei Fuzzis wie uns nicht entmutigen.«

»Aber er hat sein Buch verloren. Und das Ritual ist auch zerstört worden.«

»Das Buch - wahrscheinlich war es für ihn Kinderkram, wer weiß. Und sein Ritual ist gestört worden, aber nicht zerstört.«

»Das heißt, diese Sache mit der Gabe - sie könnte wirklich stattgefunden haben?«

»Möglich. Und da ich immer vom schlimmsten Fall ausgehe, sage ich sogar *wahrscheinlich*. Oder wären Sie wegen einer Putzfrau von dieser Blondine runtergestiegen?«

Nach drei Tagen in Lourdes telefonierte Dorkas mit Tony Tanner und kam wachsbleich zu Little zurück.

»Wir müssen schnellstens nach London. Unser junger Freund hat Probleme. Er behauptete, ich hätte ihn vor einigen Tagen mitten in der Nacht mit einem obskuren Auftrag angerufen. Aber dieses war das erste Telefonat, das ich seit Wochen mit Herrn Tanner führe.«

Dorkas bestand darauf, auf die, wie er sich ausdrückte, *gesunde, alte* Art nach England zurückzukehren. Das bedeutete eine Überfahrt bei Sturm, mit der letzten Fähre, die vor Aussetzung

des Verkehrs noch auslief. Die Luft in den Aufenthaltsräumen der Fähre war stickig und verbraucht. Trotzdem suchte sich Dorkas einen Platz mit Blick auf eine Wand, baute um sich eine Barrikade aus Koffern und Taschen und rührte sich nicht mehr von der Stelle. Er beschränkte sich darauf, die Wand anzustarren und auf seiner Unterlippe zu kauen. Als Little, der es trotz des Sturmes vorzog, sich an einem geschützten Platz an Deck aufzuhalten, einmal nach Dorkas schaute, fiel ihm auf, dass der seltsam breitbeinig und erhöht auf seinem Sitz thronte. Little musste ein Heftchen mit Fahrplänen fallen lassen und es umständlich gebückt aufheben, um hinter das Geheimnis zu kommen. Dorkas hatte sich auf einen Rettungsring gesetzt.

Hinter den grauen Regenstreifen tauchten die Klippen von Dover auf. Das Schiff passierte die Hafeneinfahrt und erreichte ruhigeres Wasser. Das heftige Stampfen und Rollen ging in die langsame Fahrt zum Liegeplatz über. Die Autos fuhren schon eins nach dem anderen über die Rampe und die Passagiere drängten sich an den Ausgängen, als Little nach Dorkas schaute.

Der saß immer noch an derselben Stelle und stierte unverwandt gegen das weiß gekleidete Schott, auf dem ein Plakat einer Eisenbahngesellschaft klebte.

»Wir sind da«, sagte Little. Dorkas schaute ihn verständnislos an und machte keinerlei Anstalten aufzustehen. Erst als Little den dezenten Hinweis vorbrachte, dass zu langes Sitzenbleiben dazu führen könnte, wieder zurück nach Frankreich zu müssen, stand Dorkas stöhnend auf. Der Rettungsring hatte deutliche Spuren auf seinen Schenkeln hinterlassen.

Im Eisenbahnabteil saßen sie zuerst mit einem Ehepaar zusammen, das sich verbissen und geduldig über Familienangelegenheiten unterhielt. Er machte ihre Verwandtschaft herunter, und sie konterte mit Angriffen auf seinen Bruder.

Obwohl Little sich auf die verregnete Landschaft vor dem

Fenster konzentrierte, überkam ihn doch eine Ahnung von engen Zimmern und noch engeren Leben in schmalen Reihenhäusern. Es wirkte auf ihn wie ein erstickendes Gas. Er musste aufstehen und lief durch den gesamten Zug, nur um diesen Mief aus dem Kopf zu kriegen. Als er sich nach einer Haltestelle dem Abteil wieder näherte, fand er Dorkas alleine vor. Abgesehen von dem Rettungsring hatte der seine Haltung wenig geändert. Auch seine Gesichtsfarbe hatte noch das ungesunde Grün, das auf die Wellenhöhe im Ärmelkanal schließen ließ.

»Was haben wir eigentlich erreicht?«, fragte Dorkas unvermittelt nach einem langen Schweigen.

»Wir haben ein Internat voller knackiger Mädels gefunden.« Seinen Versuch, witzig zu wirken, fand Little selbst erschreckend lahm. Dorkas tat ihm den Gefallen und ging nicht auf den misslungenen Aufmunterungsversuch ein.

»Wir haben etwas über dieses Internat herausgefunden«, sagte er dann, mehr zu selbst.

»Viel hilft das nicht. Unsere Informationen sind schwammig, und im Grunde wussten wir schon vorher, dass die Vergewaltigung, die man Tony Tanner anhängen wollte, ein Trick war.«

»Er wird nicht der Einzige sein, dem man eine Weibergeschichte anhängt, um ihm Probleme zu bereiten.«

»Sicherlich nicht. Aber wenn Sie bei jedem Menschenmännchen, das sich wegen seines überbordenden Sexualtriebes in der Öffentlichkeit unmöglich macht, nachforschen wollen, ob die Dame von der nächsten Ecke oder aus einem Internat in der Schweiz stammt - dann brauchen Sie das Unsterblichkeitsserum.«

»Immerhin haben wir den *Grand Albert!*«

»Und was nutzt uns der? Bringt der uns weiter?«

Dorkas warf Little einen finsternen Blick zu und klopfte auf die Tasche, die er vor der Brust hielt und in der sich der *Grand Albert* befand.

»Vor einer Woche waren Sie noch der Meinung, dieses Buch

hätte eine große Bedeutung«, antwortete Little betroffen.

»Sicher, das war ich. Ich hielt es für wichtig, weil es uns einen Gegner vom Leibe halten konnte ... aber bei Gelegenheit sollte man das Buch einmal genauer ansehen.«

»Das gilt doch immer noch?«

»Das gilt immer noch. Diese Dame wird uns bald nicht mehr belästigen. Aber es kann sein, dass wir nur unsere Zeit verschwenden. Wir stopfen ein Loch und zwei andere öffnen sich.«

»Sie meinen Brantly?«

»Wen sollte ich sonst meinen?«, giftete Dorkas. »Es ist einfach zu viel. Wir nähern uns rapide dem Ende des Jahrtausends und nun kommen sie alle aus ihren Löchern. Als würde irgendwo das Wasser steigen, sind sie plötzlich da. Wie eine Rattenplage.«

»Vielleicht ist Brantly ja jetzt erledigt. Nach dem Flop, den er seinen Anhängern präsentiert hat.«

»Hören Sie mir eigentlich nie zu, Herr Little? Ich hatte es deutlich genug gesagt. Es gibt keinerlei Garantie dafür, dass das Ritual ein Fehlschlag war. Meine Güte noch mal, wir reden doch nicht von einem Treffen der EU-Regierungschefs, wo man von vornherein weiß, dass die Kompromisse stinken wie uralter Fisch. Brantly ist nicht irgendeiner. Wir haben ihm den *Grand Albert* geklaut. Mehr nicht. Vielleicht brauchte er die Schwarte überhaupt nicht.

Vielleicht waren wir sogar Teil seines Rituals. Wissen Sie es? Ich bin mir jedenfalls nicht sicher.«

»Vielleicht sollten Sie diesem Satanisten nicht so eine große Bedeutung beimessen.«

Dorkas antwortet nicht und brütete nur dumpf vor sich hin.

»Der Name Jane Mansfield sagt Ihnen etwas«, unterbrach Dorkas schließlich sein eigenes Schweigen.

»Jane Mansfield? Sicher, eine Filmschauspielerin, die nur Schrottfilme gedreht hat vor allem durch ihren Busen auffiel, richtig?«

»Tatsächlich«, Dorkas staunte Little an. »Das mit dem Busen

wusste ich nicht.« Doch, doch, angeblich 100 Zentimeter Brustumfang. Aber wieso wissen Sie das nicht? Sie haben den Namen doch ins Gespräch gebracht?«

»Ich habe den Namen sicherlich nicht ins Gespräch gebracht, um mich mit Ihnen über den Umfang der sekundären Geschlechtsmerkmale dieser Dame auszutauschen«, erklärte Dorkas und gewann etwas von seiner üblichen Würde zurück. »Wissen Sie etwas über den Tod der Mansfield?«

Little schüttelte nur den Kopf.

»Sie verunglückte«, erklärte Dorkas. »Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war das etwa Mitte 1967. Worum es geht. Diese eher unglückliche Person Jane Mansfield war drei Mal verheiratet und diente sich im Übrigen mit ihren nicht unbeträchtlichen Reizen bei einer ganzen Reihe von Männern an, die vor allem berühmt sein mussten. Schließlich ... Sie dürfen jetzt wieder aufwachen, ich komme zum Wesentlichen ... geriet sie an einen Herrn namens Anton La Vey. Der, ein Glatzkopf im Übrigen, war Chef der *Ersten Kirche des Satans*, Sitz in San Francisco, wo sonst. Angeblich hatte diese Vereinigung zu dieser Zeit so um die 25. 000 Mitglieder. Die Mansfield machte lustig mit, als Priesterin bei den Kulthandlungen dieses selbst ernannten Papstes der Satanisten. La Vey war voll des Lobes über ihre Fähigkeiten auf dem Gebiet der Fortpflanzungsgymnastik. Er zelebrierte auf ihrem nackten Körper als Altar und hinterher - na ja, das überlasse ich der pubertären Fantasie, falls nötig. Nun gut, irgendwann 1967 war es für die Mansfield mal wieder an der Zeit, den Mann zu wechseln.

Sie lief zu einem Rechtsanwalt über. Ich frage mich, ob so ein Rechtsanwalt gegenüber einem Satanisten wirklich eine Verbesserung oder nicht doch noch eine Steigerung des Perversen darstellt.

Sei's drum. La Vey verfluchte jedenfalls, in einer Fernsehsendung wohlgermerkt, seine abtrünnige Priesterin Jane Mansfield und sagte, sie würde kraft seiner satanischen Zauberei den Kopf

verlieren. Ich glaube, es waren gerade mal zehn Tage, dann verunglückte die Frau.«

»Hat sie den Kopf verloren? Ich meine ... bei dem Unfall?«

»Da gibt es zwei Versionen. Version eins: Sie hat. Natürlich wurde diese Version als die angenehm gruselige in diversen Berichten wiederholt. Version zwei: Sie hat nicht. Bei dem Unfall wurde ihr die blonde Perücke vom Kopf gerissen, das führte zu der Verwechslung.«

»Und welche Version halten Sie für die wahrscheinlichere?«

»Die zweite«, antwortete Dorkas mit Nachdruck. »Und warum ich an die zweite Version glaube? Weil sie die, sagen wir - Teuflichere - ist. Sie hat so einen gewissen satanisch boshaften Humor, obwohl dieses Wort natürlich unangebracht ist. Aber Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich verstehe. Und was Brantly angeht - Sie halten ihn für eine größere Nummer als diesen La Vey?«

»Ich halte ihn für die größte Nummer überhaupt. Obwohl ich es nicht mag, darüber zu reden, als wären wir zwei Mafiosi, die über die Herren des Drogenmarktes sprechen. Was mich beunruhigt sind zwei Dinge. Einmal die Tatsache, dass Brantly zu solchen Fähigkeiten vorgedrungen ist. Es ist etwa so, als hätten die Belagerer von Troja von einem Tag auf den anderen Raketenwerfer zur Verfügung. Ich meine, verglichen zu all den Scharlatanen, die sich irgendwas ausdenken, nur um die gelangweilte Schickeria auf dem Esoteriktrip angemessen zu unterhalten und hier und da Zugang zum Geschlechtsbereich der einen oder anderen Dame zu bekommen. Die andere Sache, dass er überhaupt so weit kommen konnte. Wie soll ich das erklären? Dass sozusagen das Klima so war, die intellektuelle Atmosphäre ...« Dorkas gestikuliert hilflos und erhaschte den verständnislosen Blick Littles.

»Sagen wir es mal so«, setzte Dorkas neu an. »Ich vermute einfach, dass nicht zu allen Zeiten alles möglich ist. Es ist wie bei

vielen technischen Erfindungen. Das Prinzip ist schon lange bekannt. Aber zu einem gewissen Zeitpunkt kommt alles zusammen - die Fortschritte in der Metalltechnik, die Möglichkeit Ventile zu bauen, neue Stromquellen ... ach, was weiß ich. Jedenfalls ist irgendwann die Erfindung gemacht und beeinflusst die weitere Entwicklung. Die Vision Leonardos über Fluggeräte war genial und kindisch, jedenfalls nicht durchführbar. Was die Gebrüder Wright dagegen machten, war nichts anderes als die Kenntnisse ihrer Zeit zusammenzuklauben und für einen Zweck einzusetzen, den andere für überflüssig oder kindisch oder unmöglich erklärten, weil es ja schon bei Leonardo nicht funktioniert hatte. Sie verstehen, was ich meine? Schauen Sie sich doch nur um. Die Psychologie, die gesamten Forschungen auf dem Gebiet der menschlichen Psyche, die Erkenntnisse der Archäologen, die Möglichkeit, innerhalb von vierundzwanzig Stunden an Orte und zu Menschen zu kommen, von deren Existenz selbst der Gebildete noch vor 50 Jahren nichts wusste, die neuen Drogen, die Auflösung sozialer Strukturen, die die Menschen zwingt, sich neu zu orientieren, der schwindende Einfluss der christlichen Kirchen ...«

»Brantly ist also so eine Art *Wilbur Wright* auf dem Gebiet des Satanismus?«

»Genau so sehe ich es. Er macht das, was möglich ist, weil er erkannt hat, was möglich ist. Er ist ein Mosaikstein und doch hilft uns das alles nicht weiter. Ich kann nur hoffen, dass Herr Tanner etwas erfolgreicher in seinen Nachforschungen war.

»Ich habe noch eine Frage«, sagte Little. Ihn beschäftigte, seit er sie gesehen hatte, die Wunde auf Brantlys Kopf.

Dorkas war verwundert: »Ich konnte aus meiner Perspektive nichts erkennen. Er ist ja größer als ich. Eine Wunde sagen Sie?«

»Eine richtiggehende Öffnung. Mandelförmig. Wenn ich jetzt recht darüber nachdenke, dann erinnerte sie sowohl in der Form wie auch in den Ausmaßen an ein Auge.«

»Und der Schädelknochen war völlig geöffnet?«

»Völlig. Ich konnte die Gehirnhaut sehen. Und es trat Blut aus. Zuletzt sogar eine ziemliche Menge.«

Statt einer Antwort senkte Dorkas den Kopf und trommelte auf die Tasche, die er wie eine Schildwehr vor dem Bauch hielt. Nach einer Weile kam sich Little vor, als habe er einer netten Tante ein unflätiges Wort gesagt und diese trauere nun über den Trümmern ihres Weltbildes. Schließlich hob Dorkas doch den Kopf.

»Bei tibetanischen Mönchen«, sagte er, und es klang, als würde er nur zu sich selbst sprechen, »so heißt es, lässt sich eine schmale Öffnung oder ein Spalt an der Kopfoberseite ertasten.

Traditionell wird an dieser Stelle der siebte Chakra vermutet und man sagt, diese Mönche könnten sozusagen ihr Bewusstsein durch die Öffnung hinausschleudern. Solche Mönche sterben auch nicht, jedenfalls nicht im Sinne der Normalmenschen, sondern sie lassen ihren Geist aus dem Körper stiegen, wenn es Zeit dazu ist. Solche Begabungen sind natürlich nur nach langjähriger intensiver, religiöser Übung möglich. Ja, und was Sie bei Brantly gesehen haben, war wohl die satanistische Variante dieser Öffnung des Kopfchakras. Dieser Mann muss eine ungeheure Macht besitzen. Wenn wir in London sind, muss ich mal in den entsprechenden Werken nachschauen. Das Auge Luzifers ... irgend so etwas habe ich noch in der Erinnerung. Aber ich weiß nicht mehr genau, woher ich den Begriff kenne.« Dorkas lehnte sich seufzend zurück. »Es gibt so viel zu tun und so wenig Zeit«, war das Letzte, was von ihm auf der Fahrt zu hören war.

Die Wohnung roch nach abgestandener, muffiger Luft, als wollte sie die beiden Männer abwehren. Dorkas und Little standen in einem Stapel von Koffern und Taschen und wurden von einem Gefühl der Fremdheit überwältigt. Für Dorkas war der Geruch einer lange verlassenen Wohnung völlig unbekannt. So lange war er noch nie unterwegs gewesen.

Dorkas hob den Kopf und sog die Luft mit geblähten Nasenflügeln ein. Er wirkte geradezu mitleiderregend hilflos. Die Anstrengungen der Reise lag noch auf ihm wie ein zu schwerer Mantel, so ganz war sein Bewusstsein noch nicht mit dem Körper zusammen zurückgekehrt und nun stand er in Räumen, die sich weigerten, sein Heim zu sein und ihm nur mit ihrem trockenen Muff klar machten, dass er ihre Ruhe störte.

»Tja«, sagte Dorkas nach einer Weile, wie um sich selbst zu überzeugen, »da wären wir dann wohl.«

»Ja, da wären wir.«

Dorkas putzte sich die Nase, überlegte eine Weile und ging dann erst einmal durch jedes Zimmer, als müsste er sein Revier markieren. Als sie schließlich ihre Koffer ausgepackt und Dorkas die erste Kanne Tee zu seiner Zufriedenheit zubereitet hatte, besserte sich die Stimmung. Trotzdem kam kein Gespräch zustande. Sie wechselten einige triviale Sätze, stellten fest, dass keiner rechte Lust auf Unterhaltung hatte und seinen eigenen Gedanken nachhing, und zogen sich früh zum Schlafen zurück.

In der Nacht träumte Little von Brantly. Er versuchte, sich vor dem Satanisten zu verstecken, fand aber keine Stelle, in die Brantlys Blicke nicht fallen konnten. Die hohe Gestalt war wie ein schwarzer Leuchtturm, der die Ebenen überragte. Mitten in der Nacht erwachte Little, weil er glaubte, einen Gong oder eine Glocke gehört zu haben. Er lauschte, schlief darüber ein und erwachte erst am frühen Vormittag.

Aus der Küche erklangen Stimmen. Als Little, noch mit schlafkleinen Augen, hereingeschlurft kam, fand er Dorkas und Tony Tanner mit Tee versorgt am Tisch sitzen. Sie begrüßten sich. Tony Tanner sah schmaler aus, als Little ihn in Erinnerung hatte, und er hatte dunkle Ränder unter den Augen. Dorkas dagegen

wirkte auf geradezu unanständige Weise erholt.

Seine Seele hatte ihre Reise ebenfalls beendet und war angekommen. Er war wieder in seinem London, in seiner Wohnung, kurz in seinem Biotop und saugte die Umgebung auf wie ein ausgedörrter Schwamm, bis er pausbackig und prall hinter seiner unvermeidlichen Teetasse sitzen konnte.

»Setzen Sie sich«, wedelte er Little heran.

»Ich wollte nicht stören.«

»Jetzt lassen Sie diese Jungmädchenallüren. Wir führen keine Geheimgespräche. Vielleicht finden Sie eine Antwort auf die Frage, die mit Herr Tanner eben stellte. Er wollte doch wirklich wissen, was unsere Reise für Ergebnisse gezeitigt hätte. Als ob wir Vertreter für Miederwaren wären!«

»Nun zumindest haben wir interessante Menschen kennengelernt.«

»Das können Sie auch in London«, warf Tony Tanner ein.

»Aber nicht die Art, die wir meinen«, stellte Dorkas kategorisch fest.

»Also, für mich reicht der heimische Vorrat.«

»Erinnern Sie mich, dass ich nachschauen muss, was es mit dem Auge Luzifers auf sich hat.«

»Warum schaffen Sie sich nicht endlich ein Filofax an? Es gibt auch eine billige Version mit Kunststoffhülle.«

Statt einer Antwort auf die ausgemachte Frechheit Tony Tanners stand Dorkas und versorgte Little mit Tassen, Tellern und Besteck. Erst als sein Gast mit dem Frühstück beginnen konnte, setzte er sich wieder und wandte sich Tony Tanner zu.

»Sie sind also absolut sicher, dass dieses Mädchen, das Sie aus der Klinik Serebriakoffs geholt haben, diejenige mit dem Mondkind ist?«

Little kippte die Toastscheibe, die er gerade mit Ingwermarmelade bestrich, aus der Hand und landete - Butterseite unten, was sonst - auf dem Tischtuch. Die Gespräche in dieser ansonsten

eher trivialen Küche erinnerten Little manchmal an den Effekt, den er bei Mafiafilmen bemerkt hatte. Auch da gab es einen absolut surrealen Gegensatz zwischen der scheinbar normalen Umgebung und dem, was dort besprochen wurde (Du hast Nicolo endlich kalt gemacht, ja? - Ja, hab ich! Ich hab gesagt Grüße von Tinto und dann hab ich ihm die Stirn durchgepustet. - Sehr gut. Gib mir mal den Parmesan rüber. Spaghetti ohne Parmesan sind wie ein Sonntag ohne heilige Messe. Was habt ihr mit der Leiche gemacht? - Francesco wollte mit der Kettensäge ran. Aber ich hab gesagt, was machst du mit der Schweinerei hinterher. Stundenlang die Säge putzen, so ein Dreck! Und wenn man Messer nimmt, dann ist man stundenlang am Schnitzeln dran bei dieser fetten Sau. - Und wo ist er nun? - Wir haben ihn in die Tierverwertung gebracht und zwischen die Schweine für das Tiermehl gelegt. - Genau das hat dieser Verräter verdient. Luisa, wo bleibt denn nun mein Espresso?)

Little hob den Toast auf und kratzte unter den erheiterten Blicken seiner beiden Tischgenossen Butter und Marmelade von der Decke.

»Wieso sollte sie sich so eine Geschichte ausdenken?«, fragte Tony Tanner.

»Warum müssen Frauen jede freie Fläche mit Häkeldecken belegen und alle zwei Wochen die Möbel umstellen?«

»Passen Sie auf. Ihre Meinung über Frauen in allen Ehren, aber dieses Mädchen ist geradezu sensationell normal. Die weiß nicht mal, was ein Horrorman ist. Die denkt sich so was nicht aus. Und kommen Sie mir nicht mit Tiefenpsychologie und jungschen Archetypen und sonst was.«

Tony Tanner schob die Füße unter den Tisch und lehnte sich zurück. Man konnte an allem zweifeln, natürlich konnte man das. Man konnte alles zerreden, durch den Fleischwolf von Argumentationen drehen und nach Widersprüchen suchen. Das konnte man und darum waren die Anwälte so wohlhabend und liefen sie viele Verbrecher frei herum. Aber er selbst hatte neben

dem Mädchen gesessen, als sie ihm und Grands die Geschichte erzählt hatte und der Schrecken, der sich in ihren Augen spiegelte, erschien Tony Tanner als ausreichender Beweis der Wahrheit. Es war im Grunde eine herzerreißend banale Geschichte. So begann mit Mädchen trifft Jungen. Für das Mädchen war es das erste Mal, dass sie sich die Nächte um die Ohren schlug, gegen die Decke starrte und dort das Gesicht eines Jungen erblickte. Sie war nicht der Typ für emotionale Kreuzfahrten. Vater Buchhalter, Mutter Hausfrau, Ex-Lehrerin; das Mädchen war die einzige Tochter - intelligent, ohne übermäßig tiefschürfend zu sein; selbstbewusst; schlagfertig; durchschnittlich hübsch mit der Möglichkeit, sich entsprechend aufgebrezelt im oberen Drittel der Partyschönheiten zu etablieren. Sie nutzte das Potenzial nicht, sie war kein Partytyp, aber auch kein Stubenhocker. Fester Kreis von Freundinnen; keine Schulprobleme; mäßige, äußerst elternfreundliche Pubertätsrevolte; nachmittags oft auf einem Reithof; zwischendurch Babysitting, sie war beliebt und hätte viel mehr Aufträge haben können; am Wochenende die Disco im Jugendklub der Gemeinde; zwei oder drei Mal im Jahr ins *Scala* in der Pentonville Road; Alkohol wie jugendüblich, Zigaretten, wenn es sein musste, um nicht als Spielverderber zu gelten; Piercing am Nabel nach mehrmonatigem Kampf mit dem Vater; die Schmetterlingstätowierung auf der rechten Pobacke kennen nur ihre besten Freundinnen; Pferde sind interessanter als Jungs; knutschen nur mit Promille am Samstagabend, dann sogar mit Zunge, aber das war's dann; Zukunftsvorstellung: Irgendwas mit Tieren, vielleicht auch Lehrerin, bloß kein Bürojob, aber vielleicht auch Heirat und Kinder. Sie mag Kinder. Dann tauchte dieser Typ auf. Tatsache war, dass sie keine Ahnung hatte, wer er war, woher er kam, und was er machte. Tatsache war, dass es ihr völlig egal war. Er quatschte sie an, obwohl Lucilla dabei war und Lucy trägt immer einen Rock, so kurz, dass sie einen zweiten Lippenstift braucht, und arbeitet sich stundenlang vor dem Spiegel um, bis sie aussieht wie die Zwillingsschwester von Brit-

ney Spears. Aber Lucys Keulen waren nicht das, was der Junge wollte. Der Rest ergab sich mit geradezu mechanischer Notwendigkeit. Sie trafen sich drei Wochen lang. Er drängte sie nicht. Im Grunde war sie es, die zuerst das Thema Sex ansprach und sozusagen die ersten handwerklichen Schritte einleitete. Als es dann geschah, war Vollmond. Sie hatte es nicht gewusst und nicht darauf geachtet. Sie merkte es, als das Mondlicht in ihr Zimmer schien - die Eltern waren für zwei Tage fort - und Schatten auf die Wand gegenüber ihrem Bett warf. Und dieser Schatten war es, der zuerst eine Veränderung anzeigte, die das Mädchen selbst noch nicht bemerkt hatte. Da lag er noch auf ihr und sie spürte seine Erregung und wusste, mit einer Mischung aus Furcht und Freude, dass es bald so weit sein würde und fragte sich, ob sie das Laken später würde wechseln müssen und er küsste ihren Hals, es kitzelte angenehm und sie drehte den Kopf zur Seite und sah den Schatten. Das heißt zuerst sah sie ihn nicht, weil sie die Augen geschlossen hatte und dann öffnete sie die Augen und sah den Schatten und dann schloss sie die Augen wieder und dann öffnete sie die Augen erneut und sah den Schatten und bemerkte eine Veränderung.

Instinktiv verkrampfte sie sich, bevor sie überhaupt registrierte, dass auf dem Rücken ihres Freundes etwas gewachsen zu sein schien. Sie dachte an den Ellbogen, der als Zacken hervorstand, aber er hatte seine Position nicht gewechselt. Aber dann wuchs - sie konnte zusehen, wie er wuchs - so etwas wie ein zweiter Zacken aus dem Rücken. Sie dachte an die Bilder von Märchendrachen und ihrem gezackten Rücken, und als sie es dachte, war es noch ein neutraler Gedanke, ohne Beigeschmack von Todesangst. Ihre Hand, die vorher neben ihrem Schenkel gelegen hatte, fuhr hoch und strich über seinen Rücken. Seine Haut war rau und hart und sie hatte fast das Gefühl über eine verrostete Eisenplatte zu streichen. Dann merkte sie, wie der Körper über ihr kalt wurde. Es war so auffällig, dass sie den Effekt spä-

ter - als sie Grands und Tony die Geschichte erzählte - mit einer Haustüre verglich, die man mitten im Winter öffnet und in den Schnee hinaustritt. Instinktiv wehrte sie sich. Es war zuerst eher eine Abwehrbewegung, ohne Aufwendung besonderer Körperkraft. Aber es schien ihm zu gefallen.

Er drückte ihre Arme auf die Matratze. Jetzt sah sie wieder sein Gesicht. So seltsam es klingt, hatte sie sein Gesicht eine Viertelstunde, in der sie sich mit geschlossenen Augen küsst oder sie sich seinen Berührungen hingab, nicht gesehen. Nun sah sie es und wollte schreien.

Es war das Gesicht, das sie kannte und liebte, aber es war auf eine Art anders, die sie schreien ließ. Um genau zu sein, sie versuchte zu schreien, aber er stopfte ihr die Hand in den Mund. Sie biss darauf und spürte Blut in ihrem Mund. Zumindest war es eine Flüssigkeit, denn das Mädchen wusste, wie menschliches Blut schmeckt und dieses schmeckte nicht wie menschliches Blut. Dem Jungen schien es zu gefallen. Er lachte. Es war ein rauhes, dröhnendes Lachen, so verändert wie das gesamte Gesicht. Vor allem die Augen erschreckten das Mädchen. Sie waren wie Wasserlachen, auf denen sich eine Eisschicht gebildet hat. Und darin waren die Pupillen und das Mädchen schwor, dass die Pupillen wie die von Ziege aussahen.

Er drang in sie ein. Es war, als hätte man heißes Wasser in ihren Leib gegossen. Sie spürte, wie der Schmerz alles durchdrang und durch ihren Körper wanderte, bis schließlich die Fingerspitzen brannten, als hätte sie auf eine glühende Herdplatte gefasst, und jede Haarwurzel am Kopf war wie ein brennendes Streichholz, das man in ihre Haut gedrückt hatte. Der Junge - oder das Wesen, das vorgegeben hatte, ein Junge zu sein - tobte sich auf ihr aus. Er nahm seine Krallen aus ihrem Mund, weil sie sowieso keinen Laut mehr hervorbringen konnte, kratzte ihr die Flanken auf, biss ihr in die Brustwarzen, riss ihr das Piercing aus dem Nabel. Schließlich entlud er sich und erfuhr eine Steigerung des Schmerzes und war sicher, dass ihr Unterleib jede Sekunde plat-

zen müsste wie ein überdehnter Ballon. Er packte ihr Gesicht und zwang sie, ihn anzuschauen. Sie wimmerte und bat ihn aufzuhören, als wäre es immer noch der Junge, den sie vor einigen Minuten geküsst hatte. Aber in jedem seiner Züge lag etwas, was sie nicht verstand, was aber ein Mensch wie Dorkas als *Höchstmaß an de Sad'scher Perversität* beschrieben haben würde. Für das Mädchen war es einfach ein Teufel, ein abartiger Teufel von eis-kalter Schönheit. Sie fiel in Ohnmacht und erwachte erst wieder, als er schon längst fort war. Sie lag in einer Blutlache, überall hatte sie Wunden und blaue Flecken und Prellungen, aber sie raffte sich dennoch auf und begann, die Spuren zu beseitigen. Als die Eltern zurückkamen, fanden sie ihre Tochter fiebrig und krank vor. Sie erklärte es als eine Erkältung und versuchte, ihr Alltagsleben wieder aufzunehmen. Sie ging wie immer zur Schule und traf sich mit ihren Freundinnen. Aber sie war leichenblass, fühlte sich schwach, litt unter ständigem Brechreiz, hatte in jeder Nacht Alpträume. Die Pferde benahmen sich anders ihr gegenüber, schreckten zurück, sobald sie sich näherte, und ließen sich nicht reiten. Auch einige Säuglinge begannen bei ihrem Anblick zu kreischen, sodass die peinlich berührten Mütter das Mädchen bitten mussten, eine Ersatzaufsicht zu organisieren.

Nach einigen Tagen bemerkte sie, dass sie schwanger war. Etwas wuchs, mit der Geschwindigkeit eines bösartigen Tumors. Aber es lebte. Und es hatte seine Lust daran, das Mädchen zu quälen. Oft genug fiel sie vor Schmerzen fast in Ohnmacht, wenn dieses Ding, das ihren Leib besetzt hielt, gegen ihre Organe trat oder schlug, bis sie Herzrhythmusstörungen bekam. Ihr Unterleib blähte sich mit erschreckender Schnelligkeit auf. Wenn an einem Tag noch eine Hose passte, dann musste am nächsten eine Sicherheitsnadel als Verschluss dienen. Das Mädchen veränderte sich. Sie bemerkte es erst wirklich, als sie eines Nachts, wie in einem plötzlichen Moment von Helligkeit, ihre blutigen Hände bemerkte und sich Reste von Katzenfell zwischen den Zähnen her-

vorzog. Ihre Mutter sagte ihr, dass irgendein wilder Köter die Gegend unsicher mache und Hunde und Katzen verschwinden würden, von den Taubenkadavern mal ganz abgesehen. Dann war ihr Zustand nicht mehr zu verbergen. Sie tischte ihrer Mutter eine Lüge auf und lief davon. Für einige Tage ließ sie sich von ihren Freundinnen versorgen und schlief in einem Anbau des Gemeindehauses. Dann war wieder Vollmond und sie spürte, wie es sich in ihr regte.

Vor Schwäche konnte sie sich nicht mehr auf den Beinen halten. Sie verkroch sich in eine Ecke. Sie biss sich auf die Finger, um nicht zu schreien. Der Schmerz wuchs. Sie sah, wie sich ihr ballonartig geblähter Bauch regte, dann brach etwas in ihr und ergoss eitrige Flüssigkeit in den Raum, deren Geschmack ihr den Atem nahm. Das Mädchen wurde fast wahnsinnig vor Ekel und Schmerz. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Nach einer Weile hatte sie verstanden, dass diese spitzen Schreie aus ihrem eigenen Mund kamen. Zwischen ihren Schenkeln regte sich etwas. Sie spürte etwas aus sich hinausgleiten, sah es und fiel in Ohnmacht.

Der Pfarrer fand sie. Sie hatte das Glück, eine besonders fähige Mannschaft in der Krankenhausnotaufnahme vorzufinden. Es folgten zwei Wochen Intensivstation, Krankenhaus, Erklärungen, Verhöre, Medienaufruhr, dann kam Serebriakoff und wollte ihr über den Schock helfen.«

»Was hat er mit ihr gemacht«, fragte Dorkas, nachdem Tony Tanner seine Erzählung beendet hatte.

»Er hat versucht, ihr einzureden, dass sie spinnt. Freudsche Analysekunst, dann Hypnose, dann Drogen. Schließlich, als sie anfang, sich zur Wehr zu setzen, und zwar nicht nur durch Worte, kam sie eingewickelt in eine Zwangsjacke in die geschlossene Abteilung.«

»Warum hat er sie nicht umgebracht?« Wieder einmal stellte Dorkas die Frage mehr an sich als an die anderen.

»Das wäre wohl aufgefallen, schließlich wusste die Presse doch von ihrem Aufenthalt.«

»Was heißt das? Ich meine doch auch nicht, dass Serebriakoff sie persönlich erwürgt oder einen seiner Schergen ranlässt. Er kann das als Psychologe doch viel subtiler machen. Er entlässt das Mädchen als geheilt und drei Wochen später rennt sie vor einen Zug, weil sie den Zug nicht bemerkt hat. Die Möglichkeiten der heutigen Hypnose und Suggestion sind vielfältig.

Psychologen wie Serebriakoff sind die begabtesten Vernichter von Menschenleben. Von der Zigarettenindustrie mal abgesehen. Nein, unser Meister der Seelenkunde hatte mit dem Mädchen noch etwas vor. Fragt sich nur was. Wie geht es ihr jetzt?«

»Ganz erstaunlich gut. Der Doktor, bei dem sie ist, ich nenne aus ganz banalen Sicherheitsgründen seinen Namen nicht, hat sie prima hingekriegt. Er schüttet sie mit Mittelchen voll, dass ich zuerst gedacht habe *Oh Gott, so ein Chemie-Freak*, aber ich muss Abbitte tun. Die Säftchen haben geholfen.«

»Säftchen?«

»Nun ja, Gr ... ich meine der Doktor, verschwindet immer für Tage in seinem Labor und kommt dann mit irgendeinem Saft oder einer Pille heraus. Er sagt, das Mädchen hat die Erlebnisse jetzt in ihrer Seele eingekapselt und muss sie ... ähm nur noch ausscheiden, obwohl sich der Doc deutlicher ausdrückte. Das war übrigens der Moment, wo sich die Ex-Jungfer geradezu ausgeschüttet hat vor Lachen.«

»Das war's dann wohl.«

»Wie meinen?«

»Ich meine«, erklärte Dorkas sanft, »dieses Lachen war die Art, wie das Mädchen die Erlebnisse loswurde.«

»Tja, da hab ich dann wohl was verpasst. Ich musste den Saft aufwischen, den das Mädäl verschüttet hatte.«

»Immer Kavalier. Und was ist mit nun mit dem Mädchen?

»Kam gestern nach Hause zurück. Ich war mit ihr im Pferdestall. Die Gäule lieben sie und haben nur nach mir getreten.«

»Sind Sie vielleicht schwanger, Herr Tanner? Gut, ich gestehe, ich habe mein sonstiges Niveau mit dieser Bemerkung etwas unterschritten. Was ist mit Gainsworth?«

»Ein härterer Brocken. Er ist immer noch in der Entgiftung. Sieht aber besser aus als jemals in den letzten Jahren. Der Doktor hat ihn dazu gebracht, wieder zu malen. Gegenständlich, abstrakt ist verboten.«

»Hochgradig interessant. Konnten Sie sich mit Gainsworth unterhalten oder haben Sie sich nur mit dem Mädels abgegeben?«

»Dorkas, ich mag Ihren Unterton nicht. Ich habe mit Gainsworth gesprochen. Aber er sagt, wenn er es nicht gerade mit einem Jüngling getrieben hat, stand er unter Drogen und malte. Er behauptet, sein Galerist habe ihn ziemlich gehetzt von wegen Geld und so und deshalb sei er auch immer tiefer in den Drogensumpf geraten. Gainsworth hat keinen Überblick über seine Finanzen und scheint Schulden zu haben, obwohl seine Werke für Millionen verkauft wurden. Der Galerist versorgte ihn übrigens immer wacker mit Stoff.«

»Klingt nach Komplott.«

»Das glaube ich auch. Gainsworth sprach von einem letzten Werk, namens *Topografie der Apokalypse*. Sein Galerist hat die Leinwände, es müssen vier oder fünf sein. Danach sorgte er dafür, dass Gainsworth in der Klapsmühle Serebriakoffs verschwand.«

»Wie hübsch, wenn man seine Tage nicht in Müßiggang verschwenden muss«, knurrte Dorkas. »Wir müssen uns den Galeristen und dieses Werk anschauen.«

»Die Galerie hat dichtgemacht. Und Gainsworth weiß nicht, wo seine Bilder sind.«

»Dafür hat man Beziehungen. Sie erinnern sich an den Jungjournalisten, dem ich den Tipp mit der Zeusstatue zukommen ließ? Der arme Junge brennt darauf, dem alten Dorkas einen Gefallen zu tun. Und jetzt ist der Moment gekommen.«

»Eine nebensächliche Frage wollte ich noch stellen,« sagte

Tony Tanner nach einem Moment der Stille. »Mr. Little sprach von einem Buch, das ihr in euren Besitz bringen konntet.«

Dorkas nickte und stand auf, um es hervorzukramen. Dann legte er den Folianten auf den Tisch. Tony Tanner streckte die Arme aus, um es zu sich heranzuziehen. Mit Little ging im gleichen Moment eine seltsame Veränderung vor. Er schien zu frieren oder sich zu verkrampfen, sein Gesicht nahm einen blassblauen Schimmer an, und seine Augen starrten in eine unbekannte Ferne. Auch Dorkas schien eine herannahende Abkühlung zu spüren, denn er raffte seine Strickweste zusammen und schüttelte sich. Leise klingelten die Teetassen.

Als Tony das Buch in den Händen hielt, ließ Little plötzlich einen derartig kläglich-schrillen Laut vernehmen, dass Tony Tanner zusammenzuckte. Das Buch fiel knallend zu Boden und blieb dort aufgeschlagen liegen.

Der Knall brachte Little in die Wirklichkeit zurück. Er nahm einen Schluck Tee und war bemüht, völlig normal zu wirken. Dorkas schüttelte sich wieder, und Tony Tanner wollte das Buch schuldbewusst aufheben, als Dorkas seine Hand auf seinen Arm legte.

»Ich glaube, das sollte ich tun ...«, sagte er mit belegter Stimme. »Der Mensch kann seinem Schicksal wohl doch nicht entrinnen.«

»Sie sind doch gar nicht verheiratet!« sagte Tony Tanner.

»Lassen Sie Ihre Scherzchen, Mr. Tanner!« Dorkas bückte sich nach dem Buch und hob es auf. »Es heißt, es habe eine Bedeutung, wenn ein Buch auf diese Weise auf seine offenen Seiten fällt.«

»Meine Mutter machte das so, wenn sie nicht wusste, was sie zu Mittag kochen soll!«, meinte Tony Tanner. »Sie kochte dann, was dort zu lesen stand - nur hatte sie meistens nicht die richtigen Zutaten. Dann gab es etwas undefinierbares, das mein Vater als Krotteldottel bezeichnete.«

Dorkas ignorierte dieses selbst der frugalen britischen Küche unbekanntes Rezept, schob seine Brille nach vorn und beugte sich

über die Zeilen des Buches.

»Können Sie das entziffern?« Little sprach mit rauer Stimme, aber er hatte das Gefühl, sich in der Runde zurückmelden zu müssen.

»Ich kann es, im Unterschied zu Ihnen, nehme ich an. Also, es übersetzt sich sinngemäß so: Achtet auf den Hahn, der die Schlafenden weckt, sein Schrei bringt zusammen die sich nicht kannten und trennt, die einander Vertraute waren. Dann ist keine Hilfe mehr, den Hahn zu töten, denn der Erweckten werden es viele sein. Aus einem werden zwei, und aus zwei werden drei und so fort. Dies geschieht, bis die Waage tariert sei. Was ihr in die Waagschale legtet, wird levitieren, und es ist kein Rat nützlich, solange der Schlaf nicht zurückkehrt.

Achtet auf den Hahn. Er ist an seinem Federkleid nicht zu erkennen.«

Für einen Moment bildete sich ein unsichtbares Dreieck zwischen den Männern, indem sie einander zu erkennen glaubten. Das Gefühl einer brüderlichen Verbundenheit wischte für den Augenblick sogar Tony Tanners leichte Eifersucht auf Little hinweg. Als Dorkas das Buch zuklappte, wich dieses Gefühl wieder, hinterließ aber doch einen winzigen Funken, der jedem vertraut und fremd zugleich schien.

»Heißt das, wir sollen einen krähenden Gockel suchen?« fragte Tony Tanner, um das weiche Gefühl in sich loszuwerden.

»Sie sind noch ein Knabe!« sagte Dorkas und wischte sich über die Stirn. »Und Sie, Little, sind noch ein kleiner Knabe.« Er schüttelte vielsagend den Kopf, und Tony Tanner verkniff sich die Bemerkung, dass er Dorkas in solchen Momenten für einen eitlen Gockel hielt.

Tony Tanners Tagebuch

London. Stimmungslage gedrückt bis mies. Meine Mutter rief vor einigen Tagen an und übermittelte mir die freudige Nachricht, dass Francine ihr Kind bekommen hat. Ich schätze mal, der Enthusiasmus, den ich aufbringen konnte, wirkte reichlich schlaff. Ich übermittelte Grüße - und das war's dann auch, und meiner Meinung nach habe ich damit mein Soll an mitmenschlichem Interesse mehr als erfüllt. Meine Mutter war da anderer Meinung und erzählte mir, wie süüüüüüß das Balg ist und dass Francine jetzt so eine Art kleiner Wohnung im Haus habe und so weiter. Mit anderen Worten, Francine bohrt sich so richtig fest in die vier Wände und das Leben meiner Eltern ein.

Ich bin ja nicht total dämlich, ich habe das Prinzip durchschaut. Sie gibt meiner Mutter wieder mal Gelegenheit, sich so richtig auf dem Gebiet der Mütterlichkeit oder besser Großmütterlichkeit auszutoben. Meinem Vater ist es egal, aber vielleicht erkennt er ja auch einen gewissen neuen Reiz darin, Kinderwagen zu schieben und auf die Frage Ach, wie niedlich, isses denn Ihrer? zu antworten, natürlich mit neckischem Unterton, ganz so jung sei er denn doch nun auch nicht mehr. Also schlicht und einfach - ich stehe unter Dauerbeschuss.

Ob ich nicht mal wieder vorbeikommen möchte und Francine lässt mir Grüße ausrichten, und gestern hatte ich sie sogar selbst an der Strippe. Nun ja, es brachte mein seelisches Ungleichgewicht ein wenig durcheinander, als ich ihre Stimme hörte. Ich weiß ja, dass sie so eine Art von Luder ist und früher fand ich das ja auch ganz klasse. Ich meine, wenn ich zu jemandem sage, meine Freundin, die ist ein echtes Luder, aber ich habe sie voll unter Kontrolle, das ist ja fast so gut, als könnte ich mit einem Porsche Turbo bei nasser Fahrbahn im Power Slide eine Haarnadelkurve nehmen. Also jedenfalls hatte sie gestern diesen gewissen Unterton in der Stimme, schwer zu beschreiben, also es hat so was, ich würde sagen ein unanständiges Angebot zusammen mit einem Bittbrief und das Ganze von einer schnurrenden Katze vorgelesen, die auf einem Samtkissen liegt. Wenn ich mir diesen Schmus jetzt durchlese, weiß ich selbst nicht mehr, was ich damit ausdrücken wollte.

Jedenfalls ging es mir ziemlich tief rein. Ob wir uns nicht endlich mal wieder sehen könnten, und dann kommt so eine Kunstpause und man kann den Seufzer hören, und wer dann nicht weich wird, ist entweder hoffnungslos homosexuell oder heißt Tony Tanner. Zum Glück hatte ich einen ausreichenden Vorrat an miesen Erinnerungen, auf den ich zurückgreifen konnte, bevor ich aufjubelte und das *Heirate mich* durch die Leitung jodelte. Aber genau darauf läuft es hinaus, darauf würde ich meinen Liebingsschlips verwetten. Sich erst bei meinen Eltern einnisten, sie mit einem süüüüßen Enkel anfüttern, und dann stehe ich sozusagen unter moralischem Druck, dieses wunderhübsche Arrangement legal und standesamtlich und was weiß ich noch zu untermauern. Falls ich mich weigern sollte, kommt erst mal ein anderer Kerl ins Spiel, und die sich daraus ergebende Drohung, das heimische Paradies würde zerbrechen, weil der Kerl mit Francine zum Blumenzüchten in die Arktis auswandern will, aber Francine tut das alles ja nur, weil sie keine Alternative hat und viel lieber würde sie ... aber unter diesen Umständen ... und TONY IST AN ALLEM SCHULD!!!!

Es ist tatsächlich so, dass ich die Sache absolut nicht witzig finde. Absolut nicht. Ich behaupte zwar, ich sei darüber hinweg, dass sie mich verlassen hat und dass sie es vorher mit einem andern Typen getrieben hat, und irgendwie bin ich es auch. Aber irgendwie auch nicht. Mal ganz abgesehen davon hat das Mädels es geschafft, einen Keil zwischen mich und meine Eltern zu treiben. Ich habe zum ersten Mal im Leben so etwas wie eine Distanz zu ihnen. Ich erinnere mich daran, dass ich vor ein paar Jahren - mit Francine als treuer Hüterin des Herdes, falls sie nicht mit ihrem Mini Cooper durch die Gegend heizte - auf irgendeiner blöden indonesischen Fähre war. Das war ein richtiger Seelenverkäufer - Tony wirst du geschwätzig oder wirst du geschwätzig?, egal, die Seite muss voll werden - und ich hockte die ganze Nacht an Deck, mit zwei Rettungsringen links und rechts

griffbereit. In meiner Nähe war ein Diplomat, der sich langsam mit irgendwelchem Fusel zulaufen ließ und mich einlud. Aus männlicher Solidarität oder vielleicht auch aus Langeweile becherte ich mit ihm, bis wir unseren eigenen Seegang produzierten, und es schaukelte, selbst wenn man den Kahn in Beton gegossen hätte.

Von dem ganzen Geschwafel einer Nacht blieb mir nur in Erinnerung, dass mein Saufbruder erzählte, wie er in den Papieren seiner Eltern herumschnüffelte, um herauszufinden, ob er ein Adoptivkind sei.

Anscheinend ist es in einer bestimmten Phase normal, dass man seine Eltern als peinlich empfindet oder sie bemitleidet, weil sie so schrecklich dumme Kleinbürger sind, ohne den wirklichen Blick auf den Plan der Welt, den man als Jugendlicher ja genau kennt. Mir jedenfalls ging es nicht so, ich kannte diese Distanz nicht. Um so störender und verstörender, dass ich sie jetzt empfinde. Ich frage mich, ob solche seelischen Aufwallungen nicht schon ein Alterssignal sind, noch bevor sich die Haare auf dem Schädel lichten.

Bestimmt ginge es mir besser, wenn ich nicht zugleich das Gefühl hätte, dass Dorkas auf Distanz gegangen ist. Jedenfalls kommen mir Dorkas und Little so vor, als wären sie eine Sportmannschaft, die gerade von einer erfolgreichen Tour zurückkommt. Jeder, der nicht mit dabei war, bleibt irgendwie außen vor. Gerade jetzt ist das nicht unbedingt der Effekt, den ich goutiere -so oft ich Dorkas auch zum Teufel gewünscht habe.

Er hat mich übrigens letztens besucht und steuerte direkt auf das Mumienporträt zu. *Mumienporträt* klingt blöde und ist nichts als eine verdammte Verfälschung der Tatsachen, aber ich verzichte hier mal aus Selbstschutz auf genauere Angaben. Dann sagte er nur *hübsches Stück* und guckte mich von der Seite an, auf

diese Art, bei der man sich unwillkürlich fragt, ob Dorkas irgendetwas Besonderes weiß. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich seine sensible Zurückhaltung oder was es auch immer ist, richtig zu schätzen weiß, oder ob ich es nicht besser fände, wenn ich mal mit jemandem über die Angelegenheit reden könnte. Dorkas erscheint mir in der letzten Zeit ein klein wenig durchgeknallt - als ich in seiner Wohnung war, hörte ich ihn in der Badewanne singen. Jedenfalls sollte es so eine Art Gesang sein, seine Stimme ist nicht mal schlecht, wenn er sie nicht gerade bewusst verzerrt, aber was er sang, verblüffte mich denn doch.

Er sang den Namen *Sarah* auf die Melodie von *Maria* aus der *West Side Story*, aber es klang wie *Sahara*. Jedenfalls habe ich das Gequäke so interpretiert. Wie mir Little berichtete, hat er auch die Manier entwickelt, morgens *Sarah* aus dem Fenster zu schreien. Er ist sich ziemlich sicher, dass diese extraterrestrische Dame ihn nicht mehr belästigt. Ich weiß nicht, wie ich jetzt darauf komme, aber ich habe eine Nachricht von Lucille erhalten. Sie sei demnächst in London und ob wir nicht und so. Und ob wir können. So wie ich jetzt drauf bin, könnte ich bis zum Zusammenbruch, und dann könnte dieses öde Tagebuch so eine richtig saftige Konkurrenz zu *Walters geheimen Tagebüchern* sein, und ich würde nach Cornwall ziehen und pornografische Geschichten vor der Kulisse hübscher Hafenstädtchen schreiben.

Gut, es wird darauf hinauslaufen, dass ich mit ihr in irgendeinem angesagten Restaurant überteuerten Fraß zu mir nehme, versuche, mir die Krawatte nicht vollzuleckern (ich weiß, dass ich mal mit Francine in irgendeinem blöden griechischen Restaurant war und als ich versuchte, mit der Gabel eine halbe Kartoffel zu teilen - eine widerliche griechische Anarchistenkartoffelhälfte in der Form einer sowjetischen Panzerkuppel und vollgeölt auf einem Teller, der seinerseits so verölt war wie der Christian-Dingenskirchen-Sund nach der Havarie der *Exxon Valdez* - da

zischte diese Kartoffel ab wie eine Rakete, quer durch das halbe Lokal, und ich hatte das sichere Gefühl, dass ich das nicht überleben würde und wurde tieftomatenputerrot und vor mir war das Gesicht von Francine und sie schaute mich ernst und mitfühlend und mit echt fraulicher Herzenswärme an, aber ich sah das Glitzern in ihren Augen. Und dann fing sie an loszulachen, dass sie ihrerseits fast vom Stuhl fiel. Sie war die absolute Sensation, und als der Kellner völlig verdattert anrauschte, behauptete sie, das Kartoffelgeschoss ginge auf ihr Konto und alle Welt liebe sie dafür und beneidete mich, weil so ein Idiot wie ich so eine tolle Freundin hat, die eine Kartoffel ohne Rückenwind durch ein halbes Lokal schießen kann und sich darüber noch scheckiglacht.)

Wo war ich? Also: Ich werde Konversation treiben und versuchen, wieder mit ihr auf die gleiche Welle zu kommen und dabei immer in Gefahr sein, von irgendwelchen Idioten auf die dumme Tour angemacht zu werden, weil diese Deppen austesten wollen, wieso ich mit so einer Super-Frau ausgehe, die offensichtlich nicht meine Mutter oder Tochter ist. Was soll's, der Mensch braucht etwas, worauf er sich freuen kann und ein Besuch von Mademoiselle Lucille ist bestimmt Grund genug. So, jetzt habe ich noch zwanzig Zeilen, die bekomme ich auch noch voll. Also, das wollte ich sowieso noch loswerden, Dorkas spinnt zwar mehr denn je, bleibt sich aber dabei auch immer gleich. Wir unterhielten uns aus irgendwelchen Gründen über Mäntel. Little erzählte was von den langen Mänteln im *Spiel mir das Lied vom Tod*-Stil, die mal ungeheuer in Mode waren. Und ich hatte auch was zu sagen und offenbarte mich als Liebhaber schwarzer Ledermäntel la *Matrix* oder *Freejack*- so diese richtig langen schwarzen Dinger für Geheimagenten oder ausgekochte Bösewichter oder so, die inzwischen so was wie unabdingbare B-Film-Klamotten geworden sind und dass ich mir gerne mal so ein Teil anschaffen würde. Irgendwie war plötzlich die Stimmung im Eimer.

Die beiden Herren schienen aus mir nicht näher erklärlichen Gründen etwas gegen schwarze Ledermäntel zu haben. Wirklich, in dem Moment kam ich mir vor, als hätte ich gesagt: *Dorkas, darf ich mal eben auf Ihren Tisch steigen und in die Küche pinkeln?* Und als Höhepunkt beginnt Dorkas über Jäger und Jagd und Leder und tierisches Fell zu philosophieren und wird natürlich wieder hochgradig kulturwissenschaftlich und schaut mich dann mit diesem Hochbedeutungsblick an und erzählt etwas über Xipe Totec (und natürlich sagt er mir dann zur Sicherheit auch, dass der Name Schipe totek ausgesprochen, aber mit X vorne geschrieben wird) und das ist ein alter mittelamerikanischer Frühlingsgott, der in der Kunst mit einer Bekleidung aus Menschenhaut dargestellt wird und von dort kommt er wieder auf schwarze Ledermäntel. Leider wurde Little in dem Moment übel und so habe ich zwar nicht herausgefunden, was es mit diesem schwarzen Ledermantel und der Menschenhaut auf sich hat, aber ich habe immerhin diese blöde Seite vollgeschreibsel.

»Ich finde, du stellst dich an!«

Tony Tanner zuckte instinktiv zusammen. *Sich anzustellen* war für seine Mutter ein Kapitaldelikt, und so hatte sie es in seiner Kindheit mit dem Satz *Nun iss schon, Liebling, und stell dich nicht so an* auch immer geschafft, ihm selbst das unerträglichste »Kroteldottel« hineinzutreiben, selbst wenn Tony sich nur dadurch vor dem Erbrechen retten konnte, dass er sich die Sache als grausames Aufnahme-ritual in den mythischen Afrika-Menschenjäger-Kannibalen-immer-mit-Speeren-rumlaufen-und-sich-vor-nichts-fürchten-viele-Muskeln-haben-tolle-Typen-sein-Stamm vorstellen musste, der den Kontinent seiner Fantasie bevölkerte.

Die Gerechtigkeit gebietet zu bemerken, dass Misses Tanner eine gute Köchin war, die lediglich zeitweise zu unkontrollierten Kreativitätsschüben in der Küche neigte. Es waren just diese Tage, an denen ihr Mann leider auswärts essen musste und Tony

sich ins Internat wünschte. Die Tatsache, dass er von seiner liebenden Mutter in 99,99 Prozent aller Fälle bestens bekocht worden war, machte Tony Tanner in diesem Moment jedoch nicht weniger bockig.

»Wieso stelle ich mich an? Ich will ja nicht Premierminister werden, also sehe ich keine Notwendigkeit, fremde Babys zu küssen.«

»Von Küssen war keine Rede, das Kleine würde dein After-Shave sowieso nicht mögen. Aber besuchen kannst du uns doch mal wieder, Junge.«

»Klar doch, euch besuche ich immer gerne, wenn ich Zeit habe. Aber gibt es eine Garantie, dass mir eure Untermieterin nicht in die Quere kommt?«

»Tony, du stellst dich wirklich an. Ihr habt doch noch in den letzten Tagen miteinander telefoniert.«

»Eben. Telefoniert. Aber ich habe noch kein Videofon oder wie diese Dinger auch immer heißen mögen.«

»Da hast du was verpasst, Tony. Francine sieht absolut himmlisch aus - jung, frisch, aufgeblüht und ...«

»Klasse, heirate du sie doch!«

»Junge, du wirst unverschämt, ich will das jetzt überhört haben. Außerdem mag ich es nicht, wenn man mich unterbricht. Was soll's, du bist halt völlig vernagelt.«

»Einspruch, Euer Ehren. Ich breche nur nicht in Ekstase aus, wenn irgendeine Ex-Freundin sich fremdbesamen lässt und ein Kind kriegt.«

»Du meinst deine *langjährige Lebensgefährtin*.«

»Meine seit längerem Exlebensabschnitts-Exgefährtin!«

»So wie du dich echauffierst, glaube ich das *Ex* noch nicht einmal.«

»Kannst du aber!!!!!«

»Oh Tony, Du hast wieder diesen Unterton in der Stimme ...«

Gut so. Tony klappte zusammen wie eine Aufblaspuppe nach

Schrotbeschluss. Diesen *Du hast so einen Unterton in der Stimme-Trick* hatten alle Frauen drauf, also auch seine Mutter.

Und jetzt, ab jetzt und in dieser Sekunde, würde er wirklich ein gewisses Klirren in der Stimme haben. Eine sich selbst erfüllende Prophetie. Warum funktionierte das nicht mit, *ab heute bin ich ein Gewinner?*

»Tony ...? Bist du noch da?«

»Hast du nicht dieses mein Schweigen mit dem gewissen Unterton gehört, hast du?«

»Zumindest jetzt höre ich ihn jetzt. Tony, ich meine es ernst, das mit dem *ex* und dem nicht-*ex*. Du solltest dir nichts kaputt-machen, nur weil du eine falsche Art von Stolz entwickelst. Und was Francine angeht - nun ja, klopfe an ... und dir wird aufgetan werden.«

»Wirklich ein sehr hübsches Bild. Um es jetzt mal auf den Punkt zu bringen - warum soll ich mich in dreizehn Jahren mit einem pickligen pubertierenden Balg rumschlagen, wenn es noch nicht mal eine winzige genetische Verwandtschaft zwischen mir und der Nervensäge gibt? Zahlvater Tony, Zahlvater Tony, you look meanwhile a li'l bit bony - also nee, Mama, danke.«

»Tony, glaub mir, man überschätzt diese genetische Verwandtschaft. Schau dir erst einmal dieses herzige Kind an und du wirst erkennen, dass es ein liebenswertes Wesen ist, egal, was dir ein DNS-Test sagt. Du musst mit dem Herzen fühlen. Außerdem hindert dich ja keiner, mit Francine ... naja ... du weißt schon ...«

Als das Gespräch endlich vorbei war, blieb Tony Tanner sitzen und starrte für eine Weile das Telefon an, als könnte dieses Gerät ein Eigenleben entwickeln und ihn im nächsten Augenblick mit weiteren guten Ideen für seine Lebensführung traktieren. Er hielt seiner Mutter zugute, dass ihre Methode zumindest einen ein-

deutigen Vorteil hatte - sie machte den braven Sohn Tony Tanner mit jedem Tag härter. Im Übrigen war es vielleicht sowieso keine schlechte Idee, das mit Francine und so ... zumindest war dann die Sach- und Seelenlage klar.

Nach einer längeren Grübelelei wurde Tony klar, was er wirklich brauchte - ein solides Besäufnis unter Männern, gute Kumpels mit einer soliden, gottgegebenen, erfahrungsbewährten Frauenfeindlichkeit und Spaß am Lästern. Man sollte einen Club gründen, so ein No.

Ma'am unter dem Vorsitz von Psycho Dad, seufzte er und suchte nach einer Flasche, um sich in trauter Einsamkeit dem Alkohol zu widmen.

»Sie sehen aus, Herr Tanner, als wären Sie gegen einen Bus gelaufen«, erklärte Dorkas, als er Tonys ansichtig wurde.

»Sie als Liebhaber von Spiegelschränken müssen ja wissen, wie man dann aussieht, ist es nicht?«, kam die patzige Retourkutsche.

»Ach was«, Dorkas klatschte frohgemut in die Hände, »verlieren wir keine Zeit mit müßigem Wortwechsel. Ich schätze, ein guter Tee wird Sie wieder aufbauen.«

»Mit Ihrem derzeitigen Megatonnen-Frohsinn könnten Sie direkt als Gymnastik-Tante ins Frühstücksfernsehen abwandern«, knurrte Tony. Er war immer noch nicht versöhnt ob des rüden Empfangs. Sein Schädel dröhnte, sein Chef hatte eine mehrdeutige Bemerkung über Tonys Arbeit abgelassen, und Heathercroft, irgendwie der neue Liebling im Büro, wie Tony

Tanner meinte, hatte es mit verstohlenem Grinsen zur Kenntnis genommen. Zu allem Überflus war dieser widerliche Schleimer dann noch hinter dem retirierenden Tony hergelaufen und hatte ihm drucksend irgendeine Mitteilung machen wollen.

Tony hatte ihn eiskalt abgebügelt, was sein Chef offenbar durch die nur halb geschlossene Tür mitgehört hatte, denn er hatte laut und vernehmlich gehustet, und was Tony wie ein stiller Beifall vorgekommen war, hatte Heathercroft als akustischen Tadel an Tony Tanner empfunden. Kinderkram! Vielleicht wäre ein Wechsel des Arbeitsplatzes wirklich eine nachdenkenswerte Angelegenheit ...?

Ohnehin hatte seine Begeisterung für seinen Beruf in letzter Zeit stark nachgelassen. Tony Tanner hatte ein neues Gefühl, das er vielleicht mit »Bestimmung« beschrieben hätte, weil er nicht so weit gehen wollte, es als »Sendung« zu bezeichnen. Die Ereignisse, in die er hineingezogen worden war, hatten ihn verändert. Nicht dass er sich darin treiben ließ. Nicht dass er die Schindereien oder auch die Erfolgsmomente unbedingt gesucht hätte - aber sein Wille, hinter die Kulissen zu blicken, war stark geworden. Dorkas und Little schienen ihm vertrauter und zuverlässiger geworden zu sein, wenn er sie auch nicht immer verstand. Aber er verstand sich selbst auch nicht mehr. Er wusste sehr genau, dass es Zeiten gegeben hatte, in denen er Francine alles verziehen hätte, sogar einen Seitensprung. In den neuen Dimensionen, in denen sich Tony mehr und mehr wiederfand, wurde Francine blasser und unwichtiger. Lucille bedeutete ihm mehr, und doch wusste er manchmal nicht, ob er sie als Schwester oder als Frau beehrte. Seine eigenen Eltern - natürlich waren sie seine Familie. Und doch waren sie nicht seine ganze Familie. Tony Tanner hatte in der jüngeren Vergangenheit viele bemerkenswerte Menschen kennengelernt, und einigen brachte er familiäre Gefühle entgegen, anderen begegnete er wie einer verborgenen Gefahr. Vieles von seiner neugierigen Unsicherheit versteckte er hinter seiner angeborenen Frechheit. Andere Dinge schienen ihm beherrschbar. Langsam wuchs sein Wille, sich aktiv in das Geschehen hinter dem Sichtbaren einzumischen. In anderen Momenten aber schien ihm dies in einem undurchdringlichen Dunkel zu lie-

gen, sodass er oft nicht wusste, ob dort wirklich etwas war, worum es sich zu kümmern lohnte. Im Moment befand er sich wieder in einer Phase, in welcher er fest glaubte, überhaupt nichts zu verstehen. Und dieser Dorkas kam auch nicht mit befriedigenden Erklärungen rüber. Er würde sich mit seiner Bestimmung treiben lassen.

Tony Tanner beschloss, seinen Chef anzurufen. Er wollte einen unbezahlten Urlaub nehmen, vielleicht für sechs Monate. Ohne hin gab es wieder einmal einen Knacks im Weltfrieden, und in solchen Zeiten verreisten die Mitglieder des Königshauses nicht. Man ging in Deckung und saß wie Kinder unter dem Schirm, die warten, dass der Regen wieder aufhört. Für Tony Tanner gab es einfach keine Außentermine, und die Aussicht auf eine monatelange Bürotätigkeit wirkte wie eine Lähmung auf ihn.

»Können Sie sprechen?«, fragte Tony Tanners Chef in einem derart verschwörerischen Unterton, dass Tony unwillkürlich die Stimme senkte, um sein Ja zu hauchen. Dorkas war nebenan, aber Tony Tanner war es sowieso schnuppe, ob der Dicke seine vorläufige Demission mitbekam oder nicht.

»Hören Sie zu, Herr Tanner, gut, dass Sie mal anrufen. Da gibt es ein paar unliebsame Sachen. Ich kann Sie eigentlich in der Verantwortung, die Sie tragen, nicht halten. Für schlimme Schlagzeilen sorgen im Umfeld Ihrer Hoheit schon die Butler. Also müssen Sie auf Tauchstation, Tanner. Ich halte Ihnen hier den Rücken frei, und Sie sollen wissen, dass ich diesen

Vergewaltigungsquatsch nicht glaube. Aber ich kann diesen Wirbel daruim auch nicht brauchen. Sie verschwinden jetzt einfach, bei vollem Gehalt, ok? Ich will Sie hier für ein Jahr nicht sehen. Wenn Sie was Größeres brauchen, vielleicht eine Wohnung in Kapstadt oder sowas, dann gehen Sie an den Fond. Sie behalten Ihre Legitimationen. Ich halte hier alles für Sie offen. Und wenn Sie in einem Jahr wieder hier sind, dann erwarte ich eine aber Gegenleistung. Verstehen Sie mich?« Er hustete wieder os-

tentativ.

»Ich verstehe mich nicht auf das spurlose Beseitigen von Ehefrauen ...!«, maulte Tony Tanner.

»Bewahren Sie sich Ihren Humor, junger Mann. Nein, das ist es nicht, ich komme mit meiner alten Nancy ganz gut aus. Aber Sie werden mir diesen Scheißer Heathercroft beseitigen. Und nun sind Sie gefeuert, für ein Jahr. Machen Sie was draus! Ach ja: Kontakt über Ihren Vater, klar?«

Es knackte, und das Telefon war stumm. So stumm wie Tonys Lebensgeister, und er fragte sich, warum er sich eigentlich nicht freuen konnte. »Ich liebe Sie auch ...«, knurrte er in das stille Telefon und legte dann auf.

Es brauchte eine größere Menge an Tee, um Tony Tanner wieder einigermaßen in Stimmung zu bringen. Den eigentlichen Ausschlag gab jedoch ein anderes Ereignis. Es handelte sich um den Auftritt von Dorkas, nachdem dieser für eine Weile in seinem Schlafzimmer verschwunden war.

»An Ihrer Reaktion erkenne ich, dass mein neuer Binder Sie sehr beeindruckt«, warf sich Dorkas voller Stolz in die Brust.

»Ich bin in der Tat ... schwer beeindruckt.« Tony Tanner schluckte, als wollte der Atem ihn fliehen. Dieser Stoffstreifen in Giftgrün mit einem signalorangenen Gitterstreifen wirkte in etwa so wie ein herzhaft geschlagener Baseball-Prügel. Die Wirkung wurde noch durch den Krawattenknoten verstärkt, der so aussah, als würde Dorkas darin ein Kehlkopfmikrofon von Robotron, also etwas groß dimensioniert, verstecken. Zu diesem modischen Glanzstück trug Dorkas ein Hemd mit Muster in Bildstörungen-Design in pflegeleichtem Polyester und darüber ein zerknautschtes Kord-Sakko in dezent-grünlicher Jauchefarbe.

»Ich hatte das Gefühl, ich müsste mir mal wieder etwas gönnen«, erklärte Dorkas, den angesichts des völlig entgeisterten Tony Tanner das Bedürfnis überkam, seinen unerwarteten Vors-

toß in die Haute-Couture zu rechtfertigen.

»Diese Kra..., Krawatte ...«, stammelte Tony.

»Ich wusste, dass Sie diese meine kleine Extravaganz schätzen würden.«

»Ja, aber warum ...?«

»Wie dumm von mir, das Wichtigste vergesse ich!« Dorkas wendelte mit einem Zettel.

»Diese Adresse ist sozusagen der Auslöser für meine halbwegs erneuerte Außenschicht. Einerseits wirkte das Erfolgserlebnis beflügelnd auf meine modische Fantasie, und andererseits dachte ich mir, dass ein Auftritt in einer solchen kulturell geprägten Umgebung etwas Mühe wert sein sollte.«

»Sie werden sich sicherlich nachdrücklich einprägen«, orakelte Tony doppeldeutig. Dann bequemte er sich zu fragen, um was es überhaupt ging.

Dorkas berichtete mit stolzgeschwellter Brust von dem ihm verpflichteten Jung-Journalisten. Dieser hatte ihm nun die Adresse zugespielt, an der Gainsworth *Topographie der Apokalypse* aufbewahrt wurde. Der ehemalige Galerist des Malers, ein gewisser Everett Jones-Deewitt, hatte viel Mühe aufgewandt, um von der Bildfläche zu verschwinden und doch noch im Geschäft zu bleiben. Dorkas' Jungjournalist hatte auf zwei Schreibmaschinenblättern die Selbstauflösung von Jones-Deewitt dokumentiert. Es begann mit der Aufnahme zweier Partner in seine alte Galerie, wurde durch die Gründung von Firmen, Fonds und Stiftungen verfeinert, bis schließlich eine neue Galerie eröffnet wurde, die fest in der Hand des Herrn Jones-Deewitt war, ohne dass sein Name auch nur in irgendeinem Vertrag erschienen wäre. Diese neue Galerie namens *Art Abbey* befand sich in der Charlotte Road im East End, keinen Steinwurf weit entfernt von der Stiftung für Urbanismus eines gewissen Charles Windsor, seines Zeichens Biogärtner und Kronprinz.

»Alles gut und schön, aber woher wissen wir, dass die fragli-

chen Gemälde gerade dort sind?«

»Immer der alte Zweifler, unser Herr Tanner. Wir wissen es nicht. Aber wir haben einige Gründe es anzunehmen. Jones-Deewitt hat das gesamte Inventar seiner alten Galerie in die Neugründung übernommen. Jones-Deewitt war auf eine nicht näher erklärliche Weise von diesem Gemälde-Ensemble fasziniert und betrachtete es als seinen wertvollsten Besitz, den er nie aus den Händen geben wollte. Und außerdem lebt Jones-Deewitt zurzeit in einer ziemlich bescheidenen Wohnung, in der er die riesigen Leinwände niemals unterbringen könnte.

Wir reden schließlich von Teilen, die fünf Meter mal zehn Meter messen, zumindest haben sie in etwa diese Größenordnung. Diese Dinge kann man nicht im Koffer über die Grenze schmuggeln. Nein, die Wahrscheinlichkeit ist, dass Jones-Deewitt dieses Werk Gainsworths mitgenommen und in der neuen Galerie aufgestellt hat. Und darum werden wir uns jetzt auf die Socken machen und diesen Kunsttempel besuchen.«

»Es wird Sie wohl nicht besonders beeinflussen, wenn ich jetzt sage, dass ich keine Lust habe?«

»Kein bisschen.«

»Warum nehmen Sie nicht lieber unseren guten Little mit?«

Dorkas beugte sich zu Tony vor und senkte seine Stimme. Little saß in einem der Wohnzimmer-Sessel und brütete dumpf vor sich hin, hätte also vermutlich auch nichts mitbekommen, wenn Dorkas eine Verdi-Arie in Originallautstärke zum Besten gegeben hätte. Aber Tony registrierte, dass ihm diese Geste von Vertrautheit und Kumpanei seitens Dorkas sehr gut tat.

»Little ist zurzeit nervlich etwas angespannt. Er behauptet, es habe sich eine Tür geöffnet.«

»Klingt ziemlich eindrucksvoll. Hat es auch etwas zu bedeuten?«

»Nun, Sie erinnern sich an unser Gespräch über Herrenmode?«

»Sie meinen die Sache mit den lang geschnittenen Ledermän-

teln?«

»So ist es. Wir haben Sie nicht mit allen Einzelheiten unserer Reise nach Frankreich vertraut gemacht, und ich werde jetzt auch darauf verzichten. Jedenfalls war dieser schwarze Ledermantel so etwas wie ein Stichwort, und seitdem hat unser Freund Little mit ungebändigten und unerwünschten Impulsen zu kämpfen, die ihn bedrängen. Im Übrigen halte ich es für selbstverständlich, dass wir beide zu der Galerie gehen.«

Tony wollte ein Taxi nehmen, aber Dorkas bestand darauf, mit der U-Bahn zu fahren. An der Station Liverpool Street stiegen sie aus und machten sich auf den Weg zu der Galerie.

Der Eindruck, den das Kunstgeschäft von außen machte, wäre mit *nobel* nur unvollständig umschrieben. Die Hausfassade schimmerte in hellem Sandstein, drei große Schaufenster waren mit Leisten aus Marmor und Edelstahl umrandet, über dem Eingang dokumentierte ein schimmerndes Metallgebilde in mutwilliger Leugnung der Schwerkraft, dass sich Kunst und der praktische Zweck eines Vordaches nicht unbedingt gegenseitig ausschließen müssen.

Dorkas reckte den Hals und lockerte nervös den dicken Henkersknoten, mit dem er seine Krawatte befestigt hatte.

»Eindrucksvoll«, murmelte er. »Ich wünschte mir, das Baugeld für die Fassade würde mancher Bibliothek zugutekommen.«

Entsprechend ehrfurchtsvoll lenkten sie ihre Schritte dem Eingang zu. Der Blick durch die Schaufenster in das Innere war durch verschiebbare weiße Wände versperrt, an denen kleinformatige Aquarelle hingen und so als Alibi-Auslage die Funktion der Fenster verteidigten.

Dorkas schaute etwas verständnislos auf ein gerahmtes weißes Papier, über das sich die schwungvolle Spur eines in rote Farbe getauchten Pinsels zog.

»Ich verstehe nicht so ganz, welche künstlerische Aussage dieses Werk hat ...«, bemerkte er hilfeschend zu Tony gewandt.

Tony Tanner war berufsbedingt auf dem Gebiet der zeitgenössischen Kunst schon etwas weniger unsicher.

»Im Zweifelsfall lautet die Aussage: Kauf mich, Du Trottel, weil der Irre, der mich hingeschmiert hat, Knete braucht, um sich Koks und Mädels zu leisten«, war daher seine Antwort.

Einen Moment lang standen sie vor der Eingangstür, wartend, dass der andere den ersten Schritt tun und sie aufstoßen würde. Dann drückte Tony Tanner die Tür auf, und sie betraten das Innere der Galerie. Mit einem leichten Klappen fiel die Tür hinter ihnen zu. In der Galerie herrschte Stille. Auch die Geräusche der Straße waren ausgesperrt. Das Surren einer

Klimaanlage war zu vernehmen, und dann hörten sie endlich Schritte, die sich aus dem hinhinteren Bereich näherten. Es war das harte Klappern von Absätzen, die sich Tony Tanner nur an Frauenschuhen vorstellen konnte. Der Gedanke hatte allerdings nichts Tröstliches, denn das Geräusch war energiegeladen und unverhohlen kriegerisch wie Maschinengewehrfeuer, als müsste er nun auf das Erscheinen eines mechanischen Kampfgerätes gefasst sein.

Unwillkürlich straffte er sich und auch Dorkas zog den Bauch ein - das heißt, er versuchte es zumindest - und machte Front gegen das herannahende Tackern.

Als Quelle der Geräuschemission stellte sich eine Frau heraus, die, wie Tony mit einer gewissen Erleichterung feststellte, zumindest in der äußeren Erscheinung nicht die Amazone zu sein schien, die er erwartet hatte. Sie war in das unvermeidliche Kulturschickeria-Schwarz gekleidet, sie trug Hose und Jackett in einem sehr maskulinen Schnitt und dazu hochhackige, spitz zulaufende Schuhe, die vermuten ließen, dass sie sich mindestens drei Zehen pro Fuß hatte amputieren lassen. Ihre Haare waren ebenfalls von tiefem Schwarz, die Frisur - Pony über der Stirn, Mittelscheitel und kinnlanger Schnitt - zeugte von souveräner Missachtung aller Neuigkeiten auf dem Gebiet der Haarmode.

Allerdings passte die Frisur zu der Frau, stellte Tony Tanner fest, und wie sie jetzt angerauscht kam, die Haare etwas nach hinten geweht durch ihren eigenen Schwung, wirkte sie durchaus attraktiv. Er schätzte ihr Alter irgendwo zwischen den Dreißigern und den Vierzigern, sie war gepflegt und dezent geschminkt, sodass die schönen dunklen Augen und der volle, äußerst einladende Mund perfekt zur Geltung kamen. Ein Blick dieses Gesicht bewirkte bei Tony eine leichte Steigerung der Pulsfrequenz, vielleicht auch, weil der Trommelwirbel ihrer Absätze nun andere Assoziationen zuließ als vorher, die Bedrohung sich in Verführung gewandelt hatte.

»Bitte, kann ich etwas für Sie tun?«

Das Lächeln, mit dem sie das sagte, erinnerte Tony spontan an ein kleines Mädchen, das mit muffigem Gesicht vor einer ungeliebten Tante den gelernten Knicks vorführt. Ein Lächeln, das sich selbst verleugnete, indem es voller Spott behauptete *Eigentlich bin ich gar nicht da, ich tu nur so, weil man es von mir verlangt*. Ihre Augen waren irritierend, groß und dunkel, sodass Tony bei der herrschenden Beleuchtung nichts Weißes in ihnen entdecken konnte. Vielleicht lag es an ihrem Make-up oder an den sehr langen, bestimmt sehr weichen Wimpern ... aber es erinnerte ihn an ähnliche Augen, die er an anderen Stellen der Welt gesehen hatte. Ein kurzer Impuls von Panik durchzuckte Tony, als der Blick der Frau auf ihn traf, ein Wunsch wegzurennen, der sich blitzartig in seinem Körper breitmachte und ihn zu einer unwillkürlichen Wendung zwang. Als er neben sich Dorkas hörte, der sich ausgiebig räusperte, als wolle er in der Sankt-Pauls-Kathedrale vor voll besetzten Bänken eine Predigt halten, hatte Tony sich wieder unter Kontrolle.

Dorkas salbaderte etwas über eine Geschichte der modernen Kunst, die sie beide zu schreiben unternommen hätten und daher wollten sie gerne das berühmte Werk von Gainsworth sehen.

»Woher glauben Sie zu wissen, dass diese Gemälde hier hän-

gen«, fragte die Dame. Tony vermied es, ihr in die Augen zu sehen und wirkte daher mit seinem gesenkten Kopf wie ein verschüchterter Schuljunge.

»Herr Gainsworth selbst hat es mir gesagt«, log er. »Und angesichts der etwas prekären Situation, in der er sich zurzeit befindet, händigte er mir diese eigenhändig unterschriebene Erlaubnis aus, das Werk mit dem eingetragenen Titel jederzeit und solange es mir nötig erscheint zu betrachten, zu untersuchen und fotografisch zu reproduzieren. Bitte ... hier.«

Der Zettel, den er Gainsworth bei Doc Grants untergeschoben hatte, war Tonys einziger Trumpf. Wenn der nicht stach, blieb nur noch der Angriff der leichten Kavallerie.

Die Frau nahm den Zettel in Empfang und las ihn sorgfältig durch. Sie hatte Hände, die ihr Alter verrieten, aber dennoch schön waren, mit auffallend rot lackierten Fingernägeln. Die Prüfung der kurzen Notiz dauerte länger als notwendig. Sie zog sich sogar unangenehm in die Länge, während die Frau ihre dunklen Augen über die Zeilen wandern ließ, als könnte sie dahinter Dinge erkennen, die den normalen Blicken verborgen waren.

»Ich werde Mister Conran informieren. Wenn Sie mir bitte so lange folgen wollen.«

Tony und Dorkas wurden dann bei einer schwarzledernen Sitzgruppe zurückgelassen, und die klappernden Absätze entfernten sich. Tony schaute der Frau hinterher und ertappte sich bei der Überlegung, wie sie im Bikini, besser noch, im durchsichtigen schwarzen Negligee wirken würde. Aber es gab eine Wahrscheinlichkeit, dass diese Dame schwarzes Lackleder bevorzugte und möglicherweise über ein kleines Sortiment kleiner Peitschen verfügte.

Dorkas rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her und beugte sich schließlich zu Tony herüber.

»Wie finden Sie die Dame?«

»Knackig!«

Die Information brauchte eine Weile, bis sie von Dorkas verarbeitet werden konnte.

»Das heißt, sie gefällt Ihnen, ja?«

»So ungefähr. Zumindest die fleischliche Hülle.«

»Ob sie Kontaktlinsen trägt?«

»Die Augen sind Ihnen auch aufgefallen?«

»Sie hat sehr eindrucksvolle Augen. Allerdings frage ich mich ... nun ja ... also ...« Dorkas beendete den Satz nicht, sondern stand auf und wanderte unruhig umher. Tony verzichtete darauf, ihm von Matanka und dessen schönen schwarzen Augen zu erzählen. Man sollte komplizierte Dinge nicht noch komplizierter machen, als sie von sich aus schon waren.

Dorkas beugte sich interessiert über einen Block aus durchsichtigem Plastik, in dem einige Gegenstände eingegossen waren.

»Das hier ist höchst eindrucksvoll, vielleicht können Sie mir helfen, es zu verstehen, Herr Tanner«, lockte er Tony von seinem Sitzplatz hoch. Der schlenderte heran und warf nur einen kurzen Blick auf das Werk.

»Es handelt sich um sechs Stierhodentestis einschließlich Samenleiter und Penis, eingegossen in Akryl und mit dem Namen *Sex and the City* versehen. Falls Ihnen noch nach mehr dergleichen ist, da drüben steht der halbe Schafsfötus, ebenfalls in Akryl.«

Mit deutlicher Grünfärbung im Gesicht fuhr Dorkas von den Ausstellungsstücken zurück. »Sagten Sie etwa Stierhodentestis?«

»Soweit ich weiß, sogar um solche von original Miura-Kampfstieren, fachgerecht in der Arena erlegt, nachdem sie es den Matadoren schwer gemacht haben. Das Ganze läuft unter dem Etikett *Heavy Impact-Art*. Wie ich sehe, reagieren Sie ganz wie von der Künstlerschaft erwartet.«

»Ich verstehe nicht so ganz, welcher Kunstgedanke hinter einem solchen Werk stehen könnte ...«, murmelte Dorkas. Er wirkte in diesem Augenblick stark angeschlagen.

Hurra, Dorkas kommt zu der Erkenntnis, dass die Rettung der Welt nicht der Mühe wert ist, und ich kann Francine heiraten, es

mit ihr in allen Stellungen treiben und meinem englischen Volk rotwangige Knaben und züchtige Mädchen schenken, fuhr es Tony durch den Kopf. Seine Zukunftsperspektive wurde aber sofort wieder zerschlagen, denn Dorkas schob energisch den Unterkiefer vor und erklärte: »So weit ist es also schon. Vermutlich werden wir aus dem All mit Verblödungskanonen beschossen. Nun ja, solange mir noch schlecht wird bei diesem künstlerisch verbrämten Schwachsinn, darf ich die Hoffnung noch nicht aufgeben.«

Nach dieser würdevollen Aburteilung moderner Kunst bezog Dorkas in größerer Distanz zu den Exponaten Stellung. Er brauchte dort nicht lange auszuharren, denn das Klappern erklang wieder, in diesem Fall begleitet von dem leiseren Schritt eines jüngeren Herrn, der im Moment seines ersten Erscheinens seine Blicke mit deutlicher Unsicherheit zwischen Tony Tanner und Dorkas hin und herspringen ließ, sich dann aber entschied, Dorkas mit einem geschäftsmäßigen Lächeln zu begrüßen. Wahrscheinlich war der Schlips doch zu verlockend für den Betrachter.

»Oliver Conran ..., meine Herren?«, stellte er sich vor.

Das war in etwa der Moment, in dem John Little daheim vom Sessel glitt und sich winselnd auf dem Boden zusammenkrampfte.

»Tja!«

Herr Conran breitete die Arme aus, klatschte dann die Hände zusammen und begann, seine Finger zu kneten. Dorkas zupfte an seinem Krawattenknoten und schaute sein Gegenüber mit gleicher Hilflosigkeit an. Auf Tony Tanner wirkten sie wie ein Paar, das sich, von einem Heiratsinstitut arrangiert, zum ersten Mal trifft. Aus dem Hintergrund hämmerten die Absätze der Dame heran. Sie nahm hinter Conran ihren Platz ein. Sie stand sozusagen an der Grundlinie und wartete auf die Bälle, die sich die beiden Herren am Netz zuwerfen wollten.

Die Stille und das gegenseitige Aufeinander-Warten waren inzwischen schon eindeutig jenseits der Grenze zum Peinlichkeitsbereich.

Schließlich räusperte sich Tony Tanner - ein Geräusch, das in der Stille der Galerie den Charakter einer unpassenden akustischen Äußerung körperlicher Grundvorgänge gewann, sodass Tony rot anlief und, als erwache er aus einem Nickerchen, zusammenzuckte.

»Haben Sie die Gelegenheit gehabt, die Echtheit der Unterschrift von Gainsworth zu überprüfen?«, fragte er dann und versuchte, während seine Gesichtshaut prickelte und um die Mundwinkel der schwarzäugigen Dame ein verachtungsvolles Lächeln spielte, seiner Stimme einen festen und geschäftsmäßigen Klang zu geben.

»Ja, doch, sicher«, antwortete Conran und riss seine Augen von der Dorkas'schen Prachtkrawatte los. »Es war für mich nur sehr überraschend, da dieser Künstler ja nun zurzeit, in der er gewisse Hilfe in Anspruch zu nehmen genötigt ist, und ...«

»... in der Klapsmühle sitzt«, ergänzte Dorkas mit freundlichem Lächeln und leugnete mit kindlicher Unschuld jede politische Korrektheit ebenso wie sein Binder eine unbewusste Kriegerklärung gegen jede abendländische Gesittung darstellte. »Aber ich nehme das allgemeine Einverständnis für mich in Anspruch, dass das persönliche Schicksal des Herrn Gainsworth völlig unabhängig von unserem Anliegen ist, insoweit es die literarische und kunstwissenschaftliche Aufarbeitung seines Werkes betrifft«, fügte er noch hinzu.

Es dauerte einige Sekunden, bis Tony und Conran den Inhalt dieses druckreifen Satzes richtig verstanden hatten. Tony hatte es einfacher, er brauchte nur zu nicken und sich zu sagen, dass er ansonsten noch geistig relativ fit war. Conran verlor für einen Moment das geschäftsmäßige Lächeln, als müsste er seine Energie anderweitig einsetzen, dann nickte auch er zustimmend.

»Natürlich. Sie müssen nur verstehen, dass mich dieses Lebenszeichen eines der Großen der Kunstszene einfach überraschte. Aber, nun ja, ich will Sie nicht länger aufhalten. Folgen Sie mir.«

Wenn er gesagt hätte *ich möchte meine kostbare Zeit euch beiden komischen Vögeln nicht zu lange gönnen*, hätte es nicht wesentlich unhöflicher geklungen.

Tony und Dorkas schauten sich an. Dass sie nun so einfach hinter Conran herzugehen brauchten, wirkte überraschender als jede Form von Widerstand und Ausflucht es gewesen wäre.

In seinem Nacken spürte Tony den schwarzäugigen Blick. Das eben aufkommende Triumphgefühl, sich jetzt endlich diesem Knotenpunkt zu nähern, wich nun einer schalen Befürchtung. Er - und auch Dorkas - konnten ab jetzt mit dem Einbruch in die Klinik Serebriakoffs in Verbindung gebracht werden. Es wurde ihm klar, als er hinter Dorkas herging, der mit seinem Watschelang an einen Pinguin in weihnachtlicher Vorfreude erinnerte, dass sie die Angelegenheit völlig falsch aufgezogen hatten. Sie hätten ... ach was, sagte sich Tony dann, die Sache ist gegessen, und außerdem gibt es genügend andere Leute, die uns ans Leder wollen, warum also über einige mehr klagen? Bitte stellen Sie sich hinten in die Reihe unserer potentiellen Existenzvernichter an! Diese Gedanken bauten ihn auf, allerdings nur gerade so lange, wie er sie dachte. Dann empfand er wieder das Gewicht des fremden Blickes, als würde eine Speerspitze probenhalber in sein Genick gesetzt.

Conran führte sie durch eine Hintertür auf einen schmalen Hof. Hier zeigte die Galerie ihr *morgens vor dem Schminken*-Gesicht. Einige Holzkisten standen, von blauen Plastikplanen abgedeckt, herum. An der Wand lehnten Transport-Paletten und Eimer mit Wandfarbe. Dorkas entdeckte auch sofort das Fahrrad, das an einer anderen Wand lehnte. Es war ein älteres Modell mit einer faustgroßen Klingel. Am Rahmen waren Rostflecke mit ro-

ter Mennige übermalt worden. Tony kannte diese verchromten Lärmgeräte - sie bestimmten den Klang des morgendlichen Berufsverkehrs in Peking oder anderen chinesischen Städten.

Dorkas näherte sich in gebückter Haltung dem Drahtesel.

»Sehr eindrucksvoll«, tönte er.

»Eine Erhöhung des industriell Vorgefertigten durch den Eingriff der menschlichen Kreativität. Und dazu noch dieses symbolische Rot - Blutfarbe, Energie, Antrieb und das Ganze in ironischer Weise gebrochen durch die verrostete Kette, die den westlichen Fortschrittsglauben ebenso lapidar wie sarkastisch kommentiert. Ich bin beeindruckt von diesem Werk der modernen Kunst.«

Conran stand wie vom Donner gerührt und ließ seine versteckte Ungehaltenheit jetzt gänzlich fahren. »Ahemm, es ist so, dass heute Morgen mein Auto nicht ansprang und da musste ich ... aber wenn Sie es jetzt erklären, fällt es mir wie Schuppen von den Augen.«

Ein schmaler Gang führte sie an einer Halle entlang. Als sie vor einer Mauer standen, holte Conran einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine Tür, die in die Halle führte. Die Eisentür war seit längerer Zeit nicht mehr benutzt worden. Sie quietschte ohrenbetäubend, und Conran musste sich mit aller Kraft dagegen stemmen, um sie überhaupt öffnen zu können.

Er blieb halb auf den Gang stehen und tastete nach einem Lichtschalter. Als dann ein Plinkern ertönte und das helle Licht von Neonröhren aufflackerte, trat er zurück und ließ seine beiden Begleiter ein.

Mit klopfendem Herzen trat Tony Tanner ein. Seine Erregung machte sofort einer Enttäuschung Platz. Im grellen Neonlicht sah er nichts als einige Kisten und den nackten Boden.

Conran stellte sich in Positur und setzte an, als müsste er eine Museumsführung mit einer Touristengruppe hinter sich bringen.

»Die Aufstellung in der ursprünglichen Intention des Meisters

war natürlich ein Problem«, fing er an. »Das werden Sie sich denken können. Vor allem das Bild, das den Boden des Arrangements bilden sollte, machte uns Kopfzerbrechen. Wir haben uns entschlossen, es unter eine durchsichtige Kunststoffplatte aus kratzfestem Material zu legen. Damit wäre ich beim zweiten Problem, nämlich der Beleuchtung. Wir mussten darauf achten, dass diese Platte nicht reflektierte. Andererseits mussten wir überhaupt auf irgendeine Weise Licht in diesen Raum bringen. Wir haben uns für eine indirekte Beleuchtung in den Randleisten der Bilder entschieden. Außerdem gibt es eine Beleuchtung von außen, durch die Leinwand hindurch, die alternativ geschaltet werden kann. Es ergeben sich hierbei sehr eindrucksvolle Effekte, wobei ich allerdings im Zweifel bin, ob der Künstler diese Sichtweise intendierte.«

»Er ist dankbar für jeden Neuansatz«, murmelte Dorkas.

»Dann hierhin bitte.«

Conran deutete auf das, was Tony für eine Wand der Halle gehalten hatte.

»Hier unten ist der Griff«, erklärte Conran. »Wir haben eine Feder eingebaut, wenn Sie also den Raum wieder verlassen wollen, dann drücken Sie bitte nur unten links an die Randleiste. Dann schwingt die Rückwand zur Seite. Ach so, noch eines: Die Umschaltung der Beleuchtung wird akustisch geschaltet. Einfaches Händeklatschen genügt, und Sie können von Innen- auf Außenbeleuchtung umschalten und umgekehrt. Ich lasse Sie jetzt allein, den Rückweg finden Sie dann ja ebenfalls allein.«

Mit diesen Worten zog Conran mit einem kräftigen Ruck die rückwärtige Platte zur Seite und gab so den Zugang zu dem Raum frei. Zögernd tat Dorkas den ersten Schritt. Er musste eine kleine Stufe überwinden, um auf die durchsichtige Kunststoffplatte am Boden treten zu können. Hinter ihm kam Tony. Mit einem leisen Rauschen fiel die Rückseite wieder in ihre Position.

In Nizza hatte Tony Tanner Werke von Gainsworth gesehen.

Sie hatten ihn beeindruckt, sogar aufgewühlt. Jetzt aber standen Dorkas und er etwas hilflos herum, legten manchmal den Kopf in den Nacken und versuchten, mit ihrer Ernüchterung fertig zu werden.

»Jackson Pollock für Arme«, kommentierte Tony. Tatsächlich ähnelten die Leinwände mit ihren verschlungenen Farblinien in vieler Hinsicht den Werken des US-Amerikaners.

»Erinnert mich eher an diese seltsamen Vorblätter, die man in Büchern im Art-DÉco-Stil findet«, antwortete Dorkas. »Oder an eine Tapete«, schob er hinterher. Anders konnte er jetzt seiner Enttäuschung keinen Ausdruck geben. Das hier war nichts. Reine Dekoration, Verpackung ohne Inhalt, bloßer Wandschmuck. Gainsworth musste tief im Drogensumpf gesteckt haben, als er die Farbe auf die Leinwand träufelte und dem Ganzen den pompösen Namen *Topografie der Apokalypse* gab. Vielleicht hatte Gainsworth selbst tatsächlich an die Botschaft geglaubt, die er der Menschheit mit seinen Mitteln überbringen wollte. Vielleicht steckte sie tatsächlich in diesem Werk. Aber man konnte sie nur dann erkennen, wenn man sich das Hirn ebenso mit Drogen zuschüttete, wie es Gainsworth bei seinem Malakt getan hatte.

Es gab einen an sich seltsamen Effekt, in einem geschlossenen Raum mit einer solchen Verzierung zu sein. Unter ihren Füßen wanden sich die Farblinien ebenso wie an den Wänden und über ihren Köpfen. Das Bodenbild war seltsamerweise in helleren Farben gehalten als das Deckenbild. Durch diesen einfachen optischen Effekt schien die Decke nach unten gleiten zu wollen, während der Boden in größerer Leichtigkeit nach oben schweben wollte, als müssten die beiden Leinwände die Position tauschen, damit die Regeln der Schwerkraft wieder gelten könnten.

Tony musste zugeben, dass dieser Effekt gekonnt war und auch eine leichte Verwirrung, fast einen kleinen Schwindel auslöste. Aber es war ein Trick, ein handwerklich geschickter Gag, mehr nicht. Er schaute zu Dorkas. Auch der ließ seine Blicke

zwischen Boden und Decke pendeln und zog ein wenig den Nacken ein. Etwas hilflos wandte er sich an Tony.

»Kann es sein, dass Gainsworth in seinem Tran die Angaben für oben und unten verwechselt hat?«, fragte Dorkas.

»Ich halte dieses für die unhöflichste und naheliegendste Erklärung«, antwortet Tony. In ihm stieg eine große Wut auf. Dieser miese drogensüchtige Pinselschwinger und Farbkleckser! Oben war dort, wo der Alkohol reinkam und Kokain geschnupft wurde, in die Mitte kamen die Heroinspritzen und weiter unten war die Stelle, wo die Lustknaben zum Zuge kamen. So viel zu Gainsworth und dem Oben-Unten-Phänomen in der zeitgenössischen Kunst!

Und für diese billige Mache der ganze Aufwand, die Gefahr, das Risiko! Tony wäre am liebsten sofort zu Doc Grands gestürzt, hätte sich den Maler gekrallt und ihn mit einem freundlichen Briefchen an der Pforte von Serebriakoffs Klinik abgegeben.

Seine Narben an der Schulter begannen plötzlich zu brennen, und auch der Arm mit dem Peitschband begann taub zu werden. *Ist ja schon gut*, schrie Tony Tanner sein Unbewusstes an. *Ich weiß, dass ich scheißesauer bin, es ist nicht nötig, mir das noch anderweitig näherzubringen.* »Helterskelter«, sagte er dann laut.

Vorne an Dorkas Kopf war eine einzige, Mimik gewordene Umschreibung von *Nit verstaan*.

»Sie wissen doch, die Beatlesplatte - *Helterskelter*, Durcheinander, Drunterdrüber. Mensch, Dorkas, nun seinen Sie nicht so trurig. Das war genau die Platte, in der Charles Manson geheime Botschaften entdeckte, indem er die Platte rückwärts spielte. Und damit war dies unmittelbarer Anlass für den Mord an Sharon Tate. Kommt's jetzt?«

»Wussten Sie, dass einige Psychologen diesen Effekt inzwischen nutzen? Sie nehmen Aussagen beispielsweise von Tatverdächtigen auf und spielen das Tonband rückwärts ab. Sehr interessant, weil sich in den rückwärts gesprochenen Wörtern im-

mer wieder klar und deutlich Aussagen erkennen lassen, die auf den unbewussten Zustand des Patienten oder des Verdächtigen schließen lassen.«

»Ich weiß zwar nicht, wie diese meine jetzige Aussage rückwärts gespielt klingen würde, aber ich kann Ihnen die Botschaft meines Über-, Unter-, Haupt- und Nebenbewusstseins mitteilen: Ich will hier raus. Um Ihre Einführung in die Psychologie zu genießen, die im Übrigen in allerkeinstem Fall zum Thema passt, brauche ich mir hier nicht die Beine in den Bauch zu stehen!«

Dorkas hätte das Recht gehabt, sich bei dieser mit wenig Freundlichkeit unterfütterten Aussage seines Begleiters auf den scheußlichen Schlips getreten zu fühlen. Aber er grinste, oder vielmehr lächelte, und begann, Tonys Jackettschulter durch heftige Schläge zu verformen.

»Helterskelter«, rief Dorkas, »Sie haben die Lösung gefunden, Herr Tanner. Und das, was ich sagte, passt genau zum Thema. Es geht nämlich um drunter und drüber und vorwärts und rückwärts. Verborgene Botschaften unter der Oberfläche. Passen Sie auf.«

Damit klatschte Dorkas laut in die Hände. Schlagartig verlosch das Licht. Und dann klammerten sich Dorkas und Tony Tanner aneinander.

Das Licht fiel jetzt von außen herein, durchstrahlte die Leinwände und schuf einen dreidimensionalen Effekt, mit dem sie nicht gerechnet hatten, den sie überhaupt nicht für technisch realisierbar gehalten hätten.

»Das gibt es nicht«, flüsterte Dorkas und krallte sich Tonys in die Schulter, auf diese Weise der Fassung des Jacketts endgültig den Rest gebend. Tony war im Augenblick nicht gewillt, auf seine äußere Hülle zu achten. Er selbst hielt sich an der Krawatte von Dorkas fest, als wäre es die Notbremse eines Expresszuges. Er hatte die deutliche Empfindung, schwerelos zu schweben, wobei er sich langsam im Raum drehte, weil seine Füße zur an-

deren Seite strebten.

Er wollte in die Hände klatschen, um diesen Effekt zu annullieren, wagte aber nicht, Dorkas loszulassen, weil damit jeder Festpunkt verloren wäre. Tony war sich sicher, sein Körper wusste es noch besser als sein Geist, dass ein Loslassen ihn davontreiben lassen würde. Rettungslos wie ein Astronaut würde er sich in einer endlosen Tiefe verlieren, die um ihn lauerte, markiert von farbigen Linien, die sich in dieser Unendlichkeit zerfaserten.

Seine Schulternarben schmerzten jetzt so stark, dass Tony Tanner zusammenzuckte. Es war, als würde ein riesiger Raubvogel die Krallen in seine Schulter schlagen. Für einen Augenblick fühlte es sich an, als würde er hochgehoben. Tony schloss die Augen. Es war das Patentrezept, so einfach und simpel und doch war er nicht auf diesen Ausweg gekommen, weil er Angst vor der Dunkelheit hinter seinen Lidern gehabt hätte.

Nun verließ sich Tony auf die Führung seines Körpers, ließ die Empfindung der Schwerkraft, das eigene Gewicht auf den Fußsohlen, die den Boden berührten, in sich eindringen.

Vorsichtig öffnete er wieder die Augen. Ja, er schien immer noch zu schweben, aber die Panik in dieser Empfindung war erloschen. Jetzt war es sogar sehr angenehm, und er konnte sich langsam umschaun.

Will heißen, er hätte es gekonnt, wenn Dorkas sich nicht fast mit seinem ganzen Gewicht an ihn gehängt hätte.

»Augen schließen«, befahl Tony. »Konzentrieren Sie sich auf das eigene Gewicht auf ihren Sohlen.« Dorkas brauchte eine ganze Weile, bis er es wagte, vorsichtig ein Auge zu öffnen.

Dann folgte das zweite Auge, und Dorkas versuchte, Tonys Jackettschulter faltenfreier zu gestalten. Obwohl er sich redlich bemühte, war das Ergebnis unterdurchschnittlich. Dann erstarrte Dorkas' Hand in der Bewegung.

»Wer ist dieser Mann?«, fragte er verblüfft. Tony drehte sich erstaunt um.

Zum ersten Mal hatte er nun Gelegenheit, den gemalten Raum genauer zu betrachten. Tatsächlich war in seinem Rücken deutlich das Porträt eines Mannes erkennbar. Der Mann wirkte auf Tony spontan wie ein alttestamentarischer Prophet - er hatte edle Gesichtszüge, die braune Haut des Orientalen zu der auch seine turbanartige Kopfbedeckung passte, und einen langen Bart, in dessen schwarze Haare sich silbrige Strähnen mischten. Der angenehme Eindruck, den das Gesicht auf Tony machte, verlor sich in den Moment, in dem er die Augen betrachtete. Schwarze Augen, ohne eine Spur von Weiß. Augen, die etwas verbargen und dennoch deutlich sagten, dass dieses Etwas schrecklich und unmenschlich war.

»Haben Sie die Augen bemerkt?« Tony flüsterte, als könnte eine laute Stimme in diesem Raum einen unerwünschten Effekt auslösen.

»Wie bei der Frau in der Galerie«, gab Dorkas genau die erwartete Antwort.

»Können Sie mit dem Porträt etwas anfangen?«, fragte Tony.

»Nicht wirklich. Ich dachte spontan an assyrische Reliefs - die Kriegsherren dieses Eroberervolkes müssen so ähnlich ausgesehen haben. Aber im Grunde sieht dieser Mann ja auch auf banale Art nett aus. Er hat etwas von einem *Womanizer*.«

»Seit wann haben Sie Einblick in diese Geschmacksverwirrung, die man weibliche Psyche zu nennen gezwungen ist, Dorkas?«

»Eigentlich schon immer, aber spätestens, seit ich in Frankreich war. Seitdem weiß ich, was das Geheimnis der Frau ist: Frauen sind so und das Gegenteil, und ein Mann sollte auf ihre Psyche pfeifen, genau das wollen diese Wesen.«

»Sie wirken hochgradig inspiriert.«

Dorkas achtete nicht auf die etwas säuerlich geratene Replik seitens Tony Tanner.

Vielmehr ging - oder schwebte - er näher an das Abbild heran.

»Ein Prophet« lautete das Fazit seiner Betrachtung. »Ein Prophet von biblischen Ausmaßen, mit anderen Worten eine gefähr-

liche Nervensäge, die an dem Thron des Königs rüttelt, weil sie behauptet, Gottes Weg zu wissen und zu künden. Wirklich eine sehr unangenehme Weltgegend dieser Orient. Aus der hyperbo-reischen Kälte kamen fellbehangene Barbaren und legten alles in Schutt und Asche, was brennbar war und nach Kultur aussah. Aber aus dem Orient kamen immer die Horden, die die Seelen der Menschen umpflügen.«

»Lassen Sie das bitte weder den Papst noch den Erzbischof von Canterbury hören«, kommentierte Tony Tanner trocken.

»Bitte, kulturgeschichtliche Rundumschläge meinerseits sind immer *cum grano salis* zu nehmen. Doch was ist das? Kommen Sie doch bitte mal hier herüber.«

Vorsichtig wechselte Tony die Position. Von hier aus schien der Bart des Mannes in Rauch aufzugehen, vielleicht hatte Gainsworth es auch so gemeint, als würde der Kopf im Rauch eines Feuers erscheinen, ähnlich dem Geist aus der Flasche.

»Feuer und Flammen«, murmelte Dorkas und fügte eine Lita-nei von Assoziationen hinzu, »ausrotten mit Feuer und Schwert, heißt es im Alten Testament, Opferfeuer, Feuer brennender Städ-te, das reinigende Feuer, das Feuer der Apokalypse, Drachenfeu-er, das alchemistische Feuer, die Feuer der Zarathustrier, Men-schenopfer - Germanen, Gallier, Inquisition,

Ketzerverbrennungen, Hexenverbrennungen, der Geist, der im Feuer des Magiers erscheint, das Feuer des Fanatismus, das Feu-er, das die alten Blätter verbrennt, damit aus der Asche als Dün-ger neues Leben wachsen kann ... es kann tausendundeine Be-deutung haben.«

»Klingt für mich aber alles nicht so, als ob ich es abonnieren würde.«

Mit diesem Satz rückte Tony Tanner einen weiteren Schritt zur Seite. Wieder fand eine Veränderung statt. Jetzt gab es den Män-nerkopf, der eben noch so fest und bedrohlich wirklich gewesen war, nicht mehr. Er hatte sich aufgelöst in dem farbigen Linien-

netz, war jetzt ein kaum noch erkennbarer Fang aus unerklärlichen Tiefen. Noch ein halber Schritt zur Seite: Hier bildeten die Linien ein Gewirr farbiger Strukturen, die ähnlich den Höhenlinien einer topografischen Karte eine imaginäre Landschaft andeuteten. Und wieder änderte sich die Sicht des Männerkopfes, der nun wie ein Auswuchs dieser Linien wirkte. Auch der Kopf des Mannes änderte sich - der Bart war verschwunden, der charakteristische Ausdruck des Orientalen war gewichen.

»Wir müssen auf diese Linien achten!« Dorkas zückte einen Notizblock und begann Punkte einzutragen, während er langsam den Raum durchschritt.

Auch Tony Tanner wechselte wieder seine Position. Ein unbeachteter Blick nach unten, zwischen seinen Schuhspitzen hindurch, jagte ihm erneuten Schrecken ein. Es war, als stünde er in großer Höhe. Unter ihm war das Nichts. Er fühlte sich an seine Kindheit erinnert, an die überwältigende Angst angesichts des Sternenhimmels und der Erkenntnis, dass er, Tony Tanner, auf einem Felsklumpen im All lebte, umgeben von Unendlichkeit und Kälte und Nichts, durch das sich Materiebröckchen und Staubwolken unter dem Zwang unbekannter Gesetze von Erschaffung zu Vernichtung bewegten.

Schweißperlen traten auf seine Stirn. Vielleicht hätte er ebensolche Furcht empfunden, wenn ihm die Gewissheit gekommen wäre: *Jetzt, in dieser Minute, geschieht das absolut Unfassbare und Unerhörte, der eigentliche Skandal deines Lebens, Tony Tanner - du stirbst jetzt!* Aber wo gab es einen Unterschied? Was machte es im Endeffekt aus, ob er sich dieser

Erkenntnis stellte - ein winziger Punkt lebendiger Materie zu sein, die sich ebenso schnell auflöst, wie er entstand und hilfloser Gefangener eines bedrohten, jede Sekunde den Untergang nur zur nächsten Sekunden weiterschiebenden Sterns? Eines Sterns, der nicht *die Erde* war, sondern nur ein Planet unter Milliarden anderen, ebenso wie dieser inzwischen in Schweiß gebadete Körper auch nur einer von Milliarden anderen war, die schon zu

Staub zerfielen?

»Darf ich bitte mal?« Dorkas riss Tony Tanner aus dem Labyrinth seiner Gedanken, indem er ihn resolut zur Seite schob. Der kaum merkliche Stoß mit dem Ellbogen ärgerte Tony enorm. Zugleich hatte es auch etwas Bizarres, dass er sich in diesem Augenblick über eine solche Nebensächlichkeit aufregen konnte. Der Ärger riss ihn derart mit, dass er die Fäuste ballte und auf Dorkas zutrat, um ihm eine ordentliche Abreibung zu verpassen. So wie der Wissenschaftler dastand, den feisten Nacken zwischen die Schultern gezogen und eifrig auf sein Papierblättchen kritzeln, war es fast unvermeidlich, dass Tony ihn schlug und trat.

Tony machte einen Schritt nach hinten und wollte Anlauf nehmen. Dabei fiel sein Blick zur Decke. In dieser Sekunde schien sich etwas einzurollen, als würde ein Faden zurückgespult oder als wäre dort ein Insekt, das blitzschnell seinen Fühler zurückzog. Gleichzeitig erschien der eben noch beherrschende Gedanke, Dorkas zu verprügeln, als kompletter Unsinn.

Dorkas unterbrach sein Gekritzel, weil er Tonys Bewegung bemerkt hatte.

»Was ist?«, fragte er.

»Ich hatte eben das wirklich dringende Bedürfnis, auf Sie einzuprügeln.«

»Tatsächlich?« Dorkas' Stimme verriet großes Interesse. »Ich wurde soeben von dem Wunsch überfallen, ihnen diesen Bleistift in die Stirn zu rammen.« Zur Bestätigung hielt Dorkas nicht etwa den Bleistift hoch. Er zeigte vielmehr den Notizblock. Auf der aufgeschlagenen Seite sah Tony eine zwar flüchtig skizzierte, aber dennoch zweifelsfrei erkennbare, äußerst gehässige Karikatur seiner selbst.

»Warum?«, stammelte Tony, beeindruckt und betroffen von der Bösartigkeit, die sich dort durch die Bleistiftspitze in der Hand von Dorkas ausdrückte.

»Sie haben mir im Weg gestanden. Das hat mich gewaltig aufgeregt!«

Tony brachte zur Vorsicht etwas Abstand zwischen sich und dem Bleistift. Dann erwähnte er seine Beobachtung des sich zurückziehenden Fühlers. Er hatte es eher als Anekdote betrachtet die die Stimmung auflockern sollte, aber Dorkas nahm die Angelegenheit erstaunlich ernst.

»Wir hätten Little mitnehmen sollen«, sagte er, mehr an sich selbst gerichtet. »Aber der arme Kerl hätte hier keine drei Sekunden überlebt. Der Raum hätte ihn zerrissen. Fühler? ...

... Das war exakt die Vision, die Little mir bei seinem ersten Besuch schilderte. Irgendetwas ganz im Hintergrund, das seine Fühler ausstreckt oder seine Fäden zieht. Fäden, wie sie Gainsworth hier dargestellt hat. Wir müssen vorsichtig sein. Vielleicht ist in diesem Raum etwas, das wie ein Zugang wirkt, und wir sind daher sowas Ähnliches wie Bakterien unter dem Mikroskop.«

»Sie meinen, das vorhin war so eine Art Test?«

»Gut möglich oder der Versuch, einen von uns beiden loszuwerden. Oder wahrscheinlich eher beide, weil der andere ja hinter Gitter gewandert wäre, egal, wer unser Duell überstanden hätte. Ich werde mich beeilen, damit wir hier rauskommen. Aber wagen Sie nicht, vor mir den Raum zu verlassen.«

Mit einem äußerst unbehaglichen Gefühl nahm Tony seine langsame Wanderung durch das Kunstwerk wieder auf. Er bemühte sich, nicht auf die Leinwand zu schauen. Aber überall war Leinwand, überall tanzten die Farben, Flächen und Linien. Sobald er sich bewegte, tanzten und veränderten sie sich wirklich. Die Art der Veränderung hatte kein Verhältnis zu seiner Bewegung. Er beugte sich eine Winzigkeit nach vorne, und schon begannen die Linien wie Algen im Wasser zu schwingen. Es wirkte bedrohlich, obwohl es ebenso etwas von einem Slapstick-Film hatte.

Tony beschloss, sich hinter seinen geschlossenen Lidern zu verstecken. Die Dunkelheit war gut, wie eine bergende Hülle. Aber bald begannen Farben vor seinen Augen zu flimmern und sich zu einer exakten Kopie der Gestaltungen zu formen, die die Leinwände zeigten. Die Vorstellung, dass etwas, was draußen war, sich inzwischen auch in seinem Kopf festgesetzt hatte, machte Tony fast wahnsinnig. Dennoch fürchtete er, die Augen zu öffnen. In seiner Nähe erklang das Kritzeln des Bleistiftes, mit dem Dorkas die Höhenlinien zu skizzieren versuchte.

Das Kritzeln war ein Geräusch, das eindeutig mit dem Bleistift in Verbindung stand. Aber diese Verbindung, die Sicherheit gab, brach plötzlich ab. Jetzt blieb nur noch ein neutrales Geräusch und je länger Tony zuhörte, desto sicherer wurde er, dass hier etwas Schleichendes seine hörbare Spur hinterließ. Etwas schlich - Tatzen, Pfoten, Krallen, knackende Zweige, zur Seite geschobenes Unterholz. Auch er selbst konnte nicht mehr in diesem Raum sein, er war auf einer einsamen Straße, und während er überlegte, wo diese Straße sein könnte, wurde das Anschleichen immer bedrohlicher. Italien, Toskana, fuhr es Tony noch durch den Kopf, dann riss er die Augen auf.

Er war bereit zu schwören, dass für einen Moment der Kopf einer wolfsähnlichen Bestie zwischen den verschlungenen Farblinien erschien, als hätte sie ihn während der ganzen Zeit durch Lianen und Unterholz hindurch angestarrt. Als Tony die Stelle genau fixierte, konnte er nur noch diese Linien ausmachen, und selbst als er zur Seite ging, bildete sich diese Vision nicht ein zweites Mal.

Es war wie eine Befreiung, als Dorkas endlich den Notizblock wegsteckte.

»Lassen Sie uns verschwinden«, murmelte er. Dorkas ging zu der rückwärtigen Leinwand, beugte sich etwas steif nach unten und drückte gegen den Rahmen. Tony wartete darauf, dass endlich das Licht aus der Halle durch einen Spalt zu sehen war. Aber Dorkas drückte und drückte und kam schließlich mit hoch-

rotem Kopf wieder hoch.

»Ich war sicher, dass es diese Seite war. Aber im Grunde ist dieser Raum ja ein Kubus mit gleichlangen Wänden.«

Tony schaltete sich ein. Er schritt zur nächsten Leinwand und begann dort nach den Anweisungen Conrans gegen die untere linke Rahmenleiste zu drücken. Seine Fingerknöchel wurden unter der Anstrengung weiß, der Arm begann zu zittern. Er war sich bewußt, dass seine Kraftanstrengung in keinem Verhältnis mehr zu seiner Absicht stand. Er wollte keine Betonmauer zur Seite schieben, sondern nur den geringen Widerstand einer Feder überwinden. Er dachte es und verstärkte den Druck. Direkt vor ihm war die Leinwand. Aber dort schien keine Materie zu sein, nichts, was man hätte anfassen können. Seine Hände pressen den Rahmen, aber um nichts in der Welt hätte er versucht, die Leinwand anzufassen. Sie war nämlich nicht da. Vor ihm war nur ein Universum von Linien und Farben und mit tödlicher Gewissheit erkannte er, dass er beobachtet und belauert wurde. Mit einer leichten Körperbewegung nach vorn hätte er sich in diese fremde Welt gestürzt und wäre ihr ausgeliefert, so wie es in Gruselromanen demjenigen geschieht, der den Spiegel durchschreitet.

Ein Muskelkrampf beendete Tonys Bemühen.

Er sprang auf und ging zur nächsten Möglichkeit. Während er hier drückte, bemerkte er ein Gedicht, das Gainsworth mit feinem Pinsel geschrieben hatte, bevor er Farbe auf die Leinwand träufelte. Durch die Überdeckung mit der nächsten Farbschicht waren manche Zeilen unlesbar geworden. ... Himmel, zum unfruchtbaren Acker der Zerstörung gepflügt mit weißen Furchen durch das veraltete Blau, las Tony Tanner ... geht der Sämann im gescheckten Kleid und lässt Staubfontänen erblühen ... Tag und Nacht gestichelt durch Leuchtspur und dreifach vernäht vom asthmatischen Keuchen der Maschinengewehre zum Leichentuch der Schlacht, mit dem ... blutiges Fleisch unter Tarnstoff, Obszönität der Wunde und dann ...

Eine Schlacht, dachte Tony Tanner. Und dann dachte er, das darfst du nicht denken und dann riss es ihn herab wie ein Achterbahnwagen, der auf dem höchsten Punkt angelangt war und nun abwärts stürzt. Er stemmte sich mit allem, was er hatte dagegen, aber in der nächsten Sekunde fand sich Tony Tanner wieder auf jener rötlich beleuchteten, von Bergen umzingelten Ebene zwischen den Kriegern, die er zuerst gesehen hatte, als er auf Matankas Party gewesen war und den Dolch des tibetischen Herrschers berührte. Er wälzte sich im Staub, sah in der Nähe Detonationswolken aufspringen und hörte Splitter heulen. Er war in diesem Gedicht, aber dieses Mal empfand er keine Wut, keinen Zorn, keine Lust zu kämpfen oder zu töten, sondern die schiere Furcht machte seine Glieder weich, als wäre er eine Qualle.

Undeutliche Gestalten rannten in der Nähe vorbei, er hörte heiser gebrüllte Befehle und das Dröhnen schwerer Motoren, die Fahrzeuge vorwärtstrieben. Ketten quietschen, in der Nähe wurde ein Geschoss abgefeuert. Das Geräusch war hell und hart, es war direkt schmerzhaft.

Jetzt schossen sie weiter, immer schneller, da hinten tauchten auch die Konturen eines Panzers auf, und Tony erkannte, worauf geschossen wurde. Wieder knallte es und jetzt wachte er auf, weil Dorkas' Finger auf seiner Wange einen allzu guten Treffer gelandet hatten.

Dorkas beugte sich über ihn.

»Geht es Ihnen gut?«

»Mäßig. Aber ich bin sicher, dass ich nie wieder ein Gedicht lese. Wie lange war ich weggetreten?«

»Eine ganze Weile. Ich nutzte die Gelegenheit, um meine Notizen zu ergänzen. Aber dann fingen Sie an zu stöhnen und sich auf dem Boden zu wälzen, sodass ich es für angemessen hielt, Sie nun ja ...«

»Mir eine zu scheuern? Sagen Sie es ruhig, wenn es Ihnen Spaß

gemacht hat!«

Mit der eher gut gemeinten als praktisch nutzvollen Unterstützung seitens Dorkas rappelte sich Tony wieder auf.

»Ich habe versucht, die Beleuchtung zu verändern, aber der Schalter scheint defekt zu sein«, erklärte Dorkas.

»Ja«, kommentierte Tony sarkastisch, »und auch die Feder, die den Ausgang zudrückt, ist defekt. Wollen wir uns an die Hände fassen und gemeinsam an einen Zufall glauben.«

»Vielleicht sollten Sie doch öfter Gedichte lesen, Herr Tanner. Ihre Einstellung scheint im Moment von einem durchaus gesunden Sarkasmus geprägt zu sein.«

»Das macht meine militärische Erfahrung.«

Dorkas kam nicht mehr dazu, die fälligen Fragen zu stellen, denn in diesem Moment öffnete sich in Spalt im Raum. Geblen-det von dem hellen Schein erkannten sie das Gesicht der Frau. Ihre Augen schienen noch schwärzer zu sein als vorhin.

»Herr Conran ist schon gegangen. Wir schließen jetzt die Galerie«, sagte sie zur Erklärung. Sowohl Dorkas als auch Tony fühlten sich, als würden sie durch ihre Blicke abgetastet, als sie aus dem Raum stiegen.

»Ich fürchte, es ist unerlässlich für unsere Arbeit, dass wir morgen noch einmal wiederkommen und Fotografien zur Gedächtnisstütze anfertigen«, erklärte Dorkas mit größtmöglicher Verbindlichkeit beim Abschied.

Die dunklen Augen in dem schönen Gesicht hefteten sich auf ihn.

»Ich hatte damit gerechnet, meine Herren!«

Auf der Rückfahrt sprachen sie lange kein Wort miteinander. Dorkas betrachtete mit unzufriedenem Gesicht seinen Notizblock, auf dem äußerst seltsame Zeichen gekritzelt waren.

»Sie wollen mir nicht zufällig sagen, was in Ihrem Kopf vorgeht, als Sie sich am Boden wälzten?«, fragte Dorkas plötzlich.

»Ich finde in mir kein entsprechendes Bedürfnis!«

»Hatte ich mir gedacht. Na ja, ist vielleicht besser so. Mmh - jedenfalls suchen sie nach den weichen Stellen bei uns.«

John Little hörte das Zuklappen der Tür, als Dorkas und Tony Tanner sich auf den Weg zur Galerie machten. Im Grunde war er froh, endlich allein zu sein. Er war innerlich aufgewühlt, fühlte sich verunsichert und hilflos wie ein ausgesetztes Kind. Bei jedem Satz, den er sagte, bei allem, was er tat, spähte er heimlich nach den Reaktionen der beiden anderen und wartete darauf, dass ein entgeisterter Blick oder auch nur eine verächtlich hochgezogene Augenbraue ihm deutlich machte, dass er irgendetwas völlig Unsinniges gemacht haben musste. Dass er eine Regel gebrochen hatte, die für andere Menschen selbstverständlich zu sein schien - nur war es so, dass Little keine Regeln mehr kannte.

Oder, um es genauer zu sagen, John Little kannte viele Regeln, wusste aber nicht, welche in der Umgebung, in der er sich bewegte, galt und welche andere wie ein Strandgut an den Uferaum seines Bewusstseins gespült worden war und dort eigentlich keinen rechten Platz hatte.

Little lauschte in die Stille der Wohnung. In der Küche begann der Kühlschrank zu brummen.

Das Geräusch hielt für eine ganze Weile an. Little konnte sich daran festhalten wie an einem Geländer, an dem er sich durch die nächsten Minuten tastete. Dann setzte der Kühlgenerator mit einem blechernen Rappeln aus und Little verlor förmlich den Halt, sein Bewusstsein taumelte unsicher durch die Stille und zuckte angstvoll bei jedem Klang, der von irgendwo herzuhalten schien - keinem Ohr vernehmbar und doch für Little eine Bedrohung, die ihm den Schweiß aus den Poren trieb.

Er setzte sich kerzengerade hin und begann ein Lied zu pfeifen. Der dünne, unsichere Klang seines eigenen Pfeifens beruhigte ihn und überdeckte das wirre Konzert in seinem Kopf. *Im Grunde kannst du zufrieden mit dir sein*, dachte John Little, *Dorkas hat mitbekommen, dass du etwas verwirrt bist, aber er weiß nicht, dass*

du völlig durchgeknallt bist.

Durchgeknallt? Kann jemand, der in einem Sessel sitzt und sich sagt *Du bist durchgeknallt* wirklich durchgeknallt sein? Nun gut, der Gedanke hatte etwas Tröstliches an sich. Little lächelte und änderte seine Selbstdiagnose in *ziemlich durchgeknallt*. Er stellte fest, dass das Nachdenken über die Ursache seines Zustandes hilfreich war. Die Erinnerungen boten eine Stütze und ersetzten das Brummen des Kühlschranks.

Was war falsch gewesen? Little erinnerte sich an das heiße Triumphgefühl, mit dem er nach London zurückgekehrt war, wie an eine verfllossene Ferienliebelei. Vermutlich lag schon darin der Kern der Verderbnis. Zu sicher sein, nicht aufmerksam sein. Selbstvertrauen wie ein prall aufgeblasener Ballon. Eitelkeit und Überheblichkeit - Todsünden. Little musste sich an diesem Punkt seiner Überlegungen selbst bremsen, sonst wäre er, wie auf einem Abhang, mit der Last seiner Selbstanklagen über eine Klippe in die Tiefe gestürzt.

Nein, das führte zu nichts. Er konnte die Sache ja auch anders drehen. Er war nicht in der Lage gewesen, den Schutzschild seines Triumphes lange genug aufrechtzuerhalten. Der Alltag mit seinen kleinen Lasten und Mühen bekam ihn wieder in die Finger. Das seltsame Vorkommnis, als der *Grand Albert* scheinbar ohne fremdes Zutun vom Tisch gefallen war, hätte ihn warnen können, ja warnen müssen.

Schon zu diesem Zeitpunkt hätte deutlich sein können, dass der Gegner keineswegs völlig vernichtet war. Dorkas fühlte sich vollkommen sicher. Sarah Hamilton? - Geschichte, eine kleine Anekdote für den *esoterischen Almanach!* Brantley? Ohne den *Grand Albert* hilflos und allenfalls ein potentieller Kunde für die geschlossene Abteilung! Aber Dorkas täuschte sich. Schon in diesen Tagen registrierte John Little eine wachsende Unruhe. Er wagte nicht, seine Bedenken gegenüber Dorkas zu äußern, um nicht als Schwarzseher zu gelten.

Andererseits riss ihn der Schwung mit, den Dorkas entwickelte. Und doch trugen sie beide, Dorkas und John Little, die Keime des Verderbens schon mit sich. Sie schlepten etwas, wofür es keine Worte gab, wie Pilzsporen mit sich herum und in dem Augenblick, in dem ihre Abwehrkraft nachließ, begannen die Sporen zu wachsen, ihre Fäden zu ziehen und sich in eine Richtung zu entwickeln. In die Richtung von Brantley.

Es war Tony Tanner, der ungewollt die Schleusen öffnete. Als er in ihrem Gespräch völlig arglos und irgendwie modebesetzt das Loblied schwarzer Ledermäntel sang, fühlte sich Little wie ein Magenkranker, den man mit einem Wort, einer mit Assoziationen beladenen Erinnerung, endgültig vorwärts zur Übelkeit stieß. Und dann als Höhepunkt Dorkas, der gar nichts kapierte und wieder einmal zu dozieren begann, und in seiner intellektuellen Eitelkeit alles *in einen größeren Zusammenhang stellen* musste!

John Little hätte ihn am liebsten umgebracht, aber dann hatte er nur noch den Wunsch, das Badezimmer rechtzeitig zu erreichen, um eine Reinigung des Teppichs überflüssig zu machen. Dieser verdammte Ledermantel, in den sich Brantley hüllte! *Verdammt* im wahrsten Sinne des Wortes. In einem kurzen Aufblitzen, als Tony Tanner die Rede auf diese

Bekleidungsstücke brachte, hatte Little sich an Brantley erinnert. Er saß in diesem Moment mit Dorkas und Tony Tanner am Tisch, hörte die Stimme von Dorkas, der über Xipe Totec sprach, und sah Brantley vor sich. Dann, als würde eine durchsichtige Folie von diesem Bild entfernt, erkannte er, was diese Umhüllung Brantleys wirklich bedeutete. Das also war der Augenblick, in dem sich sein Magen zusammenkrampfte, als wäre ein bockendes, wütendes Tier in Littles Leib, und es blieb nur noch die Flucht ins Badezimmer. Seitdem wurde Little das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Und gleichzeitig schmolzen alle Sicherheiten, alle Gewissheiten, die das Leben eines Menschen

umhüllen und es erst möglich machen, dahin.

Ein oder zwei Tage danach stand er neben Dorkas in der Küche und schnitt ein französisches Baguette in Scheiben. Seine rechte Hand führte das Messer, seine linke Hand hielt das Brot. Seine rechte Hand schnitt in die linke Hand, ein tiefer Schnitt, aus dem sofort das Blut hervorquoll, als hätte es nur auf diese Fluchtmöglichkeit gewartet. Während Dorkas quiekte und hektisch durch die Küche wuselte, die eine und andere Tür oder Klappe öffnete, um Verbandszeug zu besorgen - das er schließlich im Badezimmer fand - schaute Little auf die Wunde und den Blutfleck, der sich mehr und mehr auf dem weißen Küchenbrettchen ausbreitete. Ein Schmerz pochte in dem verletzten Finger, schien aber völlig nebensächlich zu sein.

Little schaute und fragte sich, ob die rechte Hand zu ihm gehörte oder die linke oder vielleicht auch beide, aber warum schienen sie dann einen Krieg zu führen? Dann registrierte er zum ersten Mal bewusst das Blut, und das Blut erinnerte ihn an Brantley bei seiner perversen Verjüngung, und das wiederum erinnerte ihn an den Mantel, und der Mantel ...

Little hätte das Vorkommnis als beiläufige Episode behandeln können, als Ausfluss des nicht unbeträchtlichen Stresses einer gefährvollen Reise, den er noch immer nicht völlig überstanden hatte. Er versuchte es tatsächlich auf diese Weise. Dann schloss er eine Tür und klemmte sich den verletzten Finger derart ein, dass er vor Schmerz schrill aufschrie. Auch hier blieb noch der Ausweg, von einem dummen Zufall zu sprechen. Aber spätestens in dem Augenblick, als er heißes Wasser in eine Teekanne gießen wollte und - als wäre er ein Kranführer, der hilflos aus seiner Kabine zuschauen muss, wie die Mechanik seines Arbeitsgerätes versagt und ein Unglück geschieht - er ansehen musste,

wie seine rechte Hand, von einem eigenen, zerstörerischen Willen erfüllt, das Wasser auf die Linke lenkte, die nicht einmal zu einem instinktiven Fortzucken befähigt war, gab es keine Ausflüchte mehr. Etwas war in ihm. Etwas hatte von Little Besitz ergriffen. Er war in der Psychologie zumindest so gut bewandert, dass er mit solchen Formeln wie *unbewusste Selbstbestrafung* oder dem härter klingenden *primären schizophrenen Schub* agieren konnte. Für einen Mann wie Jake Little, den sie John nannten, der Dinge gesehen hatte, welche die Mehrheit der abendländischen Bevölkerung für unmöglich halten musste, um nicht verrückt zu werden, waren das keine Erklärungen. Brantley war eine Erklärung. Sarah war eine Erklärung. Diese Namen waren allerdings nicht nur Erklärungen, sondern auch Drohungen.

John Little ließ sich in den Sessel zurückfallen, als suchte er einen Rückhalt für einen Moment der Rast. Immer noch herrschte eine völlige Stille, die die Existenz einer Millionenmetropole draußen vor den Backsteinmauern leugnete. Kein Mensch konnte John Little helfen. Es war immerhin gut zu wissen, dass Dorcas ihm beigestanden hätte, falls eine solche Möglichkeit bestanden hätte. Für Tony Tanner galt dasselbe, obwohl Little bei diesem nach ihrer Ankunft so etwas wie Impulse von Eifersucht registriert hatte. Schon das Wissen um Männer, die er mit einigem Recht als so etwas wie *Freunde* bezeichnen konnte, hatte auf Little eine beruhigende Wirkung.

Die Stille veränderte sich. War sie eben noch die Abwesenheit von Geräuschen, so gewann sie jetzt eine eigene Qualität. Sie gerann zu einer Form von Flüssigkeit, die den Raum erfüllte. Es wurde zu einer salzigen Flut der Stille, die mit ihrem bitteren Geschmack begann, alles zu bestimmen. Little spitzte die Lippen und versuchte erneut, ein Lied zu pfeifen. Es misslang. Er brachte nicht mehr als ein zischendes Ausatmen zustande, von dem er nicht einmal wusste, ob er es tatsächlich hörte oder nur als eine

tröstliche Vorstellung im Kopf hatte.

John Little verlor das Zeitgefühl. Im Moment war er sicher, dass Dorkas und Tony Tanner bald zurückkommen müssten, im nächsten war er sich nicht einmal sicher, ob nicht soeben erst das Geräusch der zuschlagenden Tür verklungen war.

Etwas Anderes, Fremdartiges, schlich sich in sein Bewusstsein. Zuerst bemerkte er es nicht, dann vermochte er es nicht einzuschätzen. Little begann, über diese Empfindung zu grübeln, versank immer tiefer im Nachsinnen, während er sich bemühte, sie zu entziffern wie einen nur halb verstandenen Satz einer fremden Sprache. Langsam, als müsste er mit spitzen Fingern ein zerbrechliches Meerestier zur Untersuchung auf eine Glasplatte legen, näherte sich Little dem fremden Kern, der sich in seinem Denken eingenistet hatte. Als er erkannte, um was es sich handelte, war es schon zu spät. Indem er sich der Empfindung zu-neigte, nährte er sie, ließ sie wachsen und schwellen. Und nun stand sie in unverrückbarer Festigkeit vor ihm. Brantley war hier!

Brantley war hier in diesem Raum, befand sich direkt neben ihm, unsichtbar, unhörbar, aber mit übermächtiger, geradezu wuchtiger Präsenz, die stärker wirkte als eine bloße körperliche Anwesenheit. Die Erkenntnis wirkte auf Little, als würde sich unter ihm ein Abgrund öffnen. Er schwankte und rutschte schließlich von der Sitzfläche des Sessels herunter auf den Teppich. Seine Wange lag auf das raue Gewebe gepresst, er spürte deutlich einige gröbere Sandkörner, die im Flor steckten und nun in seine Haut rieben. Der Gedanke, sich wieder aufzurichten, kam Little erst gar nicht. Eine solche Überlegung wäre ihm absurd erschienen, unpassend und unverständlich, weil in seinen Überlegungen kein Platz blieb für eine Aktion wie sich auf die Arme zu stemmen oder ein Knie anzuziehen.

Er hörte seine eigenen Atemzüge, vernahm den beschleunigten Rhythmus aufschießender Panik. Er fühlte sich ausgeliefert. In

Little's Kopf formte sich ein Bild: Wasser in einem Topf, den eine unsichtbare Hand auf die heiße Herdplatte schiebt. Und so wie Wasser von der Hitze durchdrungen wird, zu kochen und zu brodeln beginnt, formten sich Little's Vorstellungen, ohne seinem Willen eine Möglichkeit zum Eingriff zu lassen. Das Außen spiegelte sich in seinem Inneren, aber vielleicht war es auch so, dass er nur den Ansturm fremder Bilder, die sich in seinen Kopf drängten, wie ungehobelte Besucher in eine Bar, nach außen projizierte.

Deutlich empfand er, wie Brantley ihn mit nachlässiger Langsamkeit umkreiste. Er konnte die Schritte Brantleys hören, das Rauschen des Mantels, selbst die Atemzüge glaubte er erkennen zu können.

Das Zimmer ist leer, sagte sich Little, er ist nicht da. Es war ein schöner, klarer Satz, und er war doch nicht als ein ängstliches Pfeifen im Dunkeln. Little's Feststellung mochte vielleicht sogar richtig sein, aber sie stimmte nicht, denn in seinem Kopf spürte er das Rauschen von Brantleys Mantel ganz nahe bei sich, und er konnte sogar die Berührung des Leders bemerken. Ein Schauer lief über Little's Rückgrat. Er schloss die Augen, genauer, er versuchte, die Augen zu schließen, aber sie waren schon längst geschlossen, und so kniff er nur die Lider um so fester zu, als wäre hier eine Chance, die Bresche zu stopfen. Es gab keine Möglichkeit, sich zu wehren. Als wäre sein Bewusstsein als Stück Papier, auf dem eine gichtige Hand mit kratzender Feder das Todesurteil schreibt, musste John Little alles über sich ergehen lassen. Im Grunde hatte er vieles schon gewusst, zumindest geahnt, aber auch dann hatte es für ihn noch den Ausweg des Leugnens, Abstreitens oder Ignorierens gegeben. Das Rauschen des Mantels unmittelbar neben ihm sagte Little, dass die Zeit des Wegschiebens nun vorbei war. Es war ein seltsames Rauschen, das fiel Little auf. Es klang nicht so, als wäre Leder die Quelle des Geräusches, sondern eine Art von Flügel. Schwarz glänzendes Gefieder, gewaltige, weit ausgreifende Schwingen, geschaffen um

durch endlose Räume voller eisiger Leere zu gleiten, vor deren Schrecken und Bedrohung das menschliche Verstehen zu bewegungsloser Starre gefroren wäre. Federn, die nichts Weiches hatten, die spitz und hart waren wie Pfeile, als wären sie dazu geschaffen, herausgezogen zu werden und dem letzten Chronisten der Apokalypse als Schreibgerät zu dienen.

Die Erkenntnis raubte Little den Atem. Für einen Moment schien er selbst über dem Schlund des Nichts zu hängen. Er spürte das Saugen, die Schwere, die ihn herabziehen wollte - was war es eigentlich, das ihn noch halten konnte? - damit er für Ewigkeiten durch dieses Nichts stürzte. So musste die Hölle sein - keine Feuer, keine kleinen Teufelchen mit Dreizack und einer neuen Foltermethode, sondern nur das wache Wissen um das Nichts und die Leere und die Kälte und die Ewigkeit, die nach der Ewigkeit des Leidens wartete, und ein kleines zitterndes Ich, das sich dieses Wissen wie eine Litanei immer wieder vorsprach.

Little wusste nicht, wie lange er über diesem gähnenden Abgrund hing. Noch war er sich sicher, ob er das höhnische Lachen wirklich und wahrhaftig gehört hatte, ob es in seinem Kopf war oder in dem Zimmer. Dann vernahm er etwas anderes. Flüstern. Wispernde Stimmen waren es, die erst aus der Ferne erklangen, sich zaghaft näherten und ihre Geschichten herunterhaspelten, die aber immer näher kamen, bis sie wie ein Schwarm Schmeißfliegen um Littles Kopf surrten und sich um ihn drängten, als wäre er ihre letzte Rettung. Sie wisperten in seine Ohren, beluden ihn mit dem Wissen um ihr Schicksal und zerrten Bilder, Vorstellungen, Visionen herbei. Little sah ihre Gesichter, ihre Gestalten, spürte den Schmerz und die Qual, als sie ihr Leben aushauchten. Er blickte auf ihre willkürlich beendeten Existenzen, erkannte ihre Pläne, Hoffnungen und Wünsche, die unbefriedigt wie ein verirrter Fluss in der Wüste verdunsteten, und schaute schließlich auf Brantley, der von einem Schleier umgeben war, und Little wusste nun, dass dieser aus leichthin verschwendeter

Lebenskraft gewoben war - Jahrhunderte und Jahrtausende strangulierten Lebens, und darüber heulten die irrenden Seelen der Opfer und krallten sich wütend an das Verlorene und leugneten das Unveränderliche.

Das leise Zirpen und Wispern in Littles Ohren steigerte sich zu dem unerträglich schrillen Crescendo eines Wintersturmes. Die Stimmen trieben sich wie Keile in Littles Kopf, sie strömten in ihn hinein wie kaltes Meerwasser in einen aufgeschlitzten Schiffsrumpf. Little presste sich die Hände vor die Ohren, schlug sich auf den Schädel, um die Stimmen zu vertreiben und ertete nur Schmerz, unter dem das Heulen und Jammern weiterhin erklang.

Schließlich wälzte er sich auf dem Boden und trat um sich, nur den Schwall der Stimmen wachsen und immer noch wachsen zu spüren.

Plötzlich war es still. Little lag auf der Seite. Aber die Stille war keine Befreiung. Sie war die Rückseite dessen, was er eben durchgemacht hatte, der Hinterhof der Bedrohung. Sie bedeutete keine Ruhe, sondern nur die Abwesenheit der Stimmen. Sie war nichts als die notwendige Voraussetzung für die nächste Qual. Grau und trübe wie ein Montagmorgen lag sie auf Little und lastete wie Blei. Jeder Versuch, sich zu befreien, endete in einer Sackgasse, jeder vermeintliche Ausweg führte tiefer in das Labyrinth düsterer Nebensächlichkeiten.

Little wusste, dass er in diesem Augenblick den Atem anhalten konnte, bis er ihm die gnädige Schwärze des Todes Unterschlupf bot. Er dachte auch daran, sein Herz zum Stillstand zu bringen, und noch während er diesen Gedanken hatte, begann das Herz in seiner Brust zu stolpern und sich schmerzhaft zu verkrampfen. Aber was war schon dieser Stich im Vergleich zu den Qualen, die Brantley ihm bereitet hatte! Etwas hielt ihn für einen kurzen Augenblick zurück. Es war wie eine Betriebsanleitung. Little las diesen Gedankensplitter, der durch sein Bewusstsein trieb

und fühlte, wie ihn neue Kraft durchströmte. Der Inhalt der Betriebsanleitung war nicht besonders originell. Er besagte lediglich, dass der Ausgang nur für autorisiertes Personal offen war und dass alle Unbefugten, die diesen Weg dennoch benutzten, sich damit abzufinden hatten, dass sie ihre Aufgaben nicht erledigt hatten und daher auf einer anderen Ebene mit minderwertigem Werkzeug genau diesen Job weitermachen mussten.

Als Dorkas und Tony Tanner zurückkehrten, waren sie erst einmal zu sehr mit sich selbst und ihren Gedanken beschäftigt, um sich groß um Little zu kümmern. Der saß in der Küche und sah aus, als hätte er soeben eine Fahrt in einer äußerst schnellen Achterbahn hinter sich.

»Sie sehen nicht gut aus«, konstatierte Dorkas schließlich mit unangemessener Leichtigkeit. »Ist etwas Besonderes vorgefallen?«

»Ja«, antwortete Little. »Ich habe auf Ihren Teppich gepinkelt.«

»Oh!« Dorkas wirkte für den Moment etwas verwirrt, aber ihm war deutlich anzumerken, dass es ihm keineswegs um den Teppich ging, sondern um das peinliche Gefühl, hier mit einer Art von intimem Geständnis konfrontiert zu sein. Er zuckte müde die Achseln. »Sie werden schon wissen, warum Sie das getan haben, Herr Little.«

Mit dieser abschließenden Bewertung platzierte sich Dorkas auf seinem Stamm-Stuhl an den Küchentisch, raffte seine Papiere darauf und war für die nächsten Stunden nicht mehr ansprechbar. Er übertrug seine Notizen auf größere Blätter, sprang zwischendurch auf, um in seinen älteren Aufzeichnungen zu wühlen, sie zu ergänzen oder zu verändern. Während

Dorkas unzufrieden vor sich hin knurrte und leise mit sich selbst sprach, fuhr seine Hand in einem angelernten Automatismus zur Teetasse und führte diese zum Mund. Und jedes Mal verstärkte sich Dorkas' Knurren und wurde um einen Ton hö-

her, wenn er dann die völlig leere Tasse zurück auf den Tisch knallen ließ. Die Aktion wiederholte sich mit der Gleichförmigkeit eines arbeitenden Roboters. Endlich hatte Tony ein Einsehen und begann, literweise Tee zu kochen. Die Ablenkung tat ihm gut. Als er fertig war, setzte er sich neben Little, der die Zwischenzeit mit einer ausführlichen Reinigungsaktion des Teppichs verbracht hatte. Es roch stark nach Kernseife und anderen Putzmitteln. Tony Tanner bot Little eine Tasse Tee an, dann ließen sie sich in die Sessel fallen und bliesen schweigend auf das heiße Getränk, um es abzukühlen.

»Hatten Sie Erfolg?«, fragte Little plötzlich.

»Wie man's nimmt. Nein, eigentlich nicht. Jedenfalls sehe ich das so. Oder halten Sie es für einen Erfolg, wenn die Lösung einer Frage aus einem Dutzend anderer Fragen besteht?«

»Der Zustand ist nicht neu, vermute ich mal.«

»Es gibt Dinge, an die werde ich mich nie gewöhnen. Nun ja, vielleicht sieht Dorkas die Angelegenheit ja etwas optimistischer als ich. Morgen müssen wir jedenfalls noch einmal hin, um Fotos zu machen.«

Wieder verfielen sie in Schweigen. Nur aus der Küche war das Brabbeln von Dorkas vernehmbar, unterbrochen von eifrigem Gekritzel auf Papier und dem Schlürfen, wenn er seine Tasse leerte.

Little räusperte sich. »Haben Sie eigentlich schon mal den Verdacht gehabt, Sie könnten für die falsche Seite arbeiten, Herr Tanner?«

Tony brauchte eine Weile, um den Inhalt der Frage richtig zu verstehen. »Sie wollen mir doch nicht etwa weismachen, dass Dorkas vielleicht ein doppeltes Spiel ...«

Mit aufgeregtem Fuchteln zwang Little ihn, seine Lautstärke zu mäßigen. »Es geht nicht um Dorkas. Es geht um das, was wir, oder genauer Sie und Dorkas und vielleicht auch ich machen.«

»Jetzt sind Sie mir, glaube ich, aber eine genauere Erklärung

schuldig«, antwortete Tony Tanner nur. Little wand und wehrte sich eine Weile, aber dann erzählte er von dem, was ihm in den letzten Stunden zugestoßen war.

»Wir waren sicher«, beendete er seinen Bericht, »dass Brantley ohne den *Grand Albert* nicht mehr als ein Fisch auf dem Trockenen ist.«

»Ja, dieses Triumphgeheul ist mir nicht entgangen«, kommentierte Tony sarkastisch und schämte sich im selben Moment, weil er spürte, wie wieder die unerklärliche Eifersucht seine Reaktion verbogen hatte. »Jedenfalls war Dorkas wirklich sehr überzeugt«, fügte er hinzu und schielte auf Little, um dessen Reaktion zu prüfen. Aber dieser hatte die unterschwellige Schadensfreude nicht registriert. Er drehte die inzwischen leere Tasse in den Händen.

»So weit ich das beurteilen kann, war es auch so. Ich meine, ich hätte vielleicht schon früher das gespürt, was ich heute durchgemacht habe - wenn es denn da gewesen wäre.«

»Also war es nicht da. Jedenfalls noch nicht zu diesem Zeitpunkt.«

»So sehe ich es.«

»Und jetzt ist es wieder da - was immer es auch ist.«

»Das kann ich nur bestätigen.«

»Fragte sich, warum es wieder da ist.«

»Das ist es doch, Herr Tanner«, rief Little erregt. »Genau das habe ich doch gemeint. Wir glaubten, Brantley erledigt zu haben, stattdessen hat er immer noch gewaltige Macht über die Menschen. Und vielleicht wusste er ja von vorneherein, was geschehen würde. Ich meine, wer sagt uns, dass er nicht wollte, dass wir den *Grand Albert* stehlen und nach London bringen?«

»Aber Sie haben ihm doch mitten in ein Ritual gefunkt, war es nicht so?«

»Und wie wir da hineingefunkt haben!«

»Dann halte ich es für äußerst unwahrscheinlich, dass Brantley auf Sie und Dorkas gewartet hat. Nein, er wird einfach die neue

Situation analysiert und seine Schlüsse daraus gezogen haben.«

»Aber das sagt doch nichts! Wie konnte er plötzlich ... ja, wie konnte er hier sein? Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, aber er war wirklich hier, sogar wirklicher, als wenn er wirklich hier gewesen wäre ...« Little brach ab und lauschte seinem letzten Satz selbst etwas verwirrt nach. »Nach all den Vorsichtsmaßnahmen, die Dorkas ergriffen hat ...«, fügte er noch hinzu.

Tony Tanner überlegte eine Weile. »Könnte es sein, dass der *Grand Albert* nicht das ist, für was wir ihn gehalten haben? Nicht bloß so eine Art Kochbuch für die magische Zunft, sondern irgendetwas anderes, so eine Art Infektionsherd? Ich kann mich deutlich an den Schreck erinnern, als das Ding vom Tisch gefallen ist.«

Damit war das Gespräch erst einmal beendet und beide versanken in dumpfes Brüten.

Plötzlich schien es in den Raum kälter geworden zu sein und beiden fröstelte. Tony Tanner nagte an seiner Unterlippe, Little hatte die Arme um sich geschlungen, als stünde er im Winter an einer einsamen Bushaltestelle. Schließlich verständigten sie sich mit einem Blick und gingen zu Dorkas. Dem quollen fast die Augen aus dem Kopf, als sie von ihrem Verdacht erzählten.

»Was sollen solche Kindereien«, fragte er verblüfft. Dann bildete sich eine scharfe Falte über seiner Nasenwurzel, die Tony Tanner bei ihm bisher noch nicht bemerkt hatte. Und auch der Klang von Dorkas' Stimme war ihm fremd. Der korpulente Mann stemmte sich mit beiden Armen auf die Tischplatte, dass das Holz vernehmlich knarrte.

»Bin ich eigentlich nur noch von Deppen umgeben«, legte er unvermittelt los und warf einen giftigen Blick auf seine beiden Gäste. »Ich bemühe mich bis zum Umfallen, diese Sch ... hier aufzuzeichnen und diese beiden Herren haben nichts anderes zu tun, als Latrinenparolen zu verbreiten ...«

Während er sprach, wurde seine Stimme lauter, bis sie sich schließlich zu einem unbeherrschten Gebrüll steigerte. Dorkas hieb auf den Tisch, dass seine Teetasse hochsprang, umfiel und zu Boden kullerte, wo sie mit einem lauten Scheppern zerbrach. Der Klang des zerspringenden Behälters schien gierig die plötzliche Stille ausfüllen, die nach Dorkas' letztem Satz ausgebrochen war. Die drei Männer schauten sich gegenseitig an. Zuerst standen in den Augen von Tony und Little Erstaunen und blankes Entsetzen über diesen völlig unerwarteten Anfall. Dann verdüsterten sich auch ihre Mienen. Little deutete auf Tony. »Es war seine Idee«, rief er erregt, »und ich verbitte mir diesen Ton, ich habe es nicht nötig, mich in Ihrer Scheißküche so anschreien zu lassen!« Er machte Anstalten zu gehen, kam aber nicht zur Tür, weil ihm Tony Tanner in den Weg trat.

»Jetzt bin ich es plötzlich gewesen, was?«, keifte der. »Kommt jetzt die US Air Force mal kurz zum Bombardieren vorbei oder schicken Ihre heldenhafte Landsleute nur einen Marschflugkörper?«

»Ich muss mir diesen Schwachsinn von einem elenden Saftsack wie Ihnen doch nicht anhören«, schnaufte Little und wollte sich an Tony vorbeischieben. Oder dass einer von ihnen genau gewusst hätte, wie es dazu kam, entstand ein Gerangel. In einem klaren Moment registrierte Tony das wutverzerrte, rot angelaufene Gesicht von Little untermittelbar vor sich und fragte sich, was das alles sollte. Dann fuhr seine Hand vor und schob Little zurück. Hinter ihnen krachte ein Stuhl zu Boden, als Dorkas schimpfend aufsprang und sich wie ein Sumokämpfer auf die beiden miteinander ringenden Männer stürzte.

»Blödes Pack«, schrie er, »schlitzt euch meinethalben die verschissenen Kehlen auf, aber versaut nicht meine Küche, es genügt, dass ihr auf meinen Teppich pisst, ihr Barbaren!« Dann legte er Tony und Little die Hand in den Nacken und versuchte, ihre Köpfe gegeneinander zustoßen. Es blieb bei dem Versuch, weil ihm Little einen heftigen Tritt gegen das Schienbein verab-

reichte und Dorkas heulend auf einem Bein zur Seite hüpfte. Dort klammerte er sich an die Spüle und begann nach kurzer Überlegung, die beiden anderen mit gebrauchtem Geschirr zu bewerfen. Er landete einige Treffer, aber weil Dorkas aus praktischen Gründen in der letzten Zeit Campinggeschirr aus Plastik nutzte, waren die Einschläge nicht geeignet, Little und Tony Tanner tiefer zu beeindrucken. Die Teller und Tassen hüpfen unbeschädigt über den Boden.

Dann traf allerdings eine Tellerkante die Schläfe von Tony und setzte ihn für einige Sekunden außer Gefecht. Er taumelte und musste nach einem Halt suchen. Diesen Moment der Schwäche nutzte Little, um sich auf ihn zu stürzen und ihn halb zu Boden zu werfen.

Instinktiv hob Tony den linken Arm, an dem er die Peitsche als Armband trug, und stieß den Angreifer zurück. Es war bestimmt kein harter Schlag, aber Little zuckte mit glasigen Augen zurück und taumelte nach hinten. Im gleichen Moment fuhr es wie elektrischer Strom durch Tonys Arm, sodass er mit einem unwillkürlichen Wimmern auf den Boden kippte und nur noch den schmerzenden Arm halten konnte.

Aus den Augenwinkeln sah er, dass sich Dorkas mit einer großen gusseisernen Pfanne bewaffnet hatte, um mit deutlich mehr Nachdruck in den Kampf einzugreifen. Er hätte sie auch eingesetzt, hatte sie schon erhoben, da wurde er von dem zurücktaumelnden Little gerammt, nach hinten gegen einen Schrank gedrückt und hatte nun keinen Platz mehr, um richtig auszuholen. Wütend wollte er Little zur Seite schieben, aber der winselte erbärmlich und schlug um sich, als müsste er einen angreifenden Bienenschwarm vertreiben. Sein Gesicht war vor Schrecken verzerrt, seine Pupillen so verdreht, dass man nur noch das Weiße seiner Augen sehen konnte.

Es war weniger dieser Anblick als vielmehr der scharfe Schmerz in seinem Arm, der Tony Tanner einen kurzen Moment

der Besinnung bescherte. Aber bevor er die richtigen Worte fand, hatte Dorkas unter Einsatz seines gesamten Körpergewichtes Little zur Seite gedrückt, um sich jetzt mit geschwungener Pfanne auf Tony zu werfen.

»Das ist doch ... nicht normal«, rief Tony und wich ihm aus.

»Das kann ich nur bestätigen und darum werde ich euch Hosenkacker jetzt aus meiner Drecksküche prügeln«, blaffte Dorkas zurück und holte weiter aus.

»Es ist der *Grand Albert*«, fuhr Tony keuchend fort. »Er ist es, der uns durchdrehen lässt.«

»Durchdrehen?« Dorkas betrachtete skeptisch die Pfanne in seiner Hand, überlegte, schrie dann: »Das ist doch nur einer deiner Tricks«, schwang die Pfanne ... und ließ sie dann verwirrt sinken.

»Ich würde Ihnen liebend gerne das bisschen Gehirn aus Ihrem Idiotenschädel prügeln, aber ich fürchte, Sie könnten recht haben.«

»Wo haben Sie den *Grand Albert*?«

»Im Keller, wo denn sonst, Sie Klugscheißer? Wollen Sie mir jetzt vielleicht Schlampigkeit vorwerfen oder was ... Eierbär!«

Die Pfanne zuckte wieder in ihre ursprüngliche Schlagposition.

Tony rollte sich zur Seite und stand auf. Er empfand eine unbezähmbare Lust, Dorkas einen gut gezielten Tritt zwischen die Beine zu verpassen. Weil ihm jede Bewegung noch immer elektrische Schläge durch den Arm fahren ließ, fiel es ihm leichter, auf diese robuste Kundgebung seiner unfreundlichen Absichten zu verzichten. Er lehnte sich stöhnend gegen die Wand und massierte seinen Arm.

»Sachte, sachte«, sprach er beruhigend auf Dorkas ein, als müsste er einen wütenden Bullen beruhigen. »Legen Sie dieses Mordwerkzeug weg und versuchen Sie mal für einen Moment ruhig zu bleiben. Haben Sie das Buch einfach so abgelegt?«

»Einfach so, einfach so«, fauchte Dorkas, legte aber gehorsam

die Pfanne zurück auf den immer noch beträchtlichen Haufen gebrauchten Geschirrs. »Ich mache gar nichts einfach so. Verstehen. Ich habe natürlich Vorsichtsmaßnahmen getroffen ... Sie ... Sie ... ich hau' Ihnen gleich ...«

»Dann gehen wir jetzt nach unten und werden diese Maßnahmen kontrollieren.«

»Sie wollen mir nicht glauben, was?« Dorkas knirschte förmlich mit den Zähnen in seiner dampfenden Wut. »Aber gut. Gehen wir in den Keller - aber nur, wenn Sie vorgehen, einen blöden Affenpopo wie Sie will ich nicht im Nacken haben.«

Die ganze Zeit, während sie in den Keller stiegen und sich durch den muffigen Geruch abgestellter Möbel und alten Gerümpels bewegten, hörte Tony hinter sich das unterdrückte Gebrummel von Dorkas und spürte seinen hasserfüllten Blick im Nacken. Es war so angenehm, als würde er durch einen Tunnel gehen und hinter sich den heranrasenden D-Zug hören.

Schließlich drängte sich Dorkas rücksichtslos an Tony vorbei, schloss einen Verschlag auf und schob eine Mauer aus Kartons zur Seite. Wie zur Salzsäule erstarrt blieb er dann stehen. Jetzt war es Tony, sich an Dorkas vorbeizuschieben. Er sah den *Grand Albert* auf dem Boden liegen, umgeben von den Resten dessen, was Dorkas als eine Form der Sicherung hingelegt hatte. Ein Kreis aus weißem Pulver war an vielen Stellen unterbrochen, das Pulver über dem Boden verstreut. Einige Kerzen lagen als abgenagte Stummel umher.

»Ratten«, murmelte Dorkas. »Wir haben Ratten!«

»Wo finde ich die Waschküche?«

»Was geht Sie die Waschküche an, Sie ungewaschener Schnösel?«

Trotzdem zeigte Dorkas die Richtung, und Tony rannte los. Er fand, was er suchte und kam mit einer Packung Waschpulver zurück. Sorgfältig schüttete er das Pulver zu einem Kreis um den *Grand Albert*. Noch während er damit beschäftigt war, hörte er,

wie sich Dorkas heftig räusperte.

»Falls ich mich in der letzten Zeit vielleicht ... na ja ... etwas rustikal verhalten haben sollte, dann möchte ich hiermit in aller Form um Entschuldigung bitten, Herr Tanner.«

»Dito. Es war also tatsächlich das Buch.«

»Daran bestanden nie Zweifel. Ich war nur zu beschäftigt, Ihnen den Schädel zu spalten, um mich ernsthaft mit diesem Faktum auseinanderzusetzen.«

»Ich nehme mal an, das mit den Ratten war auch kein Zufall, Dorkas?«

Dorkas bückte sich schnaufend nach den Kerzenresten und begann, sie umständlich einzusammeln. Es war eher ein Ausdruck seiner Verlegenheit als seines Ordnungssinnes. Sein Gesicht war rot angelaufen - nicht nur durch die Anstrengung, sondern weil er sich nach dem eben beendeten Auftritt wie ein junges Mädchen fühlte, das man bei unanständigen Gedanken ertappt hatte.

Schließlich richtete er sich schnaufend wieder auf und betrachtete versonnen die Wachsstumpen auf seiner Handfläche.

»Zufall? Wenn ich irgendetwas gelernt habe in der letzten Zeit, dann das Eine: Es gibt keine Zufälle.«

»Dann fragt sich, welcher Rattus Rex uns hier seine nagenden Boten geschickt hat«, fragte Tony Tanner, der ganz froh war, den Auslöser der Aggressionen entdeckt zu haben.

»Wenn ich es wüsste, würde ich mich besser fühlen. Oder eben auch nicht - das Thema hatten wir ja schon durch. Sarah vielleicht - oder das, was sie jetzt geworden ist.«

»Der *Grand Albert* scheint unsere alte Freundin jedenfalls nicht sonderlich beeindruckt zu haben.«

»Seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie sagen, Herr Tanner! Das mit der *Freundin* gefällt mir nicht. Was ich sagen will - keiner von uns kann mehr sicher sein, welche Auswirkungen seine Worte haben.«

»Mit dieser Meinung mindern Sie meine Kommunikationsfä-

higkeit allerdings beträchtlich.«

»Sie brauchen einfach kurz zu überlegen, bevor Sie etwas sagen. Manche Menschen tun so etwas immer. Dies nur so als Hinweis. Außerdem kommen die meisten Menschen sowieso mit zweihundert Worten aus. Manche Indianersprachen am Amazonas haben überhaupt nicht wesentlich mehr Wörter. Aber das ist im Augenblick auch nicht unser größtes Problem.«

Das eigentliche Problem lag von einem Kreis aus Waschpulver umgeben vor ihnen auf dem staubigen Kellerboden. Dorkas ließ sich auf einen Karton nieder und starrte eine Weile auf den *Grand Albert*, als könnte geduldiges Warten eine Lösung bringen.

»Warum schmeißen wir das Teil nicht einfach weg?«, schlug Tony vor.

Dorkas blickte müde lächelnd auf. »Wenn das mal so einfach wäre. Schließlich handelt es sich hier um einen kraftgeladenen Gegenstand. Den wegzuschmeißen würde so hilfreich sein, als wollten Sie Atommüll unterm Bett lagern. Nein, wir haben das Ding an der Backe kleben, wenn ich mich mal etwas rustikal ausdrücken darf, und es wird uns fast so viel Arbeit kosten, den *Grand Albert* loszuwerden, als wir hatten, um ihn in die Finger zu bekommen.«

»Das kommt mir wie ein schlechtes Geschäft vor.«

»So sind die Regeln, Herr Tanner. In dem Bereich, in dem wir uns tummeln, gibt es nur diese Art von Geschäften. Sie schlecht oder gut zu nennen, ändert nichts an den Tatsachen.«

»Und was machen wir nun? Hier sitzen bleiben und jede Ratte platt knüppeln, die sich am Waschpulvermagiekreis vergeht? Oder haben Sie eine bessere Idee?«

»Ja. Nachdenken.«

Damit zog sich Dorkas in ein brütendes Schweigen zurück. Tony Tanner verzichtete darauf, sich die Absurdität der Situation in allen Einzelheiten deutlich zu machen: zwei Männer, die

vor einem mittelalterlichen Buch voller abergläubischer Verheerungen saßen und sich um die Haltbarkeit magischer Kreise aus Seifenflocken Gedanken machten. Während von der Straße Motorenlärm und die Schritte vorbeischreitender Passanten erklangen, hockten sie beide hier in ihrem ganz privaten Mittelalter, abgetrennt von dem, was die Menschen dort draußen für ihre gesicherte Welt halten mochten. Aber, wie Dorkas so richtig gesagt hatte: *Dieses Thema hatten wir schon durch* - mehrmals sogar.

Tony massierte seinen Arm. Der Schmerz war inzwischen wieder abgeklungen, aber ein unangenehmes Kribbeln blieb. Vor allem hatte dieser Arm kaum noch Kraft. Was soll's, sagte sich Tony bitter, falls es mit dem Zuschlagen nicht klappt, verscheuche ich jeden Gegner mit Grimassenschneiden.

Er schrak auf, als sich Dorkas mit der flachen Hand gegen die Stirn klatschte. »Dass ich nicht sofort darauf gekommen bin«, schmetterte Dorkas, dass es unter der niedrigen Decke dröhnte. »Nehmen Sie das Buch, Herr Tanner und folgen Sie mir.«

Es war das erste Mal, das Tony den *Grand Albert* in der Hand hielt. Das Buch fühlte sich eigentlich ganz normal an. Wesentlich schwerer als erwartet, aber das konnte an dem Papier liegen. Und überraschend kalt, aber schließlich hatte das Buch ja in einem Keller gelegen.

Tony trottete hinter Dorkas her und ärgerte sich, dass er das schwere Buch schleppen musste. Das war ja mal wieder typisch für diesen Blödmann Dorkas, andere die Arbeit tun zu lassen. Kein Wunder, dass dieser Mensch vom Rumsitzen einen derart fetten Arsch bekommen hatte. Allein schon die Art, wie er jetzt vor Tony die Treppe hochwackelte, war eine einzige Beleidigung. Tony überlegte, ob er Dorkas den *Grand Albert* in den Nacken rammen sollte.

Es wäre nur eine gerechte Tat gewesen, die Rache für alle, die jemals vom Anblick dieses menschlichen Molches in ihren ästhetischen Menschenrechten verletzt worden waren.

Leider legte Dorkas plötzlich eine schnellere Gangart ein und machte Tonys Anschlagplanungen zunichte. Tatsächlich flitzte der Wissenschaftler förmlich um die Ecke und zum Hintereingang seines Ladens, sodass die Tür schon offenstand und Dorkas im schummrigen Inneren verschwunden war, als Tony zähnefletschend ankam. Aus verständlichen Gründen hatte Dorkas seinen Laden in den letzten Monaten nur selten geöffnet. Seit mehreren Wochen hing das Schild *Bin im Urlaub* an der Tür. Der langdauernde Urlaub verwunderte keinen Menschen, weil sowieso keine Kunden in Dorkas' Geschäft kamen und die Hausbewohner aufgegeben hatten, sich um ihren seltsamen Mitmieter zu kümmern. Das Schaufenster war mit Eisengittern verrammelt, als gäbe es wirklich Dinge in dem Geschäft, die für einen Einbrecher von Interesse wären.

Dorkas hatte kein Licht angeschaltet. Nur aus dem Nebenraum, in dem er eifrig wühlte, drang ein Lichtstrahl. Tony stieß sich das Bein an einem alten Hocker und konnte nur mit Mühe ein Wutheulen unterdrücken. Einzig die Furcht, noch mehr blaue Flecken zu riskieren, hinderte ihn, zu Dorkas zu stürmen und ihm sowohl Buch als auch Hocker über den Kopf zu schlagen. Er wunderte sich nicht über seine Wut. Sie erschien ihm völlig gerechtfertigt, verständlich und angemessen.

Bevor Tony die geringste Reaktion zeigen konnte, war Dorkas aus dem Nebenraum geschossen wie der Korken aus der Sektflasche, hatte ihm das Buch aus der Hand gerissen und war damit im dunklen Laden verschwunden. Tonys erster Impuls war, hinter Dorkas herzurennen und ihm für diese unverschämte Frechheit eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen. Dann wurde ihm plötzlich klar, dass Dorkas Handlung durchaus Sinn machte, ja, es schien ihm nun so, als ob dieser Dorkas ein wirklicher kluger und pfiffiger Bursche war.

»Licht an, Herr Tanner«, erklang die Stimme aus dem Dunkeln und Tony begann, nach dem Schalter neben der Tür zu tasten.

Als er endlich die Beleuchtung angeschaltet hatte, bot sich ihm das bemerkenswerte Bild eines auf dem Boden knieenden Dorkas, der an einen Pfadfinder vor dem ersten selbst erzeugten Feuerchen erinnerte.

»Kommen Sie schon!«

Mit Erstaunen erkannte Tony im Nähertreten den *Grand Albert*, auf den Dorkas eine Statue platziert hatte.

»Kennen Sie das gute Stück noch, Herr Tanner?«

In der Tat, Tony kannte es. Es handelte sich um nichts anderes als um die ägyptische Statue des Hermes Trismegistos, deren Verkauf Tony Tanner zum ersten Mal in diesen Laden geführt hatte.

»Und ob ich das Teil kenne«, knurrte er. »Darf ich ein wenig darauf herumtrampeln?«

»Unterstehen Sie sich, Herr Tanner. Diese Statue ist jetzt unser Trumpf. Damit hatten sie nicht gerechnet, nicht wahr, so ist es doch? Und ich hatte auch nicht sofort daran gedacht, ich Schlingel. Ist doch klar - Hermes Trismegistos, der Herrscher der Geheimnisse von Himmel, Erde und Unterwelt. Wer sonst könnte den *Grand Albert* bewachen und seine negativen Einflüsse neutralisieren?«

»Dorkas, es ist nur eine Statue, nur ein Stück Materie.«

»Nicht schon wieder diese Leier.« Dorkas unterbrach seine Antwort, um sich in die Senkrechte zu wuchten. Dann betrachtete er händereibend sein Werk. Nach einer Weile fuhr er fort: »Erstens: Nur Materie ist nicht, klar? Nur ist sowieso nicht! Himmel und Wolkenbruch, Herr Tanner, da konzentrieren Unmengen von bedauernswerten Männern ihre gesamte Begierde auf diese komischen Aufblaspuppen aus Hongkong oder so, und Sie kommen mit ihrem nur. Nur Worte, nur Zufall, nur Materie - vergessen Sie es endlich, auch wenn ich mir den Mund fusselig reden werde, bevor Sie diese Grundwahrheit verinnerlicht haben werden. Außerdem ist es eine Götterstatue. Der materielle Ausdruck einer überirdischen Macht. Und ...« - hier hob Dorkas den

Zeigefinger und bekam einen verklärten Ausdruck - » ... diese Hermes-Statue wurde von Ihnen höchstpersönlich in diesen Laden gebracht!«

»Sie wollen mich nicht zufälligerweise ein ganz klein wenig veräppeln?«

»Danach ist mir im Augenblick nicht zumute. Es ist doch ganz klar, ohne die Statue wären Sie gar nicht in mein Blickfeld gekommen und hätten ... gewisse Tätigkeiten der letzten Monate niemals auf sich genommen. Sie brauchen gar nicht so ostentativ zu nicken, Herr Tanner, ich habe mir mein Leben in den letzten Jahren auch anders vorgestellt. Wo war ich ...

Ach so, damit ist doch eindeutig klar, dass diese Statue zum großen Spiel gehört. Sie hat eine Bedeutung und voilà ...« Damit deutete Dorkas mit großer Geste auf das Ensemble aus Buch und Statue. Für Tony sah es ein wenig nach Flohmarkt aus.

»Und Sie sind sicher, dass es wirkt«, erkundigte er sich zweifelnd.

»Könnten wir uns sonst so relativ kultiviert austauschen? Ich habe momentan gar keine Lust, Ihnen die Zähne herauszuschlagen. Wie geht es Ihnen in Bezug auf mich? Wo bleiben Ihre Aggressionen?«

Das Argument leuchtete ein. Der *Grand Albert* lag ohne weiteres magisches Brimborium auf dem Boden und schien seine Wirkung verloren zu haben.

»Es ist ziemlich unheimlich, was dieses Buch auslösen kann«, murmelte Tony, der sich an die letzten Minuten erinnerte. »Es ist so, als würde man gedankliches Gift intravenös injiziert bekommen.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Das hier ist so etwas wie Magie im XXL-Format. Jeder Werbefuzzi kann von dieser Beeinflussung nur träumen. Oh, wir sollten uns jetzt aber um Little kümmern, bevor der uns noch weiteren Kummer macht.«

Im Treppenhaus begegneten sie einem Pizzaboten, der einen

Stapel erfreulich duftender Pappschachteln hochschleppte. Zu beider Erstaunen klingelte der Mann an der Tür von Dorkas Wohnung und wurde von Little eingelassen.

»Ich hatte einfach ein enormes Bedürfnis nach Pizza«, erklärte Little wenig später, als sie in der Küche saßen und in trauter gemeinsamer Verfressenheit versuchten, die enorme Bestellmenge zu reduzieren. Little ging es wieder prächtig, ja, in diesem Fall war er es, der mit blitzenden Augen die gedrückte Stimmung wieder aufhellte. Die drei aßen, bis sie sich wie schwangere Robben fühlten. Tony und Little vernichteten die beiden Flaschen Rotwein, die kostenlos zu der Mega-Bestellung zugegeben worden waren.

»Wenn jetzt mein Arm wieder richtig funktionieren würde, wäre der Tag geradezu gelungen«, urteilte Tony Tanner am Ende des Gelages. Dorkas verbot ihm kategorisch, in seiner eigenen Wohnung zu schlafen. Obwohl Tony das eigene Bett vorzog, hatte er eigentlich keine Lust darauf, zu dieser mitternächtlichen Stunde den Heimweg anzutreten, und so war er über diese Entscheidung ganz froh.

Tony nächtigte auf zwei zusammengeschobenen Sesseln, während Little darauf bestand, auf dem Boden zu liegen, weil ihn das an die Sommerlager in den Rocky Mountains in seiner Jugend erinnerte.

Dorkas schnarchte schon bald in seinem Schlafzimmer, und seine Gäste waren angetrunken genug, um trotz hektisch wirkenden Verdauungstraktes auch schnell einzuschlummern.

»Herr Tanner ...«

Tony fuhr aus dem Schlaf. Wirre Traumbilder wirbelten noch durch seinen Kopf. Er blinzelte in die Helligkeit der Wohnzimmerlampe. Auf seiner Schulter spürte er eine Hand. Es war eine Alpträumsituation, das eindeutige Signal, das irgendeine Katastrophe geschehen war.

Als sich seine Augen an das Licht gewöhnten, erkannte er das Gesicht von Little vor sich.

Ein Blick zur Uhr zeigte, dass es kurz nach drei war. Dann hörte er das Schnarchen aus dem Nebenraum und empfand eine gewisse Erleichterung.

»Suchen Sie die Nummer vom Pizzaservice oder wollen Sie einfach nur ein wenig Ärger haben«, eröffnete Tony mit gebremstem Charme das Gespräch.

»Wenn ich das so genau wüsste«, antwortete Little etwas kläglich.

Nachdem er in sich keinen Impuls verspürte, Little zu schächten oder sich sonst wie für die Unterbrechung der Nachtruhe zu revanchieren, fühlte sich Tony schon wesentlich besser.

Zumindest der *Grand Albert* war also tatsächlich ruhiggestellt, einen besseren Test konnte es gar nicht geben. Und dieses Wissen war ja auch etwas wert. Versöhnt zog er mit Little in die Küche ab, wo sie sich bei geschlossener Tür um Tee bemühten, der ihnen ein wenig die Promille aus dem Kopf spülte.

»Dann bin ich mal gespannt«, sagte Tony, nachdem er sich einige Tassen gegönnt hatte und sich leidlich klar fühlte.

»Es ist nicht einfach zu erklären.«

»Och, bis der Frühzug geht, haben wir noch viel Zeit ...«

Little kratzte sich am Kinn. Es gab ein schabendes Geräusch, weil sich die ersten Bartstoppeln durch die Haut drängten. Er suchte nach Worten, formulierte mit lautlos bewegten Lippen die ersten Sätze. Was war es gewesen? Es begann damit, dass John Little von seinem Lager hochfuhr. Er konnte nicht einmal sagen, dass er aus dem Schlaf geschreckt wäre, denn er war in diesem Moment unsicher, ob er tatsächlich wach war oder noch schlief. Er war sicher, dass er eben noch geträumt hatte. Kein besonders aufregender Traum im Grunde, denn er sah nichts als eine Art von Gussform, in dem durch ein Labyrinth von Rinnen rot glühendes Metall floss, als würden sich lange Schlangen vor-

wärts bewegen. Bei näherer Betrachtung stellte er fest, dass es sich gar nicht um eine Gussform handelte, sondern um eine Art von Stadtplan. Als er die Themse erkannte, war ihm auch klar, dass es sich um einen Stadtplan von London handeln musste. Eine ganze Weile betrachtete Little das Spiel der glühenden Metallstränge. Es erinnerte ihn an ein nächtliches Gleisfeld, durch das sich ein beleuchteter Zug seinen Weg zum Bahnsteig sucht. Hier allerdings war es nicht das sanfte Scheinen der Abteifenster, sondern ein hartes, geradezu schmerzhaft grelles Licht, das zudem ruckartig vorwärts sprang, verharrte, um dann wieder mit größter Geschwindigkeit seinen Weg zu nehmen.

Der Anblick hatte zuerst etwas Amüsantes. Little schaute es an wie einen Film. Dann begann ihn das Bild zu beunruhigen. Die Bewegungen schienen etwas Gewalttätiges, gefährlich Rabiates zu haben, und sie schnitten durch die schlafende Stadt wie ein Skalpell, ohne dass diese Stadt sich wehren konnte. Vielleicht schlief diese Stadt ja nicht einmal, vielleicht lag sie in einer Ohnmacht, war in Narkose versetzt worden, während irgendeine Macht ihre Manipulationen durchführte? Aber welche Macht mochte es sein? Je länger Little darüber nachsann, desto beunruhigter wurde er. Schließlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Er selbst war ja in dieser Stadt und er selbst war Teil dieses Bildes. Und das bedeutete, dass er auch in Narkose versetzt worden war.

An diesem Punkt fuhr Little hoch. Er schnappte nach Luft und roch den muffigen Geruch, den sein verschwitzter Pyjama ausströmte. Seine Unruhe war nicht verschwunden. Sie steigerte sich im Gegenteil, weil er nicht sicher war, ob er sich schon aus dem Traum entfernt hatte oder immer noch in dieser Welt aus Hirngespinsten gefangen war. Die Methode, sich zu kneifen, ging ihm durch den Kopf, aber er schreckte davor zurück. Schwer atmend stützte er sich auf die Ellbogen und versuchte,

die Quelle seiner Beunruhigung auszumachen. Er brauchte nicht lange, um die Lichter als Ursache zu erkennen. Es war für Little jetzt, als würde er einen Schmerz spüren und müsste sich nun, zögernd und mit ängstlichem Widerwillen, die Wunde anschauen, die ihn verursachte. Er nutzte seine Fähigkeiten, konzentrierte sich auf das Bild der Lichter und lauschte. Dann fand er sich senkrecht auf seinem Lager stehend wieder.

»Ab da wussten Sie also, dass Sie wach waren?«, kommentierte Tony Tanner sarkastisch.

»Zumindest das wusste ich.«

»Aber nicht nur das!«

»Nein, nicht nur das!« - Erneut suchte Little nach Worten. Er hätte von einer verbrennenden Hitze sprechen müssen, die wie ein Wüstenwind durch die Straßen fauchte. Eine Glut, angefacht von Hass und Wut und einer Gier, die die Wesen durch die Straßenschluchten der Großstadt mit rasender Hast vorwärts peitschte. Denn es war kein kochendes Metall gewesen, das Little gesehen hatte, auch kein Licht. Es waren Spuren von Energie, Leuchtzeichen einer Kraft, die alleine durch ihre Größe und Gewalt unmenschlich wirken musste.

»Sie meinen also, da draußen ist etwas, das durch die Straßen heizt und sauer ist?« Tony Tanner war sich selbst bewusst, dass sein Satz bemüht locker klang. Zu sehr, um nicht genau den gegenteiligen Eindruck hervorzurufen. Tony fühlte ein steigendes Unbehagen. Es bereitete ihm keinerlei Vergnügen, nachts geweckt zu werden und die Botschaft zu erhalten, dass irgendetwas, etwas, das überhaupt nicht nett zu Menschen zu sein schien, dort draußen unterwegs war. Besonders die Ereignisse des Vortages machten ihm klar, dass er Littles Traumbericht nicht ignorieren durfte.

Und außerdem war der Tee ausgegangen. Seufzend machte sich Tony daran, diesem Mangel abzuhelfen. Er wirkte eifrig vor dem Küchenschrank und wendete Little den Rücken zu. Es wäre

gut gewesen, wenn der Amerikaner ihm geholfen hätte. Sein Arm schmerzte immer noch, und jetzt begannen auch die Narben auf seiner Schulter zu pochen.

»Nehmen wir Orange Pecoee, Earl Grey, grusinischen oder Assam?«

Tonys Frage wurde nicht beantwortet, also entschied er selbst und griff zu der Dose mit dem Assam-Tee. Der herbe Geschmack schien der Stunde und dem Thema angemessen zu sein.

»Ich frage mich«, sagte Tony dann, »ob uns die Sache irgendwie angeht. Und wenn sie uns etwas angeht, dann frage ich mich, warum sie gerade uns was angeht ...«

Little schaute ihn verständnislos an.

»Na ja, ich meine, wenn Sie so eine Meldung bekommen, dann bedeutet das ja noch lange nicht, dass wir uns dadurch irgendwie angesprochen fühlen müssen. Oder habe ich das falsch verstanden? Ich will es mal so formulieren, wenn ich jetzt im Radio eine Sturmwarnung für das schottische Hochland höre, dann binde ich doch deswegen noch nicht die Fensterläden fest.«

»Nun ja,«, antwortete Little zögernd. »Im Prinzip haben Sie recht. Ich scheine nicht in einer Phase zu sein, in der ich selbst auf Sendersuche gehe. Es funkt sozusagen in mich hinein.«

»Na also, gehen wir wieder schlafen!«

»Ja, es war nur so ...«

Little sackte auf seinem Stuhl förmlich in sich zusammen und begann die Finger zu kneten, als könnte er mit seinem Handschweiß zusammen irgendeine Erklärung herausdrücken.

Tony setzte die Tasse, die er gerade zum Mund führen wollte, und starrte den Amerikaner misstrauisch an. Es gab einen kurzen Moment völliger Stille, in dem beide den Atem anhielten und nur das Knarren des Stuhls hörbar war, auf dem Little nervös rückte.

»Also, ich glaube ... ach was ... also, da war ein Hilferuf.«

»Ein Hilferuf, ja?«

»Ja, ein Hilferuf«, bestätigte Little. Er klang, als müsste er eine

äußerst peinliche Verfehlung beichten.

Tony Tanner blies die Backen auf. Dann klatschte er mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Hilferuf? Was soll's, Herr Little? Wir sind in London. Da wird ständig um Hilfe gerufen - dünne Ehemänner werden von ihren fetten Frauen verprügelt und rufen um Hilfe, Mittvierziger werden von drallen zwanzigjährigen Blondinen vergewaltigt, indem die Schnuckis ihre glatten, sanft schimmernden Schenkel um deren Fettbäuche schlingen und ihre riesigen, birnenförmigen Brüste mit den steinharten Nippeln in die moralisch zu Recht empörten Gesichter der älteren Herren - na, und dann rufen die um Hilfe ...«

Es war nicht nur der völlig entgeisterte Blick Littles, der Tony abbrechen ließ. Er fuhr sich über die Stirn und legte sein Gesicht dann in beide Hände. Als er wieder aufblickte, war es, als wäre er aus einem anderen Raum zurückgekommen.

»Verzeihung«, sagte Tony, »ich weiß, ich rede Unfug. Ich bin zurzeit einfach nicht in optimaler Verfassung.« *Wann je?*, lautete der Kommentar, den seine innere Stimme dazu abgab.

»Ich fürchte, in dieser Hinsicht bilden Sie keine Ausnahme in unserem Trio.«

»Also - alles auf null. Was für ein Hilferuf?«

»Ich kann es nicht erklären. Es war nicht einmal so, dass da jemand *Hilfe* gerufen hätte. Ich hatte nur das absolut sichere Gefühl, dass irgendwer Unterstützung brauchte.«

»Und diese Unterstützung wollte er von Ihnen, respektive von uns, Herr Little?«

»Ich fürchte, genau so war es.«

Nach zwei Tassen Tee raffte sich Tony auf. »Wecken wir Dorcas.«

Aus dem Schlafzimmer drangen noch immer lautstarke, sägende Geräusche, unterbrochen von Prusten und Schmatzen. Die Geräuschkulisse zwang mit geradezu logischer Notwendigkeit

Bilder von riesigen Wassertieren, die vor lauter Atemnot an die Oberfläche kommen, vor das geistige Auge.

Zaghaft klopfte Tony an die Tür. Ihm war keinerlei Erfolg beschieden, auch dann nicht, als er die Lautstärke seines Klopfens steigerte, bis es sich schließlich an Dorkas' Geräuschemissionen angepasst hatte. Hilfe suchend blickte Tony auf Little, aber der war gerade in diesem Moment sehr damit beschäftigt, sich ein Taschentuch vor die Nase zu halten.

Seufzend öffnete Tony die Tür ein wenig, schob die Hand durch den schmalen Spalt, tastete nach dem Lichtschalter und knipste die Lampe an. Das Schnarchen veränderte sich, wurde von einem zornigen Fauchen unterbrochen und verfiel dann erneut in den altbekannten Rhythmus.

Obwohl Tony diesen Raum kannte, überfiel ihn dennoch das unerfreuliche Gefühl, etwas wenn nicht Verbotenes, so doch zumindest etwas völlig Unangemessenes zu tun, als er sich nun durch die Tür schob. Erst als er im Raum war, fiel ihm ein, dass es keinen Grund gab, die Tür nicht völlig zu öffnen, und ein kleiner Ärger stieg in Tony Tanner auf.

Das Schlafzimmer erinnerte wie alles in der Wohnung von Dorkas an eine Mischung aus chaotischem Kinderzimmer und Bibliothek. Die Bücher, die eigentlichen Herrscher in den vier Wänden, hatten sich auch hier wie verwöhnte Katzen breitgemacht und lagerten in Regalen oder dösten auf Kissen und Stühlen. Dazwischen hatte Dorkas seine Kleidungsstücke verteilt. Für Tony sah es aus, als würden hier mindestens vier Menschen undefinierbaren Geschlechts, aber eindeutig verminderten Ordnungssinns hausen. Einzig seine neu erworbene und hochmodische Krawatte war mittels eines patentierten Aufhängers am Kleiderschrank wie an einem Totempfahl aufgehängt.

Ein riesiges Federbett, seinerseits von einer babyblauen Decke überzogen, bauschte sich auf der Schlafstatt auf. Von Dorkas war nichts zu sehen, allerdings diente das Schnarchen als eindeutiger

Hinweis, wo er sich aufhielt. Nachdem er in die Knie gegangen war, entdeckte Tony zwischen Federbett und Kissen einen Teil von Dorkas. Sein Gesicht, oder zumindest dessen sichtbarer Teil war von kleinen Schweißperlen bedeckt. Die wenigen Haare klebten an der Stirn und erinnerten an das Craquelé einer Porzellantasse. Der warme Stallmief des Schlafenden stieg von dem Lager auf. Es war für Tony ein seltsames Gefühl, das Gesicht des anderen Mannes in der absoluten Schutzlosigkeit des Schlafes vor sich zu haben. Es gab ihm für einen Augenblick das Gefühl absoluter Überlegenheit, fast so, als würde er auf eine leblose Steinfigur schauen. Das Gefühl schwand schnell und wich der Frage, ob nicht vielleicht Dorkas Herr der Situation war, schon darum, weil er sich so weit von allem entfernt hatte.

Trotz der kriegerischen Geräusche, die er von sich gab, wirkte Dorkas völlig entspannt und geradezu kindlich. Es lag sogar etwas von reiner, ungetrübter Heiterkeit auf seinen Zügen und Tony fragte sich unwillkürlich, ob er Dorkas jemals auf diese Art erlebt hatte - auf eine Weise, von der das Gesicht behauptete, sie sei möglich. Nein, sagte er sich dann, wir müssen wohl tief schlafen, um bis zu diesem Punkt zu kommen. Dann nannte er sich selbst einen sentimentalen Trottel und streckte die Hand aus, um Dorkas wach zu rütteln.

Wie nicht anders erwartet, brauchte er auch hier Energie und Ausdauer. Schließlich mündete das Schnarchen in ein letztes heulendes Stakkato, in dem sich Protest und Trauer um den verlorenen Tiefschlaf mischten, und Dorkas zwängte seinen trüben Blick durch ein halb geöffnetes Lid.

»Was ist los?«, brummelte er, und wurde in diesem Moment von Misstrauen erfasst. Er öffnete erst das eine Auge ganz, dann klappte er langsam auch das andere auf und blinzelte mürrisch in die Helligkeit. Schließlich wurde ihm die Situation bewusst. Er wischte sich über den schweißnassen Schädel und lief rot an.

»Ich hoffe, Sie haben eine Erklärung für diese abrupte Unter-

brechung meiner gesundheitlich wichtigen Tiefschlafphase, Herr Tanner.«

»Erstens möchte ich, dass auch Sie dieses Gefühl genießen, weil ich es nämlich schon erfolgreich überstanden habe. Und zweitens hat Ihr Gefährte Little Ihnen einiges zu erzählen. Ich dachte, es würde Sie interessieren. Und bevor Sie nachfragen - ja, auch zu dieser nachtschlafenden Zeit.«

Damit entfernte sich Tony aus dem Schlafgemach des Wissenschaftlers und hätte es sogar mit einer gewissen Eleganz geschafft, wenn er nicht über die auf dem Boden verteilten Treter von Dorkas gestolpert wäre.

Dorkas selbst trieb seinen Blutdruck unerwartet schnell in die Höhe. Er schlurfte ins Badezimmer, ließ das Wasser laufen und gab prustende Geräusche von sich, die in ihrer akustischen Gemeinsamkeit seinem Geschnarche gleichkamen. Dann schlappte er, eingehüllt in seinen antiken Bademantel und Wolken eines unklaren Eau de Toilette-Geruchs in die Küche und füllte sich in verbissener Konzentration mit Tee ab, während er Littles Bericht lauschte.

Es entging Tony keineswegs, dass Little fast dieselben Worte benutzte, die er bei der ersten Erwähnung der inneren Geschehnisse gegenüber Tony gewählt hatte. Zumindest machte sich der Amerikaner keiner poetischen Ausschmückungen schuldig.

»Energie also?«, fragte Dorkas.

»So habe ich es empfunden«, bestätigte Little.

»Individualisierte, extradimensionale Energiequanten«, rief Dorkas und schaute sich Beifall heischend um. Er wurde enttäuscht. Zwei Augenpaare, in denen sich blankes Unverständnis spiegelte, waren ihm zugewandt.

»Zumindest Sie als psychologisch geschulter Mensch sollten mich verstehen, Herr Little«, murmelte Dorkas merklich kleinlauter. Little schüttelte nur den Kopf.

»Na gut.« Jetzt hatte Dorkas den patzigen Unterton eines ver-

grätzten Mädchens. »Soll ich vielleicht Dämonen sagen, wäre Ihnen das lieber?«

»Ich würde mir genauso veräppelt fühlen, aber auf einer anderen Ebene«, brachte Tony heraus.

»Auch von Ihnen hätte ich mehr Offenheit für die wissenschaftlichen Fakten erhofft, Herr Tanner!«

»Wissenschaftliche Fakten? Ich darf also davon ausgehen, dass die Exorzisten des Vatikans energische extrabreite Individuen oder was auch immer zum Teufel schicken? Das hilft mir verständnistechisch kein bisschen weiter.«

»Müssen wir zu dieser Stunde eine Grundsatzdiskussion führen«, meckerte Dorkas. Dabei schob er die Füße unter den Tisch und machte deutlich, dass er keinerlei Probleme damit hätte, zu dieser Stunde eine Grundsatzdiskussion zu führen.

»Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen - nehmen wir mal an, es gäbe eine Art von Menschen, die nur die Länge und die Breite kennen und von Höhe keine Ahnung haben. Diese Wesen würden in ihren zwei Dimensionen glücklich leben, und irgend-ein Kant würde auch eindeutig nachweisen, dass diese beiden Dimensionen ausreichen und man keine Gedanken über drei Dimensionen verschwenden sollte. Also, wenn ich jetzt in diese Welt käme, dann könnte ich auftauchen und verschwinden, einfach, indem ich ein wenig hüpfte, also die dritte Dimension nutze. Das sollte doch einleuchtend sein. Nächster Punkt: Vielheit der Dimensionen. Mathematisch stellt das kein Problem dar. Der so genannte gesunde Menschenverstand allerdings hat in dieser Hinsicht seine Blockaden. Wahrscheinlich ist das nichts als ein natürlicher Schutzmechanismus zur Vermeidung der Überdehnung. Oder so ähnlich.

Jedenfalls gibt es keinen Grund, warum nicht in diesem Moment ein Ozeandampfer durch dieses Zimmer rauschen sollte oder ein Schnellzug, allerdings in einer anderen Dimension, daher merken wir es nicht. Wenn wir so weit sind, kommen wir zurück zu meinem Beispiel, in dem ich als glorreicher Supermann

in der Zweidimensionalität wirke.«

»Nehmen wir mal an, ich hätte Ihre Ausführungen verstanden. Diese Dinger kommen also aus einer anderen Dimension - man, selbst wenn ich es sage, klingt es bescheuert.«

»Sie waren auch schon mal seriöser, Herr Tanner. Aber es ist genau so. Sie kommen aus einer anderen Dimension. Und wenn ich von Energie spreche, dann meine ich damit auch, dass alle Materie bekanntermaßen zugleich eine Form von Energie ist und umgekehrt.«

»Bekanntermaßen ...«

»Was habe ich von dem Hilferuf zu halten?«, mischte sich Little ein.

»Ja«, Dorkas räusperte sich. »Man sollte dem nachgehen. Ich habe da einen Verdacht ..., man muss einfach los, Little, Sie führen ...«

»Nur kein Zwang. Ich passe inzwischen auf Ihre Wohnung auf«, sagte Tony Tanner.

Als er auf die Straße trat, wurde Tony die Dunkelheit erst richtig bewusst. Sie lag schwer über den Hausdächern, mit einem Gewicht, das fast körperlich spürbar war, und vermischte sich mit der Müdigkeit, die träge unter seiner künstlichen Aufgedrehtheit ruhte. Die Luft war kühl. Ihm fröstelte und Tony steckte die Hände tief in die Taschen, ohne an ausgebeulten Stoff zu denken. Er schaute sich zu Little um.

»Links oder rechts?«

»Keine Ahnung«, sagte Little. »Aber ich glaube links.«

»Sie sind der Chef.«

Little ging vor und hielt dabei den Kopf schräg, als müsste er auf etwas lauschen. Tony war froh, dass sich zu dieser Stunde kein Passant auf der Straße blicken ließ. Die Häuser waren dunkel und abweisend. Zwischen den Straßenlaternen lagerte die Nacht, und wenn sie sich dem Licht näherten, huschten ihre Schatten lautlos heran und sprangen über abgestellte Autos und

kletterten an Hausfassaden entlang. Es hätte Tony nicht im geringsten gewundert, wenn sich sein Schatten plötzlich selbstständig gemacht hätte. Nur wenn Dorkas dafür keine wissenschaftliche Erklärung gehabt hätte, wäre das ein Anlass zur Verwunderung gewesen.

Sie liefen durch einige Straßen, bis Tony den Verdacht nicht mehr los wurde, dass Little die Orientierung verloren hatte. Gerade als er zur Vorsicht nachfragen wollte, blieb Little stehen.

»Merken Sie das?«, fragte er.

Was sollte Tony merken? Er blickte sich um, lauschte, schnüffelte und zuckte dann die Achseln. Little stand einige Schritte von ihm entfernt mitten auf der Straße und winkte ihn heran. Als Tony zur Straßenmitte ging, erkannte er, was Little gemeint hatte. Unvermittelt spürte er Wärme auf der Haut. Es war mehr als die freundliche Wärme, die abends von einer sonnenerwärmten Straße aufsteigt und Vögel und andere Tiere anzieht. Für ihn war sofort klar, instinktiv, ohne dass er weiter darüber nachdenken musste, dass hier die letzten, eben noch erträglichen Ausläufer einer verbrennenden, tödlichen Hitze an seine Haut schwemmen.

»Hier sind sie entlang gekommen«, murmelte Little. »Und wir müssen hier lang. Ich höre Lärm. Ich meine ... Sie verstehen schon, nicht wahr?«

Sie verfielen in einen Laufschrift und eilten die Straße entlang. Es war nicht allein die Anstrengung und nicht nur die unnatürliche Wärme, die ihnen den Schweiß aus den Poren trieb.

»Dort hinten«, keuchte Little. Tony Tanner hatte den Mann schon gesehen, der auf dem Gehsteig lag und sich mühte aufzustehen.

Dann spürte er eine plötzliche Hitze im Nacken, die wie ein scharfes Rasiermesser über seine Haut kratzte. Sie kam völlig unerwartet, geräuschlos, ohne Vorwarnung. Wie eine stille Lawine fegte sie die Straße entlang und ließ die Luft im Schein der La-

ternen kochen wie flüssiges Glas. Erschrocken sprangen Little und Tony zur Seite. Schon nach zwei, drei Schritten waren sie wieder in der kühlen Nachtluft. Das alles hat nichts mit dem zu tun, was ich über Physik gelernt habe, dachte Tony. Nicht einmal das stimmt mehr.

»Sie sind da«, flüsterte Little. Dann drückte er die Finger gegen die Schläfen und krümmte sich.

Boo Little taumelte und konnte sich nur mit größter Mühe auf den Beinen halten. In seinen Kopf drängte sich Lärm, der ihn fast um den Verstand brachte. Es war das Brüllen vieler wütender Stimmen in einer fremden, wenig wohlklingenden Sprache voller hastiger R-Laute und kehliger ch. Nur mit größter Konzentration gelang es ihm, sich von diesem Lärm zu befreien. Er war sich jedoch sicher, dass er etwas vernommen hatte, das sich in unmittelbarer Nähe abspielte. Er wurde gerufen. Er musste eine Botschaft entgegennehmen. Er wurde herangewinkt, angesaugt, herbeigefleht, und bei allem schien die Zeit zu drängen. Am liebsten hätte Boo Little einen Schalter herumgelegt und alles wäre still und dunkel gewesen. Aber es gab keinen solchen Schalter.

Auch Tony Tanner hatte sich jetzt gestrafft und lauschte aufmerksam. Er glaubte, einen leise sirrenden Ton gehört zu haben, wie von einer weit entfernten Turbine und fragte sich, ob es von einem der Nachtfalter stammen könnte, die in der Nähe um die Laternen kreisten oder ob es eine andere Ursache hatte.

Little hatte sich wieder unter Kontrolle. Seine Beine setzten sich wie von selbst in Bewegung. Zögernd näherte er sich dem liegenden Mann. Der hatte seine Versuche, sich aufzurichten aufgegeben und lag nun zitternd und zuckend auf dem Pflaster. Auf Little wirkte er wie ein großer sterbender Fisch auf dem Trockenen. Im Näherkommen bekam Little schon den Furcht einflößenden Gestank von verbranntem Fleisch in die Nase. Er kämpf-

te gegen seine aufsteigende Übelkeit. Als er den liegenden Mann jetzt genauer betrachtete, begann sich Littles Magen vollends zu verkrampfen und lag wie eine große, mühsam geballte Hand in seinem Körper.

Little trat an dem Mann heran. Irgendwie schaffte er es, den natürlichen Fluchtinstinkt zu überwinden. Noch niemals hatte Little einen derart schwer verstümmelten Menschen zu Gesicht bekommen. Mit einem Anflug von Panik wurde ihm gewahr, dass er hier nicht das Werk von Hollywood-Maskenbildern vor sich hatte. Der Mann atmete rasselnd, als würde eine schlecht eingestellte Mechanik in ihm ihr Werk verrichten. Trotzdem hörte er Littles Schritte und wandte sich mühsam zu ihm um.

Das Gesicht des Mannes war völlig verbrannt. Kein einziges Haar bedeckte den Schädel, die Haut war verschwunden und das rohe, rote, feucht schimmernde Fleisch glänzte im Licht der Straßenlaterne. Der Mann hatte alle individuellen Züge verloren und wirkte auf Littles wie ein sich bewegendes Anatomiepräparat. Die Nase war verschwunden, die Lippen waren nur noch Überreste vorhanden und gaben den Blick auf das Gebiss frei. Die Lider waren verdorrt, die Augen standen rund und fremdartig in der rot schimmernden Fleischmasse. Sie schauten Little an und der Gedanke durchzuckte Little, dass in diesen Augen keine Panik und kein Schmerz erkennbar waren, was er für eine Auswirkung eines Schocks hielt.

Der Mann lag in einer Blutlache, das erkannte Little jetzt. Seine Kleidung war zerfetzt, durch die Risse im blutverschmierten Stoff schimmerten tiefe längliche Wunden, die aussahen, als seien sie von Krallen gerissen worden. Obwohl er sich völlig hilflos fühlte, kniete Little neben dem Verwundeten. Er suchte nach irgendeinem Satz, den er sagen konnte, um seine Hilflosigkeit zu verbergen. Was ihm einfiel, waren nichts als banale Versatzstücke aus Filmdialogen. Hilflos schaute Little hinüber zu Tony Tanner. Aber der achtete nicht auf ihn.

Tony Tanner wurde von einer Empfindung völliger Unwirklichkeit gelähmt. Er sah, wie der Asphalt unter der Hitze weich wurde und Blasen trieb. Die Hitze pulsierte, manchmal berührte sie ihn sogar, als würde sie sich aufblähen. Dann vernahm Tony ein fernes Dröhnen. Sein Geist suchte fieberhaft nach einer Erklärung und fand sie in einem Gewitter. Als ihm diese Vermutung wegen der kühlen, klaren Nacht gleich darauf unsinnig erschien, versteifte er sich darauf, dass es eine Flugzeugturbine sein musste, die diesen Ton hervorbrachte. Aber der Ton wurde lauter und ließ keinen Zweifel mehr zu, aus welcher Richtung er kam. Er entstand direkt vor Tony, in der hitzeflirrenden, glasigen Luft. Das Dröhnen verstärkte sich mehr und mehr. Es wurde so stark, dass es die Luft zum Pulsieren brachte. Dann zeigten sich in den wabernden Luftmassen erste Schlieren. Sie tanzten wie die heiße Luft über dem Wüstenboden. Sie begannen, sich zu vereinen, gewannen an Dichte, bis sie schließlich dem entsetzten Blick Tony Tanners Widerstand boten wie farblose Kristalle, die sich in einer gesättigten Lösung bilden.

Die Szene hatte nicht den Glanz, das Sensationelle, Farbige oder Spektakuläre, das ihm aus manchen TV-Serien bekannt war. Sie entwickelte sich vielmehr mit der bitteren Zähigkeit eines Verkehrsunfalles, der auch nach dem dritten oder vierten Hinsehen immer noch ein unbestreitbares Faktum bleibt, selbst wenn das Verstehen dem Erkennen hinterherhinkt. Tony

Tanner merkte, wie sein Körper an Spannung verlor. Er stand mit hängenden Armen und Schultern, mit nach vorn geneigtem Kopf da und merkte, wie schwer es ihm fiel, sich aufrecht zu halten. Vielleicht mochte sich der erste Insulaner, der Kolumbus und seiner Mannschaft am Strand begegnete, so gefühlt haben. Tony wurde von dem atemberaubenden Bewusstsein überwältigt, dass solche Dinge nicht geschehen durften. Wenn er am Horizont einen aufsteigenden Atompilz erblickt hätte, wenn er seine Arbeitsstelle verloren oder ihm der Arzt gesagt hätte *Tut mir*

leid, Herr Tanner aber länger als zwei Wochen machen Sie es nicht mehr, dann wäre dies schrecklich, aber diese Schrecklichkeit hätte sich immer noch in einen Rahmen einfügen lassen. Hier aber, wo sich vor seinen Augen die flimmernde Luft verdichtete und die Umrisse einer Gestalt sich langsam abzeichneten, gab es keinen Halt, keine Erklärungen, keine Kategorien mehr. Dreihundert Jahre Aufklärung - Newton, Descartes, Leibniz, Kant und wer auch immer - wurden in Tony Tanners Kopf weggewischt wie der Kakaofleck vom Frühstückstisch, und er fühlte sich ausgesetzt und hilflos.

Ein wütendes Gefühl in seinen Schulterblättern ließ ihn zusammenzucken. Es war eine Erinnerung daran, dass er trotz allem noch existierte - ein Wesen aus Fleisch und Blut, mit einem völlig verwirrten, aber immer noch weitgehend brauchbaren Denkvermögen. Schritt für Schritt zog sich Tony zurück und wickelte sich dabei seine Peitsche vom Handgelenk. Er war für einige Sekunden abgelenkt. Als er wieder aufblickte, hatte sich die Gestalt so verfestigt, dass sie im Licht der Laterne einen Schatten warf. Sie wirkte immer noch wie ein nicht völlig entwickeltes Foto. Aber jetzt, als er sie sah, als er Arme, Beine und eine Art Kopf unterscheiden konnte, fühlte Tony fast so etwas wie eine Befriedigung, weil er hinter dem Schleier des völlig Unglaublichen etwas erkannte, das sich wieder in sein Weltbild einfügen ließ.

Damit war seine Befriedigung allerdings auch schon an der Grenze ihrer Kapazität angelangt.

Was sich dort mitten auf der Straße langsam aufrichtete, hatte die Ausmaße eines Grizzlys und die groben Umrisse eines Gorillas. Zwischen breiten Schultern erhob sich ein halsloser Kopf. Im ersten Augenblick dachte Tony Tanner an einen Umhang mit Kapuze, den die Gestalt übergeworfen hatte. Dann war er sich sicher, dass dieser Kopf aus der riesigen Schultermuskulatur herauswuchs - wenn diese Kreatur denn so etwas wie Muskeln haben sollte ...

Von den Schultern hingen bis fast zum Boden zwei stämmige Arme. Der lang gestreckte Oberkörper lief in zwei kurze säulenartige, elefantenähnliche Beine aus. Langsam formte sich so etwas wie ein Gesicht. Zwei große, schwarz schimmernde Flächen erinnerten an Augen, darunter zog sich ein kurzer, waagerechter Schlitz durch die weiße Haut. Eine Art von Lippen säumte ihn wie ein schlaff herabhängender Vorhang. Das Wesen drehte die Schulter in Richtung auf Little, der immer noch neben dem Verletzten kniete und bewegungslos, wie starr vor Angst, herüberblickte. Dann wandte es sich zurück und tat einen Schritt auf Tony Tanner zu. Die Bewegung wirkte langsam und ungeschickt, ein Arm wurde zur Seite abgestreckt, um das Gleichgewicht zu halten. Aber unter dieser scheinbaren Unbeholfenheit spürte Tony sofort die Absicht. Er hatte nicht erwartet, dass dieses Wesen ihn zu einem Tee einladen würde. Dennoch spürte er jetzt die Aggressivität des anderen wie eine Brandungswelle, die ihn unter sich begrub.

Tony Tanner bestand diese Prüfung nicht. Es nahm ihm den Atem und machte die Knie wachweich. In seinem Denken fand nur noch der Gedanke an Flucht Platz - gefolgt von dem Gedanken, dass jede Flucht unmöglich war. Die Hitze, die das Wesen umgab, erfasste auch ihn. Sie berührte seine Haut, zwang ihn zu einem instinktiven Rückzug, bis das unerträgliche Brennen wieder nachließ.

Tonys Hand griff in die Tasche. Die Idee, die ihm gerade gekommen war, war absurd, aber er steckte bis zum Hals in Absurdität, wenn nicht noch tiefer. Er hatte ein äußerst distanzierendes Verhältnis zu Funktelefonen und besaß seines nur aus beruflichen Gründen, hatte aber einige private Nummern eingespeichert. Jetzt konnte er nur noch hoffen, dass ihn die Technik nicht im Stich lassen würde. Er drückte mit zitternden Händen die Tasten, behielt dabei immer noch die Gestalt im Blick. Mit einem schleifenden Geräusch näherte sie sich ihm wieder Stück und

wieder glaubte er, sein Herz müsste unter dem Ansturm ungebremster Drohung stehen bleiben.

»Dorkas?«

Die vertraute Stimme wirkte in diesem Augenblick wie ein Rettungsanker. Sie war ein Zeichen, dass es noch so etwas wie Normalität gab.

»Tanner hier. Laufen Sie in Ihren Laden und nehmen Sie die Statue von dem Buch. Schnell.«

An Tonys Ohr drang zuerst nur das Geräusch von Atemzügen. Dann räusperte Dorkas sich. »Herr Tanner, geht es Ihnen gut? Ich verstehe nicht so ganz ...«

»Die Statue vom Buch runter! Machen Sie schnell!«

Damit unterbrach Tony die Verbindung. Er wich erneut einen Schritt zurück, stolperte über den Randstein und taumelte rückwärts auf den Gehsteig.

Das Wesen folgte ihm. Umgeben von einer Aura aus flirrender Luft schob es sich vorwärts. Unter den Elefantenfüßen schmolz der Asphalt und zeigte runde Trittspuren. Ein Gartenbaum streckte einen Ast über den Gehsteig. Tony konnte deutlich sehen, wie die Blätter sich unter der Hitze schlagartig braun färbten und dann einrollten. Wieder drückte er sich ein Stück nach hinten. Die Bewegung fiel schwer, als würde der Befehl an seine Beine erst den Instanzenweg eines Behördenhauses durchlaufen müssen. Es war eine Verfolgungsjagd, erkannte Tony Tanner. Eine in Langsamkeit erstarrte Verfolgung, absurd wie die ganze Situation und ebenso tödlich. Mit äußerster Anstrengung gelang ihm noch ein Schritt zurück. Es reichte gerade, um dem Hitzeschwall zu entgehen. Trotzdem schien es, als stünde er vor einer aufgerissenen Ofentür. Die Gestalt vor ihm, drehte sich in den Schultern, verlagerte das Gleichgewicht und schob ein Bein vor.

Little beobachtete dieses langsame Duell. Er musste zusehen, wie Tony Tanner bewegungslos auf dem Gehsteig stand, während sich die übergroße Gestalt an ihn heranschob und ihn in-

zwischen schon mit ihrer Hitzeaura erfasste. Boo Little spürte, dass das Wesen aus dem Dunkel nur eine Aufgabe hatte. Und diese bestand darin, den Boten daran zu hindern, seine Nachricht zu übermitteln.

Jetzt konnte Little sich auch denken, woher die fürchterlichen Verbrennungen stammten, die der Verwundete neben ihm erlitten hatte. Bei diesem Gedanken wandte Little unbewusst den Kopf zur Seite. Obwohl er direkt neben dem Liegenden kniete, hatte er es nicht über sich gebracht, das zerstörte Gesicht noch einmal anzuschauen. Jetzt fuhr sein Kopf herum. Auch der Verwundete hatte den Kopf gedreht und schaute gegen eine Hauswand. Sein Atem war nur noch ein hastiges, rasselndes Luftschnappen. Eine weiße Sehne, die sich am Hals spannte, zeigte, wie groß die Anstrengung für ihn war. Der Mann starb, dennoch verplemperte er den Rest an Kraft damit, den Kopf anzuheben und mit aller Kraft gegen die Hauswand zu starren.

Little's Blick wurde förmlich mitgesogen und gegen diese nebensächliche, banale Hauswand gestoßen. Er versuchte zu erkennen, was den Sterbenden so anzog. Der Mann krampfte sich jetzt zusammen, als wäre ein Stromschlag durch ihn gefahren. Er presste die zitternden Arme vor die Brust, ballte die Hände zu Fäusten und atmete röchelnd. Dann beugte sich Little vor. Er glaubte, eine Veränderung an der Ziegelmauer erkannt zu haben. Für einen kurzen Moment schimmerte über den rötlichen Ziegeln und den grauen Fugen eine Folge von Gold schimmernenden, scheinbar brennenden Buchstaben. Die Vision dauerte kaum zwei Sekunden, dann fiel der Kopf des Mannes mit einem hässlichen Knacken kraftlos auf das harte Pflaster. Unsicher knetete Little die Hände. Er fühlte sich verpflichtet, dem Toten die Augen zu schließen, aber es gab keine Lider, die er mit der theatralischen Geste hätte zudrücken können. Die Sache machte ihn plötzlich wütend.

Ein Schrei ließ Little herumfahren.

»Willst du blöder, verschissener Stinker wohl dahin verschwinden, wo du hingehörst«, brüllte Tony Tanner außer sich vor Wut. Little stand auf.

»Sie wollen mit Ihrem dämlichen Geschrei wohl die ganze Gegend aufwecken«, schrie er sich sein Entsetzen aus dem Leib.

»Wenn Sie täten, was Sie mich könnten, käme ich nie mehr zum Sitzen«, giftete Tony Tanner zurück. Er warf Little einen hasserfüllten Blick zu. Die monströse Gestalt nutzte diesen Moment, um wieder näherzurücken. Tony Tanner verschwand in der flimmernden Luft und wirkte wie eine Fata Morgana über der mittäglichen Wüste. Das schwarze Ende der Peitsche stach wie eine Schlange aus dem Flimmern heraus. Die Wut, die plötzlich wieder in Tony kochte, trieb ihn zum Angriff. Er spürte die knallende Kraft, die von der Peitsche in seinen Arm strömte. Und es gab genügend rot kochende Wut in seinen Gedanken, um alle Blockaden zu überwinden.

Mit aller Kraft schlug er zu. Es reichte gerade, um die Peitsche ins Ziel zu bringen. Die Luft um ihn schien nicht nur zu kochen, sie hatte sich allem Anschein nach auch verfestigt und bot seiner Waffe einen unerwarteten Widerstand. Tony riss die Peitsche zurück. Die Hitze brannte bei jedem Atemzug in seiner Lunge, dörrte ihm Hals und Gaumen aus, als wäre dort nur noch rohes Fleisch. Es machte ihn fast rasend vor Wut und gab ihm die Kraft für einen zweiten Schlag. Wieder glaubte Tony, seine Waffe mit brutaler Kraft losgeschleudert zu haben. Und wieder wurde alle Energie aufgesaugt und die Bewegung verlangsamte sich, als würde ein Film angehalten. Das Atemholen wurde zur gigantischen Anstrengung. Die ausgetrockneten Schleimhäute brannten, die Luft floss wie Säure durch seine Kehle. Er schwankte und wurde sich bitter bewusst, dass er am Ende war. Diese Erkenntnis stachelte seinen gesamten Zorn ein letztes Mal an. Mit einem Schrei, der nicht mehr als ein Gurgeln war, legte er alle Kraft, die ihm noch blieb in den letzten Schlag.

Sein Gegner war ihm noch einmal näher gerückt. In jeder Pore Tonys schien ein Feuer zu brennen. Er hob den Arm und ließ ihn zu Boden schnellen. Die Peitschenschnur wand sich, wurde langsamer, schien stehen zu bleiben. Für einen Herzschlag berührte ihr Ende die Gestalt. Der Schlag war so abgebremst, dass er nicht einmal mehr eine Fliege beeindruckt hätte. Trotzdem zuckte Tonys Gegner zurück. Die Gestalt drehte sich, dann begann sie zu flimmern und ihre Konturen zu verlieren. Zuerst verschwand das Gesicht mit den übergroßen schwarzen Augen. Damit gewann Tony auch wieder die Kontrolle über seine Gliedmaßen zurück. Er konnte nach hinten hüpfen und die köstlich kühle Nachtluft einatmen. Vor ihm verschwand sein Gegner in einem Schwall von kochender Luft. Dann erklang erneut das ferne Dröhnen.

»Ging das nicht vielleicht was schneller?«, grölte Little. »Das war ja wohl absolut ein Fall für das Altersheim.«

Tony Tanner wollte auf Little zuschießen, um dem Amerikaner die verdiente Tracht Prügel zu verpassen. Zwei Dinge hielten ihn ab. Sein rechter Arm begann unkontrollierbar zu zucken, und irgendwo wurde rasselnd ein Rollladen hochgezogen.

»Gleich gib't's was auf die Fresse«, versprach Tony und rannte los.

»Da möchte ich dabei sein.« Little schloss sich der Flucht an und galoppierte hinterdrein.

Es fiel Tony wahrhaftig nicht leicht, mit seinem fast unbrauchbaren, zuckenden Arm schnell zu laufen. Nach einigen Straßenecken hielt er an und griff sich das Telefon. Keuchend hielt Little neben ihm.

»Nur noch ein Telefonat - und dann kreist der Hammer, dann gib't's was auf die Zwölf, dass Ihnen die Kniescheibe durch den Kopf wächst!!!«

»Dorkas?«

»Wo kommen Sie denn her? Haben Sie schon wieder gepennt

oder warum brauchen Sie so lange zum Telefon?»

»Suchen Sie sich ein anderes Opfer, um ihren Unfug loszuwerden - ich habe direkt neben dem Telefon gegessen.«

»Ich habe direkt neben dem Telefon gegessen, ich habe direkt neben dem Telefon gegessen«, äffte Tony Tanner nach. »Dann leiden Sie unter fortschreitender Paralyse. Hören Sie Dorkas, heben Sie Ihren Fettarsch in die Höhe und stellen Sie die ... verkack ... Mist-Statue auf das ...«

»Den Teufel werd' ich tun, Rotzlöffel!«, krakeelte Dorkas wutschraubend und schmiss den Hörer auf die Gabel. Trotzdem schlurfte er böse brabbelnd in seinen Laden. Er musste einen starken Impuls überwinden, die Statue des Hermes Trismegistos in Stücke zu schlagen.

Er stellte sie auf das Buch und wunderte sich im selben Moment, dass ein Mann wie er, der sich eines Wortschatzes rühmte, der demjenigen Shakespeares gleichkam, von Tony Tanner noch Begriffe lernen konnte, die ihm bis dahin unbekannt waren.

»Die Wirkung verstärkt sich«, stellte Dorkas einige Zeit später fest und meinte damit die Wirkung, die der *Grand Albert* ganz offenbar auf ihre kleine Gemeinschaft hatte. Tony Tanner und Little mussten dem leicht zerknirscht zustimmen.

»Trotzdem fand ich meine Idee genial«, bestätigte sich Tony die Richtigkeit seines telefonisch geäußerten Wunsches, die Blockade des *Grand Albert* aufzuheben.

»Ich kann dem nur zustimmen. Aber inzwischen hat es sich so ausgewachsen, dass wir an einen weiteren derartigen Einsatz nicht einmal denken dürfen. Obwohl wir uns vorher völlig des Effektes bewusst waren, hat er alle unseren guten Vorsätze zunichtegemacht. Ich war sogar kurz davor, die Statue zu zerstören, anstatt sie auf das Buch zu stellen. Und das auch noch mit einem Original-Streithammer aus den Rosenkriegen!«, bekannte

Dorkas.

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Tony massierte sich ständig den schmerzenden und mehr oder weniger gelähmten Arm, Little zappelte auf seinem Stuhl wie ein ungezogenes Kind. Die Bewegung lenkte ihn wenigstens ab. Er sah immer wieder das fürchterlich verstümmelte Gesicht des Verletzten vor sich. Wenn er sich konzentrierte, konnte er andere Bilder aus seiner Erinnerung darüber schieben. Aber sobald die Anspannung nachließ, sah er wieder den lippenlosen Mund mit den freiliegenden Zähnen und roch das verbrannte Fleisch und den Blutdunst, der von dem Sterbenden aufstieg wie ein schwarzer Nebel. Die Botschaft. Die Botschaft bestand aus einigen Buchstaben, die wie ein Menekel an einer Ziegalmauer verbrannt waren.

Auf die Nachfrage von Dorkas bestätigte er: »Ein B, ein E, ein N, dann kam wieder ein E, glaube ich. Dann ein V, wieder ein E, dann ein N. Dann konnte ich die Schrift auf der Wand nicht mehr genau erkennen, aber ich bin sicher, dass noch ein T kam.«

»Benevent«, fuhr Tony Tanner dazwischen. »Liegt in Süditalien.«

Dorkas kramte sofort nach einem Atlas und dann beugten sie sich gemeinsam über die Karte Italiens und suchten Benevent.

Dorkas hob die Schultern. »Hat einer auch nur den Anflug des Verdachtens einer Ahnung, was wir mit Benevent anfangen sollen?«

»Sie könnten dort hinziehen und sich zur Ruhe setzen«, schlug Tony mit einer mehr als deutlichen Spur Boshaftigkeit vor.

»Lassen Sie den Unfug, Herr Tanner. Die Sache ist bei Weitem zu wichtig. Natürlich läge es nahe zu glauben, dass man uns hier einen Hinweis senden wollte. Schließlich machen wir nichts anderes, als Landkarten zu studieren und Linien zu ziehen.

»Ich kann mich an völlig andere Dinge erinnern, die ich in der letzten Zeit getrieben habe.«

»Herr Tanner, seien Sie nicht so kleingeistig. Es kommt auf die

Essenz an. Und die wurde von mir zutreffend beschrieben. Also, ich wiederhole: War es wirklich eine Botschaft? Wenn ja, von wem? Oder eine Ablenkung? Oder ging es uns überhaupt nichts an, und wir haben sozusagen einen fremden Brief gelesen?«

»Jedenfalls war es dem Mann sehr wichtig, seine Botschaft auf diese Art loszuwerden«, wagte Little einzuwerfen.

Dorkas rampte seine Hände in die Taschen und schlurfte gesenkten Hauptes durch die Küche.

»Die ganze Sache ist hochgradig rätselhaft«, murmelte er. »Es könnte ein Hinweis sein. Oder ein Ablenkungsmanöver. Oder eine Falle. Oder ein Irrtum. Aber wer steckt dahinter? So langsam sehne ich mich zurück nach den guten alten Zeiten von Newton und Darwin. Blake ist jedenfalls nicht mehr mein Favorit. Ach was, ich koche jetzt einen Tee und dann schaue ich mir die Gebrauchsanweisung der Kamera an!«

Tony Tanner wehrte sich mit Händen und Füßen und vergeblich dagegen, Dorkas noch einmal in die Galerie zu begleiten. Auf solche Nebensächlichkeiten wie berufliche Verpflichtungen, mangelnde Urlaubstage oder Einkommensverluste wegen unbezahlter freier Tage, ließ sich Dorkas erst gar nicht ein. So verwies Tony darauf, dass Little hochgradig nervös sei und Ablenkung brauche. Aber auch dieses Argument wurde von Dorkas mehr oder weniger weggebügelt.

»Ich komme mit dieser Kamera nicht klar, das müssen Sie übernehmen«, erklärte Dorkas kategorisch. »Außerdem macht es die Sache in der Galerie nur komplizierter, wenn ich jetzt mit einem neuen Begleiter auftauche. Das vermindert unsere Glaubwürdigkeit.«

Als Antwort gab Tony nur ein unwirsches Murmeln von sich.

Dorkas wurde ernst. »Wir sind so nah an der Sache dran.« Er hob die Hand und legte Zeigefinger und Daumen nebeneinan-

der. »So nahe. Wenn ich nicht bloß auf meine Aufzeichnungen angewiesen bin, sondern mich auf die Fotos stützen kann, könnte das der Durchbruch sein.«

Für Tony Tanner wirkte dieser Tag nicht so, als könnte sich darin der große Durchbruch ereignen. Er fühlte sich übermüdet, sein Arm schmerzte und war noch wie taub, und er hatte ein Telefonat mit einer schnippischen Sekretärin im Amt hinter sich zu bringen, um einen weiteren freien Tag herauszuschlagen. Die Art, wie dieses Vorzimmerexemplar ihn von oben herab behandelte, machte es ihm schwer, höflich zu bleiben. Vor allem wurde ihm dadurch deutlich, dass heftig an seinem Stuhlbein gesägt wurde. Er hatte keine Vorstellung, wie die Sekretärin aussah, aber es musste ein hübsches Exemplar sein, wie sich aus der logischen Schlussfolgerung ergab, dass sie von Heathercroft angebagert wurde, der seine Charme-

Attacke mit diversen Interna gewürzt haben musste.

Als das war unendlich störend und lästig, aber Tony wusste doch, dass er diese Ablenkungen brauchte, weil die Erinnerungen an die Geschehnisse der Nacht dadurch in den Hintergrund gedrängt wurden. Dort aber blieben sie und pochten bedrohlich wie ferne Kriegstrommeln eines Kannibalenstammes.

»Was haben Sie, Herr Tanner?«, fragte Dorkas, als Tony auf dem Weg zur U-Bahn einen plötzlichen Sprung zur Seite einlegte.

»Nichts«, murmelte Tony. Aber es war eben doch etwas. Der warme Luftstrom aus einem Entlüftungsgitter hatte ihn in Panik versetzt und erweckte Bilder von Hitzeschlieren, die sich zu monströsen Gestalten verdichten. Tony war in Schweiß gebadet und gab sich keinen Illusionen über die Wirkung seines Deos hin.

Vor der Galerie stand eines jener Autos, die sämtliche Fragen nach den finanziellen Ressourcen des Besitzers überflüssig ma-

chen. Es war eine Art vierräderiger Trutzburg mit einem höhnisch chromglänzenden Kühler und einer Motorhaube, die dem Landedeck eines Flugzeugträgers ähnelte. Statt eines Wappenherolds stand ein dezent in Grau gekleideter Chauffeur neben dem Automobil und hatte nichts zu tun, als sich selbst zu repräsentieren und im richtigen Moment für die *Herrschaften* die Tür aufzureißen.

Dorkas reckte interessiert den Hals. »Es ist das erste Mal, dass ich einen solchen Linienbus sehe«, erklärte er.

Im Inneren der Galerie herrschte die angenehme Kühle, die sich aus der geglückten Kombination einer kultivierten Umgebung und einer funktionierenden Klimaanlage ergab.

Dorkas und Tony Tanner blieben wieder am Eingang stehen. Zwischen Statuen und Vitrinen sahen sie Herrn Conran in angeregtem Gespräch mit einem sehr gediegen wirkenden Paar.

Der Anzug des männlichen Besuchers war, das erkannte der geübte Blick Tony Tanners sofort, das Erzeugnis eines Maßschneiders. Die Begleiterin war ungleich jünger. Sie machte durch ihren wirkungsvollen Augenaufschlag und zwischenzeitliches Händchenhalten ihre Position in der Beziehung so deutlich, dass kein Mensch auf den Gedanken gekommen wäre, sie für die Tochter des altersmäßig schon recht arrivierten Herrn zu halten.

»Ob es sich bei der Dame um die Tochter handelt?«, flüsterte Dorkas. Tony verdrehte die Augen. Er wurde einer Antwort entbunden, denn ein Stakkato herannahender Schritte kündigte das Erscheinen von Conrans weiblicher Helferin an. Die wieder ganz in schwarz gewandete Dame rauschte auf die beiden zu, als wollte sie die Besucher zu Boden rennen und bändigte erst im allerletzten Moment ihren Schwung.

Heute hatte sie ihren Stil wesentlich verändert. Durch das jetzt zurückgekämmte Haar, das im Nacken von einer schönen, silbernen Schnalle gehalten wurde, wirkte ihr Gesicht weicher und

weiblicher. Sie unterstrich den Effekt mit einer eng anliegenden Bluse, die durch einen Ausschnitt der Kategorie *Atemstillstand* einen wohlkalkulierten Einblick auf ihre Oberweite gestattete.

Dass Tony Tanners Puls in die Höhe schnellte, hatte allerdings nichts mit seinen unterbeschäftigten männlichen Hormonen zu tun. Der Blick aus ihren großen dunklen Augen fiel einen Herzschlag lang auf Tony. Die Ähnlichkeit mit den Augen jenes Wesens, dem er vor einigen Stunden - die Ewigkeiten und Welten entfernt schienen und sich doch bedrohlich in jeder Sekunde in sein Bewusstsein drängten - begegnet war, war für Tony atemberaubend. Er konnte sich keine Erklärung für diese Ähnlichkeit denken, aber sie war da. Vielleicht konnte sein Verstand an dieser Stelle die Überlegungen abbrechen. Sein Instinkt weigerte sich jedoch und würzte Tonys Stimmungslage mit einer Prise Panik. Diese Augen, schön und bedrohlich, wie sie waren, formten zusammen mit den üppigen, begehrenswerten Lippen das Gesicht zu einem Gebilde, das Tony spontan an eine Sumpfbliede erinnerte - von ebensolcher Anziehungskraft wie von tödlicher Giftigkeit.

»Wenn Sie sich bitte noch einem Augenblick gedulden wollen. Sie sehen, Herr Conran befindet sich im Gespräch.« Es wirkte höflich, aber der *Ätsch*-Effekt war zu deutlich vernehmbar, um nicht gewollt zu sein.

»Wir warten, kein Problem«, blieb Dorkas unerschütterlich. Die Dame deutete eine Verbeugung an und wandte sich zum Gehen. Mit einem Lächeln verabschiedete sie sich und hämmerte ihren Abgang durch den Raum.

Tony Tanner hatte die unerfreuliche Empfindung, dass sich hinter der Maske dieses Lächelns Hohn versteckte.

»Wir sollten gehen«, hörte er sich sagen. Dorkas steckte seinen Finger zwischen Hals und Kragen und bemühte sich, den Würgeeffekt durch eine schlecht gebundene Krawatte - er trug dasselbe Prachtstück wie am Vortag - zu vermindern.

»Nein«, entschied er, »Jetzt gibt es keinen Rückzug mehr. Ich

will die Fotos, ich brauche sie. Heute noch entwickelt könnten sie mir noch am Abend dieses heutigen Tages den allerletzten notwendigen Hinweis geben.«

Tony Tanner war völlig verblüfft. Diese Aussicht kam unerwartet.

»Soll das heißen, wir stehen am Ende dieser unerquicklichen Geschichte?«, fragte er ungläubig. Es fiel ihm schwer, die Vorstellung eines normalen, alltäglichen Lebens mit seiner Person in Verbindung zu bringen. Sicherlich wünschte er sich in die Zeiten zurück, in denen alle jene Dinge, die ihm in den letzten Monaten begegnet waren, als Ausgeburten überspannter, wenn nicht sogar kranker Fantasie gehalten hätte. Aber diese Dinge waren geschehen und konnten nicht dadurch aus der Welt geschafft werden, indem er seine Hosen unverdrossen weiter an einem Bürossessel durchscheuerte.

Es gab einen zusätzlichen Verdacht, der Tony Tanner in diesem Moment beschlich. Es gab in seinem Leben eine Anzahl ungeklärter Fragen, die mit wesentlich mehr zu tun hatten, als mit schwindendem Haarwuchs oder Schnappatmung beim Treppensteigen. Bisher gab es ausreichend Anlass, die Lösung dieser Probleme auf den nächsten Tag zu verschieben. Sollte ihn Dorcas sozusagen von der Dienstpflicht entbinden - und plötzlich sah es genau danach aus gab es keine Ausreden mehr.

»Tatsächlich, Herr Tanner. Ich würde sagen, wir sind nahe dran.«

Die Frage *Und dann?* ersparte sich Tony.

Conran und seine Gesprächspartner waren offensichtlich zu einem Geschäftsabschluss gekommen. Es gab allseitiges Händeschütteln, ein perlendes Lachen seitens der Begleiterin, bei dem sich Tony Tanner sofort fragte, ob man inzwischen auch sein Lachen bei einem Chirurgen verschönern lassen kann, so perfekt auf Society getrimmt und so künstlich klang es, und dann

schlenderte das Paar aus der Galerie.

»Wie hübsch«, flüsterte Dorkas und schaute ihnen hinterher, »eine intakte Beziehung zwischen Eltern und Kindern zu sehen.«

Herr Conran war bester Stimmung. Er führte Tony und Dorkas zum Hintereingang der Galerie. Auf dem Weg kamen sie zwischen den Vitrinen an einem Fahrrad vorbei, das beiden sehr bekannt vorkam. Jetzt waren allerdings beide Reifen platt. Es stand auf einem Podest, an dem ein Schild mit der Aufschrift *Der wahre Fortschritt geht zu Fuß* befestigt war, neben dem wiederum ein *Verkauft*-Schild lehnte.

Conran steckte wollte die Tür aufschließen, drehte den Schlüssel mehrmals herum und schaute dann fragend auf.

»Irgendwas stimmt mit dem Schlüssel nicht«, stellte er fest. Achselzuckend betrachtete er den Schlüssel, blies darauf, um ihn von eventuellen Verschmutzungen zu reinigen und versuchte aufs Neue, die Tür zu öffnen und Tony und Dorkas den Weg in die Halle freizumachen. Aber das Geräusch eines sich öffnenden Schlosses war nicht zu hören.

»Es ist ein Ersatzschlüssel, weil ich meinen Bund verlegt habe«, erklärte ein sichtlich genervter Conran. »Ich werde in meinem Büro noch einmal danach suchen. Warten Sie hier, ich bin gleich zurück.«

Damit eilte er zurück in die Galerie. Tony Tanner und Dorkas vermieden es, sich anzuschauen.

Dorkas betrachtete intensiv seine Schuhspitzen. Tony kontrollierte noch einmal den Fotoapparat, den Dorkas besorgt hatte. Es war ein altmodisches, aber gutes Gerät, mit dem ihm akzeptable Aufnahmen gelingen sollten. Die Zeit verstrich.

Irgendwo in der Nähe musste es eine Zahnarztpraxis geben, denn man konnte das Sirren eines Bohrers hören und das Klimpern, mit dem Instrumente in eine Metallschale geworfen wurden. Ein Drucker ratterte, Telefone klingelten und wurden von undeutlichen Stimmen abgelöst, ein Taubenschwarm flog mit

klatschenden Flügeln aus einem benachbarten Hof auf und schraubte sich in die Luft.

Tony schaute auf die Uhr. »Wir sollten vielleicht doch einmal nachfragen, ob er uns vergessen hat.«

»Hielten Sie das für angebracht?«, zauderte Dorkas.

»Nicht nachdem wir seit einer geschlagenen Viertelstunde hier herumstehen.«

»Wir könnten ja vorgeben, dass wir ... uns mal die Hände waschen müssen«, schlug Dorkas vor.

»An Ihnen ist ein Diplomat verloren gegangen.«

Als sie über den Hof zurückgingen, ertönten Polizeisirenen, die sich zu nähern schienen.

Sie kamen in die Galerie und bleiben zögernd an der Tür stehen. Nichts rührte sich.

Dorkas begann, sich lautstark zu räuspern. Ein Aufmerksamkeitserfolg war ihm nicht beschieden.

»Kommen Sie!«, sagte Tony.

Sie gingen um die Ecke und prallten schon nach den ersten Schritten zurück. Zwischen zwei Vitrinen mit Erzeugnissen des modernen Kulturlebens war ein Arm zu sehen. Beide stockten wie vor einer gläsernen Wand. Dann fühlte sich Tony von Dorkas vorwärts geschoben.

Der Arm gehörte Herrn Conran, der reglos auf dem Boden lag.

»Vielleicht ist es ja so eine Art Kunstaktion«, wisperte Dorkas in unsicherer Hoffnung.

Tony trat näher und beugte sich über den Liegenden. Die Augen Conrans waren offen und schauten starr zur Decke. Unter seinem Kopf war eine kleine Blutlache.

»Er ist tot.« Die Feststellung war ebenso lapidar wie überflüssig.

»Wir müssen Hilfe holen«, rief Dorkas. Bevor ihn Tony hindern konnte, eilte er zum Eingang.

Der Gedanke an ein Telefonat war ihm nicht gekommen. Als er

durch die Tür auf die Straße schauen konnte, stockte seine Bewegung. Zwei Schritte trieb ihn sein Schwung noch vorwärts, dann blieb Dorkas mit hängenden Schultern stehen.

»Herr Tanner«, sagte er tonlos. »Es gibt ein Problem!«

Dorkas erwachte langsam aus seiner Erstarrung und schob sich zentimeterweise nach hinten, als müsse er auf jedern Fall vermeiden, ein schlafendes Ungeheuer durch eine unbedachte Bewegung aufzuwecken. Dann drehte er sich um und schaute Tony Tanner hilfesuchend an.

An Dorkas vorbei konnte Tony jetzt erst einen Blick auf die Straße werfen.

»Wir haben tatsächlich ein Problem«, bestätigte er.

Auf der Straße vor der Galerie standen einige Polizeiwagen. In der Deckung der Motorhauben und Fahrzeuggüren hockten die uniformierten Insassen und beobachteten gespannt die Galerie und ihre Umgebung. In einem Fenster spiegelten sich die Köpfe einer Zuschauermenge, die sich irgendwo abseits aneinander drängte. Die Szenerie auf der Straße wirkte wie eingefroren - eine Fotografie, die in ihrer Erstarrung umso absurder wirkte, weil sie allzu offensichtlich den Keim wilder Aktivität in sich barg. Die Blinklichter rotierten und warfen hektische Blitze auf die Scheiben der gegenüberliegenden Häuser. Aus den offen stehenden Wagentüren krächzten die Funkgeräte. Ein Hubschrauber flog heran. Sein

Rotorengeräusch hagelte als zerhackte Lärmbrocken in die nervöse Stille. Über dem Haus blieb der Helikopter stehen, dann entfernte er sich, blieb aber immer noch hörbar.

»Wir sollten rausgehen und die Sache erklären«, murmelte Dorkas. Er stand immer noch starr und hielt den Kopf gesenkt, als müsse er jetzt eine kleine, aber schmutzige Sünde beichten.

Im Spiegel eines gegenüberliegenden Fensters erkannte Tony schwarze Gestalten, die über das Dach ihres Hauses huschten.

»Ich fürchte, so einfach kommen wir aus der Angelegenheit nicht mehr raus«, sagte er.

Dorkas sackte noch ein wenig mehr in sich zusammen. Tony zog ihn zurück in das Innere der Galerie. Es war, als müsste er eine Kiste über den Boden schleifen, und er merkte einmal mehr, wie kraftlos sein rechter Arm noch war.

»Was soll das?«, murmelte Dorkas weiter.

»Sie können ruhig lauter sprechen. Ich möchte nur vermeiden, dass dieser prachtvolle junge Mensch mit dem Gewehr da hinten etwas macht, das sich nicht mehr rückgängig machen lässt.«

Dorkas drehte sich. Er brauchte eine Weile, bis er die Szene so weit erfasst hatte, dass er die Einzelheiten erkannte.

»Sie meinen diesen Mann da hinten?«

»Ich meine den Scharfschützen. Völlig richtig. Ein Sniper.«

»Snip..., Sie meinen doch nicht ...?«

»Egal was ich meine, es spielt im Augenblick keine Rolle mehr. Aber ich glaube, dieser Kerl da draußen ist nur für die Schau da. Soweit ich mich erinnere, kann man von der Straße aus nur sehr schlecht in die Galerie reinschauen, solange hier drinnen die Beleuchtung nicht angeschaltet ist. Also knallt er uns schlimmstenfalls ab, wenn wir nach draußen kommen.«

Plötzlich dröhnte auf der Straße ein Lautsprecher. Man hörte Atemgeräusche, Pusten, als der Polizist das Mikrofon prüfte und dann erklang eine ruhige befehlende Stimme: »Lassen Sie die Geisel frei und kommen Sie dann mit erhobenen Händen auf die Straße.« Die Stimme hatte dieselbe Gleichgültigkeit einer Ansage in der Londoner Underground, die stets mit »Mind the gap« abschloss.

»Geisel? Welche Geisel?«, keuchte Dorkas. Er wurde eine weitere Spur bleicher, als Tony Tanner mit einer Kopfbewegung auf die Leiche von Conran deutete.

»Wir müssen die Sache aufklären«, sagte Dorkas nach kurzem Nachdenken. Er bemühte sich hörbar, seiner Stimme Festigkeit

zu geben. Das Ergebnis war zweifelhaft. Er klang nun wie ein sehr nervöser Schüler, der einen Text vorlesen muss. »So was kann man doch aufklären?«

»Na schön. Und was sagen Sie denen da draußen?«

»Die Wahrheit natürlich!«

»Ich bin beeindruckt. Ich bin sogar sehr beeindruckt.« Tony Tanner zog Dorkas noch weiter in die Galerie, wo sie nun durch die Stellwände vor jedem Blick von der Straße geschützt waren. Dann ließ er sich in die Sitzgarnitur fallen. Vor ihm stand die Vitrine, in der Stierhoden eine ernstzunehmende künstlerische Aussage oder zumindest die Geldgier eines jungen, sich als Künstler aufspielenden Taugenichts repräsentierten.

»Unser Dialog eben war schon filmreif«, seufzte Tony.

»Was soll denn diese Bemerkung«, schnappte Dorkas, aber mit deutlich gedämpfter Stimme.

»Was ich sagen will, ist, dass wir zurzeit nur minder originell sind.«

»Ich will hier keinen Preis für den besten Dialog gewinnen, Herr Tanner, ich will hier nur noch raus.«

»Willkommen im Club! Die Frage ist nur - wenn Sie hier rauskommen, wohin kommen Sie dann?«

Wäre Dorkas eine Comic-Figur gewesen, dann hätte jetzt über seinem Kopf ein großes Fragezeichen gestanden. Er hob die Schultern und ließ seine Blicke schweifen, bis sie auf die Leiche fielen und er zusammenzuckte.

»Wie wollen Sie das erklären?«, hakte Tony Tanner nach.

»Brauche ich doch nicht. Ich sage nur, wie es war. Das sollte reichen!«

»Sollte es? Und stellen Sie sich nicht so auf die Zehenspitzen, es kann sein, dass man sie von einem Fenster über den Stellwänden sehen kann!«

»Na und? Sollen Sie mich doch sehen!«

Tony Tanner streckte einen Zeigefinger aus, machte ein leises

Puh und erntete sofortigen Erfolg, der sich akustisch in einem Platschen ausdrückte. Es war das Geräusch, mit dem sich Dorkas hinter einen Sessel warf.

Es wirkte auf Tony Tanner wie ein Ausschnitt aus einer dieser elenden Fernsehshows, in denen sich Leute vor der Kamera zum Affen machen, weil sie hoffen, dafür einen Geldpreis zu kassieren. Überhaupt hatte die gesamte Situation für ihn etwas vollkommen Unwirkliches.

Eine Instanz in seinem Bewusstsein weigerte sich, sie zu akzeptieren. Es war alles viel zu hanebüchen, um wirklich ernst genommen zu werden. Das Ganze war wildgewordenes Studententheater, ein einziger riesiger blöder Sketch, mit dem Bemühen, dem gelangweilten Publikum wenigstens ein müdes Lachen abzuzwingen. Und obwohl er sich über die

Fehleinschätzung im Klaren war, half es ihm ruhig und gelassen zu bleiben. So ruhig und gelassen, dass er die Vorteile seiner Ruhe und Gelassenheit realistisch einschätzen konnte: Er hätte ebenso gut toben oder hysterisch weinen können, es machte keinen Unterschied. Sie saßen in der Falle.

Dorkas' Kopf erschien wie eine Kasperlepuppe über der Sessellehne.

»Sie meinen doch nicht ernsthaft, die würden schießen«, erkundigte er sich.

»Sie sind immerhin ein Geiselnahmer. Zumindest für die Polizisten da draußen«, fügte Tony an, als er den verständnislosen Blick des Wissenschaftlers bemerkte.

»Was passiert jetzt?«

»Erst einmal gar nichts, schätze ich. Sie werden abwarten, zumindest solange sie noch glauben, dass wir tatsächlich eine Geisel haben. Aber irgendwann werden sie kommen und uns holen, so oder so.«

Dorkas peilte zur Stellwand und wuchtete sich dann in den Sessel. Dort blieb er mit zur Seite geneigtem Oberkörper sitzen.

»Wir müssen die Sache aufklären«, sagte er. »Schließlich haben

wir mit dem Verbrechen nichts zu tun.«

»Ich habe auch keine knackigen Blondinen vergewaltigt und trotzdem wollten mir das die Staatsorgane nicht glauben. Und hier geht es um Mord, das ist vielleicht noch eine Nummer heftiger.«

»Um einen Mord, mit dem wir gar nichts zu tun haben, wohl-gemerkt.«

Obwohl das Gespräch mit einem Menschen, der den Eindruck erweckt, als wollte er gerade unter einen Tisch schauen, etwas ungewohnt war, war es andererseits beruhigend zu bemerken, dass Dorkas langsam aus seiner Lähmung erwachte. Er hatte gerade einen ausreichenden Grad von Lebendigkeit wiedererlangt, um entsetzt vom Sessel zu kippen, als eine Explosion das Gebäude erbeben ließ.

Die Wucht des Luftdrucks schleuderte die Hintertür aus ihrer Verankerung. Sie rutschte ein Stück über den Boden und krachte dann gegen eine Vitrine. Eine Wolke von Staub drang in die Galerie. Glassplitter und Betonbrocken fegten herein und prasselten gegen die Stellwände.

Dorkas krallte sich in das Sesselleder und blickte sich gehetzt um. Tony betrachtete versonnen die Betonbrocken, die nun den Boden bedeckten.

»So viel zum Thema *Wir sind sooo nahe dran*.«

»Die Halle? Sie meinen, das war die Halle?«

»Himmel noch mal, was soll es sonst gewesen sein? Zumindest haben wir jetzt die Gewissheit, dass die Lösung tatsächlich nahe war«, erklärte Tony und schnippte blasiert ein Stäubchen von seiner Hose. Er beobachtete interessiert Dorkas, der die Sitzfläche des Sessels vom Gestell abgerissen hatte und nach hinten gepurzelt war. Der wirkte nun wie eine sehr unglückliche und schändlich steife Schildkröte, wie er so auf dem Rücken lag, das Lederkissen immer noch auf den Bauch gepresst. Erst als ihn die Gnade der Schwerkraft zur Seite fallen ließ, raffte sich Dorkas

wieder auf. Er nutzte seine Krawatte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

»Tatsächlich«, sagte er leise. »Sie haben recht. Dabei war ich selbst nicht einmal so besonders sicher. Aber jetzt ist es gewiss. Und wir haben ja noch meine Aufzeichnungen von gestern. Ich brauche nur etwas mehr Zeit und Muße, dann wird mir wieder alles vor Augen stehen. Kommen Sie, machen wir, dass wir nach Hause ...«

Dorkas betrachtete das eindeutig zynische Grinsen, das sich auf Tonys Gesicht abzeichnete, dann wurde ihm wieder die ganze Misere deutlich.

»Es mag sein, dass Sie sehr viel Zeit und Muße bekommen«, kommentierte Tony Tanner. »Aber ich fürchte, Ihre Aufzeichnungen werden Sie nicht ins Zuchthaus mitnehmen dürfen.«

»Ich habe Beziehungen. Irgendwie ... Pillbury! Pillbury könnte sie mir reinschmuggeln, ach was, was rede ich da eigentlich ...« Dorkas rieb sich hilflos die Stirn, dass helle Striemen auf seiner Haut zurückblieben.

»... was war das?«

»Klingt wie ein Telefon.«

Die melodische Abfolge elektronischer Geräusche, die den Klang alltäglicher Normalität mit sich brachte, bildete einen boshaften Gegensatz zu der Umgebung und ihrer Situation.

Tony lief gebückt in die Richtung des Geräusches. Unter seinen Sohlen knirschten laut die Glassplitter. Hinter sich hörte er Dorkas schnaufen.

Hinter einer Stellwand, an der ein großes Gemälde der Kategorie *junge Wilde* hing, fanden sie den Büroeingang. Die Einrichtung ließ erkennen, dass sie in einer Art Vorzimmer waren. Ein Metallschreibtisch nahm den größten Teil des Raumes ein, an den Wänden standen ein Computertisch und einige Regale mit Aktenordnern, Ausstellungskatalogen und dickleibigen Kunstbänden. Eine weitere Tür führte in das Büro Conrans. Das etwas

protzige, kupferne Namensschild ließ über den Benutzer erst gar keinen Zweifel aufkommen. Der unvermeidliche Schreibtisch war in diesem Fall aus Kirschholz mit einer grünledernen Platte. In der Ecke luden einige Sessel und ein Tisch zum Sitzen ein. Keiner der beiden Räume besaß ein Fenster.

Tony brauchte einige Sekunden, um sich diesen Überblick zu verschaffen. Das Telefon tutete unterdessen weiter. Es gab eine kurze Unterbrechung, dann setzte der gleichmäßige Ton wieder ein.

»Wahlwiederholung«, sagte Tony Tanner.

»Wie meinen?«

»Ach nichts.«

Die beiden Männer schauten das graue Telefon an und waren unentschlossen. Schließlich griff Tony nach den Hörer. Er musste sich zügeln, um sich nicht wie gewohnt mit Namen zu melden und stattdessen nur ein hartes *Ja* auszustoßen.

»Mein Name ist Doktor Eliah Sodenbergh«, kam es aus der Muschel. »Ich bin der Polizeipsychologe.«

Die männliche Stimme war so klar, rein und sauber, als wäre sie gerade frisch desinfiziert worden. Bei dem Klang musste Tony Tanner sofort an den Geruch von Zahnpasta denken.

Er versuchte, sich den Mann am anderen Ende der Leitung vorzustellen, aber seine Fantasie griff ins Leere. Als Tony Tanner nichts sagte, sprach der Psychologe weiter: »Ich hoffe, wir beide können ins Gespräch kommen, um miteinander diese missliche Situation zu klären. Ich bin sicher, das ist auch in Ihrem Sinne.«

»Schnauze halten ist in meinem Sinne«, zischte Tony. »Nächster Anruf in einer Stunde, dann stelle ich die Forderungen. Bis dahin keinen Mucks und vor allem keine Tricks, sonst ist Conran reif für die Tupper-Dosen. Glauben Sie nicht, die Bullen können uns austricksen. Wir haben Kontakt nach draußen, wir werden alles gewahr. Und noch so eine Zimmerbombe, dann geht noch nicht mal mehr dieses Dreckstelefon, dann liegt die Verantwortung bei euch, ihr habt doch einen Hirnriss!«

»Geben Sie mir Conran ...!«

»Der kann jetzt nicht!«

Damit warf Tony den Hörer zurück, als hätte sich das Stück Plastik übermäßig erhitzt.

Dorkas starrte ihn ungläubig an. »Was sollte das denn nun?«, heulte er förmlich auf.

Tony zuckte die Schultern und wurde sich dabei klar, dass diese Geste inzwischen zu seiner häufigsten Ausdrucksform geworden war.

»Ich wollte Zeit schinden, mehr nicht«, antwortete er. Er hatte mindestens eine Stunde herausgeholt. Als er sich auf den Schreibtisch setzte, kamen Tony allerdings heftige Zweifel am Nutzen seiner Taktik. Vielleicht hätte er sich auf ein Gespräch einlassen sollen. Vielleicht hatte er die Polizei jetzt so nervös gemacht, dass sie in den nächsten Minuten zu einer

Befreiungsaktion starten würden. Und selbst wenn der Trick funktionierte - was war nach der Stunde, die er als Galgenfrist herausgeschlagen hatte? Noch eine Stunde vielleicht, das konnte hinkommen und dann möglicherweise eine weitere. Aber dann? Es war alles nichts als ein Aufschub, der wenig Hoffnung versprach.

»Also«, wandte sich Tony Tanner an Dorkas, »Sie haben noch etwa 58 Minuten, um uns aus dieser Lage zu manövrieren.«

Er bekam keine Antwort. Nachdem sie eine Weile dumpf vor sich hingebütet hatten, stand Tony auf und untersuchte die Büros. Jetzt, als er vor Conrans Arbeitsplatz stand und einige Papiere durchblätterte, hatte er wirklich das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun. Er legte die Korrespondenz ungelesen wieder an ihren Platz und schaltete den Fernseher ein, der auf einem Wandbrett stand. Es dauerte eine Weile, bis die Bildröhre ihre Betriebstemperatur erreicht hatte. Vorher erklang schon ein aufgesetztes Lachen aus dem Lautsprecher, das die Dialoge irgendeiner Seifenoper in den Verdacht, komisch zu sein, bringen sollte. Tony

schaute sich die Szene kurz an. *Hoffentlich werde ich nie so sehr verblöden, dass ich diesen Unfug lustig finde*, dachte er. Immerhin waren die Darsteller außerordentlich hübsche Menschen.

Dorkas sprang unterdessen im Vorzimmer hin und her. Es sah aus, als müsste er einer unsichtbaren Büffelherde bei einer Stampede ausweichen. Schließlich begann er, auf dem Schreibtisch zu kramen, um sich eine Ablenkung zu verschaffen.

Tony begann unterdessen, durch die Kanäle zu schalten.

»Sagt Ihnen der Name Hornsby etwas?«, erkundigte sich Dorkas plötzlich aus dem Nebenraum.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Hal ... Hal Hornsby?«

»Möglich. Warum fragen Sie?«

»Weil es hier ein Notizbuch gibt, in dem mehrere Treffen von Miss Pears mit Hornsby eingetragen sind.«

»Wer ist Miss Pears?«, fragte Tony, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte.

»Ich nehme stark an, es handelt sich um die Dame, die uns auch heute empfangen hat.«

»Und die gibt Ihnen ihr Notizbuch?« Tony riss sich von dem Anblick einer Sportveranstaltung los und schaltete in den nächsten Kanal.

»Ich habe es in der untersten Schublade unter einem Stapel Betriebsanleitungen gefunden«, gab Dorkas zu.

»Miss Pears ist ein unheimlich scharfes Teil ...«

»Wie, was? Ich verstehe nicht so ganz. Herr Tanner, ich glaube, diese Bemerkung passt nicht zu unserem derzeitigen Thema.«

»Die Pears ist ja so was von endgeil verschärft. Schauen Sie sich die Dame doch nur an.«

Jetzt schob Dorkas seinen Kopf durch die Tür. Tony deutete auf den Bildschirm.

»News Channel 66«, sagte er knapp.

Und da war sie. Umgeben von Reportern, die ihre Mikrofone

oder kleine Diktiergeräte entgegenhielten, erzählte sie von der fürchterlichen Geiselnahme und ihrer mutigen Flucht. Die Kamera filmte sie von schräg oben, was eine herzerfrischende Aussicht in ihren Blusenausschnitt ermöglichte. Manchmal stockte ihre Stimme, dann biss sie sich leicht auf die Lippen und wischte sich schnell eine Träne aus den Augenwinkeln. Sie sah so süß, madonnenhaft und zugleich begehrenswert aus, dass ihr bestenfalls ein blinder und halbtoter Homosexueller widerstanden hätte.

»... eiskalt ...«, drang ihre zögernde Stimme aus dem Lautsprecher. Ein Schauer überlief sie und sie schwankte, sodass hilfreiche Hände sie stützen mussten. »Eiskalt, brutal und berechnend. Es sind Killer. Ich kann nicht verstehen, warum die Polizei immer noch zögert, das Haus zu stürmen. Nur so hat Herr Conran eine Chance. Nur so.«

Was folgte war ein Stimmengewirr, als die Reporter ihre Fragen loswerden wollten.

Tony Tanner drückte seine Fingerspitzen auf den Bildschirm, dorthin, wo das Gesicht der Miss Pears war.

»Sehen Sie das?«, fragte er.

»Es gibt Fettflecke, ansonsten kenne ich mich nicht so sehr mit diesen Fernsehgeräten aus.«

»Ach was. Ich meine die Augen! Als wir heute früh hier waren, sahen ihre Augen ganz anders aus. Viel dunkler.«

Jetzt schob sich auch Dorkas näher an den Bildschirm und betrachtete das Gesicht der Frau.

»Tatsächlich. Ihre Iris scheint geschrumpft zu sein. Vielleicht trug sie Kontaktlinsen?«

»Und warum dann Kontaktlinsen in XXL-Größe? Das gibt keinen Sinn.« »Das alles hier ergibt keinen Sinn«, verkündete Dorkas kleinlaut.

Vor seinen schreckgeweiteten Augen änderte sich das Bild. Hausdächer, aus der Luft aufgenommen, flimmerten über die Mattscheibe. An dem Schatten, der am oberen Bildrand lang-

wischte, war erkennbar, dass die Aufnahmen aus einem Hub-schrauber stammten.

Tony drehte einige Knöpfe, bis er den Ton abgestellt hatte. Richtig, da war auch schon das leise Tuckern zu bemerken, mit dem sich der Helikopter näherte.

Eine Rauchsäule zeigte an, wo die Explosion die Halle zerrissen hatte. Das Bild wurde unscharf und begann zu wackeln, dann brach die Übertragung ab. Trotzdem konnte Tony noch für einen Moment schwarz gekleidete Gestalten erkennen, die sich über die Trümmer im Hof schlichen.

»Sie kommen«, sagte er tonlos. Sein Mund war trocken, seine Zunge klebte am Gaumen. Ein plötzlich aufschießender Instinkt trieb ihn aus diesem engen Raum hinaus. Hastig schob er den erstarrten Dorkas durch die Tür, durch das Vorzimmer und in den Ausstellungsraum.

Von draußen glaubte er, Kommandos zu hören.

Etwas flog von der Hintertür in die Galerie, sprang zweimal auf und rollte dann ein Stück. Dann folgten weitere Gegenstände und prallten mit metallischem Geräusch auf den Boden.

Das war's jetzt, raste ein Gedanke durch Tony Tanners Kopf. *Granaten!*

Er war vor Schreck wie gelähmt. Eine harte Hand packte seine Schulter, dann schlang sich ein Arm um seinen Hals, presste ihm die Luft ab und riss ihn brutal nach hinten. Tonys Hände verkrampften sich. Er krallte sich in die Schultern von Dorkas, den er eben noch geschoben hatte, und zog ihn mit sich, als würden sie ein absurdes Eisenbahnspiel spielen.

»Augen zu«, zischelte es an Tonys Ohr. Eine Hand legte sich auf sein Gesicht. Obwohl nur Sekundenbruchteile vergingen, registrierte er den Geruch eines Lederhandschuhs.

Eine Detonation erschütterte die Galerie. Das Krachen schien jede Zelle in Tonys Körper durchzuschütteln. Für einige Sekun-

den kämpfte er darum, nicht das Bewusstsein zu verlieren.

Zugleich mit dem Knall blitzte ein grelles Licht auf, so gleißend und schneidend, dass zwischen den Handschuhfingern, die Tonys Gesicht bedeckten hindurchstieß wie Speerspitzen.

Die Hand verschwand von seinem Gesicht. Tony riss die Augen auf. Rote Flecken tanzten vor seinem Gesichtsfeld. Dennoch erkannte er, dass sie hinter einer Mauerkante standen.

Dorkas gab ein Gurgeln von sich. Er streckte die Arme vor und wollte wie ein Schlafwandler zurück schlurfen. Nur mit Mühe konnte ihn Tony zurückhalten. Nur Bruchteile von Sekunden waren vergangen, da schmetterte die nächste Detonation und ließ die Luft zittern. Durch das Pfeifen in seinen Ohren konnte er hinter sich ein Geräusch hören. Bevor er sich umblicken konnte, flog etwas an seinem Kopf vorbei.

Dann wurde er am Arm gepackt und vorwärtsgezogen. Es gelang ihm, Dorkas an der Krawatte zu erwischen und hinter sich herzuzerren. An einer Türfüllung rammte sich Tony schmerzhaft den Ellbogen.

»Hier runter!«

Tony Tanner sah eine enge Stahltreppe vor sich, die in die Tiefe führte. Jetzt konnte er auch zum ersten Mal einen Blick auf den Mann werfen, die ihn bis zu diesem Punkt gezerrt hatte. Es war für ihn selbstverständlich gewesen, dass es sich nur um einen Polizisten oder ein Mitglied einer Spezialeinheit handeln konnte. Er erblickte einen Mann, der seiner Kleidung nach eher für eine Landpartie ausgerüstet war. Eine braune Jacke mit Lederbesatz an Ellbogen und Schultern zu einer dunkelgrünen Hose, beide aus grobem Kord, darunter ein kariertes Flanellhemd und feste, braune Schuhe. Mit einem gewissen Erstaunen registrierte Tony, dass sich unter aller Panik so etwas wie spontane Zustimmung für die Kleiderauswahl des Mannes regte. Er war sich sicher, dass der stilvolle Herr anlässlich einer Geiselnahme in der Stadt genau so etwas tragen musste. Dann fiel sein Blick auf das Ge-

sicht des Mannes, der inzwischen auf der Wendeltreppe unter ihm war, dann erkannte, dass Tony Tanner Schwierigkeiten hatte, Dorkas vorwärtszutreiben und wieder einige Stufen hochsprang, um mit einem Griff an die Schulter des Wissenschaftlers dabei behilflich zu sein.

Tony Tanner wusste, dass er diesen Mann kannte!

Über ihnen ertönten laute Stimmen, dann vibrierten wieder die Wände, als eine erneute Detonation das Gebäude erschütterte. Das grelle Licht schlug für einen Moment wie die kompakte Masse eines Meißels durch die offene Tür und warf harte Schatten.

»Eine Haley & Weller E 182«, bemerkte der Mann beiläufig. »Für dieses Ding bezahlt man in Zagreb 150 Dollar das Stück, aber sie sind jeden Cent wert. Es wird sie für einen Moment aufhalten. Damit hatten sie garantiert nicht gerechnet!«

Sie kamen am Fuß der Treppe an. Gemeinsam schoben sie den hilflosen Dorkas durch einen schmalen Gang zwischen Kisten und verhängten Bilder vorwärts. Sie befanden sich im Magazin der Galerie. Der Gang endete vor einer Wand.

Der Mann warf eine Kiste zur Seite. Nun war ein Loch in der Wand zu sehen, gerade groß genug, um auf Knien durchzukriechen.

Mit Erleichterung bemerkte Tony, dass Dorkas ohne Aufforderung oder Hilfestellung auf die Knie fiel und sich durch die Öffnung schob. Während er wartete, schaute er sich zu dem Mann um. Er wusste, er kannte ihn, aber unter all den Fetzen von Gedanken und Eindrücken, die in seinem Kopf wirbelten, konnte er diesen weißhaarigen Kopf nicht einordnen.

»Schnell, es geht um Sekunden!«

Tony musste nach dieser Aufforderung seinen Schädel auf wenig urbane Art in den Hintern von Dorkas rammen und diesem damit gleichzeitig einen Vorwärtsschub verleihen. Zuletzt warf

sich der Mann durch das Loch, wandte sich noch einmal um und zertrte die Kiste wieder in ihre ursprüngliche Position.

»Rechts lang«, befahl er. Aus seiner Tasche zog er eine Taschenlampe, in deren Schein sie durch Kellergänge hasteten.

»Was ist eine Haley & Dingens E Soundso?«, murmelte Dorkas unvermittelt.

»Eine kombinierte Blend- und Lärmgranate. Damit sollen Geiselnnehmer für die entscheidende Sekunde irritiert werden, wenn der Sturmtrupp angreift.«

»Die Dinger funktionieren«, stellte Dorkas fest und hätte um eine Haar eine Mauerecke gerammt, wenn Tony Tanner nicht wieder den rettenden Griff zu seiner Krawatte gefunden hätte.

Kairo, blitzte es in Tony Kopf auf. In Kairo war er ihm begegnet!

Der Mann blieb vor einer Tür stehen und drehte sich zu seinen Begleitern um.

»Wenn wir durch diese Tür gehen, ist Haltung angesagt. Sortieren Sie Ihre Kleidung. Wir dürfen nicht auffallen. Keine Hast. Ihre Krawatte sitzt schief. Richten Sie den Knoten. Wir gehen ganz ruhig zum Wagen. Sie beide steigen auf der Fahrerseite ein, Sie ...« - der Finger deutete auf Tony, » rutschen durch auf die andere Seite. Schnallen Sie sich an und bleiben Sie ganz gelassen. Sonst ist der Plan gescheitert.«

Damit öffnete er die Tür. Sie gingen die wenigen Schritte zu einem schweren Wagen, der auf einem Hof abgestellt war. Tonys erprobte Kenntnis aller Dinge der menschlichen Eitelkeit sagte ihm sofort, dass es sich um einen Bentley Arnage handelte. Der Wagen sah aus, als wäre er tiefer gelegt worden, aber sicher war er sich nicht - was ihn enorm fuchste. Der Hinterhof schien viel zu eng, um die schwere Limousine zu drehen. Der Fahrer löste das Problem durch einen herzhaften Tritt auf das Gaspedal. Es gab ein kurzes Reifenquietschen, dann wischte das Heck zur Seite, und zweihundertachtzig PS rissen den Wagen in eine Komplettdrehung.

Vorsichtig fuhr der Bentley auf die Straße und rollte nach links. Tony und Dorkas, die stocksteif wie Puppen auf dem weichen Leder der Rücksitze saßen, konnten auf der rechten Seite die Blinklichter von Polizei- und Krankenwagen erkennen. Die Erstarrung hatte sich dort gelöst, Menschen liefen wirr durcheinander.

Mit geradezu provozierender Langsamkeit rollte der Bentley die Straße entlang. Es wimmelte von Polizisten. Vor der nächsten Kreuzung versperrte ein quergestellter Lieferwagen die Durchfahrt. Daneben standen drei Uniformierte und gaben Handzeichen zum Anhalten.

Tony spürte, wie ein Schweißtropfen über seine Stirn rollte, den Nasenrücken abwärts glitt und als Anhängsel unter seiner Nasenspitze hängen blieb. Er wagte nicht, eine Bewegung zu machen, die ein scharfer Beobachter - und zwei der Polizisten starrten mit berufsmäßigem Misstrauen in den Wageninnere - als Zeichen von Nervosität deuten konnte. Andererseits waren Schweißtropfen an der Nasenspitze auch kein Merkmal für kühle Gelassenheit.

Der Fahrer ließ sein Seitenfenster herab und hielt dem Polizisten seinen Ausweis hin, bevor der überhaupt neben den Wagen getreten war.

»Wir können aber auch gern so lange warten, falls Sie es für besser halten«, sagte er höflich.

»Natürlich nicht, Sir«, antwortete der Polizist dienstefrig und salutierte. »Wenn Sie bitte links an der Sperre vorbei fahren würden und Vorsicht auf die Bordsteinkante ...«

Damit glitt das Seitenfenster wieder hoch, und der Bentley kroch vorsichtig durch die freie Spur. Zwischen einem Hydranten und dem Lieferwagen war kein Zentimeter Spielraum, aber der Fahrer lenkte den Wagen mit zwei Fingern am Lenkrad und einem kurzen Blick auf die Außenspiegel ohne Zögern zwischen den Hindernissen durch. Dann beschleunigte er leicht, ohne auffällige Eile an den Tag zu legen.

Tony hatte das Bedürfnis, sich zu kneifen, um festzustellen, dass er nicht träumte. Eben noch sah er sich der Tatsache gegenüber, dass er chancenlos in die Fänge der Justiz geriet.

Und jetzt hatte er sein Hinterteil auf feinstem Conolly-Leder platziert und spürte die angenehme Kühle aus den Düsen der Klimaanlage. Er wusste, es war an der Zeit, etwas zu sagen. Sich zu bedanken, obwohl es ihm absurd erschien (*Danke, dass Sie Blindgranaten geworfen und uns durch einen Keller vor der Polizei gerettet haben!*). Also gönnte sich Tony Tanner noch einige Momente der Entspannung, genoss einfach das wundervolle, leise Dahingleiten und schaute auf die Passanten, die in einer Welt der Normalität lebten, die auf beruhigende Weise die Ereignisse in der Galerie zu leugnen schien.

»Da, da, ich kenne ihn«, stieß Dorkas hervor und klopfte gegen die Scheibe. Tonys Kopf fuhr herum, er erkannte im Innenspiegel, dass auch der Blick des Fahrers zur Seite schwenkte.

In einem Wagen am Straßenrand war der weißhaarige Kopf eines Mannes erkennbar, durch die Haarfarbe ihrem Fahrer nicht einmal unähnlich.

»Sie haben recht«, knurrte der Fahrer. »Die Sache ist noch nicht vorbei.«

Damit trat der das Gaspedal durch. Der Bentley knickte auf der Hinterachse ein und begann rasant schnell zu beschleunigen. Im gleichen Moment lösten sich drei Wagen vom Straßenrand. Ihre Motorhauben stiegen hoch, unter den Antriebsrädern quoll weißer Qualm auf, als sie die Verfolgung aufnahmen. Sie kamen schnell näher.

Tony und Dorkas wurden von der Beschleunigung in die Sitze gedrückt. Eine Herzschlag später fielen sie nach vorne und wurden nur noch durch ihre Gurte gehalten, denn der Bentley verzögerte und wurde in eine Querstraße getrieben. Dort kam dann erneut der Hammerschlag der brutalen Beschleunigung, der die Passagiere an die Rückenlehnen nagelte. Die Häuser, die am Straßenrand abgestellten Wagen, die Passanten jagten am Fens-

ter vorbei, als befänden sie sich im freien Fall. Die normalen physikalischen Kräfte waren vergessen, Beschleunigung und Verzögerung zerrten am Körper, und der Verstand versuchte, die Dinge zu verarbeiten, die schon vergangen und unmaßgeblich waren, wenn er sie bewältigt hatte.

Die Straße wurde zu einem schmalen Tunnel mit Wänden aus vorbeiwischenden Farben und Gegenständen, die sich zu einem hellen Grau mischten. Das Ende der Straße stürzte auf sie zu wie ein Komet.

Der Fahrer bremste erneut. Das Heck des Bentley bäumte sich nach oben, von den Vorderreifen stieg Rauch auf, das Lenkrad wurde nach links gewirbelt, dann nach rechts, der Wagen brach aus und radierte quer über die Straße, dann kam wieder der Einsatz des Motors, das Triebwerk dröhnte und riss den Wagen in die nächsten Straße.

»Haben Sie eine Waffe?«

Die Frage kam so gelassen, dass Tony sie gerade deswegen nicht verstand. Dann schüttelte er nur den Kopf.

Irgendetwas explodierte an der Seitentür eines parkenden Wagens vor ihnen. Gerade als sie vorbeihuschten, sirrten die Splitter über die Straße und schlugen gegen den Bentley. Tony wand sich, um den fest arretierten Sicherheitsgurt lockern zu können und wand sich um. Die Verfolger waren unmittelbar hinter ihnen. Es erschien unglaublich, dass sie noch schneller gewesen waren als der Bentley. Aus einem Seitenfenster schob sich der Oberkörper eines Mannes. Er legte eine Pistole an.

Es knallte. Tony zuckte zusammen. Die Heckscheibe splitterte. Aber der Schuss war in ihrem Wagen gefallen. Der Fahrer hielt mit der linken Hand das Lenkrad, hatte sich umgewendet und feuerte mit rechts durch die Heckscheibe. Der Mann in dem Verfolgerauto riss den Mund auf, die Pistole entglitt seiner Hand und der Oberkörper sackte zusammen.

Der nächste Schuss. Es war ein tiefer, klarer Knall, der Tony an

das Gebell eines Riesenhundes denken ließ und die Gewalt, die sich in der Waffe konzentrierte, deutlich machte.

Wieder platzte ein Loch in der Heckscheibe auf. Der Verfolgerwagen begann zu schlingern, fiel etwas zurück, stabilisierte sich, musste dann scharf abbremsen, weil ein anderer Wagen den Weg blockierte. Noch ein Abschuss, noch einer, dann war hinter der Frontscheibe das Aufbäumen eines Körpers zu erkennen, der Wagen brach aus, prallte scheppernd gegen ein abgestelltes Auto, wurde hochkatapultiert, drehte sich in der Luft und schlug in einem Vorgarten ein.

Für einige Sekunden verschwanden die Verfolger aus dem Blickfeld, der Bentley jagte quietschend um einen Kreisverkehr. Als die beiden Verfolgerwagen wieder auftauchten, hatte der Bentley den Kreis fast durchfahren und war für sie unerwartet auf der Seite. Der Fahrer bremste, zugleich fuhr das Seitenfenster herunter. Jetzt wechselte die Pistole in die linke Hand.

Die Seitenscheibe des hinteren Wagens barst, auf der Gegenseite bedeckte roter Nebel die Scheiben. Der Fahrer sackte zusammen, sein Wagen fuhr geradeaus, knallte gegen den Bordstein, sprang hoch und zertrümmerte an einer Wand.

Der Bentley raste durch die herumfliegenden Wrackteile, musste scharf abbremsen, als der Motorblock vor seinen Kühler flog.

»Der dritte ist weg«, stellte der Fahrer gelassen fest. Und dann fügte er ein *Schade* hinzu.

Sie beeilten sich, eine Hauptstraße zu erreichen und in dem Verkehr unterzutauchen. Eine Weile schwiegen sie. Dorkas drehte sich nach der Heckscheibe um. Es gab nur zwei kleine Löcher, obwohl der Mann mehrmals geschossen hatte.

Dorkas hatte seinen Retter längst erkannt. Er war bereits mit ihm zusammengetroffen, und er wusste, dass dieser Mann ein Jäger war, und Tony Tanner war sein Wild. Darum sagte er nichts und sann verzweifelt auf eine Möglichkeit, Tony unbe-

merkt warnen zu können.

Tony Tanner hatte seinen Retter ebenfalls erkannt. Es war der Mann, der ihm bereits zwei Mal das Leben gerettet hatte, und jetzt möglicherweise ein drittes Mal. Seine Absichten schienen jedoch nicht lauter zu sein, und so sagte er nichts, um Dorkas nicht zu beunruhigen. Er beschloss, Dorkas bei Gelegenheit heimlich zu warnen.

»Ich will nichts beschönigen«, sagte Jeremy Steele, »ich habe Sie aus reinem Egoismus gerettet. Und Sie werden mich nicht mehr los!«

»Die Aussicht hat etwas Beruhigendes. Aber ich nehme an, London ist für die nächste Zeit nicht unbedingt das richtige Pflaster für uns ...«, antwortete Tony Tanner.

»Haben Sie einen Vorschlag?«

»Italien«, fiel Dorkas ihnen plötzlich ins Wort. »Wir müssen nach Italien. Es war nämlich nicht Benevent, was Little gesehen hatte. Das Wort sollte *Benvenuto* heißen. Und das bedeutet bekanntlich *Willkommen*.«

»Italia. Con molto piacere!«, sagte Steele. Seine stahlblauen Augen blitzten auf, und dann gab er wieder Gas.

Es war eine klägliche Gesellschaft, die sich in der untersten Etage der Tiefgarage versammelt hatte.

Über ihnen waren zwei weitere Parkebenen, darüber lag das marmorverkleidete Foyer, in dem ein freundlicher, aber aufmerksamer Farbiger in Uniform die Ankommenden begutachtete und Unbekannte freundlich, aber bestimmt nach ihrem Ziel fragte. Und darüber wiederum erhob sich ein vielstöckiges Apartmenthochhaus. Die Quadratmeterpreise in dieser

Gegend Londons kamen in etwa dem Jahreseinkommen der Arbeiter gleich, die an genau derselben Stelle, in den Docks der Hauptstadt, die Güter des Empire aus den Frachtkähnen in die Lagerhäuser geschleppt hatten. Inzwischen war hier das *neue London*, bevölkert von den Halbgöttern der Börse, von Künstlern,

Möchtegern-Künstlern, Neureichen und anderen, die die Mühen eigener Entscheidungen durch den Sog des neuesten Trends ersetzen.

Steele hatte sich in diesem Gebäude ein Apartment gekauft, um es im Bedarfsfall als Ausweichquartier zu nutzen. Er wunderte sich immer wieder über die Gesichtslosigkeit, die von den modernen Fassaden auf die Bewohner abzufärben schien. Selbst die bemühte Individualität in Kleidung und Gebaren, die Steele registrierte, mündete wieder in graue

Auswechselbarkeit. Und genau das war es ja, was Jeremy Steele suchte.

Er schaute sich seine drei Begleiter an. Der Anblick war wenig erhebend. Dorkas lehnte an einer Betonsäule, vor ihm befand sich ein Schutzwall aus drei riesigen Koffern. Unter dem Arm klemmte ein großes, in braunes Packpapier gewickeltes und sorgfältig verschnürtes Paket. Dorkas weigerte sich, es auch nur zu seinen Füßen abzustellen. So wie er sich hinter seinem Gepäck verschanzt hatte, müde, rotäugig und schlecht rasiert, erinnerte er an einen Missionar zu Kolonialzeiten, der sich hinter einer improvisierten Barrikade dem Angriff der Zulus ausgesetzt sieht.

Tony Tanner stand neben einem kleinen Aluminiumkoffer und bemühte sich, einen letzten Rest von weltmännischer Gelassenheit auszustrahlen. Er trug eine graue Flanellhose, einen dunkelblauen Blazer mit zwei Reihen von verzierten Goldknöpfen, und dazu ein beigefarbenes Hemd mit einer groben Strickkrawatte. Auf den ersten Blick wirkte er genau so, wie er wirken wollte: ein Städter der gehobenen Kategorie, der seinen freien Tag an der Küste oder auf dem Land verbringen will. Und so genannte freie Tage lagen ja vor ihm: etwa 360 an der Zahl.

Steele jedoch war gewohnt, auch den zweiten Blick zu werfen. Seine jahrelange Gewohnheit, sein Gegenüber mitleidlos und ohne einen Funken von menschlicher Sympathie auf Schwächen

abzusuchen, ließ ihn auch hier sofort fündig werden. Dazu brauchte er nicht einmal auf die dunklen Ringe unter den Augen zu schauen. Der schlecht gereinigte Fleck auf dem Revers der Jacke und die ungeputzten Schuhe reichten schon aus, um sein Urteil zu fällen.

Bei einem Typen wie Tony Tanner, den Steele heimlich im Verdacht hatte, dass er einen großen Teil seiner Zeit vor dem Spiegel verbrachte, wirkten solche Mängel stärker, so als hätten er noch den schäbigen Rest vom Frühstücksei am Kinn hängen.

Boo Little stand etwas abseits und war das klare Abbild jener Anti-Figur, von der man gern sagte, dass man mit ihr »keinen Krieg gewinnen« kann. Little erweckte den Eindruck, als könnte er sich nur mit größter Selbstdisziplin selbst vor einem hysterischen Anfall bewahren.

Es war, als würde Steele einen Mann beobachten, der gerade in einem Kino einen besonders üblen Horrorstreifen anschaut, von dem der Beobachter selbst aber nichts mitbekommen kann. Littles Augen zuckten nervös von einer Seite zur anderen, er biss sich auf die Lippen, sackte in sich zusammen und straffte sich dann wieder in einem mühsamen Versuch, Haltung zu bewahren.

Wir sollten diesen Kerl hierlassen, dachte Steele. Er wird nur Probleme machen.

»Einfach wird es sicher nicht«, sagte er dann. »Ich meine nicht allein die Polizei, die jetzt wie ein wütender Hornissenschwarm reagiert. Auch die Leute, die uns verfolgt haben, werden nicht aufgeben.«

»Warum bleiben wir nicht hier?« Tony Tanner musste sich ausführlich räuspern, bevor er die Worte über die Lippen brachte. »Verschwinden wir einfach für eine Weile in irgendeiner Pension und lassen die Aufregung abebben.«

»Die Aufregung wird nicht abebben«, antwortete Steele. »Sie wird vielleicht in der Öffentlichkeit abebben, weil die Medien

wichtigere Themen haben. Aber die Polizei wird eine Sonderkommission einrichten, und das ist für uns wesentlich unangenehmer als der Aufruhr am Anfang. Und außerdem, ich wiederhole mich allerdings nur ungern, gibt es noch andere, die Ihnen an den Kragen wollen.«

Dorkas verdreht die Augen und linste zu Tony Tanner hinüber, ob dieser die unverhohlene Drohung Steeles auch richtig verstanden habe.

»Wieso uns? Sie waren doch auch im Wagen?« Tony Tanner schien es nicht begriffen zu haben.

»Nun gut. Es ist im Übrigen auch egal. Es gibt diese Typen, die sind hinter uns her, und sie werden keine Rücksicht nehmen.«

Dorkas schaute von Tony Tanner zu Jeremy Steele und wieder zurück. Die beiden Männer sprachen mit ruhigen Stimmen. Dennoch war die Spannung zwischen ihnen deutlich spürbar.

Ächzend wuchtete Dorkas das Paket unter den anderen Arm und bewegte die freie Hand, um die steif gewordenen Finger neu zu beleben. »Wir müssen nach Italien«, stellte er dann trocken fest. »Es ist ein Befehl.«

»Ein Befehl?« Das Echo kam mit zwei Stimmen. Dorkas duckte sich ein wenig.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, erklärte er dann eilig. »Ich will nicht sagen, dass ich den Befehl gebe. Es ist ein Befehl an uns, verstehen Sie?«

»Ein Befehl von wem? Und was war das überhaupt für ein Befehl?«

»Ich rede von dem *Benvenuto*, das der Bote uns übermittelt hat. Mehr Informationen brauche ich nicht, um zu wissen, was von uns verlangt wird. Und von wem? Ja, also wenn ich Ihnen jetzt einen Namen nenne, nutzt das gar nichts, weil hinter der Person ganz andere Dinge stehen. Und welche Dinge das sind, werden wir erst dann erfahren, wenn wir in Italien sind.«

»Italien ist groß«, knurrte Steele. Er hasste es, dass dieser dickliche Kerl plötzlich den Eindruck erweckte, als wäre er der Chef.

Andererseits schien es ihm von Bedeutung zu sein, und er war nicht so abgebrüht, um nicht zu spüren, dass es eine besondere Wichtigkeit hatte, was Dorkas sagte. Also ließ er den Dicken weitersprechen.

»Ich kenne das Ziel. Es liegt in Norditalien, und das sollte erst einmal reichen.« Dorkas hüllte sich in ein wissendes Schweigen, was Steele jetzt doch richtig ärgerte.

»Also irgendwo zwischen Bolzano und Roma ... Herculaneum, Stabiae, Holunderzweig! Mir reicht diese Angabe nicht, verdammt noch mal«, grollte Steele. An seiner Schläfe begann eine Ader zu wachsen. Little zuckte merklich zusammen und knetete in einer kindischen Pantomime der Verlegenheit die Hände.

Dorkas spürte, wie sich auf seiner Stirn Schweiß bildete. Die Aggressivität Steeles war für ihn körperlich spürbar und hüllte ihn ein, heiß und bedrückend, als hätte er die Tür zu einem Saunaraum aufgerissen. Trotzdem hob Dorkas die Augen und stellte sich dem kalten Blick Steeles.

»Es ergibt keinen Sinn, wenn wir alle diesen Namen wissen. Sollte einer von uns geschnappt werden, dann hat er eben weniger zu verraten. Und dafür wird er nur dankbar sein.

Wir sollten alle unsere Eitelkeit zurückschrauben und zu den Fakten zurückkehren.« Dorkas hatte wie in der dritten Person gesprochen. Was und wie er es er gesagt hatte, war verständlich und ehrlich gewesen.

Steele starrte den anderen für einige Sekunden an. Dann kräuselte ein angedeutetes Lächeln seine Mundwinkel. Für einen Moment erinnerte er sich an seine Elena, die ihren aufbrausenden Ehemann mit einem einzigen Halbsatz, mit ihrer typisch weiblichen Schnippischkeit auf den Boden der Tatsachen zurückbringen konnte. *Dein barbarisches Temperament zügeln*, nannte sie das mit der Arroganz der Südländerin, die damit ausdrücken wollte, dass man jenseits der Alpen noch mit Fellkittel und Keule durch die Welt zu laufen schien.

»Akzeptiert«, knurrte Steele. »Es ist so: Ich habe einen Mann organisiert, der uns mit einem Fischerboot nach Irland bringt. Er glaubt, wir hätten etwas mit der *Real IRA* zu tun, darum hilft er uns. Von Irland aus fliegen wir mit einem Kleinflugzeug. Spätestens dann werden Sie Ihr Geheimnis aber lüften müssen.«

»Ich schätze einmal, wenn wir schon im Nordwesten sind, ist das härteste Stück geschafft«, ergänzte Tony Tanner und legte damit den Finger auf die offene Wunde.

Sie saßen in London fest. Es war eine absurde Vorstellung: In jeder Sekunde fuhrn Hunderte von Menschen in die Metropole und verließen sie, und trotzdem schien darin für die vier Männer ein unüberwindbares Problem zu liegen. Sobald sie auch nur die Straße betraten, konnte der erste Passant derjenige sein, der sie an die Polizei verriet oder der eine Waffe zückte. Der Faktor Angst und Unsicherheit wog schwerer als alle tatsächlichen Risiken. Aber auch die waren groß genug. Das Radio meldete Verkehrsbehinderungen an den großen Ausfallstraßen. Nicht für jede war eine Polizeikontrolle verantwortlich, es waren auch mehrere Unfälle gemeldet worden.

Steele ließ sich dadurch nicht täuschen. Es gehörte zur offiziell gelegneten Polizeitaktik, künstliche Unfallstellen aufzubauen, um auf diese Weise Nadelöhre zu schaffen. Die Öffentlichkeit würde die Polizeioberen in der Luft zerfetzen, wenn sie es wüsste, aber sie wusste es nicht. Dabei war die Sache simpel: Man nahm drei Lastwagen, schuf mit Überholmanövern für einige Sekunden eine unklare Verkehrssituation, provozierte eine Vollbremsung, warf zwei Schrottautos von der Ladefläche und dann hatte man genau das, was man wollte. Die Zivilbeamten, die in Pkw hinter den Lastwagen herfuhrn, machten dann erst einmal ausreichend Wirbel, um jeden Zuschauer abzulenken, aus einem der Lastwagen hüpfen blutig geschminkte Statisten, deren Anblick jeden Beobachter in Panik versetzen musste und jedes Misstrauen im Ansatz erstickte.

Der Rest war dann Routine. Beamte markierten mit Kreide nicht vorhandene Reifenspuren, Abschleppwagen fuhren auf, Polizisten regelten den Verkehr und nutzen die Gelegenheit, jeden vorbeifahrenden Wagen unauffällig unter die Lupe zu nehmen. Dabei half ihnen zusätzlich die allgemein menschliche Sensationsgier, die dafür sorgte, dass sich jeder Hals in die Richtung der zertrümmerten Autos der mit Laken bedeckten Gestalten drehte.

Natürlich bedurfte es eines entsprechenden Anlasses, um solchen Aufwand zu rechtfertigen.

Jeremy Steele war überzeugt, dass der gestrige Auftritt mehr als ausreichend war. Er musste sich selbst eingestehen, dass auch er eine Unsicherheit empfand, die an ihren Grenzen in den Breich ratloser Panik übergehen konnte. Jetzt mussten sie alle Disziplin wahren. Er kannte solche Situationen und wusste, dass jeder kleine Schritt hin zur Panik nicht mehr rückgängig zu machen war. Ein Fehler folgte auf den nächsten und in kürzester Zeit befand man sich nicht mehr auf der schiefen Ebene, sondern im freien Fall. Dieser schwabbelige Dorkas hatte also irgendwie recht.

Der zappelige Little war hingegen genau das, was man im Augenblick nicht brauchen konnte.

»Na schön«, stellte Steele jetzt fest. »Hier herumstehen nutzt nichts, wir müssen Entscheidungen treffen. Wir werden hier noch eine Weile warten. Die Chance, dass in den nächsten Stunden jemand diese Parkebene betritt, stehen eins zu einer Milliarde. Im Notfall verstecken wir uns in dem Van da drüben. In, sagen wir mal ... drei Stunden fahren wir.«

Little drückte sich die Finger an die Schläfen, dann begann er plötzlich mit den Fäusten auf seinen Schädel zu schlagen.

»Wir dürfen hier nicht bleiben. Sie kommen ...« schrie er. Seine Stimme überschlug sich und mündete in einen Schrei, der in den Ohren schmerzte und als dröhnender Nachhall aus den dunklen

Ecken der Halle zurücksprang. Little hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. In seinem Hirn vernetzten sich Neuronen zu neuen Strukturen, jagten elektrische Impulse durch seine Nervenbahnen, zerrten verborgene Schrecken aus seinem Unbewussten und formten sie zu neuen Chimären.

»Ich glaub's nicht. Was will der denn jetzt?«, fauchte Steele. Er hätte diesem Trottel am liebsten auf der Stelle die Gurgel durchgeschnitten.

»Lassen Sie ihn«, fuhr Tony Tanner dazwischen.

Sie warteten, bis sich Little etwas beruhigt hatte. Der Amerikaner sank in die Knie und stützte sich mit den Händen auf dem Boden ab. Sein Atem ging keuchend, Schweiß floss über seine Stirn, als hätte er gerade eine besondere körperliche Anstrengung auf sich nehmen müssen. Immer wieder schüttelte er heftig den Kopf und wimmerte leise. Der Anfall war so heftig und kam derart unerwartet, dass alle anderen peinlich berührt zuschauten und sich fragten, was sie tun sollten. Schließlich raffte sich Little wieder auf.

»Danke, es geht schon wieder«, nuschelte er.

»Sie werden uns sagen müssen, was Sie gesehen haben. Selbst wenn es schwerfällt«, drängte Dorkas.

»Ich weiß. Aber ich ... ich finde keine Worte ...«

Wie konnte Little Worte für etwas finden, was die Grenzen menschlichen Verstehens sprengte? Er konnte höchstens aus Leibeskräften kreischen und damit einen Eindruck vermitteln, um was es ging. Jetzt, als sich sein Puls wieder verlangsamte, verblassten die Bilder, die ihn eben noch bis aufs Blut gequält hatten. Es blieb wenig mehr als ein schlechter Geschmack, eine trübe Stimmung, die alles durchdrang und alles verseuchte.

Little schaute sich hilfesuchend um, bettelte wortlos um Ablass von seiner Verpflichtung. Aber er fand sich eingekeilt zwischen drei Augenpaaren, die ihn abschätzig, besorgt, peinlich berührt betrachteten. Es gab keinen Ausweg - ihre angespannten Mienen

waren wie Verbotsschilder, die Little signalisierten *Hier kommst du nicht vorbei, es sei denn du ...*

Es war ein Zeichen von Resignation, dass Little sich endlich angestrengt bemühte, in seiner Erinnerung einige der Bilder neu zu beleben. Die Widersprüchlichkeit dieses Bemühens war geradezu lachhaft. Da konnte er froh sein, dass sich diese visuellen Explosionen, die sein Bewusstsein zu sprengen drohten, endlich auflösten und nun kämpfte er darum, sich wieder an genau diese Folter erinnern zu können. Zumindest der stechende Schmerz in seinem Kopf kehrte sofort zurück. Little biss die Zähne zusammen. Und tatsächlich. Der Schmerz brachte ein Lumpenkleid einzelner Erinnerungen mit sich.

Was Little überfallen hatte, war aber keine zusammenhängende Vision gewesen. Gerade ihre Mosaikhaftigkeit, das willkürliche Aufblitzen, der schnelle Wechsel, der die Empfindungen ein-saugte und ins Leere taumeln ließ, während sich schon die nächste Szene aufdrängte, brachte Little an den Rand der Verzweiflung.

Nach einer Weile, in der sich keiner der Männer regte, fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen.

»Es ging um Hüllen und in denen war irgendetwas - etwas Bedrohliches«, sagte er dann zögernd.

»Was habe ich mir unter Hüllen vorzustellen?«, fragte Steele. Er machte sich keine Mühe, seine Skepsis zu verbergen.

Dorkas kratzte sich hörbar den Kopf und betrachtete seine Schuhspitzen, Tony Tanner nahm die Decke ins Visier. Sein Blick fiel auf Rohrleitungen, die unter der lindgrünen Betondecke entlangliefen. Manche waren in aluminiumfarbene Isolierhüllen verpackt, andere schimmerten in verzinktem Blech und hatten einen kastenförmigen Querschnitt.

»Könnte Hülle was mit Rohren zu tun haben?«

Jetzt war Tony im Kreuzpunkt aller Blicke und so bemerkte nur er, dass Little hektisch zu nicken begann. Es war wieder so

still, dass das Brummen eines Ventilators zu vernehmen war.

»Wie tief sind wir hier?«, fragte Tony Tanner, an Steele gerichtet.

»Was soll diese Frage?«

»Wie tief sind wir hier? Glauben Sie mir, wenn ich lediglich Lust auf Konversation hätte, dann würde ich mir bestimmt einen anderen Gesprächspartner aussuchen!«

»Ich weiß es nicht genau«, musste Steele eingestehen. »Aber wir sind hier sicherlich unter Themse-Niveau.« Nach dieser Feststellung begann auch er, mit den Blicken die Leitungsschlangen unter der Decke abzusuchen.

Was er sah, gefiel Steel, überhaupt nicht. Es ärgerte ihn, dennoch musste er sich eingestehen, dass er ohne das Laienspiel dieses Yankee-Spinners nicht auf diese Gefahr aufmerksam geworden wäre. Bei näherer Betrachtung wurden die Leitungen über ihnen zu einer höher gelegenen Jogging-Strecke, die auch dem unfähigsten Beobachter die Möglichkeit zum Anschleichen und Lauschen gab, sofern er nur auf irgendeine Weise in einen der quadratischen Luftkanäle der Klimaanlage hineinkam.

Noch während er mit erhobenem Kopf die Decke studierte, Abzweigungen und Wanddurchbrüche suchte und prüfend einschätzte, spürte Steele, wie sich seine Nackenhaare langsam aufstellten. Ein Gefühl der Unsicherheit prickelte unter der Haut. Sein Instinkt war schneller als die rationale Beurteilung. Sie mussten hier weg! Sie hätten nie hier sein dürfen.

Bevor er noch seine Entscheidung formulieren konnte, erkannte Steele, was seinen Instinkt in Alarmbereitschaft versetzt hatte. Jetzt erst drang das Geräusch in sein Bewusstsein. Es war ein feines, kaum merkliches Geräusch. So leise und fein, dass es sich nur für Sekundenbruchteile aus dem üblichen Hintergrundrauschen in seinem Gehör abhob. Es kam von der Decke.

Ein Schaben und Kratzen - das mussten Ratten sein. Aber Rat-

ten liefen schneller, hastiger, hatten harte Krallen, und sie waren zu leicht, um ein solches Geräusch in einem der Luftkanäle zu verursachen.

»Verschwinden wir hier - sofort!«, entschied Steele knapp. Ohne es zu bemerken, zog er den Kopf ein, als könnte im nächsten Moment etwas auf ihn herabfallen.

Er deutete auf den Van, der weiter hinten auf dem Parkdeck stand, riss Dorkas Koffer an sich und schritt ohne weiteren Blick auf seine Begleiter auf das Fahrzeug zu. Die Großraumlimousine war ein US-Fabrikat, ein rollendes Wohnzimmer mit drehbaren, beigefarbenen Ledersesseln, dimensioniert für Dinosaurierhintern, und einer Deckenkonsole mit Fernsehmonitor und Musikanlage.

Das schnelle Trappeln der Schritte übertönte für den Augenblick jedes andere Geräusch.

Dorkas mühte sich ungeschickt mit seinem dritten Koffer ab, wobei er krampfhaft sein Paket unter dem Arm eingeklemmt behielt.

Tony Tanner und Little waren schon am Wagen und bemühten sich, diese Szene nicht komisch zu finden. Es gelang ihnen nicht völlig.

Plötzlich knallte ein metallisches Scheppern durch die Tiefgarage. Tony Tanner sah Steele erschrocken an.

»Was war das?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls nichts Gutes!« Steele antwortete und zog zugleich den Reißverschluss seiner Jacke auf. Über seinem Hemd lief der Nylongurt eines Holsters.

»Helfen Sie ihm endlich«, befahl Steele ungeduldig. »Sonst stehen wir morgen noch hier.«

Schuldbewusst machten sich Little und Tony daran, die Koffer zum Wagen zu bringen.

Ein feiner Faden von Mörtelstaub rieselte von der Decke, als wären die Rohrhalterungen überlastet und würden sich lockern.

Steele wartete an der geöffneten Hecktüre, hinter der sich ein Gepäckabteil befand. Er blieb ruhig, aber dieses Mal war es Tony Tanner, der hinter die Fassade blickte, die mahelnden Kaumuskeln Steeles bemerkte und seine Folgerungen zog.

Die Sitzverteilung ergab sich mehr oder weniger von selbst - Tony Tanner landete auf dem Beifahrersitz, Dorkas ließ sich schnaufend in einen der Sessel im Passagierabteil fallen und Little setzte sich neben ihn.

»Tür zu«, bellte Stelle von vorne. Little mühte sich mit der seitlichen Schiebetür ab. Sie steckte in einer Verriegelung fest und Little gelang es unter Aufbietung aller Kräfte nicht, den Widerstand zu überwinden.

»Machen sie endlich die verdammte Tür zu«, schrie Steele von vorne und drehte sich, um einen Blick nach hinten werfen zu können. »Solange die Tür nicht geschlossen und eingerastet ist, lässt sich der Motor nicht starten!«

Little fummelte verbissen an der Verriegelung, drückte einen kleinen Hebel nach unten, zog, drückte den Hebel nach oben, zog wieder an der Tür, ohne dass sie sich auch nur einen Millimeter bewegte.

Noch bevor Steele sein scharfes »Machen Sie es von außen« herausgequetscht hatte, war Tony Tanner auf dem Weg. Er stieg aus, ließ die Beifahrertür offen und machte die drei Schritte, die ihn zum Griff der Schiebetür brachten. In diesem Moment bemerkte er einen üblen Geruch. Während er das aufgeklebte Schild auf dem Türblech studierte, das im

Comicstil und absolut idiotensicher die Funktion der Verriegelung darstellte, versuchte er den Gedanken zu verdrängen, dass dem entnervten Little eine gewisse Peinlichkeit passiert war, die ein Gentleman vom Kaliber eines Tony Tanner naturgemäß zu ignorieren hat. Er stellte den kleinen Hebel in die Mittelposition und wurde sich darüber klar, dass er den Geruch irgendwoher kannte. Dann warf er die Schiebetür zu. Little grinste verlegen und sank zurück in seinen Sessel.

Der Mief wurde stärker, es gab keinen Grund mehr für Tony Tanner, ihn nicht unter *penetranter Gestank* einzuordnen. Jetzt konnte er ihn einordnen. Stalka und sein *Musse vorsichtn*, kam ihm in den Sinn. Es war der Gestank, den er aus den endlosen, dunklen Röhren der Kanalisation kannte.

Noch während das Krachen der zugeschmetterten Tür durch die Garage dröhnte, startete der Motor. Die Abgasrohre bliesen eine fette, schwarze Rußfahne über den Boden.

Steele legte den Wählhebel der Automatik auf r, behielt den Fuß auf der Bremse und wartete, bis Tony Tanner eingestiegen war. Aber der erstarrte in diesem Moment zur Salzsäule.

Steele brauchte einige Sekundenbruchteile, um zu registrieren, dass etwas nicht stimmen konnte. Einige weitere Sekundenbruchteile dauerte es, bis er in den Außenspiegel geschaut hatte. Dann gab er Vollgas. Der Motor brüllte auf, schüttelte die gesamte Karosserie. Die Antriebsräder kreiselten auf dem glatten Untergrund, bekamen Griff, trieben quietschend weißen Qualm zur Seite.

Die Verzögerung rettete Tony Tanner das Leben. Sie war für ihn lang genug, um aus der Erstarrung zu erwachen und einen Sprung nach hinten zu machen. Die Kante der Beifahrertür wischte haarscharf an seinem Gesicht vorbei, als der Wagen beschleunigte. Ein zweiter Schritt sollte ihn endgültig aus der Gefahrenzone bringen. Statt dessen prallte er gegen eine Betonsäule, schlug sich den Kopf an und rutschte, mit dem Rücken am rauen Beton entlang schrappend, halb betäubt zu Boden.

Ein Krachen, laut genug, um durch das Aufheulen des Motors zu dringen. Das verzinkte Blech eines Luftkanals unter der Decke beulte sich. Die Delle wurde unter heftigen Schlägen größer, ein gezacktes Loch platzte auf. Etwas drängte sich durch, riss an den Rändern des Loches, zerrte trotz scharfer Kanten.

Der Wagen hatte im Halbkreis zurückgesetzt. Steele bremste quietschend, der Motor blubberte im Leerlauf, während der Fah-

rer die Automatik in D-Stellung schob.

Tony Tanner bemerkte den Blick, den Steele ihm zuwarf. Er drückte sich mit den Ellbogen ab, kam in die Hocke und konnte sich schwankend aufrichten. Er war noch nicht klar im Kopf. In seinem Schädel schlug ein Hammer, seine Zunge lag wie ein nasser Pappdeckel in seinem Mund und störte beim Atmen. Er konnte alles wahrnehmen, aber es wirkte wie etwas, das sich in einer Schaufensterscheibe spiegelt - nichts, was ihn wirklich anging. Mühsam und mechanisch setzte Tony Tanner einen Fuß vor den anderen und verringerte den Abstand zum Wagen.

Es war eine Klaue, die sich durch das Loch im Luftkanal schob. Ich sehe irgendetwas, das mich an eine Affenhand erinnert, dachte Tony Tanner, aber kein Affe hat solche Krallen an den Fingern, und kein Affe hat so ein zotteliges, schlammfarbenes Fell. Wie ein Schlafwandler schlurfte Tony vorwärts und glotzte dabei zur Decke.

Die Befestigung des Luftkanals löste sich, mit einem Knall platzte eine Verbindungsnaht und langsam, wie ein Verbindungsgang, der an ein Flugzeug angedockt werden soll, senkte sich das eckige Gehäuse. Das metallische Kreischen schmerzte in den Ohren, aber es weckte Tony Tanner aus seiner Betäubung. Die Panik durchzuckte ihn wie ein Elektroschock. Er startete zu einem Sprint.

Zu spät. Aus dem nun offenen Ende des Kanals quoll es wie eine schlammfarbene Masse, prallte auf den Boden, auf das Wagendach, spritzte scheinbar wieder in die Höhe, entfaltete sich zu einzelnen Gestalten.

Es waren nur Einzelheiten, kleine Splitter, die Tony registrieren konnte. Der Schreck schien alles zu verdunkeln und dazwischen schnitten Stroboskop-Blitze aus plötzlicher, glasharter Klarheit und füllten das Bewusstsein mit Bildern von langem, zottigem, schlammfarbenem Fell, von klumpigem Schmutz verklebt, aus dem es tropfte; mit Bildern räudiger, verschorfter Hautflächen,

kahlen Köpfen, breiten, flachen Stirnen unter denen schwarze Augen glitzerten.

Das sind keine Affen, dachte Tony Tanner, das sind Menschen oder zumindest eine Art von Menschen, denn sie tragen eine Art Kleidung und haben die Gestalt von Menschen. Und dann dachte er weiter, dass er nicht denken sollte, sondern sich lieber in den Wagen flüchten.

Jeremy Steele konnte nicht direkt verfolgen, was geschah. Für ihn war Tony Tanner wie ein Spiegel, in dem er erkannte, dass sich irgendetwas Unerhörtes zutragen musste. Er sah die völlige Ratlosigkeit im Gesicht des Mannes, die bemühte Suche nach einer Kategorie, die eine Erklärung möglich machte. Dann erklang das Schreien von Metall, und Tony Tanner setzte sich unerwartet schnell in Bewegung. Etwas prallte auf das Wagendach, beulte es nach innen aus und ließ die schwere Karosserie wanken.

Noch bevor Steele zur Waffe greifen konnte, füllte sich der Rahmen der Beifahrertür mit einer stinkenden, schlammfarbenen Gestalt. Die Schultern des Angreifers waren so breit, dass er nicht ohne Weiteres durch die Tür passte. Er rammte die Türholme, hob den Wagen in die Höhe und musste sich dann mit heiserem Knurren dem Gewicht beugen. Der Wagen fiel zurück auf den Boden, krachte ächzend in die Federung. Der Aufprall prellte Steele seine Waffe aus der Hand. Mit gefletschten Zähnen musste er zusehen, wie die Pistole im Fußraum zwischen den Sitzen verschwand.

Mit wütendem Schnaufen arbeitete sich der Angreifer in den Wagen. Der Gestank, den er auströmte, den er mit jedem gurgelnden Atemzug ausblies, war betäubend. Schlimmer noch war der Anblick des kahlen, schorfigen Schädels mit den schwarzen Augen, der breiten, wie flachgeschlagenen Nase und dem aufgerissenen Maul, in dem gelbe Zahnstummel zwischen braunen Speichelflocken schimmerten. Das Bild war geeignet, selbst einen

Jeremy Steele zu lähmen. Aber Steele hatte gelernt, sich in Teile aufzulösen - den Teil, der vor Schreck gelähmt war. Und den anderen Teil, der sich um nichts und niemanden scherte und sein Ding durchzog.

In diesem Fall bedeutete es, dass sich Steele nach vorne warf, gerade als die Krallen des Angreifers durch die Luft pfiffen, um ihn zu packen. Das Leder des Fahrersitzes wurde in Streifen zerfetzt. Steele stieß sich die Rippen am Wählhebel, knallte mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett, biss sich auf die Zunge. Sein Mund füllte sich mit dem Metallgeschmack seines eigenen Blutes, er spürte es wie ein Betäubungsmittel. Automatisch tastete seine Hand nach der Waffe. Der Angreifer war über ihm, drückte ihn tiefer gegen die Bodenmatten, während er immer noch die Polsterung in Fetzen riss. Die Luft wich aus Steeles Lungen, Funken tanzten vor seinen Augen.

Steeles Fingerspitzen stießen an einen harten Gegenstand. Er griff zu, versuchte, sich klarzuwerden, was es war. Glück gehabt, es war die Pistole. Aber nun musste er sie so in die Hand bekommen, dass er sich auch gezielt abfeuern konnte. Ein schwieriges Unterfangen, wenn man in der Situation eines Altautos ist, das in der Presse zu einem handlichen Paket verarbeitet werden soll. Ein schmerzhafter Stoß traf seinen Rücken und rammte Steele noch ein Stück in den Fußraum. Die Pistolenhand flog gegen Blech, fast wäre ihm die Waffe aus den Fingern gesprungen. Instinktiv klammerte er - und spürte die Griffschale. Als hätte er die Lösung einer Gleichung gefunden, glitt sein Zeigefinger um den Abzug, warf sein Daumen den Sicherungshebel um.

Zwei Schüsse in schneller Folge - aber die Wirkung blieb aus. Steele konnte spüren, wie der Körper über ihm leichter zu werden schien, als die Treffer ihn nach oben trieben. Der Effekt verging nach einer Sekunde und das Schnaufen verwandelte sich in ein kehliges Kreischen. Noch wütender als vorher wühlte der Angreifer und versuchte, Steele in die Krallen zu bekommen.

Der hatte nur noch einen Trumpf. Er schaltete das Magazin auf Explosivgeschosse und feuerte. Jetzt hob der Angreifer förmlich ab, wurde gegen den Wagenhimmel geschleudert. Wie eine Feder, auf die der Druck nachlässt, sprang Steele auf.

Er warf sich auf die Reste des Fahrersitzes, schleuderte dann mit einem Tritt die Überreste des Angreifers auf der Beifahrerseite aus dem Wagen. Die Decke über ihm war mit einer schaumig-roten Masse aus Fell und Haut bedeckt. Als ein Blutropfen Steeles Hand traf, zuckte der mit einem Schmerzensschrei zurück. Die zähe Flüssigkeit wirkte ätzend wie eine Säure.

Als hätte ihn eine Explosion dorthin geschleudert, sprang der nächste Angreifer in die offene Tür. Steele schoss, einmal, zweimal. Er sah den Blutnebel, der sich hinter dem Rücken des Angreifers bildete, sah Fleisch und Fell spritzen. Trotzdem wurde die Attacke nicht unterbrochen.

Spätestens jetzt wusste auch Jeremy Steele: Sie hatten ein Problem!

Kurze Zeit vorher spielte sich in derselben Stadt eine Szene ab, von der die vier Männer nichts ahnten.

Hauptpersonen dieser Szene waren wiederum zwei Männer mittleren Alters, deren Kleidung und Auftreten sie dem ersten Anschein nach in die besseren Zirkel der westlichen Gesellschaft einordnete. Der zweite Blick registrierte zu knapp sitzende Hosen mit zuviel Schlag, unpassende Krawatten- und Hemdfarben, protzige Krawattennadeln, bombastische Siegelringe und eindeutig zu lange Haare im Nackenbereich.

Oder, um es prägnanter auszudrücken, die Männer waren Vertreter jener halbseidenen Eleganz, die sich vorzugsweise in der Dämmerungszone zwischen Ober- und Unterwelt entwickelt.

Nachdem sie ihren Jaguar geparkt hatten, beeilten sie sich, die Eingangstreppe eines nicht ganz nahe gelegenen Hauses zu erreichen. Da zur betreffenden Zeit weder Regen noch Schneesturm herrschte, wirkte diese Eile auffällig. Da aber keiner der beiden Herren unterwegs einen Blick auf die Uhr warf, musste man vermuten, dass sie sich nicht wegen einer Verspätung beeilten, sondern weil sie nicht auf der Straße gesehen werden wollten.

Herbie Gerrard und Dough Leonard hatten in der Tat keinen Drang zur Öffentlichkeit. Das hing mit ihrer Art zusammen, sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Beide sprangen die Treppen hoch und blieben vor der geschlossenen Tür stehen, den Rücken zur Straße gewendet.

Auf ihr Klingeln geschah erst nichts, dann wurde der Briefschlitz geöffnet. Herbie Gerrard ging in die Knie und peilte durch die schmale Öffnung.

»Wie ist das Wetter?«, kam es von innen.

»Jetzt hör mal, du kennst mich doch, was soll der Scheiß«, protestierte Herbie.

»Wie ist das Wetter?«

»Sonne im Norden und Schnee im Süden«, leierte Herbie Gerrard herunter. Dann stockte er und warf einen hilfesuchenden Blick auf Dough Leonard. Der soufflierte: »Regen im Westen und Sturm im Osten.«

»In Ordnung«, beschied die Stimme aus dem Inneren des Hauses. Verschiedene Riegel wurden zur Seite geschoben, dann öffnete sich die Tür, und Gerrard und Leonard schlüpfen hinein.

»Mach diesen Scheiß nicht noch mal mit mir, sonst ...«, fauchte Gerrard und tippte dem Türhüter mehrmals auf die Brust. Das fiel ihm um so leichter, als der Mann einen Kopf kleiner war als Gerrard.

»Alles klar«, antwortet der Angesprochene. »Ich werde dem Boss sagen, er soll sich seine Sicherheitsvorkehrungen irgendwohin stecken, weil Herbie sich nichts merken kann.«

Dann deutete er zu einer Tür, die in den Keller führte. »Hier lang, die Herrschaften. Und unten immer geradeaus.«

Mit merklicher geringerem Schwung folgten die beiden der Aufforderung. Die Treppe führte steil in die Tiefe. Nur eine rote Lampe, die an ein Notlicht denken ließ, machte die Stufe einigermaßen sichtbar. Die Hand am Geländer stiegen Gerrard und Leonard langsam die Treppe herunter. Sie waren auf architektonischem Gebiet keine Kenner, aber ihnen wurde bald klar, dass ihr Weg sie nicht in einen normalen Keller führen konnte. Viel zu steil ging es herab und vor allem viel zu tief. Beide hatten genügend Zeit darüber nachzudenken, ob es eine gute Idee war, sich auf diesen Job einzulassen.

Die Sache hatte am vorigen Abend mit einem Anruf begonnen. Der Mann auf der anderen Seite der Leitung war auf eine ganz spezielle Art ein Arbeitsvermittler. Er kannte so gut wie jeden in der Londoner Unterwelt, konnte die Fähigkeiten und Schwächen jedes Einzelnen einschätzen, wusste vor allem, wo und wie sie zu erreichen waren und war so in der Lage, für jede Art von Unternehmung das richtige Personal zusammen zu stellen. Er brauchte Dough Leonard und Herbie Gerrard nur einen Satz zu sagen, dann war die Sache klar: »Mister Moon, will dich sprechen!«

Während Dough Leonard und Herbie Gerrard die scheinbar endlose Treppe herabstiegen, hatten sie ausreichend Muße, über Mister Moon und seinen Ruf nachzudenken. Mister Moon war eine Legende. Vielleicht sollte man ihn zutreffender als *Gerücht* bezeichnen. In jedem Fall konnte er als klassisches Beispiel für die Entwicklung von Legenden herhalten. Er tauchte erst vor wenigen Monaten auf, und so ganz genau wusste nachher niemand mehr den Zeitpunkt, wann man zuerst von dem geheimnisvollen Mister Moon gehört hatte.

Es geschahen einige Dinge, die auf ihn zurückgeführt wurden.

Dinge, die deutlich machten, dass Mister Moon keinerlei Ehrgeiz hatte, sich den Ruf eines Humanisten und Menschenfreundes zu erwerben. Spätestens, als ein Krimineller namens »Dorothy« den Mund zu weit aufriss und einige Tage später in der Kanalisation wiedergefunden wurde - und zwar an den Füßen aufgehängt und so behandelt, wie ein braver Weidmann das Beutetier behandelt, mit dem wichtigen Unterschied, dass der Weidmann keine Vivisektionen vornimmt und nur tote Tiere aufbricht - bekam der Name *Mister Moon* einen schalen Beigeschmack und wurde mit einem Unterton von Abscheu und Bewunderung genannt.

Inzwischen war zu hören, er schlafe jede Nacht nur eine Stunde, habe eine Tätowierung, die ihm mit dem Messer eingeritzt worden war, und ernähre sich vorwiegend von rohem Fleisch.

Je weiter sie die Treppe hinabstiegen, desto weniger Begeisterung empfanden Dough Leonard und Herbie Gerrard bei dem Gedanken, bald persönlich alle diese Gerüchte auf ihren Wahrheitsgehalt nachprüfen zu dürfen.

»Wenn wir noch lange runtersteigen, landen wir voll endmäßig in Australien oder so ...«, brummte Leonard. Er hatte am Anfang versucht, die Stufen zu zählen. Aber aus irgendeinem Grund, und wahrscheinlich lag es nur an Herbie Gerrard, war er durcheinander gekommen oder hatte die letzte Zahl vergessen. So genau wusste Dough Leonard es gar nicht mehr.

»Bestimmt ein Bunker und so ...«, antwortete Gerrard.

»Wieso Bunker?«

»Na, als die Krauts ihren *Blitz* auf London machten, die Luftangriffe, das muss dieser Willy Kohl gewesen sein, auf den Maggie Thatcher immer voll laut geschimpft hat, da haben sich die Geldsäcke eigene Bunker bauen lassen. Oder später, als diese Iwans, dieser versoffene Dingensjelzin die Bombe hatten, da wurden noch mehr Bunker gebaut oder so ...«

»Muss tatsächlich atombombensicher sein, dieses Teil hier«,

befand Leonard, und seine Stimme klang nicht mehr so fest. Er schnüffelte nervös, weil ihm ein Geruch in die Nase stieg, den er nicht identifizieren konnte. Es war auf jeden Fall nichts, was ihn spontan begeistern konnte, also roch es nicht nach Rumpsteak, Zwiebeln, Ale oder Tabak.

»Riechst du das auch?«, erkundigte sich Leonard.

Stufe um Stufe in die Tiefe steigend, hob Herbie Gerrard die Nase und sog vernehmlich die Luft ein. Es gab ein schnorkelndes Geräusch, das gut zu einer Radioreklame für ein Schnupfenmittel gepasst hätte.

»Irgendeine komische Blume. erinnert mich an diese muffigen Frischluft-Sprays, die sie in den Scheißhäusern von Kneipen benutzen. Muffig würde ich sagen oder so ...«

»Dann wissen wir ja, was uns unten erwartet, und so ...«, sagte Dough Leonard und bemühte sich um eine klare Stimme. Sie klang selbst in seinen eigenen Ohren falsch.

Sie mussten sich jetzt in totaler Dunkelheit vortasten. Die Finger glitten am Handlauf entlang, die Füße tasteten nach der nächsten Stufe. Einmal zögerte Gerrard und Leonard trat ihm in die Hacken.

»Was soll dieser Scheiß eigentlich«, bellte Gerrard, aber er meinte nicht seinen Begleiter, sondern die schier endlose Treppe, die sie tiefer und tiefer in die Dunkelheit führte. Inzwischen mussten sie, bedingt durch die Schräge der Treppe und ihre Länge, schon weit von dem Haus abgekommen sein, in dem sie die erste Stufe betreten hatten.

»Ob das so eine Art Prüfung sein soll oder so?«, fragte Gerrard. Die Antwort interessierte ihn eigentlich überhaupt nicht, er wollte nur das Organ von Leonard hören, denn ihn überkam die Empfindung, völlig allein auf dieser Treppe zu sein.

Für einen Moment erinnerte er sich an eine Filmszene - seltsam, ansonsten erinnerte sich Herbie Gerrard nie an Filme, immer

nur an die Mädels, die er ins Kino schleppte, an sie dort sturmreif zu knutschen und zu fummeln, damit sie sich hinterher ohne Widerstand flachlegen ließen. Er konnte sich auch jetzt noch an das Mädchen erinnern: Es war eine dürre, blasse

Blondine, die leise kicherte, als er ihr an die Schenkel ging und dann seine Finger in ihren Slip schob, was Gerrard absolut daneben fand, denn er hasste diesen fischigen Frauengeruch an den Fingern, wie er behauptete. Wie hieß sie noch? Herbie Gerrard verzog im Dunkeln das Gesicht Chrissie, Cristin, Kirsten - irgendwas in dieser Preislage. Frommer Name für eine richtige kleine Nutte, die später auf ihm herumrutschte, als müsste sie mit ihren Hüften ein Holzbrett schrubben, und dabei kreischte sie noch derart das Hotel zusammen, dass sogar das Faktotum an die Tür klopfte und fragte, ob alles in Ordnung sei. Und diese Chrissie oder wie auch immer kreischte *Ich komme*, und das Faktotum blieb an der Tür und fragte nach ein paar Minuten, wann sie denn endlich an der Tür sei, dieser schwuchtelige Idiot.

Aber was war das für ein Film? Herbie Gerrard konnte sich nur an eine Szene erinnern. Nein, diese blöde Szene nutzte ihn, Herbie Gerrard, als Bühne, um neu zu erstehen. Sie senkte sich wie ein Stachel in seine Gedanken, saß in seinem Kopf wie ein Metallstift, durch den ungewünschte Impulse in sein Hirn strömten. Gerrard bemühte sich, irgendein anderes Bild in den Kopf zu zwingen. Es gelang für einige Sekunden, bis sich die Konturen wieder änderten und seine Vorstellungen genau dort eintrafen, wo sie auf keinen Fall hin sollten.

So sehr Herbie Gerrard sich auch bemühte, fiel ihm doch weder Titel noch Inhalt des Filmes ein. Er setzte den Fuß vor, tastete nach der nächsten Stufe, verlagerte sein Gewicht auf den unteren Fuß und zermarterte sich wütend das Hirn, als wäre der Filmtitel ein erlösendes Passwort. Alles war vergeblich. Die Vorstellung saß in seinem Kopf, sie pochte und arbeitete.

Sie begann, die Wirklichkeit zu formen, bis sie selbst die Wirk-

lichkeit war. Der Teppichbelag unter Gerrards Schuhsohlen verschwand und wurde durch uralten, von Tausenden Füßen glattpolierten Stein ersetzt. Selbst das harte Geräusch, mit dem der Fuß auftrat, war deutlich vernehmbar.

Hatte Leonard auf seine letzte Frage eigentlich geantwortet? War er überhaupt noch da? Herbie Gerrard tastete nach dem Handlauf und wusste genau, dass er dort nichts finden würde. Es gab weder einen Halt noch überhaupt eine Wand. Sein Bewusstsein spaltete sich er sah sich selbst wie auf einer Kinoleinwand und war zugleich der Mann, den er beobachtete.

Dieser Mann stieg eine Treppe herab. Er tat es zögernd und unsicher, mit fahrigen Bewegungen. Aber diese Unsicherheit erklärte sich schnell aus der Art der Treppe, die er herabstieg. Es war keine einfache Treppe, sondern ein Bauwerk an sich: Gigantische Pfeiler hoben sich aus düsteren Tiefen, um diesen schmalen Steg zu tragen, der weniger als die Schulterbreite eines Mannes maß. Bei genauerem Hinsehen erkannte Gerrard, dass die Stufen gerade breit genug waren, um jeweils einen Fuß darauf zu setzen. Der Mann auf der Treppe, der Mann Herbie Gerrard, konnte sich keine Pause erlauben. Selbst das kleinste Zögern würde ihn aus dem Gleichgewicht bringen und ihn in die unermessliche Tiefe stürzen lassen. Gerrard spürte den kalten Wind, der aus der Tiefe blies und ihn schwanken machte. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, durch ein fahles rötliches Licht sickerte, gerade ausreichend, um einen Teil der Treppe zu erkennen, aber zu schwach, um zu sehen, wo sie begann und wo sie endete. Dennoch wusste Herbie Gerrard, dass er von einer flachen, leblosen Ebene umgeben war. Sie breitete sich nach allen Seiten aus, weiter und immer weiter und dann noch weiter, sodass allein die Vorstellung dieser endlosen Ausdehnung Schwindel hervorrufen musste, weil sich die Gedanken immer schneller bewegten, um das Ende dieser Ebene zu denken, aber niemals kamen sie dorthin, obwohl sie schneller als das Licht über die

schwarze, glasharte Glätte jagten.

Aus der Tiefe ertönten spitze Schreie. Und Herbie Gerrard wusste nicht, ob er sich die Bilder zu diesen Schreien selbst formte, oder ob diese Wesen es waren, die diese zugleich klagenden und hasserfüllten Schreie ausstießen, jedenfalls stiegen aus der schwarzen Tiefe Vögel und schwebten langsam zu dem Mann, der immer schneller die Treppe herabstieg, jetzt schon fast stürzte und in seinem Sturz nur noch für die nächste und dann die übernächste Stufe sicheren Stand zu finden schien.

Die Vögel erinnerten eher an Fledermäuse oder Saurier. Sie hatten nichts von der Vertrautheit, die selbst das exotischste Fiederwesen auf den menschlichen Betrachter noch hat. Sie waren von einer Aura völliger Fremdheit umgeben. Ihre langen, spitz zulaufenden Schwingen waren mit Haut überzogen. Gegen den Himmel und seine rötlichen Linien, die wie Reste von Glut in einer erkaltenden Lava wirkten, konnte Gerrard die Knochen, Muskeln und Adern durchschimmern sehen. Es war eine obszöne, aufdringliche Offenbarung, die an den Anblick frisch abgezogener Haut erinnerte. Die Vögel hatten runde Köpfe mit krummen Schnäbeln, die wie Hakennasen aussahen. Sie schwebten aus dem Wind heran und glitten langsam an Gerrard vorbei, der durch ihren Anblick an den Rand der Panik gebracht wurde.

Mit menschlichen Augen betrachteten die schwebenden Wesen seine Bemühungen, diese Treppe herabzusteigen. In ihren Augen war kein Mitleid, nicht einmal Erkennen oder Interesse. Sie waren wie gelangweilte Forscher, die das Ende einer Laborratte zu oft erlebt hatten, um daran noch Anteil zu nehmen.

Gerrard spürte, wie die Treppe unter ihm schwankte. Das Knacken und Knirschen von Stein klang durch das Sausen des Windes. Hinter ihm kollerte ein Stein in die Tiefe, stürzte mit schrillum Pfeifen und zerbarst mit dumpfem Knall.

Die Pfeiler, die im Verhältnis zu ihrer Länge bestenfalls einem

überzüchteten Blütenstiel ähnelten, begannen knarrend zu wanken. Gerrard breitete stöhnend die Arme aus, kämpfte um sein Gleichgewicht, spürte aber nur den Wind unter den Handflächen und damit zugleich den Hauch der Tiefe, die nur darauf wartete, ihn zu verschlingen. Er setzte den nächsten Schritt, dann verlor er vollends sein Gleichgewicht und stürzte ...

Er prallte gegen den Rücken von Dough Leonard, tastete sich über das feine Tuch des Jacketts, um sicherzugehen, dass er wirklich auf festem Boden stand. Irgendetwas stimmte nicht mit Leonard, denn im Normalfall würde er jedem, der sich an seinen Klamotten verging, eins auf die Nase geben.

Gerrard wischte sich mit einem Tuch die schweissnasse Stirn ab. Nach kurzem Zögern erst wagte er einen Blick auf die Treppe. Es fiel ihm schwer, seinen eigenen Augen zu trauen.

Er sah oben, an den Türrahmen gelehnt, den Kerl, der sie in Empfang genommen hatte, und zwischen ihm und diesem Kerl waren nicht mehr als gerade einmal dreißig Stufen.

Die beiden Männer erinnerten sich an die Anweisungen, die sie oben erhalten hatten, und schlurften geradeaus in einen unbeleuchteten Flur. Nach kurzer Zeit hörten sie eine Stimme.

»Hierhin«, klang es aus dem Dunkeln. Gehorsam wandten sich Gerrard und Leonard in die angegebene Richtung und betraten einen Seitengang.

»Halt!«, befahl die Männerstimme. Sie hatte einen befehlsge-
wohnten Ton und einen Akzent, der auf eine slawische Muttersprache schließen ließ. Licht flackerte und tauchte den Gang in Helligkeit. Gerrard und Leonrad kniffen die Augen zusammen und verzogen die Gesichter. Trotzdem waren sie Profis genug, um den Mann in Bauernschrank-Format zu registrieren, der zwischen ihnen und einer Stahltür stand.

Der Wächter betrachtete mit seinen schwarzen Augen die beiden Ankömmlinge und wartete, bis sie ihre zusammengekniffenen Lider wieder entspannt hatten. Dann gab er mit beiden Mit-

telfingern ein kleines Zeichen und Leonard und Gerrard hoben die Arme in die Höhe und ließen sich abklopfen.

»Die Dinger kommen so lange in die Garderobe«, beschied sie der Wächter und warf die Waffen in einen Karton. Dann deutete er auf eine Tür hinter sich.

»Eintreten, ohne anzuklopfen«, gab er ihnen auf den Weg.

Die beiden Besucher hatten mehr Instruktionen erwartet. Unsicher schauten sie sich an, dann raffte sich Leonard auf, zuckte betont lässig mit den Schultern und drückte die Klinke herunter. Er musste beträchtliche Kraft aufwenden, um die Tür aufzudrücken. Als sie sich einen Spaltbreit öffnete, gab es ein leises Zischen, als ob ein Druckausgleich stattfände.

Kühle Luft empfing Gerrard und Leonard. Beide erschauerten und zogen unwillkürlich die Köpfe in den Nacken. Der Raum selbst war ernüchternd. Was immer sie auch erwartet hatten - barocke Pracht oder kalte, moderne Eleganz oder wenigstens ein paar bessere Ölschinken an den Wänden - nichts davon war zu sehen.

Sie befanden sich in einem kleinen, niedrigen Zimmer ohne irgendeine Einrichtung, wenn man von zwei unbequemen Stühlen, einem Halogenstrahler und einem Sessel im Hintergrund absah. Der Halogenstrahler war an einer Teleskopstange befestigt und beleuchtete die beiden nebeneinanderstehenden Stühle.

»Setzen Sie sich, meine Herren!« Diese Stimme kam aus dem großen Sessel.

Gerrard und Leonard schoben sich auf die Stühle. Die Plastikschalen waren der übliche kreative Aufschrei eines heutzutageigen Möbeldesigners gegen die menschliche Gesäßform. Die Kanten schnitten in Kniekehlen und Schenkel. Die Stühle hatten etwas von einer zuschnappenden Falle. Sie wirkten auf die beiden Besucher lähmend wie eine Beschimpfung. Gerrard und Leonard wussten nicht, wohin mit den Händen, und legten sie schließlich

wie verschüchterte Schuljungen in den Schoß. Das Licht blendete, die Männer fühlten sich ausgesetzt wie Steaks im Kühlregal, die Lichtstrahlen nadelten sie auf wie präparierte Käfer in einer Sammlung.

Leonard kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen und legte den Kopf etwas zur Seite. Auf diese Art konnte er den Sessel wenigstens schemenhaft erkennen. Das war wenig genug, zumal der Sessel mit der Lehne zu ihnen stand.

Aus dem Dunkeln kam ein leises Winseln, als sich der Sessel drehte.

»Wer von den beiden Herren ist Leonard?«

Der Angesprochene hob leicht und ziemlich demütig die Hand.

Die Stimme aus dem Dunkel war ein tief und voll klingender Bass. Sie verursachte Vibrationen, die im Ohr nachzuschwingen schien, selbst als der Satz schon längst beendet war. Es musste die Stimme eines großen und schweren Mannes sein.

Vielleicht bildete sich Leonard mehr ein, als er tatsächlich sehen konnte - an dieser Stelle hatte er die unbewusste Chance, alle Urteile, Vorurteile und vorgefassten Vorstellungen über Mister Moon auf das Schemen hinter dem Lichtschleier zu projizieren.

Aber Dough Leonard war nicht der Mann für derart diffizile Überlegungen. Er sah tatsächlich einen unförmig fetten, glatzköpfigen Mann in dem Sessel, er erkannte die stechenden blauen Augen, die stumpfe Säuglingsnase und den weinerlichen, dicklippigen Karpfenmund. Alles zusammen war von erschreckender, ja abstoßender Hässlichkeit und wirkte wie eine misslungene Mixtur eines Erwachsenengesichtes mit dem aufgeschwollenen Antlitz eines mumpskranken Kindes. Diese Beobachtung, etwas, das Leonard in Bruchteilen einer Sekunde aufnahm, um es dann in seinem Bewusstsein weiter zu verarbeiten, bis er letztendlich das fertige Bild vor dem inneren Auge hatte, beeindruckte ihn über alle Maßen. Dass

Mister Moon eine derart abscheuliche Visage hatte, passte in

hervorragender Weise zu seinem Ruf. Und es passte auch zu seiner Stimme, mit der er jetzt Fragen stellte.

Leonard senkte die Augen. Die Helligkeit und die Schmerzen, die sie verursachte, hatten über seine Neugier gesiegt. Er blickte auf seine Hände, antwortete auf die an ihn gestellten Fragen und wartete darauf, dass die roten Spiralen, die vor seinem Blick entlang wirbelten, endlich verschwinden würden.

Mister Moon kannte die Lebensgeschichte seiner beiden Besucher erstaunlich gut. Woher er diese Kenntnisse bezog, war sowohl Dough Leonard als auch Herbie Gerrard unklar.

Zwischen den beiden glomm einen Herzschlag lang ein Funke von Misstrauen auf. Ob der andere diesem Mister Moon vielleicht irgendwelche Dinge gesteckt hatte? Und so gleichzeitig, wie der Verdacht in die Gedanken huschte, wurde er wieder vertrieben. Nein, Mister Moon musste eine andere Quelle haben. Welche es auch immer sein mochte.

Die Köpfe der beiden Männer hoben sich bei der nächsten Frage in unwillkürlicher Parallelität. Dieses Mal war es nicht der Inhalt der Frage, sondern eine Veränderung der Stimme. Plötzlich änderte sie ihren Klang, verlor die brummende Tiefe und wurde zu einem hellen, klirrenden Organ. Dazwischen erklang wieder das Winseln des Sessels, als würde der nervös hin- und hergedreht.

Noch einmal überwand sich Dough Leonard und schaute mit schmerzenden Augen in den Lichtvorhang. Er war sich sicher, dass jetzt ein anderer in diesem Sessel war. Ein wesentlich jüngerer Mann, schlank und muskulös und mit einem arroganten, aber trotzdem klassisch schönen Gesicht. Es gab gewisse Ähnlichkeiten mit dem Gesicht, das Leonard vorher gesehen hatte: dieselbe hohe Stirn, dieselben stechenden Augen und schwere Lippen.

Leonard konnte sich nur eine Erklärung denken, während er mit tränenden Augen wieder seine nervösen Hände anschaute -

es gab hinten in dem Raum eine für sie unsichtbare Tür, durch die der eine gegangen und der andere gekommen war. Mister Moon war also nicht nur eine Person. Mister Moon war der Deckname für mehrere Personen, vielleicht eine ganze Organisation. Und wie es schien, waren die Führer miteinander verwandt. Das musste der Sohn sein, schätzte Leonard. Vielleicht aber auch ein jüngerer Bruder.

Das Verhör, denn um nichts anderes handelte es sich, lief weiter. Und wieder kam es zu dieser sonderbaren Änderung in der Stimmlage. Nicht zurück zu dem anfänglichen vibrierenden Bariton, sondern zu einem heiseren, manchmal quäkenden Flüstern, als wären die Stimmbänder noch nicht vollständig entwickelt.

Den beiden wurde klar, dass Mister Moon seine eigene Truppe auf die Sache angesetzt hatte. (Sowohl Gerrard als auch Leonard befließigten sich einer sehr technischen Ausdrucksweise, wenn es um ihren Job ging. Die *Sache* konnte also durchaus auch ein Mensch sein.) Mister Moon war recht sicher, dass seine Leute die Sache erledigen würden.

Gerrard und Leonard waren nur zur Sicherheit da, falls es wider Erwarten Überlebende gab, die noch flüchten konnten.

»Noch eins«, schnarrte diese Stimme. »Es gibt etwas, das ich brauche. Unbedingt. Es ist eine Kladde. Einer von den Kerlen muss sie haben. Bevor ihr sie umlegt und entsorgt, sucht danach. Es ist wichtig. Und nun geht.«

Mit gesenkten Köpfen, aber erleichtertem Hinterteil, erhoben sich Gerrard und Leonard von ihren Folterstühlen und wollten nur noch rasch zum Ausgang.

Ein »Halt! Noch eines«, hielt sie zurück. Leonard stand jetzt außerhalb des Lichtkegels.

Im Dunkeln erkannte er den Sessel und darin eine breite Gestalt, hineingegossen wie zu stark aufgequollener Hefeteig, eigentlich nur Brust und Bauch und daran als kleine Fortsätze die

Arme, Beine und der Kopf. Blitzartig stieg in Leonard das Bild einer ausgestopften Stoffpuppe auf.

Unwillkürlich wich Leonard zurück, stieß aber gegen Gerrard.

Die Gestalt im Sessel kümmerte sich nicht um diese Reaktion.

»Ihr nehmt Lalle mit. Er wird euch helfen. Und nun zieht endlich ab!«

Die beiden stürzten zur Tür. Erst draußen wagten sie, den fälligen Seufzer hören zu lassen.

Der Name Lalle hatte einen ähnlichen Klang wie der des Mister Moon. Er war als eine Art Faktotum bekannt, aber auch ihn hatte noch nie jemand zu Gesicht bekommen.

Sie bekamen ihre Waffen zurück, stiegen die Treppe hinauf - es dauerte keine zehn Sekunden - und dann warteten sie im Erdgeschoss.

»Hast du gemerkt - wir haben mit mindestens drei Typen gesprochen«, sagte Leonard. »Einer hat sich rausgeschlichen und dann der Nächste rein. Muss hinten eine Tür geben.«

Herbie Gerrard schüttelte nur den gesenkten Kopf. »Es gab keine Tür oder so«, antwortete er leise, als könnte ihn ein ungebeter Lauscher hören. »Ich habe mir die Wand angeschaut, als wir schon auf dem Weg nach draußen waren. Da gab es keine Tür. Ich bin mir sicher.«

»Und was war das sonst, bitte schön? Wir haben doch mit drei Typen gesprochen, das muss doch selbst ein Trottel wie du bemerkt haben.«

»Hab ich. Aber es gab keine Tür. Und ich habe keine Erklärung. Aber du nennst mich besser nicht mehr Trottel, sonst hau ich dich durch die Wand, und dann ist an der Stelle 'ne Tür, ich sag's dir!«

Leonard hatte keine Lust auf Streit. So kam es ihm durchaus recht, dass jetzt der klein gewachsene Portier wieder auftauchte und sie heranwinkte.

»Um eines mal deutlich zu sagen«, sagte er zu Gerrard und Le-

onard gewandt.

»Lalle ist ein wenig prekär oder so ...« Er wartete einen Augenblick, um seine Worte wirken zu lassen. Die beiden Zuhörer starrten ihn offenmäulig an. In ihr Erstaunen mischte sich deutlich sichtbares Unbehagen.

Der Portier grinste boshaft: »Das Prinzip ist einfach. Ihr macht genau das was er will und alles ist bestens. Leider weiß keiner vorher, was Lalle will. Lalle auch nicht. Also seid vorsichtig. Lalle hat den direkten Draht zu Mister Moon. Und wenn ich direkter Draht sage, meine ich direkter Draht!«

Damit stieß er eine Tür auf und schob die beiden Männer hinein. Sie gerieten in ein rosafarbenes Kitschparadies aus gehäkelten Kissenbezügen und Überdeckchen, Tüllvolants, Plüschtieren, gestickten Wandbehängen und Ölbildern mit traurigen Welpen, die aus riesigen Augen flehend in die Welt schauten. Der Raum hatte keine Fenster, weil überall die Wandteppiche und Bilder hingen.

Auf einem riesigen Himmelbett, ganz in einem verdächtigen Rosa gehalten, saß eine schwarz gekleidete Gestalt. Zuerst schien sie wegen der Übergröße des Bettes so klein. Aber als Leonard und Gerrard näher traten, erkannten sie, dass es ein Kleinwüchsiger war, der dort mit gespreizten Beinen saß und sie wütend anfauchte.

»Was wollen diese Pfeifen«, kreischte Lalle. »Wirf sie raus, wirf sie raus. Ich mag sie nicht sehen. Oh, sie beleidigen meine Augen!«

Dabei hielt er sich theatralisch die kurze Arme vor das Gesicht. Lalle trug seinen Namen durchaus zu Recht. Er schoss seine Sätze heraus wie eine Revolverkanone die Kugeln und war wegen dieser Geschwindigkeit kaum in der Lage, deutlich zu sprechen. Was aus seinem verzerrten Mund kam, war ein einziger langer Ton, der sich beim Hörer erst nach längerem Nachdenken in einen verständlichen Satz verwandelte.

»Der Chef schickt sie«, erklärte der Portier mit betont sanfter Stimme. »Du sollst ihnen helfen, einige Kerle zu finden.«

»Ach was«, kreischte Lalle. »Unfähig, unfähig. Weg damit, weg damit, hinfort!«

Bei diesen Worten fuchtelte er mit den Armen, als müsste er sich durch eine Menschenmenge schieben. Diese Arme hatten seltsamerweise die richtigen Proportionen im Vergleich zum Körper, wie Leonard feststellte. Dafür waren die Beine enorm kurz und enorm dick. Obwohl Lalle einen maßgeschneiderten Anzug trug, war offensichtlich, dass seine Beine keine Kniegelenke hatten und an ehesten mit Elefantenextremitäten zu vergleichen waren.

Sein Kopf allerdings war deutlich größer als der eines normalen Erwachsenen. Der Schädel bestand aus einer riesigen Stirn, über der ein Wust aus pechschwarzen, drahtigen Haaren wucherte. Zwischen dieser Stirn und dem überdimensionierten Nussknackerkinn war das winzig kleine Gesicht eingeklemmt und wirkte, als sei es zwischen zwei Gewichten zusammengepresst und würde sich schlagartig zu normaler Größe entfalten, sobald auch nur das eine Gewicht schwinden würde.

In dem Puppengesicht waren farblose, feuchte Augen, die es vermieden, einen der Anwesenden zu fixieren. Lalle wedelte mit seinen Armen und kreischte vor Wut.

»Sprich doch selbst mit dem Chef«, sagte der Portier mit mühsamer Ruhe. »Dann kannst du ihm deine Meinung über diese Herren sagen, die der Chef selbst ausgesucht hat.«

»Ach was«, kreischte Lalle und rutschte von seinem Bett. »Ich will in einem Wagen mit Klimaanlage sitzen, damit das klar ist. Und ich will einen Wagen, der keine Ledersitze hat. Ich hasse Ledersitze!«

Damit wackelte er steifbeinig, ohne einen Blick auf die anderen aus dem Raum und zum Ausgang.

Der Portier grinste. »Auf Ledersitzen findet unser kleiner Liebling keinen Halt. Da klatscht er in jeder Kurve gegen die Türver-

kleidung, dass es scheppert. Nehmt den Kotzbrocken mit, haltet ihn bei Laune. Ihr bekommt in einer Stunde einen Anruf, der euch sagt, wo ihr den Wagen findet und wo ihr warten sollt. Waffen sind im Handschuhfach. Wenn ihr auf Position seid, wird euch Lalle alles weitere mitteilen!«

Dough Leonard und Herbie Gerrard gingen hinter Lalle auf die Straße und fragten sich, ob es nicht wesentlich besser gewesen wäre, wenn sie in den letzten Tagen überhaupt nicht ans Telefon gegangen wären.

Der Munitionsverbrauch war zu hoch. Selbst wenn Jeremy Steele ein Volltreffer mit einem Explosivgeschoss gelang, bedeutete das noch lange nicht, dass der Angreifer damit außer Gefecht gesetzt gewesen wäre. Diese stinkenden, zotteligen, schlammfarbenen Wesen schienen bis in die letzte Faser ihres Seins aus purer Angriffslust zu bestehen. Selbst wenn der

Schuss ihnen den Schädel wegriss, trieb ihr Instinkt sie weiter vorwärts, und ihre fürchterlich kräftigen Armen wühlten weiter und versuchten, eine Beute zu packen. Eine Hand, an der nur noch die Hälfte eines Unterarmes hing, kroch wie ein Insekt auf Steeles Bein zu, zog eine Spur von ätzendem Blut hinter sich her und bekam dann Steeles Knöchel zu fassen. Steeles jaulte unwillkürlich auf, als sich der Druck auf das Gelenk verstärkte, bis die Knochen zu splintern schienen. Er glitt für einen Moment auf diesem Schmerz wie auf einer glatten Bahn in den Bereich wilder Panik, trat um sich, strampelte, um diese abartige Attacke abzuwehren.

Hechelnd sog Steele die Luft ein und schaffte es, sich zu beruhigen. Er warf sein Bein in die Höhe, schoss die Hand ab und konnte mit demselben Schuss den nächsten Angreifer aus der Wagentür vertreiben.

Sein Knöchel brannte wie Feuer. Steele kannte diesen Schmerz

gut genug, um zu wissen, dass jetzt nur noch eine Eispackung das Gelenk daran hindern konnte, zu einem unförmigen Klumpen anzuschwellen. Eine solche Behinderung konnte in den nächsten Tagen zu einem tödlichen Handicap werden. Wenn er die nächsten Tage überhaupt noch erleben sollte - im Augenblick sah es nicht so aus.

Für Tony Tanner löste sich die Szenerie in einzelne Stücke auf, ein Mosaik aus vielen Steinen, dessen Gesamtbedeutung ihm verschlossen blieb. Er hörte das dumpfe Schussgeräusch, Kreischen und Stöhnen, sah Blutnebel über schorfigen Schädeln aufwölken, zottige Rücken in blutige Vulkane aufplatzen, die Fell und Fleisch spien. Der Wagen war von Angreifern umringt, die durch die Beifahrertür dringen wollten, die Seitenscheiben einschlugen, auf dem Dach hockten und ihre Krallen in das Blech ramnten, um den Van wie eine Sardinenbüchse zu öffnen.

Steele schien sich zu vervielfältigen. Er schoss mit gnadenloser Präzision und hoher Geschwindigkeit, und wenn er sich die Angreifer nicht mit der Pistole vom Halse halten konnte, dann setzte er den Ellbogen und die Handkante ein.

Dorkas war durch ein Loch in der getönten Seitenscheibe erkennbar. Mit schreckgeweiteten Augen, die unter seiner Brille noch seltsamer erschienen, saß er stocksteif im Sessel und umklammerte sein Paket. Little war nirgends zu entdecken.

Ein Schatten, der sich von der Seite näherte, zwang Tony Tanner instinktiv dazu, den Kopf zu wenden. Es war keine Sekunde zu früh, denn dieser Schatten war eines der zottelfelligen Monster. Es wackelte auf krummen Beinen auf ihn zu, ließ dann den Oberkörper nach vorne fallen und legte die letzten Sprünge auf allen Vieren zurück. Es war hopste viel schneller heran, als Tony erwartet hatte. Dass er sich auf den Rücken warf, hatte nichts mit Überlegung oder geplanter Reaktion zu tun. Es war ein Ausfluss des puren Schreckens. Aber weil es so geschah, huschte der An-

greifer über ihn hinweg, wischte ihm nur mit den langen, schlammverklebten Zotteln durch das Gesicht und kugelte dann hinter Tony über den Boden.

Nur liegen bleiben - der Impuls war übermächtig und füllte Tony Tanners Glieder mit Blei. Von irgendwo bekam er den Befehl aufzustehen und irgendwoher fand er auch die Kraft, diesem Befehl zu folgen. Wankend kam er hoch und starrte auf den Angreifer - das Monster, den Affenmenschen, was immer es auch war. Das Wesen hatte sich zu einer Fellkugel zusammengekrümmt, rollte über den Boden, um den Schwung des Sprunges aufzubrauchen und platzte dann wie von einer Feder getrieben auseinander, entfaltete Arme und Beine, sprang hoch, drehte sich in der Luft und warf sich erneut auf Tony Tanner. Die Bewegungen waren so lässig, spielerisch und so gekonnt, dass allein ihr Anblick lähmend wirkte.

Es blieb für Tony nichts als ein Sprung zur Seite. Das heißt, geplant war ein Seitsprung, was daraus wurde, war ein tölpelhaftes Stolpern und Straucheln, das Tony wieder bäuchlings auf den Boden brachte. Er drehte sich auf den Rücken und begann, die Peitsche vom Handgelenk zu lösen. Sein rechter Arm zeigte immer noch die Lähmungserscheinungen von dem letzten Einsatz dieser Waffe, sodass Tony Zweifel hatte, ob er sie in dieser Situation überhaupt benutzen könnte. Aber seine Finger begannen seinen Überlegungen zuvor zu eilen und lösten das Lederband. Er bekam den Peitschengriff in die Hand, musste sich im nächsten Moment zur Seite rollen, um dem Gewicht des Affenmenschen zu entgehen, der sich auf den Boden warf, genau dort, wo Tony Tanner noch einen Herzschlag vorher gelegen hatte.

Selbst ein wohlmeinender Beobachter hätte die Art, wie Tony jetzt auf die Beine kam, als mühsam bezeichnen müssen. Seine Knie knackten hörbar und schickten kleine Schmerzimpulse durch seine Schenkel. Er achtete nicht darauf. Er glaubte, nicht darauf zu achten. Aber etwas in ihm registrierte diesen Schmerz

und speicherte ihn ab und färbte damit die ganze Situation noch etwas schwärzer und gab ihr den Geschmack der Niederlage.

Mit der linken Hand umklammerte Tony Tanner sein rechtes Handgelenk, dann drehte er den Oberkörper und gab der Peitsche so viel Schwung, wie er nur konnte. Die Waffe schnalzte, schlängelte dann pfeifend durch die Luft. Sie traf den Affenmenschen quer über der Brust, als der sich in die Höhe stieß. Trotz aller Kraft, die Tony in die Bewegung gelegt hatte, konnte der Treffer nicht wirklich hart sein. Tony merkte es an der Art, wie die Peitsche auftraf, sich leicht um den Körper des anderen wickelte und dann wieder zurückschwang.

Die Wirkung jedoch war völlig unerwartet. Das Monster schaute auf seine Brust, auf deren zotteligem Fell keine Spur der Peitsche zu sehen war. Dann starrte es auf Tony, funkelte ihn wütend mit seinen schwarzen Augen an und zog sich kreischend zurück. Für einen Moment glaubte Tony an einen Sieg. Das Gefühl des Triumphes stieg in ihm hoch. Nur um sofort wieder zusammenzufallen, denn jetzt wandten sich alle Kreaturen, die eben noch den Wagen angriffen hatten, Tony zu. Ihre schwarzen Augen waren auf ihn gerichtet. Langsam verteilten sie sich und bildeten einen Kreis, in dessen Mittelpunkt Tony Tanner stand.

Das war der Augenblick, in dem Jeremy Steele ihn im Stich ließ. Steele nutzte seine Chance, gab Vollgas und trieb den Wagen mit quietschenden Reifen in Richtung Ausfahrt.

Tony Tanner hatte keine Zeit, über die Flucht seiner Begleiter nachzudenken. Er spürte den Gedanken *Daraufhat er doch nur gewartet* wie einen Stachel. Es gab ihm eine bittere Befriedigung, die ihm selbst absurd vorkam und die auch nur wenige Sekunden anhielt. Bis zu dem Moment, in dem er die Gesichter seiner Gegner anschaute. Gesichter war eigentlich zu viel gesagt - es waren Fratzen, Zusammenstellungen alles dessen, was ein menschliches Gesicht abstoßend und widerwärtig erscheinen

lässt. Die blutunterlaufenen, boshaften Augen, die flachen Nasen, aus deren Nüstern bei jedem Ausatmen grünliche Blasen quollen - diese Hässlichkeit leugnete alle Maßstäbe, setzte alle Regeln außer Kraft. Das schamlose

Selbstbewusstsein, mit dem sich diese Fratzen vor seine Blicke drängten, wirkte zugleich empörend und lähmend.

Tony empfand das Bedürfnis, das, was er sah, zu zerreißen wie eine Fototapete oder eine Plakatwand und dann durch den Riss in die wirkliche Wirklichkeit zu steigen, die dahinter liegen musste - mit Francine einen Kinderwagen durch den Park schieben oder mit Lucille Chaudieu in einem StraßencafÉ sitzen ... Der Gestank, der von den Angreifern ausging, drängte sich in jede wohltuende Illusion. Tony musste sich gegen die Wand zurückziehen, um nicht umzingelt zu werden. Das war jetzt seine Wirklichkeit. Und, so stellte er fest, es gab große Chancen, dass es sich um seine letzte und endgültige Realität handeln würde.

Er schwang seine Peitsche, um die Angreifer auf Distanz zu halten. Selbst die Bezeichnung *Angreifer* passte nicht. Sie griffen ja nicht einmal an. Sie näherten sich ihm, schlurfend, mit krummen Rücken und hängenden Armen, hustend und schniefend, als würde ihnen die Luft nicht bekommen. Sie zähmten die Boshaftigkeit, die in ihren Augen stand, als wären es schwarze Lachen, in denen sich ein entfernter Brand spiegelt. Sie schlossen sich zusammen, Schulter an Schulter, eine Mauer aus Kleidungsstücken, zotteligem Fell und schwellender Muskelstränge. Langsam schlurften sie näher, eine Lawine, die in extremer Zeitlupe auf ihr Opfer zukommt, das sie irgendwann doch noch erwischt, weil es nicht mehr zu fliehen vermag, weil es schon gelähmt ist von dem Wissen, dass das Ende unvermeidlich ist.

Tony Tanner umklammerte den Griff der Peitsche. Sein rechter Arm war inzwischen unbrauchbar. Es war ein blöder Fehler gewesen, jetzt die Peitsche zu schwingen, ohne einen Treffer zu erzielen. Die Angreifer hatten sich davon nicht den Bruchteil einer

Sekunde beeindrucken lassen. Und jetzt hing der Arm schmerzhaft und von unwillkürlichen Zuckungen durchlaufen an seiner Schulter, war nutzlos und störend und wirkte, als hätte sich irgendein Fisch in seine Schulter verbissen und würde dort jetzt baumeln.

Die Entscheidung lag nicht mehr auf Tonys Seite. Er spürte den rauen Beton im Rücken und wusste, dass er seine Waffe benutzen musste, die heranschleichende Mauer aus Körpern irgendwie auf Distanz halten, und zwar jetzt und sofort, sonst würde er nicht einmal ausreichenden Platz zum Ausholen haben. Ohne besondere Überzeugung, mit der Resignation eines

Beamten, der die nächste Akte in Angriff nimmt, weil es ja irgendwie sein muss, drehte sich Tony Tanner in der Hüfte, schwang mit aller Kraft, die sein linker Arm aufbringen konnte, die Peitsche. Als er sich drehte, schwang sein rechter Arm mit, wurde sogar durch die Fliehkraft etwas angehoben und so schlang sich das Leder um Tonys eigenes Handgelenk. Es war nichts als eine Lachnummer. Im Kinderzirkus hätte er donnernden Applaus für eine Blödsinnigkeit und

Ungeschicklichkeit geerntet. Hundert strahlende und rosige Kindergesichter mit blitzenden Augen, die mit hellem Lachen zusehen, wie sich Tony Tanner selbst außer Gefecht setzt. Die Vorstellung machte ihn wütend, er spürte, wie die Wut in ihm hochstieg, wollte seinerseits losspringen - aber der Schmerz in seinem rechten Arm hielt ihn auf. Und dann merkte er wieder, dass sein rechter Arm noch durch die Peitsche mit der linken Hand verbunden war. Er war nichts als eine jammervolle Karikatur einer Marionette. Es war demütigend. Es gab keine Auflehnung mehr. Diese Demütigung nahm das Ende vorweg, ließ es fast als gnädige Unterbrechung erscheinen.

Tony spürte, wie sich unter ihm der Boden zur Seite senkte, als stünde er auf einem Schiff in schwerem Seegang. Er drückte sich gegen die Wand, dachte kurz daran, dass damit seine Frisur end-

gültig im Eimer wäre, und sackte langsam zu Boden. Und hier endet die aufregende, lehrreiche, wenn auch moralisch nicht immer allen Anforderungen der Sonntagsschule genügende Geschichte von Tony Tanner, netter Kerl, eifriger Steuerzahler, gescheiterter Liebhaber, schlechter Autofahrer und Angestellter des britischen Außenministeriums auf Zwangsurlaub und demnächstiger Kunde beim Morddezernat der hier ansässigen Polizeibehörde ...

Eine schwarze Wand schob sich vor Tony Tanners Augen. So war das also. Der Lärm eines wuchtigen Aufpralls, von Stürzen, Schreien und Quieken zerstörte die grandiose Szenerie seines finalen Abgangs. Müde, aber mit deutlicher Missbilligung schaute Tony Tanner auf Dorkas' gerötetes Gesicht, das über ihm auftauchte, und hörte dessen sich überschlagende Stimme ihm ein *Jetzt aber los* zukiecksen, als wäre er ein schüchterner Schüler im Turnunterricht, der sich angesichts seiner noch jugendfrischen Sexualausstattung nicht zum Pferdsprung entschließen könne.

»Los doch, verdammt noch mal«, drang jetzt die Stimme von Jeremy Steele aus dem Wagen. Tony raspelte sich den Ellbogen durch, als er sich an der Wand in die aufrechte Position hochdrückte. Er taumelte nach vorne und drückte sich an dem Van ab. Der Abstand zwischen Wand und Wagen bestand exakt aus der Entfernung, die zwischen Wand und Tonys Schuhspitzen gelegen hatte, zuzüglich eines Sicherheitsfaktors von etwa einer Handbreite.

Der Wagen stand etwas schräg, weil sich unter den Hinterreifen die Überreste einiger monströsen Gestalten zusammenkrümmten.

Tony stierte auf die Blutlache zu seinen Füße. Es war nicht der Anblick von Verwundung und Zerstörung, der ihn bannte, sondern die Zuckungen einer Krallenhand, die sich unter dem Wagen hervorkriechend in das Blech bohrte und zerrte.

In den Augenwinkeln bemerkte er eine Bewegung. Steele hatte mit dem Wagen nicht alle erwischt. Einige waren lediglich zur Seite geprellt worden und bildeten dort einen bizarren, aber vollkommen bewegungslosen Haufen von Armen, Beinen und Zottelfell, der auf seltsame Weise friedlich wirkte, als wären dort Plüschteddys in einer Kinderzimmerecke gelagert.

»Kommen Sie«, herrschte Dorkas Tony an und zeigte jetzt eine noch stärker ins Rötliche gehende Gesichtsfarbe. Er lehnte sich aus einem Schiebefenster und musste dazu seine Körperfülle mit den Gegebenheiten der Rahmengröße in Einklang bringen, was ihm nur teilweise gelang. Dorkas wirkte wie ein Teig, der durch einen Filter gepresst werden soll. Die

Schiebetür war auf der anderen Seite. Tony registrierte, dass er den Wagen umrunden musste und fühlte angesichts dieser Bestätigung seiner noch vorhandenen geistigen Fähigkeiten eine gewisse Befriedigung. Linksherum konnte er nicht gehen, weil dort der starre Teddybärenhaufen war. blieb also nur die Alternative, rechts um den Wagen zu gehen. Tony Tanner überdachte diese Möglichkeit trotz des wedelnden Armen von Dorkas in aller Ruhe und machte sich auf den Weg.

Plötzliches Kreischen ließ ihn erstarren. Die Ansammlung friedlich schlummernder Teddybären hatte sich in eine Horde von wütenden Angreifern zurückverwandelt. Als hätten sie sich nach dem Schock des plötzlichen Angriffs nur zusammengeklumpt, um neue Aggression auszubrüten und als wäre jetzt die kritische Masse erreicht, platzten sie förmlich auseinander. Die wirr gelagerten Arme und Beine ordneten sich (für einen kurzen Moment überkam Tony Tanner die Gewissheit, dass sich aus diesem desperaten Haufen von Gliedmaßen, Körpern und Köpfen die Gestalten neu zusammensetzten, und dann verdrängte er diesen Gedanken sofort wieder, weil dies schlichtweg zu absurd gewesen wäre, vielleicht aber auch nur deswegen, weil in jedem Menschen eine geistige Zensur existiert, die dem blanken Schre-

cken den Zutritt verweigert, indem sie ihn als Täuschung einordnet), die Fratzen wendeten sich mit gefletschten Zähnen dem Wagen zu.

Jeremy Steele nahm der Attacke etwas von ihrer zerstörerischen Wucht, indem er sich am Lenkrad abstützte, den Rücken in den Sitz presste und das rechte Bein auf das Gaspedal rammte. Der Motor heulte auf, die Antriebsräder sirrten und wühlten sich durch zuckendes Fell, über kreischende Fratzen und zuspinnende Krallen, mahlten sich langsam vorwärts, spien rottriefende Fetzen und bekamen endlich den festen Beton zu fassen. Während dieser wenigen Sekunden, die zugleich rasend schnell und unglaublich langsam abliefen, rammten einige Angreifer das Wagenheck, schlugen ihre Krallen in das Blech, hieben ihre Fangzähne in die Regenrinne. Einer stürzte sich heulend auf Tony Tanner, aber weil der Abstand zwischen Wand und Wagen nicht ausreichte, rammte er sich selbst wie einen Keil in den Zwischenraum, blieb stecken, zögerte einen Herzschlag lang und versuchte dann, sich wutschnaubend zwischen den Hindernissen durchzuschieben. Er konnte den Wagen zur Seite drücken, aber das Gewicht der anderen Angreifer behinderte ihn. Steeles Notstart zog das eingeklemmte Monster mit, es wurde an der rauen Betonwand entlang geschleift und hinterließ eine breite rote Spur.

Trotzdem konnte es einen Arm ausstrecken, um nach Tony Tanner zu greifen.

Gleichzeitig grapschte Dorkas und erwischte den Kragen von Tonys Blazer. Tony wurde mitgerissen, als die Reifen endlich Griff bekamen und der Wagen beschleunigte. Instinktiv begann Tony zu rennen, auch dann noch, als Dorkas seinerseits fast aus dem Wagen fiel und loslassen musste.

Der Wagen überholte Tony. Am Heck hingen die zotteligen Gestalten und boten plötzlich ein komisches Bild, weil sie am Blech nagten, als wäre sie eine Punk-Version von Hänsel und Gretel, die sich am Lebkuchenhaus vergnügen.

Tonys Beine nahmen ihm alle Entscheidungen ab. Er wusste diese Freundlichkeit zu schätzen. Das Paar rennender Beine hatte im Augenblick wenig Bezug zu ihm selbst, ebensowenig wie der schmerzende, hilflos schlenkernde Arm an seiner rechten Schulter. Erst als Tony das Parkdeck halb durchquert hatte, sich der Wagen entfernte und er zugleich und zwar nicht sprichwörtlich, sondern sehr real den stinkenden, heißen Atem des Verfolgers im Nacken spürte, fügten sich alle Teile wieder zusammen und Tony Tanner war wieder er selbst und war sich darüber klar, dass er etwas tun musste, damit dieser Zustand über die nächsten Sekunden Bestand haben könnte.

Dorkas, halb aus dem Wagen hängend, schrie und wedelte mit den Armen. Little brüllte ebenfalls aus vollem Hals, um den Fahrer zum Bremsen zu veranlassen. Und Steele gelang es endlich wieder, sich vollkommen von seiner Umwelt zu lösen und in seinem Inneren eine Höhle voller eisiger Ruhe zu schaffen. Mit einem Auge schätzte er den Abstand zum Beginn der Ausfahrtsrampe ab, mit dem anderen schaute er auf den Rückspiegel, in dem die Figur Tony Tanners hektisch auf und ab zappelte, vor dem Hintergrund eines Verfolgers, der nur eine Handbreit von ihm entfernt schien.

Steele wartete bis zum Beginn der Rampe, dann verlangsamte er kurz die Fahrt. Tony holte auf, wurde von Dorkas erwischt. Die Nähte des Blazers krachten, und dieses Signal war es wohl, das Tony zum Sprung veranlasste. Er warf sich hoch, halbherzig nur, ermattet und ungeschickt. Aber trotz - oder vielleicht gerade wegen dieser Behinderung - gelang es ihm, alle Gesetze der Biomechanik zu besiegen und sich halb durch die Fensteröffnung zu katapultieren. Der Erfolg schenkte ihm einen kurzen Augenblick eines heißen Triumphgefühles.

Dann stürzte er mit den Rippen schmerzhaft auf den schmalen Fensterrahmen, hörte nicht nur das Knirschen der letzten Glasreste unter seinem Gewicht, sondern vermeinte, jedes der scharfkantigen Krümelchen in der Haut zu spüren. Plötzlich war ihm

alle Initiative genommen, er war nicht mehr als ein nasser Sack, der im Unterschied zu allen anderen nassen Säcken dieser Welt wusste, dass er nur ein nasser Sack war.

Tony stampelte mit den Beinen, rammte ein Knie gegen das Wagenblech und versuchte, sich weiter aufwärtszuschieben. Er rutschte immer wieder ab, musste sogar von Glück sagen, dass er nicht wieder vollends aus dem Wagen glitt. Kopf und Schultern waren im Wageninneren, der rechte Arm war noch draußen und brachte Tonys durch seine Schlenkerbewegungen immer wieder in Verlegenheit.

Dorkas hatte bei Tonys Sprung wacker mitgeholfen und die Nähte noch einmal knirschen lassen. Aber sein eigener Schwung, zusammen mit einem plötzlichen Ausbrechen des Wagens hatten ihn von den Füßen gerissen. Er ließ Tonys Oberbekleidung fahren und plumpste mit einem dumpfen Aufschrei nach hinten. Das weiche Ledergestühl dämpfte den Aufprall und so war es eher eine Art von seelischem Schock als eine körperliche Verletzung, die Dorkas jetzt am Boden festhielt. Er rückte sich die verrutschte Brille zurecht und betrachtete etwas abwesend und verwirrt den strampelnden Tony, der wie eine Halbbüste im Fensterrahmen hing und sich aus dieser Situation nicht zu befreien vermochte. Little war ebenfalls keine Hilfe, denn der bemühte sich nun, Dorkas wieder auf die Beine zu bekommen. Obwohl Littles vorgebeugte Haltung, in der er den umfangreichen Wissenschaftlern hochzuwuchten versuchte, bandscheibenvorfallverdächtig und insofern heroisch war, gönnte ihm die neidische Fortuna keinen Erfolg. Die Angreifer, die sich unvermindert am Heck des Wagens festkrallten, brachten mit ihrem Gewicht das Fahrzeug zum Ausbrechen. Bevor Steele, der mit höchstmöglicher Geschwindigkeit die Betonspirale hochraste, den Wagen wieder unter Kontrolle hatte, berührte die Flanke die Innenwand entlang. Blech kreischte qualvoll, die Schiebetür wurde eingedellt und zeigte einen Spalt, durch den Luft pfiff. Der plötzliche Ruck riss Dorkas erneut um.

Er warf im Fallen Little zu Boden, als wäre der ein Kegel. Derselbe Ruck des Wagens warf Tony Tanner ein Stück weiter in den Innenraum. Er konnte die Schulter einziehen, sodass sein lebloser rechter Arm durch den Rahmen rutschte. Als Steele den Wagen nach außen pendeln ließ, berührte Tony für eine Sekunde die Mauer. Der Beton wischte förmlich unter seiner Sohle durch, versetzte Tony in eine Kreiselbewegung und schleuderte ihn in den Wagen. Ohne recht zu wissen, wie ihm geschah, stürzte er auf den von Glassplittern übersäten Teppich. Er zog die Beine an und rollte sich auf den Rücken. Über ihm bohrte sich eine schmutzig-schwarze Kralle durch den hellen Plastikhimmel des Innenraums. Unpassend war das richtige Wort dafür. Ebenso unpassend wie die Fratzen, die durch die geborstene Heckscheibe glotzten.

Kaum hatte Steele den Wagen wieder in die Spur gebracht, bewiesen die Angreifer am Heck, dass sie lernfähig waren. Wie die Beifahrer in einem Seitenwagenrennen warfen sie sich zur Seite und brachten durch die Gewichtsverlagerung die ebenso schwammige wie überlastete Federung des Van zum Tanzen. Wieder schrammte der Wagen an Beton entlang, und nur mit knapper Not konnte Steele beim Ausgleichen den Zusammenprall mit der Gegenseite und damit einen Billiardeffekt verhindern. Das scharfe Zischen, mit dem Steele die Luft durch die Schneidezähne einsog war deutlich zu hören und wirkte wie ein rotes Ausrufezeichen hinter der Feststellung: Wir haben ein Problem.

Dorkas und vor allem Little hatten aufgegeben, sich mit ihrer Umwelt zu beschäftigen und krallten sich nur noch an den Sitzbefestigungen an. Der hilflose Versuch Tony Tanners, mit der linken Hand seine Peitsche in Position zu bringen, um das Heck freizuwischen, war bestenfalls untergute *Absicht* einzuordnen und diente vor allem der Beruhigung des eigenen Gewissens. Für Tony selbst war es das Eingeständnis, dass alles außer Kon-

trolle war und er sich mit Symbolhandlungen beruhigen musste.

Die gewendelte Rampe schien kein Ende zu nehmen. Unter ständigem Reifenquietschen schraubte sich der Wagen nach oben. Die Neonröhren huschten als weiße Lichtflecke vorbei.

Dann erreichten sie das Erdgeschoss. Am Ende der Schräge wurde der Wagen in die Höhe geworfen, flog mit aufheulendem Motor ein Stück und fiel dann schwer zurück in die Federung.

Während selbst Steele, der sich so gut es ging, zwischen Lenk- rad und Sitz verkeilt hatte, gegen die Wagendecke geworfen wurde, um in der nächsten Sekunde wieder in den Sitz gestaucht zu werden, saßen die Angreifer am Wagenheck fest wie Zecken. Sie unterbrachen nicht einmal ihre Versuche, den Van zu zerle- gen.

Dann aber setzte das schmerzhaft Kreischen, mit dem sie ihre Krallen durch das Blech zogen, plötzlich aus.

Steele spürte es zuerst. Der Wagen wurde leichter. Er fuhr noch ein Stück auf die Schranke am Ausgang zu, dann bremste er. Im Rückspiegel sah er die gekrümmten Gestalten, die sich zu einem Knäuel von Fell zusammengedrängt hatten. Ihre geröteten Au- gen waren nicht einmal mehr auf den Wagen gerichtet. Sie schauten auf einen schmalen Wanddurchbruch, der sich unter der Decke entlangzog und durch den Tageslicht in die künstliche Dämmerung des Parkdecks sickerte. Die Gruppe schien bei die- sem Anblick zu erstarren. Dann brachen sie in Kreischen und Schnattern - ein Geräusch, das klang, als würde ein Mensch, dem die Zunge fehlt, versuchen, Worte auszustoßen - aus, gestikulier- ten, wobei die Fellzettel an ihren langen Armen durch die Luft wirbelten. Schließlich kamen sie zu einer Entscheidung. Mit plötzlicher Entschiedenheit stürzte sich die Gruppe auf einen Einzelnen. Sie packten ihn, der sich aufbäumte, um sich schlug und sich strampelnd wehrte, drückten ihm ihre Krallen in die Augen, bis er mit einem letzten Kreischen stillhielt und warfen ihn in Richtung des matten

Lichtreflexes, mit dem der Betonboden das Tageslicht zurückwarf. Als Fellbündel flog er durch die Luft, landete auf allen viere und blieb starr liegen.

Nichts geschah.

Seine Kumpane beobachteten ihn, sahen sich gegenseitig an und begannen erneut, die lange Arme wie Signalstöcke durch die Luft zu schwingen. Die Augen richteten sich wieder auf den Van. Bevor Steele wieder das Gaspedal durchtreten konnte, ertönte ein Schrei, der alles veränderte. Das Versuchsobjekt hatte ihn ausgestoßen. Aus der Starre wurde ein wildes Strampeln, das sich zu der wahnwitzigen Pantomime eines Wettlaufes auswuchs. Aus den hin und herschwingenden Fellzotteln begann Rauch zu steigen. Die Fratze des Ungetüms änderte ihre Farbe, bis die Haut krebsrot war und begann, sich wie Rinde vom rohen Fleisch abzuschälen.

In diesem Moment sprangen zwei, dann drei seiner Kumpane hinzu, griffen sich die Beine und schleiften ihn zu der Rampe. Die anderen folgten ihnen, aneinandergedrängt und offensichtlich völlig verwirrt. Langsam verschwanden sie hinter der Betonmauer.

»Die Sonne bringt es an den Tag«, kommentierte Dorkas, der wieder ein wenig zu Atem gekommen war. Der Wissenschaftler hatte den Kopf zwischen den Sitzlehnen in die Höhe gereckt und die Szene durch das Heckfenster beobachtet.

»Vielleicht gibt es ein Ozonloch über London?«, mutmaßte Tony Tanner. Er hatte sich in einen Sessel geworfen und massierte seinen rechten Arm. Langsam verschwand die Betäubung aus der Gliedmaße, aber das bedeutete noch nicht, dass er den Arm in den nächsten Tagen richtig einsetzen konnte. Trotzdem schaffte es Tony, seine Peitsche an ihrer üblichen Stelle am Handge-

lenk unterzubringen.

Unterdessen ließ Steele den Wagen vorrollen, schob eine Plastikkarte in einen Automaten und wartete, bis sich die Schranke mit mechanischem Rucken hob. Vorsichtig fuhr er auf die Straße. Sie war menschenleer, kein Fahrzeug war zu sehen, bis auf die parkenden Autos am Rinnstein. Steele lenkte nach links, fuhr an, ließ den Wagen plötzlich mit qualmenden Antriebsrädern herumschwenken und raste in Gegenrichtung davon. Als der Wagen Höchstgeschwindigkeit erreicht hatte, folgte ein brutales Bremsmanöver, nach dem Steele den Van in eine kleinere Seitenstraße lenkte und gemächlich an einer Passantengruppe vorbeirollte.

Jeder im Wagen bemerkte die Blicke, die ihnen folgten.

»Wir brauchen einen neuen Wagen«, stellte Jeremy Steele fest.

»Was sollte dieses Manöver eben?«, erkundigte sich Dorkas, der nach einem Sicherheitsgurt suchte.

»Instinkt. Das war genau die Strecke, auf der Polizei einfahren würde. Bei dem Lärm, den wir veranstaltet haben, ist es unvermeidbar, dass irgendeiner die Polizei ruft. Und der Zustand dieses Wagens ist Verdacht erregend genug.«

»Und wie kommen wir an ein neues Gefährt?«, wagte sich Tony Tanner mit einer Frage vor.

»Mein Problem«, gab Steele knapp zurück.

Er hielt sich in den Seitenstraßen, bis die glitzernden Fassaden der Neubauten zurückblieben und sich London in ein schäbiges Kleid aus schmutzigen Ziegelmauern, verwahrlosten Freiflächen und zerfallenen Werkhallen hüllte. Zwischen zwei rotbraunen Wänden konnte Tony für einen Augenblick den Schornstein eines Themseschiffes erkennen.

Steele fuhr den Wagen durch ein offenes Tor und hielt an. Der Platz war von der Straße aus nicht einsehbar. Sie stiegen aus und standen herum wie eine Reisegruppe, die auf den Fremdenführer wartet. Jetzt erst merkte Tony, wie ihm die Beine zitterten.

Und Dorkas, der sich ständig den Schweiß von der Stirn wischte, wirkte auch nicht sonderlich gelassen.

Tony sparte sich eine Beurteilung von Little. Der Amerikaner lief auf und ab und presste sich die Fäuste gegen die Schläfen. Er wirkte wie ein Autist, der sich in einer seiner Zwangshandlung verliert.

»Keiner rührt sich von der Stelle«, befahl Steele. »Egal, wie lange ich fortbleibe, ist das klar? Keiner!«

Ohne auf eine Antwort zu warten, verschwand er durch das Tor auf die Straße.

Tony blickte sich um: Grasbüschel wechselten mit Gestrüpp ab, dazwischen lagen Plastiktüten, Flaschen, Spraydosen, Lumpen und anderer Müll. Ein ausgeschlachtetes Autowrack, verrostet und mit zerbeultem Dach, ragte wie eine abstrakte Plastik hinter einem Busch hervor. Das Gelände wirkte wie der gescheiterte Selbstmordversuch der städtischen Zivilisation. Dorkas hatte sich inzwischen erneut das Paket unter den Arm geklemmt. Als er auf Tony zuzuging, zog er die Schuhe mit lautem Schlurfen über den Boden und wirkte wie ein sehr alter, sehr müder Mann. Der Anblick war für Tony erschreckend, weil er die Wahrheit jenseits aller Illusionen widerspiegelte. So war es - so sahen sie alle aus. Und dieses Stück Niemandsland in der Themsemetropole war die einzige adäquate Kulisse für ihren Auftritt solcher Gestalten - eine heruntergekommene Bühne mit passabler Vergangenheit, jämmerlicher Gegenwart und wenig hoffnungserweckender Zukunft.

»Es gibt afrikanische Maskentänzer, die genauso aussehen«, sagte Dorkas.

Tony Tanner schaute ihn völlig verständnislos an.

Dorkas fing diesen Blick auf und blickte nun seinerseits verdattert, bis er Tonys Reaktion richtig gedeutet hatte.

»Ich rede von diesen unerfreulichen Kreaturen, die das Auto mit den bequemen Sitzen kaputtgemacht haben«, ließ sich Dor-

kas zu einer Erklärung herab. »Auf mich wirkten sie wie solche afrikanischen Maskentänzer.« Nach einigem Zögern fügte er hinzu: »Aber natürlich kenne ich so etwas nur aus Abbildungen ...«

»Ich nehme mal an, dass sie nur so wirkten - es sollte mich wundern, wenn uns eine afrikanische Folkloregruppe auf derart massive Weise ihre Abneigung dokumentiert«, antwortete Tony. Er massierte immer noch seinen Arm, mit dem Ergebnis, dass die Schmerzen wiederkamen, aber seine Hand zumindest wieder ihre Beweglichkeit zurückgewann.

»An der Grenze zwischen Burkina Faso und der Elfenbeinküste ...«, fuhr Dorkas fort. Er unterbrach seinen Satz, um sich am Kopf zu kratzen, schlug sich dabei fast selbst das Paket gegen die Stirn und starrte den störenden Gegenstand mit stummer Empörung an. Dann nutzte er den freien Arm und dozierte weiter, die Hand auf den Hinterkopf gelegt.

»Andererseits bin ich sicher, dass es in den Alpen auch zu bestimmten Festen einen Mummenschanz gibt, bei dem derartige Verkleidungen vorkommen.«

Tony war sich nicht sicher, ob er über Dorkas lachen oder weinen sollte. Eben noch hatten diese Monster ihn um ein Haar in traditioneller *Sie liebt mich, sie liebt mich nicht*-Manier in Stückchen gerissen und nun waren sie plötzlich nur noch ein Problem der ethnologischen Zuordnung.

Als ob Dorkas diese Gedanken gelesen hätte, fuhr er in seinen Überlegungen fort: »Ich frage mich, ob die Chimären, die im kollektiven Unbewussten der Menschheit entstehen, der visuelle Ausdruck, sozusagen die Vorwegnahme biologischer Gegebenheiten sind, und dieses deswegen, weil sich Visualisierung und physische Präsentation anhand derselben vorgegebenen, sozusagen apriorischen Strukturen entwickelt haben.«

Beifall heischend blickte Dorkas auf. Er fand in Tonys völlig verständnislosen Zügen nichts von dem erhofften Zuspruch.»Selbst wenn ich verstanden hätte, was gemeint ist, bin ich sicher, dass es im Augenblick nicht von Interesse für mich ist.

Nicht in dieser Situation.«

Hilflos hob Dorkas die Hände und setzte zu einer Wanderung durch das Gelände an. Nach einer Weile kehrte er zurück und unterhielt sich mit Tony. Es war ein gezwungener und wenig engagierter Austausch von Sätzen, über dem nur die eine unausgesprochene Frage stand: Was soll nun werden?

Jetzt, wo die Erregung langsam abklang, drängte sich diese Frage auf, ohne dass Tony Tanner auch nur den Hauch einer Ahnung einer Antwort hatte. Ihm waren jetzt alle Entscheidungen aus den Händen genommen. Steele führte jetzt Regie, eine Tatsache, die Tony nicht unbedingt fröhlich stimmte.

Er war in seinem Grübeln noch nicht wesentlich über diese Überlegung hinausgekommen, als ihn lautes Motorengedröhn ablenkte.

Das Geräusch klang nach einer Panzerbrigade und erweckte sofort Befürchtungen, eine Spezialeinheit könnte sich mit Spezialfahrzeugen einem speziellen Objekt, wie Tony Tanner beispielsweise, nähern.

Was dann von der Straße her durch das Tor rollte, war weniger Angst einflößend, auch wenn das Motorengeräusch die Schmerzgrenze bei Weitem hinter sich ließ. Jeremy Steele stieg aus dem japanischen Uralt-Transporter, auf dessen Seite der Name eines Malerbetriebes gerade noch erkennbar war.

»Was Besseres war auf die Schnelle nicht zu organisieren«, erklärte Steele. »Ich muss eine Manschette um den Auspuff legen, dann ist der Wagen nicht mehr so laut.«

Ohne weitere Verzögerung machte sich Steele auf die Suche nach einer kleinen Geländeunebenheit. Als er das Gesuchte gefunden hatte, fuhr er den Wagen so darauf, dass er sich bequem am Unterboden zu schaffen machen konnte. Aus dem Auto wrack stanzte er sich mithilfe eines Messers ein Stück Blech, mit dem er wieder unter dem Lieferwagen verschwand.

Die verbissene Zielstrebigkeit, mit der Steele vorging, machte

Tony deutlich, wie überflüssig er war. Dorkas schien dieselbe Empfindung zu haben. Jedenfalls wanderte er unzufrieden brummelnd umher, bis er sich dann mit tantenhafter Zuwendung um Little bemühte, der dadurch langsam wieder zu einem normalen Verhalten zurückfand, sich jedenfalls so benahm, dass man ihn nicht auf den ersten Blick für einen psychiatrischen Fall halten musste.

Die Reparatur nahm mehr Zeit in Anspruch, als Steele erwartet hatte. Zumindest schloss Tony Tanner das aus der Art, die etwas von einer wütenden Hornisse hatte, mit der Steele unter dem Wagen hervorgeschossen kam, zum ramponierten Van stampfte und dort nach Werkzeug wühlte. Dann stapfte er zurück, mit einem Blick, in dem die Wut nur so funkelte und Schritten, als müsste er seinen am Boden liegenden Todfeind mit einem Tritt die Rippen brechen. Zwar hielt sich Tony bewusst in vorsichtiger Distanz, trotzdem ertappte er sich bei einer heimlichen Befriedigung über Steeles Schwierigkeiten.

Endlich zwängte sich Steele erneut unter dem Wagen hervor und ließ den Motor an. Der Klang zeugte von einer alten, schlecht eingestellten Maschine, aber zumindest war der Tiefflieger-Sound verschwunden.

»Gepäck umladen und dann los«, befahl Steele, riss die Motorhaube auf und verstellte etwas am Vergaser. Der Motor blubberte jetzt deutlich freundlicher.

Das Gepäck verschwand im Laderaum. Dann drückten sich Dorkas und Little in die zweite Sitzreihe der Fahrerkabine. Für Tony blieb der Beifahrersitz, auf den er allerdings keinerlei Wert legte.

Steele ließ den Wagen auf die Straße rollen.

Er zögerte einen Moment, für welche Richtung er sich entscheiden sollte, dann drehte er entschlossen am Lenkrad.

»Wir müssen erst einmal in Bewegung bleiben«, sagte er knapp.

Dorkas hatte sein Paket auf die feisten Oberschenkel gestellt

und musste aufpassen, dass ihm die Kante nicht gegen das Kinn schlug, wenn der Wagen schwankend über eine Unebenheit rollte.

Steele beschleunigte. Der Motor gab einen hysterisch schrillen Ton von sich, der für einen Moment aussetzte, als der Fahrer den Stock der Lenkradschaltung nach hinten riss.

»Die Federung des anderen Wagens war zwar besser«, hub Dorkas ungefragt an, »und von der Möblierung will ich lieber gar nicht reden. Trotzdem meine ich, wir sollten in dieser Situation auch bereit sein, gewisse Abstriche an unserem persönlichem Komfort in Kauf zu nehmen.«

»Der Wagen taugt nichts«, knurrte Steele. »Schlechte Straßenlage, zu langsam, Bremsen miserabel. Damit haben wir keine Chance. Ich habe den Ersatz in petto, aber wir müssen bis zum Abend warten. Immerhin fallen wir mit dem Karren nicht weiter auf.«

Dorkas' Seufzer übertönte dennoch die scheppernden und knarrenden Geräusche, welche die geschundene Karosse von sich gab. Schließlich stellte Tony das Radio an. Zu seinem Erstaunen funktionierte das Gerät, und nach einigem Suchen fand sich ein Sender mit flotter, für fast jeden Geschmack passender Popmusik. Zwischen Musiktiteln, Werbung und mäßigen Witzen verlas ein künstlich aufgedrehter Moderator Verkehrsmeldungen. Steele hörte aufmerksam zu und nickte finster mit dem Kopf. Sämtliche Ausfallstraßen waren durch Unfälle oder Tagesbaustellen so blockiert, dass sich die kilometerlangen Autoschlangen nur langsam aus der Stadt herausbewegen konnten. Erst für den Abend wurde eine Entspannung der Situation vorhergesagt. Und wieder wurde der Ruf nach einer Maut für alle Fahrten in die Londoner Innenstadt laut.

Wenn Steele einen Plan hatte, dann war der für Tony Tanner nicht erkennbar. Für ihn wirkte das Folgende wie eine ziellose Stadtrundfahrt. Obwohl er durch das verschlissene Polster jede

Sitzfeder spüren konnte, entspannte er sich so gut es ging. Es war die mäßige Entspannung, die sich in einem Zahnarztwartezimmer einstellt, wenn man die betrübliche Sicherheit hat, dass zwei andere Patienten noch vor einem aufgerufen werden, bevor man selbst den schweren Gang ins Behandlungszimmer antreten muss. Tony Tanner war inzwischen erfahren genug, um jede noch so kleine Pause zur Erholung zu nutzen. Er schaute aus dem Fenster und verband seine Erinnerungen mit den Orten, die vorüberglitten. Es waren erfreuliche Erinnerungen, und die meisten hatten sie etwas mit Francine zu tun. Tony Tanner versank wohligh in einen Katzenjammer über sein verpfushtes Leben.

Steeles Stimme kündigte einen neuen Höhepunkt in diesem Leben an.

»Wir werden verfolgt!«

Tony Tanner beugte sich vor, um einen Blick in den Außenspiegel werfen zu können. Der Sicherheitsgurt blockierte und ließ sich erst nach einigem kräftigem Ruckeln dazu bewegen, die Bewegung des Oberkörpers freizugeben. In dem fleckigen, vibrierenden Spiegel konnte Tony wenig mehr als die Flanke des Wagens und einige hinter ihnen fahrende Automobile erkennen.

»Welcher ist es?«, fragte er, wobei er sich, als er den Ton der eigenen Stimme hörte, schlagartig darüber klar war, dass er die blödestmögliche Frage überhaupt gestellt hatte.

Jeremy Steele suchte sich eine andere Sitzposition. Er hing jetzt halb über dem Lenkrad, die Unterarme auf die Plastikspeiche gelegt, die Hände hingen in scheinbarer Lässigkeit herab. Sein Blick sprang mit der Geschwindigkeit eines Ping-Pong-Balles zwischen der Frontscheibe und dem Außenspiegel hin und her.

Sie befanden sich auf einer zweispurigen Straße, die parallel zur Themse verlief. Der Verkehr floß störungsfrei, bot allerdings keinerlei Möglichkeiten zu einem Überholmanöver.

Tatsächlich glitten die Automobile dahin wie ein kompakter,

wenn auch recht flotter Lavaström.

»Ich habe keine Ahnung«, kam es schließlich von Steeles Lippen. Tony zuckte beim Klang der Stimme zusammen. Er hatte mit keiner Antwort gerechnet und heimlich gehofft, der Fahrer hätte die Frage überhört.

»Aber das Bild hinter uns hat sich seit den letzten drei Kreuzungen nicht verändert. Das ist völlig abnormal. Da kann was nicht stimmen.«

In Tonys Ohren klang das schon etwas paranoid. Bei der derzeitigen Verkehrssituation erschien es ihm als völlig normal, wenn sich der Anblick im Rückspiegel nicht wesentlich änderte. Andererseits traute er Steele und seinem Instinkt mehr als seinen eigenen Überlegungen, die vielleicht weniger paranoid waren, dafür aber zu der Bequemlichkeit dienenden Rationalisierungen tendierten.

»Irgendeiner von denen da hinten verfolgt uns«, murmelte Steele, mehr zu sich selbst als zu seinen Begleitern. »Ich tippe auf einen der Fords oder Vauxhalls. Diese Dutzendkarossen fallen weniger auf. Aber der BMW oder der Jaguar könnten es auch sein, die haben ausreichend Puste, um jeden abzufangen, der sich im Spurt verdrücken will.«

Nach diesem Monolog, dessen Zeuge er geworden war, wusste Tony Tanner nur eines: Es könnte jeder Wagen sein, der hinter ihnen herfuhr und Steele wusste auch nicht mehr als alle anderen hier in diesem japanischen Lieferwagen.

Steele straffte sich und gab Gas. Er nutzte eine Lücke, um auszuscheren, drängelte, bis ihm Platz gemacht wurde, beschleunigte und drückte sich drei Plätze weiter vorn zurück auf die innere Spur. Unbehaglich rutschte Tony auf seinem Sitz herum. Die Aktion erinnerte ihn an die Automobilistensitten in Kairo oder - als Steigerung des Schrecklichen bis hin zur absoluten Apokalypse - an Francines Fahrstil in ihren besten Zeiten.

Während sich drei Personen mehr oder weniger heimlich den

Schweiß von der Stirn wischten, beobachtete Steele, der wieder in lässiger Haltung über dem Lenkrad hing, die Reaktionen der Wagen hinter ihnen. Nichts passierte. Steele zerkaute einen leisen Fluch zwischen den Zähnen. Langsam kamen ihm Zweifel, ob er sich nicht selbst getäuscht hatte. Oder die Jungs hinter ihnen waren absolute Profis und ließen sich durch solche Spielchen nicht aus der Reserve locken. Beide Möglichkeiten waren nicht geeignet, Steeles Laune zu bessern.

In den letzten Tagen hatte er bei sich eine steigende Unsicherheit bemerkt. Er kannte die Ursache - sie saß neben ihm in Gestalt des Mannes namens Tony Tanner. Diesen Mann sah Steele als Angelpunkt seines Schicksals, als den Schuldigen am Tod seiner Familie und als Zielscheibe seiner gerechten Vergeltung. Oder, um genau zu sein, er hatte ihn bislang so gesehen, und selbst die Aussagen des sterbenden Pinazzi hatten ihn nicht vollständig von etwas anderem überzeugen können. Jetzt war die Gestalt seiner Vorstellungen in eine menschliche Haut gekleidet, und nun überkamen Steele Zweifel. Er hatte auf seinem Weg bis hierhin vielen Personen gegenübergestanden, die wirkten, als könne sie kein Wässerchen trüben, obwohl sie in sich die tiefsten Abgründe der Verworfenheit bargen. Aber keiner unter ihnen war selbst derart oft in Lebensgefahr geraten wie Tony Tanner, und keiner gab sich mit einer solch merkwürdigen Geduld mit solchen Begleitern ab - einem unbeholfenen Bücherwurm aus der teuersten Stadt der Welt und einem hysterischen Volltrottel aus dem Land der unbegrenzten Kriegsgier.

Zu sehen, wie seine Gewissheiten bröckelten, brachte Jeremy Steele zwar keineswegs aus dem Gleichgewicht. Er bemerkte aber, wie seine innere Ruhe und die Kälte weicher wurden, die seine Handlungen in den letzten Jahren bestimmt hatten. Das Bild des Kriegers, nach dem er sich geformt hatte, schmolz etwas, und manchmal schimmerte ein Bild durch, das sich Steele aufdrängte, obwohl er nicht danach gesucht hatte: ein geschlagener Mann, der von der Stätte seiner Niederlage hinweg humpelt,

in Fetzen gekleidet und mit nichts in der Hand als einem derben Stock, den er als Krücke verwendet.

Als sie gegen die affenartigen Gestalten gekämpft hatten, war Steele aus dem selbst geschaffenen Exil in seinem Inneren herausgefallen. Er war zeitweise nervös geworden, hatte falsch reagiert, sich fast einer Panik genähert.

Und nun schien ihn auch sein Instinkt zu verlassen. Die Kerben um Steeles Mund vertieften sich. Nein, so leicht sollte er nicht aufgeben. Momente der Schwäche hatte es immer wieder gegeben, aber wie die Kopfschmerzen nach einer durchzechten Nacht weichen würden, so würde auch das jetzige Gefühl einer heimlichen Schwäche wieder vergehen. Rache war seine Triebfeder gewesen, und die Rache brannte nicht mehr so stark wie früher in Jeremy Steele. Dafür flammte eine gereizte Neugier auf. Er war mit Leuten zusammen, die er sich selbst angehalst hatte, die er irgendwie nicht mochte und deren Schicksal doch plötzlich mit dem seinen verbunden war. Steele riss sich zusammen. Die Situation erinnerte ihn an die militärischen Missionen, an denen er teilgenommen hatte, und da war er wieder, der Kick. Die Kälte, die in ihm entstand, beruhigte ihn.

Ohne weitere Überlegung riss Steele das Lenkrad herum. An dieser Stelle war das Abbiegen verboten, und der Lieferwagen hoppelte mit gefährlicher Schräglage in falscher Richtung in eine Einbahnstraße. Steele schaltete zurück und gab Gas. Die Straße war eng, auf beiden Seiten von Bäumen begrenzt, zwischen denen Wagen parkten. An einer Garageneinfahrt hielt Steele an, drehte und fuhr den Rest der Straße rückwärts. Da sich das Seitenfenster nicht richtig herunterkurbeln ließ, schob er zwei Finger zwischen Scheibenrand und Fensterrahmen und drückte die Scheibe nach unten. Dann schob er den Oberkörper halb aus dem Fenster, während die linke Hand am Lenkrad blieb.

Tony Tanner hörte ein deutliches Stöhnen von hinten, wo Dorcas sein Paket umklammert hielt. Auch er selbst verspürte ein

nervöses Prickeln im Nacken, als ihn die Beschleunigung ein wenig nach vorne hob und die Baumstämme und Wagentüren in Zentimeterabstand an seiner Seite vorbeihuschten. Dennoch kam Tony nicht umhin, die Mischung aus Leichtigkeit und Entschlossenheit zu bewundern, die Steeles Aktion verkörperte. Ein Blick zur Seite zeigte ihm den muskulösen Arm und die Schulter des Fahrers, unter deren Haut die Sehnen wie Stahldrähte spielten, wenn er winzige Korrekturen am Lenkrad durchführte und er kam auch hier nicht umhin, widerwillige Hochachtung vor dem Mann mit den eisblauen Augen zu empfinden.

Das Getriebe heulte bei der Rückwärtsfahrt, dass es fast wie Sirenenklang zwischen den Hausfassaden entlangschallte. An der nächsten Kreuzung orientierte sich Steele kurz und rollte, dieses Mal in vorgeschriebener Fahrtrichtung, parallel zur Hauptstraße weiter. Nach einigen Minuten legte sich die Spannung.

Dann stieß Steel einen leisen Ruf aus. Ein Jaguar kam ihnen entgegen. Die Wagen passierten sich und entfernten sich wieder voneinander. Aber Steele war sich sicher, dass er einen Wagen dieser Bauart und in dieser Farbe auf der Hauptstraße gesehen hatte. Das mochte Zufall sein. Die Ungewissheit war ärgerlich. Nein, sie war sogar gefährlich. Wie groß war die statistische Wahrscheinlichkeit innerhalb von vielleicht zehn Minuten zwei Wagen dieser Bauart mit exakt derselben, ziemlich ausgefallenen Lackierung zu begegnen?

Steele zuckte mit den Schultern. Es war wie ein ausgelegter Köder.

Nachdem sie sich noch eine Weile durch Nebenstraßen fortbewegt hatten, bog Steele wieder auf die Hauptstraße ein. Er blickte kurz zu Tony Tanner hinüber. Zu seiner Überraschung erkannte er, dass dieser Tanner wohl den gleichen Gedankengang hatte. Dann verlangte die Straße wieder nach Steeles Aufmerksamkeit.

Tony Tanner sah den Jaguar in *British Racing Green* sogar frü-

her als Steele. Der Abstand war zu groß, um hinter der schrägen Frontscheibe, über die im ständigen Wechsel Lichtreflexe huschten, die Insassen zu erkennen.

In dem Lieferwagen herrschte eine gespannte Ruhe. Little rieb sich die Schläfen, wollte den Mund öffnen, um etwas zu sagen und sackte dann doch sprachlos in sich zusammen.

Dorkas umklammerte sein Paket und betrachtete einen imaginären Punkt, der irgendwo weit vorne zu sein schien.

»Haben wir vielleicht so eine Art Sender am Wagen?«, unterbrach Tony Tanner schließlich das Schweigen.

Steele schüttelte entschieden den Kopf. »Das ist auszuschließen. Ich habe den Wagen von einem Schrotthändler - sagen wir - übernommen, nur Minuten, bevor der die Karre in die Presse werfen wollte. Es standen noch andere Wagen herum, die ich auch hätte nehmen können. Nein, entweder, die - wer immer auch die sind - haben alle Autos im Umkreis, die man kaufen oder klauen kann, mit Sendern ausgerüstet, oder es ist was anderes.«

Inzwischen hatte Steele ein Verdacht beschlichen, der ihm allerdings auch nicht weiterhalf.

Es schien, als würden sie zwar verfolgt oder beschattet, aber als wüssten die Verfolger noch gar nicht, dass sie diesen speziellen Lieferwagen im Visier hatten. Als er diese Möglichkeit noch ein oder zwei mal durchdacht hatte, schien sie sich vollends in Absurdität aufzulösen. Steele zog die Brauen zusammen und beobachtete den Verkehr. Zwei Abbiegespuren ignorierte er, bei der dritten ordnete er sich im letzten Augenblick ein. Der grüne Jaguar glitt vorbei.

Für eine Sekunde waren die beiden Männer auf den Vordersitzen erkennbar und ein dritter, der auf einer schwarzen Decke auf einem Rücksitz saß. Dieser Dritte schien ein Zwerg zu sein, jedenfalls ragten seine dicken Beine gerade über die Kante des Sessels. Entweder hatten sich diese Männer bestens im Griff, oder sie wussten tatsächlich nicht, hinter wem sie her waren - jeden-

falls gab es von ihrer Seite keinen Blick auf den Lieferwagen, in dem sich Steele und Tony Tanner die Hälse verbogen, um ihre Verfolger zu erkennen. Der Mann auf dem Rücksitz gestikuliert und schien die beiden anderen anzusprechen. Offensichtlich führte er das Kommando im Jaguar.

Die Ampelphase dauerte lange, und weil er in der Schlange stand, musste Steele abwarten, bis er so weit vorrücken konnte, dass sie beim nächsten Grün endlich die Hauptstraße verlassen konnten.

»Ich glaub' es nicht«, knirschte Steele zwischen den Zähnen hindurch. Die Sache fand er spannend.

Der grüne Jaguar hatte irgendwo gedreht und kam ihnen nun auf der Gegenspur entgegen.

Dieses Mal glaubte Steele eine Kopfbewegung des Fahrers bemerkt zu haben, mit der er sich dem Lieferwagen zuwendete. Aber es konnte auch eine Täuschung sein.

Angenommen, die Männer im Jaguar wussten wirklich nicht genau, hinter wem sie her waren - eine Variante, die sich Steele nicht erklären konnte - dann waren sie jetzt vielleicht dabei, sich über ihr Zielobjekt klar zu werden. Wenn die Verfolger bisher im Nebel stocherten, dann würden ihnen sehr bald, wenn sie nicht völlig vernagelt waren, auffallen, dass ihnen dieser weiße Lieferwagen ziemlich oft in die Quere kam. Und dann wurde es interessant.

Nach einiger Überlegung äußerte Steele seinen Verdacht. Als er die ersten Worte gesprochen hatte, bereute er es schon wieder, denn er kam sich selbst lächerlich vor. Ein Blick in den Rückspiegel zeigte ihm, dass der grüne Jaguar in einiger Entfernung wieder hinter ihnen war.

Steele entschloss sich, die Sache auf die gerade Art zu erledigen. Er würde anhalten, aussteigen, den Jaguar zum Halten zwingen und dann die Insassen nach ihren Absichten befragen.

Unter Umständen würde das Gespräch durch die Benutzung

von Feuerwaffen bestimmt, aber davor hate Jeremy Steele keine Furcht. Als er schon nach einer Haltemöglichkeit suchte, den Wagen am Straßenrand zu parken, wurde ihm bewusst, dass er nicht allein war, dass er drei Männer mit sich schleppte und dass er darum diesen Befreiungsschlag vergessen musste.

Inzwischen geschah etwas, das die ganze Affäre auf elegantere Art aus der Welt schaffte.

Dorkas beugte sich nämlich über Little, rüttelte ihn an der Schulter und lauschte den leisen Worten, die der Amerikaner mühsam herauspresste. Dann hob Dorkas sei Paket und schlug es Little mit einem lauten Krach über den Kopf. Vorsichtig fing er den zusammensackenden Little auf und bettete ihn auf der sicherlich nicht unbequemen Polsterung seiner fetten Oberschenkel.

»So etwas ist sicherlich sonst nicht meine Art«, rechtfertigte sich Dorkas schuldbewusst und sprach damit Jeremy Steele und Tony Tanner an. »Aber Herr Little äußerte soeben die Klage, dass sich jemand in seinem Kopf zu schaffen machte, und angesichts der etwas unklaren Situation, in der wir uns befinden, erschien es mir als durchaus annehmbare Hypothese, dass sich unsere Verfolger der speziellen Eigenschaften des Herrn Little bedienen, um ... äh ...«

»Sind Sie sicher, dass er jetzt nicht mehr geortet werden kann, wo er ohnmächtig ist?«, erkundigte sich Tony Tanner.

Jeremy Steele kniff die Augen zusammen. Das Fette schlug den Spinner zusammen, und dieser Tanner schien den Schwachsinn auch noch zu begreifen.

Dorkas war sich nicht sicher. Allerdings riskierte Steele die Probe. Er fand eine Parklücke, fuhr hinein, wartete die Vorbeifahrt des grünen Jaguar ab und ordnete sich dann direkt hinter dem Wagen wieder in den Verkehr. Der Zwerg auf dem Rücksitz hatte in diesem Moment sichtlich einen Tobsuchtsanfall. Er strampelte mit den dicken Beinen, hob die Arme mit geballten Fäusten über den Kopf oder prügelte auf die Lehnen der Vorder-

sitze ein.

Schließlich machte der Fahrer beim Umfahren eines haltenden Lastwagens einen heftigen Schlenker und der Zwerg rutschte mitsamt seiner lächerlichen Decke in den Fußraum.

Steele setzte den Blinker, wesentlich früher als notwendig und fuhr derart auffällig nahe an den Jaguar heran, dass auch ein Blinder dieses Abbiegesignal im Rückspiegel erkannt hätte. An der nächsten Kreuzung fuhr der Jaguar stur geradeaus, während sich der Zwerg wieder aus dem Fußraum hocharbeitete. Der Lieferwagen mit Steele und seinen Begleitern bog ab.

»Die wären wir los«, kommentierte Steele. »Bei Gelegenheit erklären Sie mir das vielleicht?«

»Wir können Herrn Little nicht ständig auf diese Art in künstlichen Schlaf versetzen«, gab Dorkas von hinten zu bedenken. Sie grübelten eine Weile, dann hatte Tony Tanner eine Idee.

»Wir setzen ihn unter Alkohol«, schlug er vor. »Wir kaufen eine Flasche Whisky oder meinetwegen Eierlikör oder so was, und damit füllen wir ihn dann ab. Morgen hat er zwar einen Brummschädel, aber ich nehme mal an, der Suff wird als eine Art von Störsender funktionieren. ... Und außerdem macht es bestimmt mehr Spaß, als von Ihnen mit dem *Grand Albert* bearbeitet zu werden.« Dafür bekam er einen fragenden Blick von Steele, und er grinste frech zurück.

Dorkas zog den Kopf ein. Er wusste selbst nicht, ob es die völlig unkultivierte Gewalttätigkeit war, die er besonders bedauern sollte oder die ohne Zweifel geradezu blasphemische Nutzung eines Werkes wie dem *Grand Albert*.

Zu ihrer aller Beruhigung erklärte sich der wieder aufgewachte Little bereit, sich freiwillig einem Alkoholkoma entgegen zu trinken. In einem Supermarkt suchte er sich einen Likör aus, dessen giftgrüne Farbe zwar schnellen Erfolg, aber auch einen hässlichen Kater verhieß.

»Mein Kopf dröhnt sowieso«, erklärte Little tapfer und setzte

die Flasche an die Lippen.

Nach einigen Minuten breitete sich ein Grinsen auf seinen Zügen aus und der Amerikaner wirkte so ausgeglichen, wie schon lange nicht mehr. Arm in Arm mit Dorkas begann er zu schunkeln und schmetterte einen Hippie-Song nach dem anderen. Dorkas war dieses sichtlich peinlich, zumal Steele ihn mehrfach so angeschaut hatte als wolle er sagen: »Kann ein Kerl allein so bescheuert sein?«

Die Flasche war schon geleert, als Little sie immer noch unterhielt, obwohl er inzwischen sowohl mit den Texten als auch mit seiner Zunge durcheinander kam. Die Alkoholresistenz Littles schien sich zum Problem zu entwickeln, aber endlich, Dorkas war seinerseits vor Schunkeln schon schwindelig geworden, sank Little in sich zusammen und beschränkte des weiteren seine gesamten Lebensäußerungen auf lautes Schnarchen.

Steele ließ unter den drei *Überlebenden* erst gar keinen Jubel aufkommen.

»Ich verstehe zwar nicht, was da jetzt abgelaufen ist und was ich über Ihren Begleiter zu denken habe. Aber es hat ja offensichtlich funktioniert. Aber eines muss klar sein: Wer immer hinter uns her ist, hat ein erstaunliches Arsenal von Möglichkeiten. Und wenn jemand uns diese Psycho-Kiste auf den Hals schickt, dann hat er vielleicht noch ganz andere Sachen in der Hinterhand. Ich sage euch also eins: Egal wie dick es kommt, ich habe das gute Gefühl, dass wir das schaffen!«

Die Eröffnung wurde mit verbissenem Schweigen seitens der noch aufnahmefähigen Mitfahrer quittiert. Was kam dieser Eisblau jetzt mit Motivationstraining? Und wieso kam nach dem »schaffen« kein aufmunterndes »Tschaka«?

Dann schnippte Dorkas mit der Hand. Eigentlich blieb es eher bei dem Versuch, denn für Dorkas war diese Technik der Aufmerksamkeitserregung eher fremd, aber es gelang ihm immerhin eine gewisse Geräuscentwicklung, woraufhin er mit der Hand wedelte, weil ihm der Daumen schmerzte.

»Pillbury«, brachte er schließlich heraus. Steele schrie innerlich um Hilfe. Diesem Pillbury war er schon einmal nachgestiegen, als er mehr über Tony Tanner und Dorkas herausfinden wollte. Pillbury, das war ein Bier saufendes Jüngelchen mit kriminellen Ambitionen.

Tony zuckte zusammen und machte sich in seinem Sitz kleiner. Jedoch vergeblich, denn sobald Dorkas spürte, wie der Schmerz aus seinen misshandelten Fingern schwand, erläuterte er seine rettende Idee.

»Pillbury kann uns helfen«, sprach Dorkas voller Optimismus. »Ihm fällt sicherlich eine Möglichkeit ein, wie wir uns gefahrlos aus der Stadt verabschieden können.«

»Pillbury ist selbst spurlos verschwunden«, bemühte sich Tony Tanner, dem Dorkas'schen Enthusiasmus die Kraft der Fakten entgegenzusetzen.

Steele hingegen schien Lust auf ein Spielchen zu haben. »Wer ist dieser Pillbury?«, fragte er, und war sicher, dass seine Scheinheiligkeit nicht mitklang.

Weil Tony Tanner seinen Mund nicht schnell genug aufbekam, war es an Dorkas, seine Sicht der Person des Alexander Pillbury zu schildern. Steele stellte sich hochgradig interessiert, was Tony Tanner fast zur Verzweiflung brachte. Das wiederum erfüllte Steele mit einiger Freude.

»Es klingt, als ob uns dieser Kerl wirklich helfen könnte«, meinte er. »Wir sind nicht in der Situation, irgendeine Möglichkeit auszuschlagen.«

Dorkas stimmte dem Votum zu, Tony Tanner enthielt sich der Stimme und entschloss sich, mit seelischer Gelassenheit dem entgegen zu treten, was ihn nun erwartete.

Und es kam, wie Tony befürchtet hatte.

»Sie müssen Pillbury finden, Herr Tanner«, sagte Dorkas. »Organisieren Sie irgendetwas.«

»Es kann Tage dauern, bis ich Pillbury finde«, antwortete Tony

und versuchte, den leicht bockigen Unterton in seiner Stimme nicht übermäßig auffällig werden zu lassen.

»Wenn Pillbury sich wieder die Kante gegeben hat oder wie er es auch immer nennt, dann liegt er tagelang neben dem Bett und schläft seinen Rausch aus. Ich habe außerdem keine Ahnung, wo ich ihn finden könnte.«

»Aber Sie wissen, wo Sie ihn suchen müssen?«, gab Dorkas gnadenlos zurück.

Steele schaute auf die Uhr. »Sie haben noch gute neun oder zehn Stunden Zeit, um diesen Pillbury zu finden«, sagte er. »Wenn der Kerl auch nur die Hälfte von dem bringt, was hier behauptet wurde, dann kann er unsere Probleme lösen. Wir dürfen diese Option nicht einfach fallen lassen.«

Für Tony Tanner blieb an dieser Stelle nur noch die Option, patzig zu werden, oder sich dem Druck der Umstände zu beugen. Er wagte noch einen schwächlichen Versuch des Rückzugs, in dem er auf den deutlich derangierten Zustand seiner Garderobe hinwies. Offener Hohn beantwortete diesen Einwand, und so prickelte Tonys Gesichtshaut und kündete von einer Verfärbung Richtung Rotbereich, während einige notwendige Einzelheiten durchgesprochen wurden. Dann hielt Steele kurz an, Tony Tanner stieg aus und schaute dem Lieferwagen nach, der sich mit bläulicher Abgasfahne entfernte.

Tony rammte die Fäuste in die Hosentaschen und stiefelte mit gesenktem Kopf los. Er fühlte sich, als würde er ein großes Schild mit der Aufschrift *Ich blase in meiner Freizeit Frösche auf* mit sich tragen. Jedem Passanten warf er unter den Brauen einen prüfenden Blick zu, ob der ihn vielleicht anstarrte oder in seinem Gesicht ein Zeichen von Missfallen erkennen ließ, angesichts eines derart heruntergekommenen Menschen, wie er zurzeit durch Tony Tanner dargestellt wurde. Nach einer Weile stellte Tony fest, dass diese Beschäftigung ihren Reiz verlor. Er beschloss, den Zustand seiner Stoffumhüllung als Ausdruck des persönlichen Stils zu werten und sich im Übrigen nicht viel mehr darum

zu kümmern als andere, die entweder ähnlich abgerissen herum-liefen oder die gar nicht auf ihre Mitmenschen achteten - die sechs bis sieben prüfenden Blicke, die er bemerkt hatte und die wie Nadelstiche auf seiner Haut brannten, stellte Tony bei seinen Überlegungen hintan.

Er fand ein Taxi und ließ sich zum Picadilly Circus fahren. Die Chancen, Pillbury um diese Zeit dort zu finden, waren denkbar gering, aber irgendwo musste er seine Suche ja beginnen. Während er das weiche Sitzpolster im Taxi genoss, ging er in Gedanken alle Adressen durch, an denen er Pillbury möglicherweise antreffen könnte oder zumindest jemanden finden, der ihm einen sicheren Hinweis gab.

Allein schon dieser Aufwand, der notwendig war, um Pillbury aufzutreiben, machte Tony wütend. Wenn Pillbury sein Dasein in einem Zustand zwischen ein wenig bewusster Anarchie und sehr viel Chaos verbringen wollte, dann war das im Grunde seine Sache. Aber wenn er, Tony Tanner, nun gezwungen war, sich diesen Regeln oder vielmehr Nichtregeln zu unterwerfen, dann empfand er das als schmerzhaft Herabsetzung.

Ohne dass er sich dessen selbst völlig bewusst war, ordnete Tony diesen Alexander Pillbury immer noch in die Kategorie der Kleinkriminellen ein, und wenn nicht in diese, dann in die benachbarte der asozialen Spinner. Und obwohl Tony Tanner jeden derartigen Verdacht weit von sich gewiesen hätte, war in ihm das instinktive Misstrauen des besitzenden Städters gegen den nomadisierenden Habe-Alles ebenso lebendig wie bei seinen entferntesten Vorfahren, die von den Wällen ihrer Wohnorte mit schmaläugigem Missfallen die vorbeiziehenden Wanderhirten beobachteten.

Es ging um nichts anderes, als um die Notwendigkeit, über den eigenen Schatten zu springen.

Eine Disziplin, in der er, wie Tony Tanner mit einem bitteren Zug um die Mundwinkel feststellte, in der letzte Zeit eine gewis-

se Routine gewonnen hatte. Im Grunde war Tony Tanner nichts als ein schlecht gewandetes Känguru, das ständig über seinen eigenen Schatten sprang. Tony Tanner, auf Mission, auf Geheiß unterwegs, ein Diener auf der Suche. Der Gedanke gefiel ihm plötzlich.

Das Treffen mit Lucille Chaudieu fiel ihm wieder ein. Sie hatte ihn völlig überraschend angerufen und ihn in eine Mischung aus Weihnachtseuphorie und Examenspanik gestürzt.

Morgen wollten sie sich treffen. Morgen, wenn es ihm denn gelungen wäre, sein ver... Leben in den Griff zu bekommen, hätte er sich mit diesem Wesen getroffen, für das die Bezeichnung *Superweib* noch nicht glanzvoll genug war. Und statt jetzt schon einmal anzufangen, sich zu duschen, zu parfümieren und die Zähne zu putzen, saß er, eingehüllt in ein deutliches Odeur von Kanalisation und eigenproduziertem Schweiß in einem Taxi und fragte sich, wie er Lucille beibringen könnte, dass er das Treffen nicht einhalten würde und sich dabei immer noch eine Option offen halten.

Bei *Option* dachte Tony an Jeremy Steele, und als im selben Moment eine grüne Limousine am Taxi vorbeifuhr, wurde ihm zusammen mit einem Schweißausbruch im Nacken bewusst, dass die Suche nach Pillbury einem guten persönlichen Zweck diene, nämlich ihm auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten die Gelegenheit zu erhalten, dem verpassten Rendezvous mit der Französin nachzutruern, anstatt sich in beschaulicher Ruhe die Graswurzeln aus subterranean Position anzuschauen.

Der Gedanke gab Tony neuen Schwung. So viel davon, dass er in der Lage war, seine vorherigen Gedanken und Empfindungen als weinerliches Gesülze abzutun und bei vollem Bewusstsein ein neues Kapitel des Tages aufzuschlagen.

Es wäre aber auch zu schön gewesen, Alexander Pillbury in seinem Stammlokal am Piccadilly Circus aufzufinden. Weit und

breit war keine Spur von ihm zu sehen, und die drei Typen, die dortherrumlungerten und so aussahen, als würden sie Pillbury kennen, glotzten Tony nur blöde an, als er sie mit dem Namen konfrontierte. Immerhin erreichte Tony die Mailbox von Lucille Chaudieu, und nachdem er heimlich ein Dankgebet für die moderne Kommunikationstechnik zum Himmel gesandt hatte, säuselte er seine Nachricht in den Hörer und verlieh seiner Stimme einen erotischen Schmelz, zusammen mit einem Hauch männlich ertragener Verzweiflung, der jedes Frauenherz ins Wanken bringen musste, selbst wenn es sich um die bekanntermaßen recht abgebrühte Lucille handelte.

Auf seinem Weg durch London nutzte Tony Tanner die Untergrundbahn, den Bus und das Taxi und legte zwischendurch immer wieder weite Strecken zu Fuß zurück. Wenn er sich am Anfang auch selbst gesagt hatte, dass diese Vorsichtsmaßnahmen überflüssig seien und eher seinem Sinn für Inszenierung als den Tatsachen entsprangen, änderte sich seine Haltung schnell. Er selbst wusste nicht, ob sich sein Instinkt meldete oder ob das Katz-und Mausspiel, das er selbst begonnen hatte, langsam seine Wahrnehmung prägte. Ständig überkam ihn das Gefühl, beobachtet zu werden, immer war die Empfindung von prüfenden Blicken in seinem Nacken da, und jedesmal, wenn er sich schnell umwandte, war da jemand, der gerade in diesem Augenblick den Kopf wegdrehte, angelegentlich vor einem Schaufenster stehen blieb oder sich schleunigst durch einen Hauseingang aus dem Staub machte. Seine Kleidung, sein Geruch. Da musste was zu machen sein. Tony Tanner verschwand in einem Fastfoodrestaurant und begab sich auf die Toilette. In Rekordzeit wusch er seine Hände und sein Gesicht, machte die Haare nass und kämmte sie nach hinten, fieselte seinen Kram aus den Jackettaschen, nässte den Ärmel des Jacketts mit Wasser und Seife und rieb sich die größten Flecken aus der Hose. Diese bestand aus einem teuren und dankbaren Stoff, denn die Flecken verschwanden

den nach und nach tatsächlich. Tony Tanner fuhr aus dem Hemd, riss sich das verschwitzte Unterhemd vom Leib, machte es nass, wischte seinen Oberkörper ab, und warf das Unterwäscheteil in den Mülleimer. Dann seifte er sein Oberhemd ein und knetete es unter dem fließenden Wasser.

Ein anderer Kunde betrat den Waschraum. Tony Tanner murmelte etwas von »Scheiß-Ketchup«, was der Fremde zu verstehen schien. Jedenfalls deutete er vielsagend auf den Handtrockenfön. Tony dankte in einem Anflug von Eitelkeit seiner eigenen Vernunft, für seine Reisen besondere Kleidung zu besitzen. Alle seine Hemden trockneten schnell und waren zudem bügelfrei. Nach einer Viertelstunde machte Tony Tanner wieder einen halbwegs passablen Eindruck. Das zerfetzte Jackett wanderte ebenfalls in den Mülleimer, und im Hinausgehen schnappte sich Tony Tanner, einer ekligen plötzlichen Laune folgend, einen gelblichen Herrenblazer vom Kleiderständer, klemmte ihn sich wie zufällig unter den Arm, und verließ den Imbiss unbehelligt. Zwei Straßen weiter zog er sich den Blazer über, verteilte seinen Kram in die Taschen und hastete weiter.

Das Gelb de Blazers passte nicht zum Beige seiner Hose und dem RosÉ des Hemdes.

Tony Tanner hatte sich unbehaglich verändert. Er merkte, wie eine aufkommende Panik jeden seiner Gedanken verformte. Sein eigenes Gesicht, gespiegelt im Fenster einer U-Bahn, trug die Züge eines Gehetzten und Halbirren, dessen Augen mit nervösem Flackern umherirrten, als wollten sich seine Blicke wie wildgewordene Tiere selbstständig machen. Links neben ihm, vier Schritte entfernt, saß ein Mann. Er trug normale Sommerkleidung, gab sich unauffällig, aber Tony hatte deutlich gespürt, wie der Fremde, als er sich unbeobachtet glaubte, ihn mit seinem Augen abgetastet hatte, mit der schamlosen Offenheit dessen, der sich eine Ware anschaut, die schon ihm gehört. Tony stand im Gang und schwang mit den anderen Fahrgästen in den Rhyth-

mus, den ihnen die Bewegungen des Wagens aufzwingen. Er hielt sich mit der einen Hand fest, und ihm wurde schlagartig deutlich, wie hilflos er war, mit seinem Arm, den er nur unter Mühen bewegen konnte und der jetzt nutzlos herunterhing, weil kein Gedanke daran war, mit ihm zur Halteschleife zu greifen.

Der Mann blickte auf und erhob sich. Der Ausgang an der anderen Seite war näher, aber der Mann wandte sich in die Richtung, in der Tony stand und sich in diesem Moment vorkam wie ein Stockfisch, der zum Trocknen an der Leine baumelt. Sein Puls raste, aber während sich sein Körper straffte und das Blut schneller durch die Adern schoss, war sein Geist wie gelähmt und träge wie ein Reptil an einem kalten Tag. Tony registrierte jede Einzelheit an dem Mann - das Hemd, das zu bunt und zu weit offen war und das die schwarzen Brusthaare sehen ließ, als wäre der Mann ausgestopft und das Füllmaterial würde aus einer geplatzten Naht hervorquellen. Der Mann war muskulös in der Art, die sich nur an den Geräten von Fitness-Studios bildet. Er hatte eine Narbe am Kinn, seine Nase war etwas platt und die dunklen Augen hatten einen herausfordernden Blick. Der Mann schob sich vorwärts, wartete direkt neben Tony, als der Zug über eine Weiche raste und der Wagen in größere Schwankungen geriet. Dann drängte er sich an Tony vorbei und ging zur Tür, die er an der nächsten Haltestelle durchschritt.

Tony hätte am liebsten laut aufgelacht. Aber das befreiende Glucksen blieb ihm wie ein vergifteter Apfel im Halse stecken, denn ihm wurde sofort klar, dass es sich um den primitivsten aller Tricks handelte, und dass er fast darauf hereingefallen wäre. Natürlich kamen die Kerle immer zu zweien. Der eine stieg aus, um das aufmerksam gewordene Opfer in Sicherheit zu wiegen ...

Fluchtartig verließ Tony an der nächsten Station den Wagen und eilte nach oben, auf die Straße. Er hatte gehofft, dass er in einer Menschenmenge verschwinden könne, aber die Gehwege waren wie blankgeputzt. So stürmte er weiter, kontrollierte in je-

dem spiegelnden Gegenstand, ob sich Verfolger hinter ihm befänden, und musste sich schließlich eingestehen, dass er sich selbst in eine Vorstellung verrannt hatte, die ihm nun so hilfreich war wie eine Eisenkugel am Bein.

Die Erkenntnis hatte, wenn sich Tony auch eingestehen musste, dass er auf seine alten Tage zur Hysterie zu neigen schien, etwas Aufbauendes. Er zupfte sein neues Outfit zurecht machte sich munter auf die Suche nach Pillbury. Er klopfte an den Türen von Hinterstraßenclubs und befragte den Teil eines menschlichen Gesichtes, der sich hinter einem quietschend aufgeschobenen Sehschlitz zeigte. Er stieg schmutzige Treppen zu schmutzigen Pubs hinunter, in denen im Dämmerlicht ein schneidend dicker Geruch von verschüttetem Bier und altem Frittieröl über den abgenutzten Tischen lag. Er näherte sich voller Gottvertrauen Gruppen von Menschenjungen, die um Lärmgeräte lungerten, aus denen mit äußerster Lautstärke Klänge sprangen, die auf Tony wie eine Rolle Stacheldraht in seinem Gehörgang wirkten. Er klapperte reihenweise kleine Autowerkstätten ab, deren Umgebung selbst dem Wohlmeinenden schon von weither signalisierte, dass hier auch ohne Wimpernzucken eine alte Fahrgestellnummer in eine genehme neue solche umgewandelt werden könnte.

Nirgendwo hatte Tony Tanner Erfolg. Immerhin schätzte er sich glücklich, dass der Name Pillbury überall bekannt war, er selbst also nicht in Gefahr geriet, als aufdringlicher Volltrottler dazustehen, aber außer einigen wilden Gerüchten wusste niemand etwas Genaueres über den Verbleib von Tonys Zielperson. Pillbury war wie vom Erdboden verschluckt.

Diese Boshaftigkeit sah dem Kerl durchaus ähnlich, stellte Tony fest und vergaß in seinem gerechten Zorn, dass am Beginn der Suche mit dem Gedanken gespielt hatte, ein wenig durch London zu fahren und dann Dorkas und Steele zu verkünden, dass er trotz aufreibender Suche und hohem persönlichem Einsatz leider und noch einmal leider keine Spur von Pillbury ge-

funden hätte.

Weil ihm die Adressen von zwei oder drei Leuten genannt worden waren, machte sich Tony noch einmal auf. Die eigentliche Suche hatte er inzwischen aufgegeben. Was jetzt kam, war Buße für seinen schändlichen Plan, Dorkas hinters Licht zu führen und ihn zu belügen.

Der Taxifahrer erkundigte sich zweimal, ob Tony wirklich diese Adresse meinte, und zuckte dann die Achseln. »Ich kann Sie bis auf zwei Straßen heranbringen«, erklärte er, »den Rest der Strecke müssen Sie zu Fuß gehen.«

Tony schluckte und bemühte sich um Haltung.

Je mehr sie sich dem Ziel näherten, desto schwerer fiel ihm das allerdings. Die schmutzigen Fassaden beiderseits der Fahrbahn dünsteten so etwas wie eine boshafte Traurigkeit aus, als würden sie sich besserer Zeiten erinnern und zugleich jedem, der nicht ihrem Abstieg in den Randbereich des Sozialen miterleiden musste, mit blankem Hass begegnen.

Ein Fleckenteppich halb abgerissener Plakate bedeckte wie Ausschlag die Wände und zeigte an, bis zu welcher Höhe sich die Plakatkleber recken konnten. Arabische Schriftzeichen breiteten sich wie Ranken über Toreinfahrten aus. Die Graffitis hatten eindeutig Schmutziges zum Inhalt. Die Gerüche, die durch das heruntergekurbelte Wagenfenster drangen, waren ebenso exotisch wie die Kleidung und das Aussehen der Passanten.

Ein solches Ambiente hätte Tony Tanner sicherlich zu schätzen gewusst - wenn es acht Flugstunden von seinem Wohnort entfernt gewesen wäre. Aber hierhin konnte man um den Preis einer U-Bahnkarte gelangen, und dieser Gedanke machte Tony die Kehle plötzlich trocken.

Der Fahrer hielt abrupt an einer Straßenecke an. »Weiter fahre ich nicht«, sagte er. »Sie müssen jetzt hier rechts und dann die nächste Querstraße. Überlegen Sie es sich gut, hier bekommen Sie nämlich in den nächsten Monaten kein Taxi mehr.«

Tony bedankte sich für das freundliche Angebot, bezahlte, stieg aus und ging dann an einer Gruppe verschleierter Frauen vorbei die Straße hinunter.

Nach einer Weile, während der er vorwärts gestürmt war, in einer Körperhaltung, als müsste er gegen einen Hagelschauer anrennen, bemerkte Tony Tanner, dass sich hier niemand um ihn kümmerte. Die Empfindung, in dieser Gegend ein exotisches Wesen zu sein, blieb zwar, aber Tony war offenkundig kein wirklich aufsehenerregender Exot.

An der nächsten Straßenecke blieb ihm die Wahl, nach rechts oder nach links zu gehen.

Er nahm den Weg nach rechts, in dem resignierenden Wissen, dass die erste Wahl sowieso falsch sein würde, egal in welche Richtung er ging.

Aus geöffneten Fenstern tönte Musik - fremdartige Klänge, die sich in immerwährenden Wiederholungen und unmerklichen Variationen wie endlose Luftschlangen über die Straße warfen. Hausfassaden und Straße dünsteten, obwohl sie schon im Schatten lagen, die fiebrige Hitze eines zu heißen Herbsttages aus. Aus der Kanalisation stieg ein übler Geruch auf und erinnerte Tony an die Ereignisse des Morgens, die er in den letzten Stunden sorgsam verdrängt und abgewaschen zu haben gehofft hatte. An den Fassaden waren die Hausnummern kaum mehr erkennbar. Als er schließlich eine der verwaschenen Zahlen fand und sie entziffern konnte, war klar, dass er in die falsche Richtung gelaufen war.

Die Musik klang immer noch genauso wie vorhin, nur Tonys Füße schienen am Ende ihrer Gebrauchsfähigkeit angekommen zu sein. Bei der Auswahl seines Schuhwerkes hatte er die Möglichkeit langer Märsche durch entlegene Stadtgebiete natürlich nicht in Betracht gezogen.

Endlich tauchte hinter einer Straßenbiegung ein Gebäude auf, das sich derart dreist und eigensinnig von der Umgebung abhob, sodass Tony sofort sicher war, hier die gesuchte Adresse gefun-

den zu haben.

Das Haus bestand aus einem Erdgeschoss und zwei niedrigen Obergeschossen, auf die ein steiles Dach gestülpt war. Das Dach wiederum erinnerte Tony ein wenig an alte Karikaturen, auf denen schlechte Schüler mit einer spitzen Papiermütze angetan in der Ecke des Klassenzimmers sitzen müssen.

Vor dem Gebäude lag ein kleiner Platz, auf dem sich eine krüppelige Platane nach dem Sonnenlicht reckte. Eine einfache Aufgabe war das sicherlich nicht, denn die umstehenden Häuser überragten den Baum ebenso wie das Haus, vor dem er stand, um mehr als das doppelte.

Vor dem Platz teilte sich die Straße in zwei Fahrbahnen, nur um sich hinter ihm wieder zu vereinigen. Sicherlich hatte diese Freifläche noch nicht einmal einen Namen. Sie wirkte dennoch eindrucksvoll, weil sich das querstehende Gebäude wie mit in die Hüften gestemmt Armen und eingezogenem Kopf der Straße entgegenzustemmen schien.

Ein hoffnungsloser Romantiker hatte den Verputz mit schwarzen Balken und Ständerwerk bemalt, um den Eindruck von Fachwerk hervorzurufen. Dass die Künstlerhand dabei weder von Kenntnissen über Fachwerkbau geleitet wurde, noch eine Ahnung von der Existenz der Schwerkraft mit ihren Zumutungen an den Bauherren zu haben schien, passte zu dem eigenwilligen Stil des Hauses.

Im Näherkommen, das sich jetzt immer langsamer abspielte, weil Tony die Blasen an seinen Füßen förmlich wachsen spürte, entzifferte er den Namen über der Tür. »The British Bulldog« stand da, als eine Art von Siegel, mit dem der erste Eindruck beglaubigt wurde.

Vier Treppen führten zu der Tür der Gaststube hinunter. Tony stützte sich auf den Handlauf und stellte fest, dass das Holz glatt und irgendwie vertrauenerweckend war.

Als er die Klinke herunterdrückte, rührte sich die Tür keinen

Zentimeter. In einem Anfall von wütender Energie, der von dem Gedanken begleitet war, dass dieses Haus geschlossen und alle Anstrengungen vergeblich sein könnten, warf sich Tony Tanner beim zweiten Versuch schwungvoll gegen die störrische Tür. Jetzt ging sie tatsächlich auf, schabte aber über den Boden und produzierte dabei ein sowohl lautes als auch höchst unanständiges Geräusch, das auf fatale Weise an eine Blähung erinnerte.

Bevor sich Tonys Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, registrierte er den Geruch von Bier, scharfen Soßen und gebratenen Zwiebeln, vermischt mit dem Aroma eines Fußbodenreinigers. Vor ihm lag ein langgestreckter Raum, der viel zu gewaltig für die wenigen runden Tische schien, die sich wie zerstrittene Verwandtschaft auf einer Familienfeier im rechnerisch höchstmöglichen Abstand zueinander befanden. Kein Gast war zu sehen.

Nach einer Weile, in der sich Tony überlegte, ob es hier angemessen wäre, sich akustisch bemerkbar zu machen, erklang aus der Tiefe der Räumlichkeiten das Quietschen eines Türscharniers. Als Tony zum Tresen gehumpelt war, tauchte auf der anderen Seite eine Gestalt auf.

Der Mann wirkte wie die Verkörperung aller Eigenschaften des Hauses, das er bewirtschaftete.

Bullig, breitschultrig, vierschrötig musste er sich quer durch den Türrahmen schieben, und dabei machte er dem Namen seines Lokals alle Ehre. Die Arme baumelten schlaff an den Seiten, und der in die Schultern gezogene Kopf gab der Art, wie der Mann lief, etwas Gorillaähnliches. Unter seinen schweren Schritten vibrierte der Boden, und die Flaschen im gegenüberliegenden Regal klirrten gegeneinander.

Der Mann stieß ein grunzendes Geräusch aus. Es schien sich um eine Begrüßung zu handeln oder zumindest um die Bestätigung, dass der Mann Tonys Anwesenheit bemerkt hatte.

Bevor Tony irgendetwas sagen konnte, begann der Wirt ein

Bier zu zapfen, und nachdem er sich dieser Pflicht entledigt hatte, stellte er das Glas vor seinen Gast, und zwar mit einem Schwung, als handele es sich bei dem Untergrund nicht um eine blankgescheuerte Holzplatte, sondern um weichen Sand, in den man den Behälter hineinrammen muss, um ihn vor dem Umfallen zu schützen.

Nun war ein Bier so ziemlich das Letzte, wonach Tony Tanner in diesem Moment der Sinn stand. Aber die resolute Form von Gastlichkeit, die im Gebaren des Wirtes zum Ausdruck kam, ließ jeden Protest als ein unkalkulierbares Risiko erscheinen. Ein Blick in das Gesicht seines Gegenübers beseitigte endgültig jeden Zweifel. Gehorsam ergriff Tony den Krug und nahm einen Schluck. Die Flüssigkeit rann ihm angenehm über die Zunge, schmeckte gut und bewirkte ein wohltuendes Kribbeln im Magen. Vielleicht war es diese Empfindung oder vielleicht auch schon die erste anfeuernde Wirkung des Alkohols, die Tony Tanner bewog, einen zweiten Blick auf den Wirt zu wagen.

Der Kopf des Mannes war kahlrasiert. Auf der glänzenden Haut spiegelte sich das Licht, das durch das Fenster einfiel. Was an Haupthaaren fehlte, wurde durch Bartwuchs wettgemacht. Ein struppiger, gelblicher Schnurrbart lag wie eine exotische Raupe über der Oberlippe des Wirtes, folgte sodann dem Gebot der Schwerkraft und stürzte neben den Mundwinkeln in Richtung Kinn, wo die nächste Richtungsänderung stattfand und die Bart-Raupe die Kinnbacken entlang zu den Ohren kroch, die wie Haltegriffe vom Schädel abstanden.

Der Bart hatte sein Gegenstück in buschigen Brauen, die als durchgezogene Linie die Billardkugelstirn absperreten und deutlich signalisierten, dass jetzt Schluss mit lustig war. Für den Betrachter war diese Warnung durchaus von Vorteil, denn so geriet er nicht in Gefahr, angesichts der schwarzen, aus tiefen Höhlen finster blickenden Augen in voreilige Panik auszubrechen.

Zwischen den Augen verlief ein senkrechter, pfeilerartiger Vorsprung, der sich erst knapp über dem Bart anhand eines hef-

tig vorspringenden Zackens, der ein wenig an den Absprung einer Skischanze erinnerte, als Versuch offenbarte, dem Gesicht eine originelle Nasenversion einzufügen.

Während Tony den Pegel seines Glases langsam senkte, lehnte sich der Wirt ein Stück weiter an die Theke, legte wie eine Sphinx die Unterarme auf und starrte gegen die Wand.

Seine Haltung entsprach einem großen *Vorsicht, bissiger Hund*-Schild. Für Tony wirkte das beeindruckend, zugleich war es ihm völlig egal. Er leerte sein Glas und hob es in Richtung des Wirtes. Inzwischen hatte er die Phase des großen *Ihr könnt mich alle mal* erreicht. In seinem Magen rumorte es, seine Füße brannten höllisch, und die Welt wartete darauf, gerettet zu werden. Scheiß drauf, das war die Summe aller Erkenntnis, die Tony jetzt wie einen Wimpel über diesem Tag flattern ließ, als er es sich in dem gestohlenen Blazer gemütlich machte.

Er bestellte ein weiteres Bier und Sandwiches, knackte genüsslich auf Zwiebelringen und fragte schließlich den Wirt, ob in diesem Lokal ein Alexander Pillbury bekannt sei.

Die Augenbrauen des Wirtes sackten noch ein Stück tiefer, so dass seine Augen wie Kopfbäger im Hinterhalt eines Dornengestrüpps verschwanden.

»Schon möglich«, knurrte er. »Und was will ... einer wie Sie von Pillbury?« Dazu schürzte der Wirt die wulstigen Lippen und warf damit unsichtbare Küsschen über den Tisch.

Tony entschied sich, keine Verwirrung zu zeigen und leckte sich den letzten Klecks süßen Senf vom Finger. »Ich bin ein ...« Hier wollte er eigentlich Bekannter sagen, entschied sich aber für Freund.

»Ein Freund, so so. Und da wissen Sie aber nicht, wo Ihr ... Freund ist?«, forschte der Wirt und wackelte mit dem fetten Hintern.

»Alex liebt die Abwechslung«, antwortete Tony. »Auch was seine Adresse angeht.«

Der andere überlegte einen Moment, dann zielte sein Zeigefin-

ger auf Tony Brust. »Name!«, forderte er dann, und es klang wie ein Zuschnappen.

Noch während Tony seinen Namen bekannt gab, ärgerte er sich, dass er auf diese barsche Aufforderung überhaupt reagiert hatte. Ihm blieb eine Weile Zeit zum Ärgern, denn der Wirt wackelte wortlos durch die Tür, blieb eine Weile verschwunden und kehrte dann mit einem Umschlag in der Hand zurück. Der Umschlag wurde neben Tony auf den Tresen geknallt, das das leere Bierglas abhob.

Für Tony Tanner stand in einer bemüht sauberen, ungelenen Schrift auf dem Umschlag.

Innen war der Zettel eines Rechnungsblocks, oben mit einer Bierreklame versehen, auf dem Pillbury eine Adresse notiert hatte.

»Ist ein echt feiner Kerl«, sagte der Wirt plötzlich. Sein Gesicht und seine Stimme wirkten dabei allerdings keinen Deut freundlicher. Er griff umständlich nach einem nassen Lappen und wischte sich die Hände daran ab, als habe er etwas Schmutziges berührt.

Tony hielt den Zettel lässig zwischen zwei Fingern vor seinen Mund und schaffte es nur halb, den Rülpsen zu unterdrücken, der ihm einen Nachgeschmack von Zwiebel und Gurke in den Gaumen spülte.

»Ein echter Gentleman«, sagte er. Sicherlich war er in diesem Moment, was die Definition des Begriffes *Gentleman* anging, zum ersten Mal im Leben in Übereinstimmung mit seinem Vater. Pillbury und sein alter Herr, wurde Tony Tanner plötzlich bewusst, würden sich auf eine verquere Art mögen.

Der Rest der Aktion gestaltete sich unvermutet mühelos. Wenn man davon absieht, dass der Wirt sich weigerte, einem Freund von Pillbury auch nur einen Penny abzunehmen und dass Tony bei sich leichte Schwankungstendenzen feststellte, als er zu dem Taxi ging, das ihm der Wirt besorgt hatte und das tatsächlich gekommen war.

Kichernd überlegte sich Tony Tanner, was Dorkas oder Steele zu seinem derzeitigen Zustand anzumerken hätten. Ihm fiel eine ganze Menge ein, und es war ihm alles völlig egal.

Trotzdem war er ganz zufrieden, als sich seine alkoholisiert-lockere Weltsicht mit zunehmender Nüchternheit wieder verdünnsierte.

Die Gegend, in der ihn der Fahrer absetzte, erinnerte ihn fatal an jenen Teil der Stadt, in der sie auf Steele und den neuen Wagen gewartet hatten. Neben der Straße verlief eine Ziegelmauer, auf deren Krone Glassplitter mit haiartiger Entschlossenheit in die heiße Luft bissen. Von einem Tor aus führte ein gepflasterter Weg zwischen schäbigen Gebäuden auf die Reste einer Krananlage zu. Überdimensionierte Schilder versprachen dem Besucher sensationelle Sonderangebote für Autoteile, riesige Rabatte für Teppiche oder eine besonders große Auswahl an großen Größen.

Die drei oder vier Gestalten, die Tony über den Weg liefen, schleppten umfangreiche Tüten und ächzten unter der Last verschiedener Kartons.

Mit steigender Nervosität fächelte sich Tony mit seinem Zettel Luft zu. Er sah sich um und fand nichts als ein heruntergekommenes Konsumparadies. Im Grunde war es weniger ein Paradies als eine Vorhölle, nach deren Durchschreitung man nur noch in den fürchterlichen Zustand des Verzichtens gelangen konnte.

Plötzlich vernahm er, halb unbewusst, scheppernde Klänge, die an eifrige Arbeit in einer Schmiedewerkstatt denken ließen. Die Gedankenkette bildete sich so schnell, dass Tony Tanner das Ergebnisprotokoll seiner eigenen Geistestätigkeit vorliegen hatte, noch bevor er sich über das Warum völlig im Klaren war.

Egal - was ihm eben durch das Oberstübchen gefahren war, lautete in etwa: Lärm, metallischer Lärm, Heavy Metal, Alexander Pillbury. Tony Tanner widerstand dem natürlichen Fluchinstinkt des bekennenden Kulturmenschen und lenkte seine Schritte zu der Quelle des Lärmes, der sich beim Näherkommen nicht nur als lauter Lärm, sondern als infernalisch lauter Lärm zeigte.

Das Dröhnen drang aus einer kleineren Halle, die sich hinter einem größeren Exemplar versteckte. Was in Tonys Augen eindeutig darauf hinwies, dass diese kleine Halle Geschmack hatte, denn sie war so verfallen und verkommen, dass ihr Anblick den Augen ebenso weh tat wie die Musikberieselung den Ohren.

Eine Eisentür führte in das Innere des Gebäudes. Auf ihrer verwitterten Oberfläche hatten sich einige Männer mit Angaben über die Größe ihres Prachtstücks und kurz skizzierten Vorschlägen, wie man dieses Werkzeug nutzen könnte, verewigt.

Nach kurzem Stutzen war sich Tony Tanner sicher, dass diese Kerle übertrieben hatten.

Ein Mann, der seine mittelmäßigen literarischen Fähigkeiten auf Eisentüren und zu diesem speziellen Thema ausbreitete, musste sozusagen naturnotwendig übertreiben. Aber völlig sicher war sich Tony nicht. Einen Augenblick lang stand er kurz vor einer tiefen Existenzkrise. Dann wurde ihm klar, dass Existenzkrisen für ihn seit längerem Alltagsgeschäft waren, und so wandte er sich seiner eigentlichen Aufgabe zu.

Also schob er sich durch die Tür und widerstand dem Schalldruck einiger Lautsprecher in Wandschrankgröße, die in der Halle standen. Den Restraum, den sie nicht verbrauchten, nahmen ein Lastwagen mit Anhänger und einige Fahrzeugteile - Tony schätzte ihre Anzahl vorsichtig auf mindestens zehntausend - ein. Die intimsten Details von fahrbaren Untersätzen lagen offen vor aller Besucher Blicken, als würde hier eine stumme Talk-Show zum Thema *Sara bella, mein Kolben hat einen Sprung* stattfinden.

Die verschmutzten Fenster ließen nur ein mattes Licht herein. Zwar baumelten von der Decke einige Lampen, aber die zerborstenen Glühbirnen in den Fassungen dienten bestenfalls als Fanal der Vergänglichkeit und nicht als Lichtquelle.

Zwischen all den Fahrzeugteilen konnte Tony keine Spur von Pillbury ausmachen. Die Halle schien leer zu sein. Die Musik brachte die Luft zum Vibrieren, sie schien sich zu verfestigen

und gegen seine Stirn zu stoßen. In seiner Hilflosigkeit griff Tony nach einem herumliegenden Schraubenschlüssel und hämmerte damit Dellen in einen ebenfalls herumliegenden LKW-Tank. Trotz aller Bemühungen waren seine Krachversuche stümperhaft im Vergleich zur Lautstärke aus den Boxen. Aber dieser Krach schlich sich in den hetzenden Rhythmus der Musik und störte ihn. Und siehe da: das Schicksal wollte, dass hinter einem Kotflügel und einem Zwölfzylinder-Motorblock eine dürre Gestalt in die Höhe wuchs, einen Schweißbrenner zur Seite legte und eine Schutzmaske abnahm. Dann drehte Pillbury an einem Schalter und plötzlich schepperten nur noch Tonys Schläge durch die Halle, bis der mit leicht gerötetem Kopf sein Werkzeug leise zur Seite legte.

»Schau an, schau an, wer stört denn da meine Ruhe«, grölte Pillbury und hüpfte zwischen den Ersatzteilen auf Tony zu.

Es gab zur Begrüßung eine herzliche Umarmung seitens Pillbury, und Tony stellte mit einem Anflug von schlechtem Gewissen fest, dass Pillbury sich echt und wahrhaftig und unverblümt freute, ihn zu sehen.

Bevor sie noch ein weiteres Wort wechselten, fummelte sich Pillbury Stöpsel in Sektkorkengröße aus den Ohren.

»Geile Dinger, was, sehen aus wie Tampons für Elefantendamen«, sagte er.

»Es wäre vielleicht einfacher, die Lautstärke herunterzudrehen«, schlug Tony vor.

»Ach was«, antwortete Pillbury, während er Tony zu einigen ausgebauten Auto-Rückbänken führte, die in einer Hallenecke zu einer Art von Sitzgruppe arrangiert waren. »So 'ne Musik muss man mit ordentlich Power hören, sonst kommt nichts rüber. Außerdem können die Boxen gar nicht leise, leise ist nix. Aber ich will mir natürlich auch nicht die Paukendecke kaputt-machen.«

Tony brauchte nicht einmal lange, um zu verstehen, dass Paukendecke Trommelfell heißen musste. Es lag ihm kiloschwer auf

der Zunge, Pillbury kurz mit dieser Tatsache vertraut zu machen, aber er schluckte seinen Beitrag zur Volksbildung herunter. Vielleicht war jetzt Diplomatie wichtiger als Pädagogik.

»Ich promote diese Gruppe«, erklärte Pillbury. »Die kommen ganz groß raus. Obwohl mit den Interviews ist es immer schwierig, die Jungs sind ja alle schon fast taub und verstehen kaum was. Andererseits fragen die Journalisten sowieso immer nur dieselben Sachen, und am besten redet man gleich über Sex, dann fragen sie gar nicht mehr und schreiben nur noch mit.«

»Ich wusste nicht, dass du jetzt Geschäftsmann bist?«, sagte Tony mit ehrlicher Ehrfurcht.

Pillbury zuckte müde die Achseln. »Bin ich ja auch nicht«, bekannte er. »Ich tu nur so. Im Grunde ist das alles konkret Anarchie, verstehst Du? Punk, Baby, das ist der Punk! Punk in Reinkultur. Diese Typen sind so was von unmusikalisch, da könnte selbst ich noch mitspielen. Aber wir verpassen denen ein Image, lassen gute Songs schreiben, spendieren klasse Studiomusiker und mixen den ganzen Mist elektronisch ab, und alle finden das toll. Dieser ganze Kram kommt in die Charts und keiner merkt, dass es voll der Schrott ist.«

Pillbury klatschte sich vor Begeisterung auf die Schenkel.

»Weil es kein Schrott mehr ist«, sagte Tony Tanner trocken.

Pillbury schaute ihn entgeistert an. Seine Mimik war ein einziges Fragezeichen. Ein langgezogenes *Häääh* war das Einzige, was er herausbrachte. Immerhin stellte er die Musik ab, und die Stille tat plötzlich richtig weh, so als habe man einem alten Mann die Decke weggerissen und seine miefige Nacktheit der bitteren Kälte preisgegeben.

»Es ist kein Schrott mehr. Es sind gute Stücke, gut gespielt, gut arrangiert, gut gemixt. Also ist es kein Schrott mehr.«

Pillbury tätschelte Tony mitleidig auf die Schulter. »Du verstehst das Prinzip nicht, Alter. Macht aber nichts. Wer den Punk nicht hat, der versteht eben nicht, wie das läuft. Ha!« Pillbury fuhr in die Höhe. »Ich hab was anderes für dich. Siehst du den

Lastwagen?«

»Selbst ich kann ihn nicht übersehen.«

»Weißt du, wozu wir den Lastwagen brauchen? Weißt du natürlich nicht, war 'ne rotorische Frage meinerseits ...«

»Rhetorisch, es heißt rhetorische Frage ...«

Pillbury stutzte, nagte für einen Moment an seiner Unterlippe, dann ging ein breites Grinsen über sein Gesicht.

»Du willst mich wieder linken, was? Kleine Prüfung, wie? Aber nicht mit dem alten Pillbury. Rhetorisch heißen so Leute in Europa. Wart mal, rhetorisch-Rumänen. Ich glaub's nicht ...«

Mit mahlenden Kiefern betrachtete Tony Tanner Pillburys strahlendes Gesicht. Für einen Moment stand der Diplomat warrend in ihm auf, der Talleyrand in Tony Tanner, und bemühte sich um kluge Zurückhaltung. Dann sagte Tony: »Was du meinst, sind Räto-Romanen. Die leben in der Schweiz, und ein Rhetor war ...«

»Ha!« Pillburys Zeigefinger fuhr lanzenartig in Richtung auf Tonys Herzgegend. »Deine Schweizer Römer-Tomaten ziehen bei mir nicht, oder Rätselromanen. Du denkst, der alte Pilly hat zu wenig Bildung, aber pass auf: Weißt du, wer Carryblue ist?«

Tony Tanner hatte wirklich keine Idee und zuckte nach kurzem Nachdenken mit den Schultern.

Pillbury grinste. »Du hast einen Blazer von Carryblue an. Das ist ein Siebenhundertpfundblazer, Junge Junge, das ist nicht deine Spielklasse, sogar für einen Upperclassfuzzi ist das nicht deine Spielklasse. Und es ist ein Schwuchtelblazer, verstehst du, Carryblue ist ein Laden, in dem nur Schwuchteln kaufen. Der Inhaber arbeitet nur auf Maß ... also, woher hast du den Fetzen? Hä?« Pillbury lachte jetzt aus vollem Halse.

Tony schälte sich aus dem Kleidungsstück, entnahm seine Sachen und stopfte sie in seine Hosentaschen.

Sein Sieg hatte Pillbury in allerbeste Stimmung versetzt. Tony privater Talleyrand konnte sich beruhigt zurücklehnen.

»Was ist denn nun mit dem Lastwagen?«, fragte Tony. Einer-

seits wollte er endlich das Thema wechseln und zweitens war er wirklich neugierig.

»Also«, Pillbury hob den Finger und sprach langsamer, als müsste er ein Rezept diktieren.

»Du nimmst diesen Lastwagen, fährst zur morgendlichen Hauptverkehrszeit auf irgendeine Kreuzung, stellst die Warnblinkanlage an und bleibst stehen. Dann steigst du aus, machst die Motorhaube auf, guckst da auf den Motor - Mann, das ist einfach geil.«

Die Begeisterung war für Tony nicht ganz nachvollziehbar, aber er bemühte sich redlich um Verständnis.

»Den Motor könntest du doch auch hier anschauen«, warf er lebensklug ein.

Pillbury klatschte sich die Hand vor die Stirn: »Das mit dem Motor ist doch nur, damit jeder denkt, Du hast eine Panne. Der Motor ist doch voll uninteressant. Was zählt, ist das Chaos. Du glaubst es nicht, alles bricht zusammen. Der Verkehr liegt über Kilometer lahm, nichts geht mehr, nur noch Stau. Irgendwann kommt auch ein Hubschrauber und du kommst mit deinem Stau sogar ins Radio. Mein Rekord liegt bei vollen acht Meilen.«

»Schön. Und was soll das?«

Pillbury schaute Tony Tanner mit mildem Blick an. Er gewann dadurch etwas von einem Heiligen, der einem Zweifler versichern kann *Du bist zwar ein Volltrottel mit Carryblue-Klamotten, aber Gott liebt dich trotzdem.*

»Es ist einfach cool«, ließ er sich dann zu einer genaueren Erklärung herab. »Cool und geil auch, eben irgendwie abgefahren. Hey, stell dir das einfach vor, Hunderte von Kerlen in ihren Autos, denen vor Ungeduld die Krawatte wegfliegt und du bist der Mann am Drücker.«

»So was ist total unsozial«, empörte sich Tony.

»Genau«, freute sich Pillbury. »End-unsozial, siehst du, Alter, dieses Wort habe ich gesucht. Es ist cool und voll end-unsozial.«

Tony hatte inzwischen etwas anderes entdeckt.

»Sag mal, das da hinten sieht aus wie ein Rolls?«, fragte er vorsichtig an.

»Sieht nicht nur so aus.«

Sie stiegen durch den Hindernisparcours aus Blech und Aluminium und standen dann vor dem gummibereiften Monument der spätkapitalistischen Klassengesellschaft. Tony Tanner empfand einen Anflug von Ehrfurcht, bis er die verheerenden Auswirkungen eifriger Bastelarbeit an diesem Glanzstück britischer Ingenieurkunst entdeckte.

Bevor er fragen konnte, hatte Pillbury seinen Blick richtig ge-
deutet.

»Da kommt eine Isotov rein«, erklärte er.

»Eine Iso ... was?«

»Isotov. Russische Hubschrauberturbine. Hast du noch niemals beim Tractor-Pulling zugeschaut, Alter? Da fahren die stärksten Geräte sogar mit zwei Turbinen. Kriege ich aber leider nicht in die Karosserie rein.«

»Du willst mit diesem Rolls doch nicht etwa Gewichte durch den Schlamm ziehen, Pillbury?«

»Hab was viel Besseres vor. Ich fahre durch eine Radarfalle. Irgendwann um Mitternacht

-Wusch bin ich vorbei, oberhalb des Messbereiches. Damit kann ich den nationalen Rekord brechen.« »Und wo liegt der nationale Rekord.« »Keine Ahnung, war jedenfalls einer mit einem aufgemotzten Porsche.«

Jetzt sah Tony die Chance, endlich auf den Zweck seines Besuches zu sprechen zu kommen. »So etwas wie einen aufgemotzten Porsche könnten ich jetzt auch brauchen«, erklärte er.

Pillbury war sofort ganz Ohr. »Kann ich dir besorgen, kein Problem, dauert nur eine Weile.«

»Eine Weile ist zu lange«, erklärte Tony Tanner, und dann zog

er Pillbury ins Vertrauen und berichtete ihm einiges aus den vergangenen Stunden, wobei er den Diebstahl des Blazers besonders erklärtem was Pillbury jedoch »irgendwie cool« fand.

»Ist das krass, ihr habt also die Bullen und gleichzeitig die Mafia am Hals?«, fragte Pillbury schließlich bewundernd.

»Ich weiß nicht, ob es die Mafia ist. Jedenfalls eine Sorte von Menschen, die es mit dem Gesetz nicht so genau nehmen.«

»Genauso wie meine alten Kumpels Tony Tanner und Edmond Dorkas«, warf Pillbury feixend ein. Dann wurde er schlagartig ernst. Er kaute auf seiner Unterlippe, stieg schweigend zwischen Kurbelwellen und Ölfiltern umher und wirkte dabei wie ein missgelaunter, zerzauster Storch. Nach einigem Kopfschütteln, leisem Brabbeln und Brauenrunzeln hellte sich seine Miene auf. Ohne auf Tonys fragenden Blick zu reagieren, ging er zu einem Uralt-Telefon, das an einer Wand hing, und führte ein Gespräch.

»Alles klar«, sagte er schließlich zu Tony. »Ich hab meine Beziehungen spielen lassen.« Er nannte Tony eine Straße, die in nordwestlicher Richtung aus der Stadt führte. »Ihr seid um halb zwölf auf der Straße. Ihr werdet uns erkennen.« Pillburys Stimme bekam den energischen Unterton, der in mittelpächtigen Actionfilmen kultiviert wird. Selbst seine Haltung wurde straffer.

»Ich wiederhole: Zwo-Drei-Drei-Null. Exakt, wir können uns keine Fehler leisten. Jeder Fehler kann der Letzte sein. Noch was ...« Pillbury spurtete in eine Ecke, wühlte in einem Karton und kam mit zwei Walky-Talkys zurück. Er stellte die Frequenz beider Geräte ein, prüfte die Batterien und überreichte das eine Gerät dem etwas verdutzten Tony Tanner.

»Die Dinger sind von einem Lastwagen gefallen«, erklärte Pillbury, »war ein Sonderangebot. Damit bleiben wir in Kontakt. Wir müssen regelmäßig die Frequenz wechseln. Feind hört mit. Wenn ich den Befehl *wechseln* durchsage, wird dieser Knopf um eine Position weiter nach rechts gedreht. Ist das allen klar? Ich kann hier keine Versager brauchen.«

»Knopf eine Position nach rechts«, wiederholte Tony artig. Pill-

bury fischte eine ganz ansehnliche Jacke aus einem Spind. Sie passte, und Tony Tanner schenkte ihm dafür großzügig den gelblichen Blazer, wobei Pillbury meinte, man könne gar nicht genug alte Lappen in der Werkstatt haben.

Als Tony schon aus der Halle war, hörte er seinen Namen rufen. Pillbury lief hinter ihm her. In der einen Hand schwenkte er einen Klumpen Packpapier.

»Hätte ich fast vergessen«, keuchte Pillbury und warf Tony den Klumpen in die Hand.

Der betrachtete angewidert das schmutzstarrende Papier, in dem sich ein schwerer Gegenstand verbarg.

»Was soll das?«, fragte er.

»Soll ich dir von deinem alten Kumpel Stalka geben. Mit den besten Grüßen.«

Stalka! Der Name erinnerte Tony an Erlebnisse, die weit zurückzuliegen schienen und die ihm manchmal noch so nah waren, dass er den Atem der Ereignisse förmlich spüren konnte.

»Stalka - wie geht es ihm?«, fragte Tony. Er musste sich überwinden, als könnte er mit der Erwähnung dieses Namens eine schützende Wand niederreißen, hinter der die Schrecken finsterner Tunnel, stinkender Kanäle und brausender Abwasserströme lagen.

»Och, dem geht es eigentlich gut. Er sagt, sie haben ein bisschen Stress da unten. Irgendwas ist im Schwange, aber keiner weiß genau, was es ist. Er sagt, es tauchen Leute auf, die er noch nie gesehen hat. Miese Typen. Aber im Großen und Ganzen geht es ihm super. Er sagte mir, ich soll dir dieses Teil geben, es sei wichtig und du oder einer deiner Leute wüssten schon, was damit los ist. Alsdann, ich muss noch ein paar Sachen vorbereiten für die Party heute Nacht.«

Pillbury grüßte mit einem lässigen Antippen des Fingers an eine imaginäre Mütze und schlenderte zurück zur Halle.

Tony schaute ihm nach, dann befühlte er das Packpapier,

konnte aber nicht feststellen, was für ein Gegenstand darin stecken mochte. Er wandte sich dem Tor zu. Die Nachrichten von Stalka waren beunruhigend. Er hatte zwar keine genaue Vorstellung, was sich dort unten, in dem Labyrinth der Schächte und Kanäle, abspielte. Aber schon eine Andeutung reichte, um wirre, nebelhafte Vorstellungen zu erwecken, eher Empfindungen als Bilder, die ihn nicht mehr losließen.

Die gesamte Zeit, während er mit Bus und Untergrundbahn zum vereinbarten Treffpunkt unterwegs war, bildeten diese Erinnerungen ein Hintergrundrauschen, ein ständiges Störgeräusch, das er nicht verdrängen konnte. Sie wurden drängender und eindringlicher, je heftiger er sich gegen sie wehrte. Sie wuchsen in seinem Nacken in die Höhe, bedrohlich wie eine Staumauer, hinter der unmessbare schwarze Fluten in schweigender Gelassenheit auf den ersten Riss, das erste Zeichen von Schwäche warteten.

»Sie sehen schlecht aus, Herr Tanner«, hörte Tony eine Stimme hinter sich. Er zuckte zusammen, fuhr herum und blickte in das besorgte Gesicht von Dorkas.

»Wenn Sie wie ich hier seit einer Stunde stehen würden, dann könnte auch Ihr äußerer Glanz leiden«, gab er unfreundlich zurück. Im Grunde freute er sich, endlich wieder in Gesellschaft zu sein und dadurch dem Mahlwerk seiner Erinnerungen zu entkommen. Auf der anderen Seite ärgerte er sich, dass er offensichtlich selbst von hinten gesehen einen bemerkenswert schlechten Eindruck abgab.

Ziemlich ungnädig übergab er Dorkas das Paket, das er von Pillbury erhalten hatte.

»Es ist zwar an mich adressiert, aber ich vermute, Sie können mehr damit anfangen«, erklärte Tony.

»Bevor wir hier in die große Debatte einsteigen, fahren wir erst einmal eine Runde um den Block und suchen uns einen anderen Standort. Sie haben hier eine Weile herumgestanden, da ist es nicht gut, wenn wir anderen auch hier sind. Das ist eine Einla-

dung für jeden, der hinter uns herschnüffelt. Wenn ich die Herren also bitten dürfte ... übrigens - hübsche Jacke, Mr. Tanner«, höhnte ihm Jonathan Steele dazwischen.

Keiner hatte einen Einwand. Tony wurde erst jetzt bewusst, dass er tatsächlich auf dem Präsentierteller gestanden hatte.

»Wir sollten nicht gleich in Verfolgungswahn ausbrechen«, antwortete er dennoch mit einem instinktiven Anflug von Trotz gegenüber Steeles Befehlston.

»Stimmt, das müssen wir nicht«, konterte Steele trocken, »aber wir sollten Verfolgungswahn simulieren. So was kann das Leben nicht nur aufregender, sondern vor allem länger machen.«

Zu Tonys Erstaunen stand der weinrote Bentley Arnage an der Straßenecke, den er von ihrer Flucht aus der Kunstgalerie bestens kannte. Der Wagen glänzte, als käme er gerade aus der Werkshalle. Weder die Heckscheibe, die Steele selbst durchschossen hatte, noch der Kofferraum und die Kotflügel, in die sich die Projektile der Verfolger gebohrt hatten, zeigten jetzt irgendeine Beschädigung. Das Nobelauto wirkte, als hätte es gerade einen nagelneuen Maßanzug übergestreift.

Auf der Rückbank hockte Little wie ein Häuflein Elend und nuckelte mit einem Strohalm Mineralwasser, in dem Aspirin aufgelöst war. Seine verquollenen Augen ebenso wie sein Gesichtsausdruck qualifizierten ihn als Werbeträger für eine Kampagne der Heilsarmee. Little hob nur müde die Hand zum Gruß, als sich Tony neben ihn setzte.

Zwar wollte Dorkas auf seinen gewohnten Sitz auf der Rückbank, aber Steele scheuchte ihn auf den vorderen Beifahrersitz.

»Wir dürfen jetzt keine Routine zeigen«, erklärte er knapp. »Jede Veränderung kann bei einem Verfolger Verwirrung stiften, und wenn es auch nur ein anderer Beifahrer ist.«

Tony sank in die weichen Polster und schloss kurz die Augen. Er war sich nicht sicher, ob er Steeles entschiedene Maßnahmen

als Beruhigung und Erleichterung begrüßen oder ob er sich im Gegenteil bedrängt fühlen sollte. In diesem Moment erschien ihm Steeles Vorsicht als aufgesetzt und übertrieben, eine Möglichkeit für Steele, sich selbst zu produzieren. Dann dachte Tony an ihre Flucht aus der Galerie und an Steeles eiskalte Gelassenheit, mit der er sie rettete. Also war es im Moment wohl am Besten, sich widerspruchslos allen Anweisungen zu beugen.

Neben sich hörte er das Schnorkeln, mit dem Little seine Wasserdose leerte. Es folgte ein vergeblich unterdrücktes Rülpsen.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Tony Tanner.

»Ich schätze, ich bin inzwischen runter auf ein Promille«, antwortete Little undeutlich nuschelnd. »Ich kann fast schon wieder gerade gucken.«

»Dann sollte Dorkas die Bratpfanne bereithalten, für den Fall der Fälle, dass Sie auch wieder klar denken können.«

»Das wird noch eine Weile dauern, fürchte ... äh, hoffe ich.«

»Ich habe jetzt auch ohne Bratpfanne genügend Material zum Zuschlagen«, sagte Dorkas vom Vordersitz aus.

Tatsächlich wirkte er ein wenig wie eine altertümliche Bäuerin, die schwer bepackt vom Markt zurückkommt. Auf seinem einen Schenkel ruhte der eingeschnürte *Grand Albert* samt der darauf angebrachten Stau des Hermes Trismegistos. Es folgte eine noch halb volle Trage mit Mineralwasserdosen, an die sich das Paket von Stalka anschloss. Damit war allerdings selbst die flächenmäßig beträchtliche Aufnahmekapazität der Dorkas'schen Schenkel erschöpft.

Der Wissenschaftler fühlte sich auf dem Beifahrersitz sichtlich unwohl. Immer wieder griff er mit einer Hand zu einer imaginären Notbremse, wenn Steele die bullige Beschleunigung des Wagens nutzte, um in eine Lücke im fließenden Verkehr zu gelangen.

Schließlich parkte er nicht weit von einem Straßencafé entfernt.

»Dort können wir uns für eine Weile aufhalten«, sagte Steele.

Dorkas setzte den Fuß mit derselben Begeisterung auf den Gehsteig, als hätte er eine Überfahrt auf stürmischer See hinter sich. Nachdem er dieses Gefühl eine Weile genossen hatte, drückte er Tony den *Grand Albert* in die Hand.

»Passen Sie auf das Buch auf. Sonst könnte es sein, dass ich böse auf Sie werde. Ich kann es nicht erwarten, dieses Ding anzuschauen, das Sie mir mitgebracht haben!«

Auf dem Weg zum Café riss Dorkas die Verpackung auf und warf das Papier in einen Müllkorb. Dann hob er den metallenen Gegenstand hoch, den er ausgepackt hatte. Es war ein chromglänzendes, rundes, röhrenartiges Ding. An einigen Stellen war die Oberfläche matt. Einige vollkommene Bohrungen durchbrachen die Vollkommenheit der glatten Rundung.

Dorkas hob den Gegenstand mit der Ehrfurcht eines Priesters, der eine Monstranz hält, in die Höhe. Auf seinem Gesicht zeigte sich der Glanz der Verklärung.

»Das ... das ist gigantisch«, flüsterte Dorkas.

»Ich bin beeindruckt«, sagte Tony Tanner. »Aber - was ist das für ein ... ein gigantisches ... Ding?«

Dorkas schaute ihn pikiert an. »Herr Tanner«, sagte er strafend, »Sie sollten wissen, dass die Phase der emotionalen Betroffenheit vor der Phase der rationalen Analyse liegt, aber keinesfalls mit jener Geringschätzung zu betrachten ist, die ich in Ihrem Votum glaube erkennen zu müssen!«

Damit legte er den Kopf schräg und betrachtete hingebungsvoll jenen Gegenstand, der ihm über den Weg Stalka - Pillbury - Tony Tanner zugekommen war.

Das ominöse Stück Metall stand in der Mitte des runden Tisches, umgeben von Teetassen und einer Teekanne (Dorkas und Tony Tanner), einer inzwischen leeren Tasse schwarzen Kaffees, neben der noch das ungenutzte Zuckerstück lag (Jeremy Steele), und zwei Gläsern, in denen sich Tomatensaft mit grünem Pfeffer befunden hatte (John Little).

Für eine kurze Zeit hatte sich die lockere, südländische Atmosphäre, die durch den Sonnenschein und das Sitzen in einem Straßencafé auch auf die Gesellschaft der vier Männer übertragen. Steele war nicht unbedingt der passende Partner für einen netten Plausch, aber er fuhr wenigstens für eine Weile die Giftstacheln seiner ständigen Wachsamkeit etwas ein, sodass Tony nicht mehr die Empfindung haben musste, einen zähnefletschenden Dobermann neben sich zu haben, der jeden Moment auf irgendeinen Gegner losstürzen könnte.

Dorkas hingegen war in besserer Stimmung als je in den letzten Tagen und auch Little tauchte aus seinem alkoholbedingten Tran wieder aus und entpuppte sich als ungeahnt unterhaltsamer Gesprächspartner, der sogar einige Geschichtchen über Suff und Partys an der Westküste zum Besten gab, die auf weitaus größere Kenntnisse in diesem Bereich schließen ließen, als Tony oder Dorkas dem Amerikaner zugetraut hätten.

Auf diese Weise verplemperten sie eine ganze Stunde auf das Angenehmste.

»Was ist denn überhaupt bei Ihrem Besuch bei diesem Typen herausgekommen? Hilft er uns?«, fragte Steele plötzlich.

Die Frage verblüffte Tony Tanner. Einerseits erinnerte sie ihn in unerfreulicher daran, dass dies hier kein zwangloses Treffen von Männerfreunden war, die bald wieder in ihren ebenso banalen wie erfreulich unspektakulären Alltag untertauchen würden. Und zum Zweiten wurde ihm bewusst, dass ihm bisher keiner diese so wichtige Frage gestellt hatte. Nun, der Blick, den Dorkas ihm zuwarf, signalisierte, dass der Wissenschaftler vollstes Vertrauen in Tonys diplomatische Fähigkeiten gesetzt hatte.

»Pillbury hilft uns heraus«, bestätigte Tony also die vorgefasste Meinung von Dorkas.

»Ist dieser Pillbury vertrauenswürdig?«

»Absolut«, hörte sich Tony Tanner sagen. Und schweigend ergänzte er, *wenn es sich nicht gerade um die Bewachung von Bierdosen oder die Einhaltung von gesellschaftlich notwendigen Regeln handelt.*

»Schön, und wie macht er das?«, forschte Steele weiter nach. Das Thema spiegelte sich in seiner ganzen Haltung wider. Kaum merkbar verlor er die Lässigkeit, mit der er eben noch auf seinem Stuhl gesessen hatte, und seine Blicke begannen, unruhig die Umgebung abzusuchen.

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, musste Tony zugeben. Jetzt, im Angesicht Jeremy Steeles, überkam ihn der Verdacht, schlampig gewesen zu sein. Ein Grund mehr, diesen Steele nicht zu mögen!

»Pillbury gab mir eine Adresse und eine Uhrzeit - 23 Uhr 30. Wir würden ihn schon erkennen. Außerdem habe ich dieses Funkgerät, mit dem ich um die angegebene Zeit auf Empfang gehen soll.«

»Funkgeräte sind dazu da, um abgehört zu werden.«

»Wir haben ein System ausgemacht, nach dem wir die Frequenzen in unregelmäßigen Abständen wechseln«, erklärte Tony. Seine Erklärung klang etwas besser als das, was Pillbury ihm gesagt hatte, aber diese kleine Ausschmückung wäre sicherlich in Pillburys Sinne gewesen. Steele schürzte denn auch in merklicher Anerkennung die Lippen.

»Klingt ganz gut«, bekannte er. »Trotzdem, ich hasse, wenn ich mich fremden Menschen in Wohl und Wehe ausliefern muss.«

»Oh, das kann ich nachvollziehen«, bestätigte Tony mit übertriebenem Enthusiasmus. Ein Seitenblick verriet ihm nicht, ob Steele die Ironie bemerkt hatte. Jedenfalls verzog der keine Miene.

»Haben Sie denn wenigstens eine Idee, auf welche Weise uns dieser, dieser Pillbury aus der Stadt bringen will?«, forschte Steele weiter.

Tony musste passen. »Ich kann nur soviel sagen - Pillbury - also er arbeitet wohl noch daran, aber ich bin sicher, dass wir ihm vertrauen dürfen.«

Hier brach Dorkas in zustimmendes Nicken aus.

»... und seine Lösungen sind so wie er selbst.«

»Schön, und wie ist Pillbury?«

»Ähh, ja, er ist ... eben ... etwas ...« Das war die Stimme von Dorkas. Der Wissenschaftler stockte, verstummte und versteckte sich hinter einem Räuspern, weil er nicht mehr weiter wusste. Tatsächlich konnte er sich Pillbury nur als Pillbury vorstellen. Homo sapiens cockneyensis, ein Londoner Unikat.

»Pillbury ist ein Gentleman«, half ihm Tony Tanner aus der Verlegenheit.

Steele war unbeeindruckt, aber er hatte Gefallen an dem Versteckspiel.

»Ein Gentleman? Ich bin wirklich überwältigt. Allerdings gebe ich zu bedenken, dass jährlich Tausende von Gentlemen aus aller Welt nach Thailand fliegen, um dort Minderjährige zu vögeln. Was ich damit sagen will - Gentleman ist für mich kein Qualitätsmaßstab.« Jeremy Steele ließ in einer Anwendung von Boshaftigkeit einen klirrenden irischen Slang hören.

»Sie sind eben kein ... Engländer«, begehrte Tony Tanner auf, vergeblich bemüht, den patzigen Ton aus seiner Stimme zu tilgen. In diesem Augenblick fühlte er sich in seinen innersten Werten getroffen. Allerdings wäre es anders gewesen, wenn sie über Daniel Heathercroft gesprochen hätte, der sich selbst eindeutig als tausendprozentiger Gentleman definierte und in Tonys Überzeugung das unschlagbare akademische Beispiel für ein hypergeiles, arrogantes, schleimiges End-Arschloch abgab.

»Wir können davon ausgehen, dass Pillbury ... unkonventionell vorgeht. Er ist in seiner Art etwas exzentrisch.«

»Unkonventionell ist immer gut«, schnarrte Steele. »Alles, was uns dorthin bringt, wo man uns nicht erwartet, ist gut. Nun denn, warten wir die Sache also einfach ab!«

Tony erhob sich.

»Ich muss mal eben telefonieren«, erklärte er.«

»Kein Handy«, kam es sofort von Steele. »Zu leicht abzuhören. Außerdem kann man Ihre Position schnell feststellen.«

»Dann werde ich die Sex-Nummer eben über Festnetz anru-

fen«, blaffte Tony und ging in das Café.

Das Mädchen hinter der Theke wies Tony mit einer Daumenbewegung zur Telefonzelle. Sie war hübsch - klein, hell, blond, die Haare im Nacken geknotet. Hinter ihr war eine Spiegelwand und darin sah sich Tony selbst, neben der Rückansicht des Mädchens. Sie hatte unter ihrem weißen Kittel einen perfekt zur Figur passenden Po.

Tony blies die Backen auf und wandte sich zur Telefonzelle. Das Mädchen klapperte mit einer Tasse, dann zischte die Espressomaschine.

Du hast sie nicht beeindruckt, sagte Tony zu sich selbst. Und du kannst es ihr nicht mal übel nehmen. Wenn du wirklich so aussiehst, wie eben im Spiegel - für solche Typen wurden Call-girls oder Klöster geschaffen.

Er stellte sich in die Telefonzelle und klappte die mehrteilige Tür zu. Das Zischen der Espressomaschine und die Gesprächsfetzen der Gäste waren ausgesperrt. Die Situation hatte Tony Tanner schon immer verabscheut - diese Abgeschlossenheit in dieser schallgedämpften Zelle, in der man so allein war wie auf einem fremden Planeten. In der Enge der Zelle roch er den süßlichen Mief, den Pillburys Jackett verströmte.

Er hörte die Münze fallen, nahm den Hörer ab, aus dem das auffordernde Tuten erklang. Seine Finger tippten automatisch die Nummer seiner Eltern.

Mit klopfendem Herzen lauschte er auf das Freizeichen. Blöde, diese Telefonzelle machte alles so dramatisch, als wäre man in einem alten Schwarz-Weiß-Film, in dem gerade der Schnüffler den entscheidenden Hinweis erwartet.

»Hier bei Tanner?«

»Oh mein Gott«, entfuhr es Tony. Die Luft zischte aus seiner Lunge, als hätte er gerade einen Faustschlag von Herbie-Hide-Format kassiert.

Francine!

»Ja, bitte?«, kam es etwas ungeduldig aus dem Hörer.

Mein Gott, diese Stimme, diese Stimme, die er ebenso genau kannte wie den Duft ihrer Haare, den Geschmack ihres Schweißes, die Weichheit ihrer Haut unter den Fingerspitzen. Diese Stimme, die er schmeichelnd, bettelnd, bestimmend, fragend, Lust stöhnend, Hilfe suchend kannte ...

Tony Tanner schnappte nach Luft, als wäre er zu lange unter Wasser geblieben. Ein gewaltiger Schmerz, eine Explosion in seinem Herzen, eine Invasion schwirrender, schnarrender Heuschrecken in seinem Bauch, bitter und süß zugleich, eine Pyramide voller widerwärtig kitschiger Vokabeln, in Halblicht bei Rosenduft zu stammeln und doch alles so wunderbar wahr und wirklich.

Den Hörer auf Armlänge gehalten, räusperte sich Tony ausführlich, bevor er sprach.

»Guten Tag. Kann ich bitte meinen Vater sprechen?«

»Ihren Vater? Sicherlich, einen Moment ...« Rauschen in der Leitung, Stille, herzklopfendes Warten. Konnte sie das? Konnte sie ihn derart kalt abservieren? Dann hatte sie einen Neuen. Francine hatte einen neuen Kerl, oh verflucht, ich gönne keinem Menschen auf dieser Welt, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, gleich welcher Rasse und Geschlecht das Gefühl, dass Francines Finger über seinen Nacken fahren, dass Francines Fingernägel wie Perlen über seinen Rücken gleiten, ich gönne

Rauschen in der Leitung. Klappern im Hörer, er wurde auf der anderen Seite schnell aufgenommen. Ja, sein alter Herr hatte eben immer noch Energie.

»Ihren Vater? Bist du das, Tony? Tony! Verzeihung, dass ich deine Stimme nicht sofort erkannt hatte, ich konnte es einfach nicht glauben, Verzeihung, ich bin ein bisschen, ich stehe gerade ein bisschen neben mir, Tony, wie schön dich zu hören!«

Tony Tanner lehnte sich an die Wand. Seine Beine zitterten ein wenig. Es war das köstliche Gefühl, als wäre er gerade aus einer Achterbahn gestiegen. Sie freute sich, ihn zu hören. Mehr noch,

Francine war total aus dem Häuschen. Er konnte es förmlich hören, wie sie neben dem Telefon hüpfte, vor Freude kleine Kieckser ausstieß und begann, Locken in das Kabel zu drehen.

Jetzt war es an der Zeit, den Charme heraushängen zu lassen, aber nicht zu offensichtlich. Mittleres Interesse, lange Leine, Mann will sich ja nichts vergeben.

»Ja, schön dich zu hören, Francine. Wir hatten ja wirklich eine ganze Weile Funkstille.«

»In der Tat, ja ... Ich hatte vor langer Zeit auf deinen Anrufbeantworter gesprochen, aber du hast dich ja nicht gemeldet. Um ehrlich zu sein, habe ich zwischendurch immer mal wieder versucht. Ich musste nur aufpassen, damit deine Mama mich nicht erwischte. Die sagt immer, lass den Kerl erst mal zappeln ...«

Francine kicherte verschwörerisch, und Tony konnte nichts anderes, er musste in dieses Kichern einstimmen und schon waren sie wieder ganz nahe beisammen, sie beide gegen den Rest der Welt. Diese Frau wickelt dich um den Finger, warnte ihn sein männlicher Überlebenssinn, obwohl er sicher sein konnte, dass er längst schon verloren hatte.

Das Bild stand zu deutlich vor Tonys Augen. Francine war immer noch ein Teil seines Lebens und nun wusste er, wie sie neben dem Telefon stand, den Kopf leicht zur Schulter geneigt, mit der Oberlippe (weiße, kleine Zähne, perfekt) an der Unterlippe (rosenrot, geschwungen, weich, perfekt) nagte, dabei mit dem linken Fuß (klein, geschwungen, gepflegt, Nagellack in Pastellfarbe, perfekt) über ihre rechte Wade (schmal, glatt, wohlgeformt, perfekt) strich und mit ihren Fingern das Kabel knetete oder eine Haarsträhne einer Locke drehte.

Süß. Ein Klasseweib. Supersonderextremsüß.

»Ja, Mama hat ihre Prinzipien. Aber du kannst sicher sein, dass sie mich bearbeitet hat, um ... na ja, du weißt schon.«

»Ja, ich weiß.«

»Ach, du weißt?«

»Nun ja, sie hat es mir zwischendurch mal erzählt. Kann sogar

sein, dass ich mal gefragt habe ...«

Francines Stimme bekam einen ganz weichen Klang.

»Du hast doch nicht etwa die Nummer gewechselt. Ich meine bloß, weil ich dich nie erreichen konnte.«

»Nein, nein, ich habe immer noch diesselbe Nummer, die wir freuen ... äh,« beeilte sich Tony zu versichern. Er war ein wenig aus dem Konzept gebracht. Alter Charmebolzen, beherrsche dich!

»Ja, es war eben so, dass ich ziemlich in der Weltgeschichte unterwegs war, mal beruflich, mal privat ...«

»Ach so ... privat.«

»Nun ja, privat kann man so eigentlich nicht sagen. Im Auftrag und nicht zum Vergnügen war es, aber das Büro hatte nichts damit zu tun.«

»Ach so ... daher also die Funkstille. Na ja ...« Rauschen in der Leitung.

»Und sonst?«

Jauchzet, frohlocket - *und sonst* bedeutet im internationalen Mann-Frau-Code-System nichts anders als: Hast du eine neue Freundin und wenn es so ist, sage es mir bitte schonend.

Tony Tanner wackelte mit dem Kopf und fletschte triumphierend die Zähne. Eine ältere Dame, die auf dem Weg zur Toilette vorbeikam, schaute ihn entgeistert an.

Francine, ich habe dich! Ich könnte mit den Fingern schnippen und du würdest sofort kommen, um mir den Nacken und sonst was zu massieren.

Jetzt galt es nur, den Triumph in der Stimme nicht durchklingen zu lassen. Gelassen bleiben.

»Sonst? Och, das Übliche ...«

»Keine wesentlichen Veränderungen?«

»Nichts Wesentliches, nein.«

»Und sonstige Veränderungen?«

Francine, du reitest ja eine Attacke wie die schwere Kavallerie!

Du verkaufst dich unter Wert, selbst wenn du dich einem Tony Tanner an den Hals wirfst.

»Doch, leider.«

Rauschen in der Leitung, Stille, aus der er die Nervosität Francines wie Schweißperlen tropfen spürte.

»Und, was ist es? Oh Tony, nun spann mich doch nicht auf die Folter, verdammt, soll ich mich als Paket verschnürt bei dir zu Hause abgeben lassen oder nackt aus der Torte springen oder wie? Ein klein wenig Selbstwertgefühl kannst du mir schon lassen.«

»Ich bekomme graue Haare an den Schläfen.«

Sie lachte ihr unnachahmliches Lachen, frei und zugleich kehlig, warm und irgendwie mollig, sodass Tony es heimlich immer mit einem schönen Busen unter einem Mohairpullover verglichen hatte. Aber er konnte auch die Veränderung hören, oder besser, er war als einziger Mann auf der Welt in der Lage, diese Veränderung zu empfinden: Zuerst war diese Lachen pure Erleichterung und dann begann es seine Selbstvergessenheit zu verlieren und wurde ein wenig kokett und war ein Lachen, das sich selbst im Spiegel betrachtet und sich fragt *Bin ich schön für dich*.

»Schlechte Pflege, Tony. So was kommt von so was.«

»Wird wohl sein.«

»Mach dir nichts draus. Du bist der Typ, der mit dem Alter attraktiver wird. Dein Vater ist ja auch noch sehr annehmbar.«

»Nun mach mich nicht eifersüchtig.« Hoppla, das war Tony so rausgerutscht. Am liebsten hätte er gerufen: Aus dem Protokoll streichen.

»Könnte ich das denn noch, Tony?«

Klar doch, auf so eine Vorlage steigt Francine voll ein. Was nun? Abbiegen oder ignorieren?

Ignorieren!

»Sag mal, du warst eben so außer Atem, bist du zum Telefon gerannt?«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet, Tony. (*Stimmt, will ich aber auch nicht!*) Aber da du so sehr um meine Lungenfunktion besorgt bist, (*du süßes Miststück, ich weiß, dass du weißt, dass ich ablenke!*) kann ich dir mitteilen, dass ich gerade vom Joggen komme. Nach der ... ähh, ja, nach der Geburt war ich ein wenig aus der Form geraten. Ich sage nur *Hefekuchen*. Aber das ist vorbei. Ich bin besser in Form denn je. Außerdem, ganz unter uns

- keine Spur von Schwangerschaftsstreifen. Deine Mutter hat mir so eine Salbe besorgt, mit der ich mich jeden Morgen und jeden Abend einreibe ...«

Damit war Francine ein Volltreffer gelungen. Die Vorstellung, dass sie sich, sorgfältig und hingeeben, mit irgendeiner Creme massierte, war geeignet, Tonys Hormonhaushalt in beträchtliches Ungleichgewicht zu bringen. Das Bild ihrer Fingerspitzen, die über ihre leicht glänzende Haut mit den kaum sichtbaren blonden Härchen glitten, stand vor ihm wie ein Wahlplakat und verlangte äußerste Disziplin, bis es sich wieder verflüchtigte. Tony räusperte sich ausführlich.

»Hast du einen Frosch im Hals?«, kam es neckisch von der anderen Seite. Francine spürte den Nachhall ihres Volltreffers sehr genau. Und wie die Sache lag, musste sich Tony jetzt auch das spöttische Lächeln vorstellen, zu dem sich ihre perfekt geformten Lippen und so weiter und so fort.

»Das mit der Figur glaube ich nicht«, sagte er und taperte genau auf dem Weg, den ihm seine Ex-(?)-Liebste gewiesen hatte.

Er kannte ihre Antwort schon, bevor er sie hörte.

»Du kannst dich ja selbst überzeugen, du ungläubiger Thomas.«

»Kann ich das?« Der Schlenker war zwar überflüssig, aber zum Erhalt seines Selbstbewusstseins notwendig.

Francine gab sich keine Mühe, die Sache unnötig zu komplizieren. Eine Trennung bedeutet noch nicht, dass man alles vergisst, was man über den Menschen gelernt hat, mit dem man seine Jahre verbrachte. Und indem sie genau das tat, was er forderte,

oder vielmehr erhoffte, zeigte sie ihre Überlegenheit - Tony Tanner wusste das sehr wohl. Und Francine ebenso.

»Oh, Tony, du bist immer willkommen. Nein, ich werde mich jetzt nicht völlig offenbaren und die Wendung *heiß ersehnt* nutzen. Aber wenn du kommst, kriegst du garantiert eine Tasse Tee und darfst meinen Busen antatschen, versprochen.«

»Mich juckt es förmlich in den Fingern. Aber - du bist ja jetzt nicht mehr allein.«

»Ja, ich bin jetzt selbst Mama. Und ich finde es wirklich fantastisch. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass ich deswegen aufhöre, eine Frau zu sein. Ich meine, nur Muttertier ist auf die Dauer auch nicht so prickelnd.«

»Klingt überzeugend.«

»Ich könnte dir meine Lebensauffassung sicherlich persönlich besser erläutern als am Telefon.«

Tony scharrte mit den Schuhsohlen auf dem Boden. Am liebsten wäre er sofort losgerannt.

»Das Problem ist«, sagte er dann, und das Bedauern in seiner Stimme war sowohl echt als auch tränenanrühend deutlich, »dass ich heute wieder abreise. Ich hoffe, es dauert nicht so lange. Und dann stehe ich bei dir auf der Matte.«

Francine stieß einen kleinen, völlig ungekünstelten Jubelschrei aus. Der Triumph der Diana, die einen kapitalen Hirsch erlegt hat.

»Darf ich das als Versprechen in mein Tagebuch schreiben?«

»Ich bestehe darauf.«

»Und du meldest dich zwischendurch ... bitte, bitte?«

»Ja, mach ich, aber jetzt muss ich Schluss machen, sonst ist mein Kleingeld futsch.«

»Ist das Tony?« Im Hintergrund hörte Tony Tanner die heranahende Stimme seines Vaters, die dann den Hörer übernahm. »Tony? Bist du gesund, Junge? Hör her, ich sage dir eine Telefonnummer, die angeblich wichtig ist, dein Büro hat sie hier hinterlassen, sag mal, was ist da los, dein Boss hat mir da so ein paar

Andeutungen, also hör zu, du hast doch was zum Schreiben ...«

Tony Tanner notierte die Nummer, murmelte ein paar Erklärungen, richtete Grüße an seine Mutter aus, verabschiedete sich, und schließlich legte er auf.

Tony musste tief durchatmen. Sein Leben begann eine neue Dimension zu bekommen. Die Francine-Dimension. Ein Puls von hundertachtzig kann nicht lügen. Sie hatte ihn verlassen und jetzt kratzte sie wieder an seiner Tür. Tony Tanner war geneigt, sie einzulassen, selbst mit ihrem blöden Balg, an den er sich schon gewöhnen würde, zumal er den mütterlichen Luxuskörpern nicht mit Schwangerschaftsstreifen verunziert hatte. Seine Mutter würde ihn dafür noch mehr lieben als jemals zuvor.

Unschlüssig wedelte Tony Tanner mit dem Zettel, auf dem er die Telefonnummer notiert hatte. Sollte er? Undeutlich warnte ihn ein Instinkt, dass ein Anruf Ärger bedeuten konnte. Er wischte diese Vorahnungen ärgerlich beiseite und wählte die Nummer. Es dauerte lange, bis die Verbindung stand, dann lauschte er dem Freizeichen und sagte sich von Sekunde zu Sekunde, dass er nun auflegen würde und dass damit die Angelegenheit endgültig vom Tisch wäre.

Noch eine Sekunde, noch eine, jetzt aber, noch eine, aber jetzt und ...

»Hallo?«

Zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit entwich die Luft aus Tony Tanners Lunge.

Das war Lucille Chaudieu. Er hatte ihre Existenz ... und alles, was damit zusammenhing ... in den letzten Minuten erfolgreich verdrängt. Nun hatte er wieder dieses Organ im Ohr, tief, samten, eine Stimme wie ein leeres Buch, in das sich ein Mann tausend Psalmen der Verlockung dichten kann. Und mit ihrer Stimme war sie wieder ganz nahe bei ihm, ihre dunklen, forschenden Augen, ihre seltsame, hinreißende Mischung aus offensichtlicher Unabhängigkeit, sogar Widerborstigkeit und dem Versprechen

von grenzenloser Hingabe.

»Tony Tanner hier«, brachte er heraus.

»Tony. Welch ein Glück, dass du mich noch erreicht hast«, gurrte sie. Sie musste an einem Flughafen sein, denn ich Hintergrund vernahm er Lautsprecherdurchsagen und leise das Aufheulen von Flugzeugturbinen. Das war eine andere Welt als ein Garten mit Hunden und Kindern und es war die Welt, in der sich Tony Tanner so lange zu Hause gefühlt hatte. Wenn er noch in der Lage gewesen wäre, es zu fühlen, so hätte er jetzt einen weiteren Stich ins Herz gespürt.

»Ich habe die Nummer eben erst bekommen ...«

»Ja, ich habe ein neues Handy, du weißt, wie das ist mit den Dingen, früher vergaß man Regenschirme ... ich rief dein Büro an, weil ich sonst nicht wusste, wie ich an dich herankommen sollte.«

»An mich herankommen? Nun ja, wie du merkst, hat es funktioniert mit der Übergabe deiner neuen Nummer, auch um ein paar Ecken. Eigentlich sollten wir uns ja treffen, wenn ich richtig informiert bin?«

»Ja doch, ich weiß, ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Aber dann wurde der gesamte Flugplan geändert und außerdem muss ich in den nächsten Tagen zu einem wichtigen Termin ...«
»Sag doch einfach, dass du mich versetzt.« Aus taktischen Gründen hielt es Tony nicht für angemessen, zu erwähnen, dass er seinerseits das Treffen abgesagt hätte.

»Oh, ich spüre, wie dein Herz blutet (sie sagte 'erz, und der fehlende Anhauch gab dem Wort jenen allerletzten Schmelz, der Tony Tanner wie ein Blattschuss traf), aber es blutet auch meines. Wirklich ich hatte mich gefreut. (*Irgendwas kommt jetzt noch*, dachte Tony und zog den Nacken ein. *Sie ist nicht der Typ, der Gefühle äußert, ohne sofort den Stachel zu zeigen*. Und es kam tatsächlich.) Schöne Frauen wirken neben hässlichen Männern eben immer am besten.«

»Das mit dem hässlichen Mann kann hinkommen, aber das an-

dere ...?«, konterte Tony sofort.

Ohne sich zu sehen, hatten sie nach wenigen Sekunden wieder zu sich gefunden, hatten denselben Tonfall, dieselbe Vertrautheit, als wären sie nie getrennt gewesen.

Es ist genau wie bei Francine - dieser Gedanke rammte sich wie ein Schiffsbug in die weiche Flanke von Tonys Hochstimmung und versetzte ihn in Verwirrung.

»Ich liebe die britische Galanterie, sie hat sich seit dem Hundertjährigen Krieg kein bisschen verändert«, und dann lachte Lucille, so wie sie damals gelacht hatte, als sie sich in Bombay auf dem Gartenfest von Matanka zum ersten Mal getroffen hatten.

Ihre Stimme erinnerte Tony plötzlich an ein schweres, orientalisches Parfüm - rauschende Seide, Boudoirs, eine geheimnisvolle Schöne wartend in einem Abteil eines Zuges, der durch die Nacht eilt auf dem Weg zu unbekanntem Zielen, von denen man nur weiß, dass sie köstlich und unerreichbar sind. Francines Stimme dagegen, die er eben noch im Ohr gehabt hatte, war ebenfalls wie ihr Parfüm - hell, mädchenhaft, voller frischem Blumenduft, voller Sommermorgen und duftigem Wind, der geblühte Vorhänge bauscht.

»Scheint so, als wäre das Schicksal gegen uns«, sagte Tony. Es hatte etwas von einer Beschwörung oder einem Gottesurteil. Ein Garten auf dem Lande oder ...?

»Im Gegenteil, mon Cher. Wie kannst du nur so etwas sagen? Schließlich sprechen wir miteinander. Und wenn man miteinander spricht, ist alles möglich.«

»Zum Beispiel, dass einem die Münzen ausgehen.«

»Wenn es nicht mehr ist. Pass auf, ruf mich in der nächsten Woche an. Ich muss jetzt Schluss machen. Mein Flug geht gleich und meine Strumpfhose sitzt nicht richtig, da muss ich nachhelfen. Also, bis dann.«

»Bis dann«, sagte Tony zu dem quäkenden Dauerton. Hätte er besser nicht anrufen sollen? Eben, als er den Anruf bei Francine beendet hatte, war sein Leben einfach und klar gewesen, zum

ersten Mal seit langer Zeit. Jetzt war er wieder in einem Zustand der Verwirrung, aber Tony gestand sich ein, dass es eine durchaus köstliche Verwirrung war, die er durchaus zu genießen imstande war. Sorgfältig steckte er den Zettel mit Lucilles Nummer weg, nicht ohne sie vorher auswendig gelernt zu haben.

»Sie sehen besser als denn je in den letzten Tagen«, sagte Dorkas, als Tony zurück an ihren Tisch trat. »Ich wusste gar nicht, dass Telefonzellen als Jungbrunnen taugen?«

Tony rieb sich lächelnd die Hände.

»Das liegt daran, dass sie niemals Sexnummern anrufen.« Er ertete Heiterkeit, allerdings war er der Einzige, der die feine Doppeldeutigkeit seines Satzes wirklich zu schätzen wusste.

»Und nun ist der Betroffenheit genug«, fuhr Tony fort. »Frisch ans Werk, Dorkas und dem Volke erklärt, welches wundersame Geheimnis sich hinter diesem Metallteil verbirgt.«

Dorkas geriet ein wenig in Verlegenheit. Er wollte sich mit ausgreifender Bewegung den Kopf kratzen, berührte dabei die Schulter einer jungen Frau am Nebentisch und musste erst einmal aufspringen, um sich zu entschuldigen, wobei er mit seinen gut gepolsterten Hüften den Tisch fast zum Umstürzen brachte. Es dauerte eine Weile, bis sich die Situation beruhigt und sich Dorkas' Gesichtsfarbe wieder normalisiert hatte.

»Ja, also«, begann Dorkas zögernd, »es ist offensichtlich, dass dieser Gegenstand aus neuerer Zeit stammt, auch wenn ich mich auf keine Datierung festlegen will. Ebenso offensichtlich ist, dass er nach archaischen Vorlagen gefertigt worden sein muss, sodass wir also ohne Zweifel von Symbolhaltigkeit ausgehen können. Der Gegenstand ist uns nicht ohne wichtigen Grund zugespielt worden!«

Dorkas erlaubte sich eine Pause, die auch ein wenig von der Absicht bestimmt war, seine bedeutungsschwangeren Worte so recht nachklingen zu lassen.

»Nun,« fuhr er fort, »wenn wir also unter diesen Vorausset-

zungen den röhrenartigen Charakter des fraglichen Gegenstandes in Betrachtung nehmen, so fällt sofort die Doppeldeutigkeit der Röhre an sich auf, insofern sie zugleich ein Enthaltendes und ein Entleerendes ist, wobei das Entleerende zugleich eine Funktion des Dritten, nämlich des Aufnehmenden ist, ohne das beide anderen ihre Existenz verlören. Wir können also in dem besagten Röhrenartigen ohne Zweifel ein Symbol des ständigen Wechsels als das universale Prinzip des Universums erkennen, oder, um es noch genauer zu sagen, hier wird uns auf kongeniale Weise Verharren und Veränderung als wechselseitige Bedingungen des Seins vor Augen geführt, wir haben es mithin mit einem Ouroboros-Zeichen abgewandelter Art zu tun, also mit jener Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt und in ihrem Kreis das Universum umfasst. Habe ich mich einigermaßen deutlich ausgedrückt?«

Wenn Schweigen Zustimmung signalisiert, konnte Dorkas seine Frage als bejaht ansehen. Drei gänzlich verständnislose Gesichter am Tisch gaben allerdings eine andere Antwort. Dorkas rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl.

»Vergessen wir über der universalen Bedeutung auch nicht die magisch-esoterische, insofern hier sowohl der Stab, als das Füllende, wie auch der Kelch, als das Empfangende in einem Objekt auf kunstreiche Weise vereint vorzufinden sind und ...»

Dorkas Stimme wurde immer leiser, bis sie verstummte. Der Wissenschaftler sackte ein wenig in sich zusammen, bis er wie eine Schildkröte wirkte, die ihren Kopf in einen nicht vorhandenen Panzer einziehen wollte.

»Hat einer eine andere Idee?«, fragte er schließlich kleinlaut.

»Ich glaube, ich habe solche Teile in der Werkstatt von Pillbury gesehen«, schlug Tony Tanner vor.

»Könnte ein Teil einer Waffe sein. Die Jugoslawen und die Nordkoreaner bauen ihre Geräte mit solchen einfachen, aber robusten Einzelteilen, allerdings sieht mir das verchromt aus ...«, meldete sich Jeremy Steele.

Eine Weile sagte keiner ein Wort.

Dann erklang die Stimme von John Little.

»Das ist ein Teil von einer New Yorker Klosettspülung. Hier, an der Seite, in der Bohrung, da sitzt der Abzugshebel, und dann gehts: Wusch!« Little deutete die Bewegung mit den Händen an und ahmte das Geräusch der Wasserspülung nach.

Dorkas fuhr in die Höhe und schaute ihn entgeistert an.

»Sie sind hoffentlich noch betrunken«, stammelte er.

»Bin ich. Aber trotzdem sehe ich, was ich sehe. Ich hab mal zugeschaut, wie ein Kumpel von mir so einen Druckspüler auseinandergenommen hat. Und darum sage ich Ihnen - dieses Teil da, ist nichts anderes als ein Stück von einer Klopülung aus New York!«

Dorkas starrte stumm vor sich hin, seine Lippen zitterten. Steele beobachtete die Straße, Little senkte schuldbewusst den Kopf, und Tony Tanner betrachtete seine Fingernägel.

»Nun gut«, murmelte Dorkas nach einer Weile, »abschließend sei mir die Frage erlaubt, welchen Sinn diese Gabe dann hatte. Wenn es darum ging, mich als Trottel bloßzustellen, war der Erfolg wohl ausreichend. Aber das hätte man auch einfacher haben können.«

Wortlos schüttelte Tony Tanner den Kopf. Auch er verstand nicht, warum ihm Stalka einen solchen Gegenstand hatte zukommen lassen. Das Metallteil hatte an sich keinen Wert. Sollte Stalka sich getäuscht haben, dachte er, dass dieser Gegenstand für Tony Bedeutung haben könnte? Nein, nach kurzer Überlegung war sich Tony sicher, dass diese Möglichkeit nicht in Betracht kam. Stalka wusste sehr wohl zwischen brauchbar und unbrauchbar für die Leute in der Oberwelt zu unterscheiden. Er hatte in vielem vielleicht eine andere Art zu denken, aber er war nicht dämlich und hatte eine andere Art zu denken? ...

Tony fuhr in die Höhe.

»Ich hab's«, rief er. »Dieses Teil ist völlig unwichtig. Es geht um die Verpackung!«

Dorkas zog ein verständnisloses Gesicht. Tony fuhr fort: »Stalka - der Herr hat sich Ihnen noch nicht vorgestellt, aber ich kenne ihn ganz gut, man kann uns sogar als gute Kumpel bezeichnen - hat eine andere Art zu denken. Verstehen Sie, für Stalka ist die Verpackung das Wesentliche, nicht der Inhalt.«

»Also hat Herr Stalka Ihnen oder uns die Papiere geschickt, in die dieser Schrott hier eingeschlagen war? Sehr schön.« Dorkas war sofort wieder munter. Dann wurde er blass.

»Verflixt, ich habe das Papier fortgeworfen. Wir müssen es suchen.«

Dann der Geschwindigkeit, die Dorkas seinem rundlichen Körper in manchen Situationen abtrotzen konnte, war der Wissenschaftler vom Stuhl hoch und stampfte die Straße entlang. Tony war hinter ihm und kam nicht umhin festzustellen, dass Dorkas weiße Socken trug.

Zwischen dem Straßencafé und dem geparkten Bentley standen ein Dutzend Laternen, und an jeder zweiten Laterne hatte die um Sauberkeit besorgte Kommune formschöne und voluminöse Abfalleimer anbringen lassen. Um den ästhetischen Sinn des Bürgers nicht zu strapazieren, hatten die besorgten Stadtväter und -mütter dafür gesorgt, dass man von außen den Inhalt der Behälter nicht erkennen konnte.

»Wissen Sie denn, in welchen dieser Pötte Sie die Verpackung geworfen haben?«, fragte Tony, von bösen Vorahnungen geplagt.

»Ich habe keinen blassen Schimmer. Ich habe die Verpackung ziemlich zerfetzt und ... ich fürchte, ich habe das Papier auf mehrere dieser Abfallkörbe verteilt. Fangen Sie hinten bei dem Auto an, ich arbeite mich von hier aus in Ihre Richtung, Herr Tanner«, befahl Dorkas.

Tony verharrte eine Sekunde, um vielleicht einen Anflug von Schuldbewusstsein bei dem Wissenschaftler zu bemerken. Dann wurde ihm klar, dass Dorkas dazu überhaupt keinen Anlass hatte. Er wurde aber auch keineswegs von den eben als überflüssig

erkannten Empfindungen geplagt und wühlte vielmehr eifrig im ersten Müllkorb.

Tony ging an ihm vorbei und erreichte viel zu schnell den Bentley. Man konnte die Straße nicht unbedingt als überlaufen bezeichnen, aber der Ausdruck *belebt* beschrieb den Zustand vollkommen zutreffend. Das machte Tony die Sache keineswegs einfacher. Er kämpfte mit sich, haderte ein wenig mit dem Schicksal, dann verkniffen sich seine Lippen und er griff in den Korb.

Unter seinen tastenden Fingern rappelten leere Dosen, das, was er jetzt in der Hand hatte, war eine Serviette mit Resten von Senf und Ketchup ...

Als Tony seine Hand aus dem Korb zog, klebten Zigarettensummel an den Fingern. Um Haltung bemüht, stelzte er zwei Laternen weiter. Seine Augen waren starr geradeaus gerichtet, seine inneren Scheuklappen verhinderten, dass er die Mischung aus Verwunderung, Verachtung und blankem Entsetzen registrierte, mit dem die Passanten seine Aktion quittierten.

Dorkas hatte seinerseits auch schon den zweiten Korb in Arbeit und steckte tatsächlich den Kopf in den Behälter, was so aussah, als müsste er sich übergeben und seiner Aktion damit sogar noch den sozial erträglichen Anstrich verlieh.

Eine Flasche, ein Pappdeckel mit Resten von Pommes Frites, eine Zigarettenschachtel ... Endlich knisterte Packpapier unter Tonys Fingern. Er zog seine Beute heraus und betrachtete sie.

Das war tatsächlich die Verpackung. Enttäuscht stellte Tony fest, dass er nur einen Teil in den Händen hielt. So blieb ihm nur, auch den nächsten Korb zu untersuchen.

»Junger Mann, wenn Sie etwas Anständiges gelernt hätten, dann brauchten Sie jetzt nicht diese ekelhafte Arbeit zu tun«, fuhr ihn eine alte Dame mit Blümchenhut an. Ihre Begleiterin nickte zustimmend.

Tony Tanner bemerkte in seinem Gesicht das Prickeln von be-

sonders intensiver Durchblutung. Steif ging er weiter und begann im Abfall zu wühlen. Auch hier brachte er eine Handvoll Papier zum Vorschein. Dorkas war inzwischen auch weitergekommen, sodass sie die Körbe durchsucht hatten.

Hoch erhobenen Hauptes kehrten sie zu ihrem Tisch zurück, bestellten noch einmal Tee und verzogen sich zwecks Säuberung in die Toilette.

Im Grunde war es eine überflüssige Mühe, sich die Hände zu waschen, denn das Papier, das sie nun untersuchten, war mit Faulschlamm vollgesaugt. Mit leisem Knacken bröckelte der trockene Schlamm in kleinen Placken ab, aber getrocknet war er nur an der Oberfläche und die meisten Teile des Papiers waren nichts als eine Art von stinkender, schmutziger PappmachÉ.

Verbissen zog Dorkas Blatt um Blatt aus dem Klumpen.

»Hier«, seufzte er dann erleichtert, »ich glaube, ich habe etwas.«

Er nahm das Papier, das offensichtlich als einer Zeitschrift gerissen worden war, las es schweigend durch und nickte dann.

»Hören Sie«, sagte er, »es handelt sich um ein Ritual, ohne Zweifel, ich tippe auf die Schule von Aleister Crowley.«

Dann begann Dorkas vorzulesen. »Er griff ihr unter die Schenkel und warf sie auf den Tisch. Sie lehnte sich zurück und legte ihre Beine auf seine Schultern. Sie schlug ihre FüÙe in seinem Nacken zusammen. Er griff ihr an die Backen. Seine kräftigen Hände kneteten ihr weiches Fleisch. Hmm ...«

Dorkas schaute etwas besorgt in die Runde.

»Soll ich weiterlesen?«, erkundigte er sich vorsichtig.

»Wenn es ein wichtiges Ritual ist«, antwortete Tony Tanner mit toderntem Gesicht. Auch er schälte Schicht um Schicht von Papier auseinander.

»Nun ... kneteten ihr weiches ... *Oh, du mein Lustgemahl*, schrie sie, und er zückte die Lanze und ...«

Stumm las Dorkas weiter, seine Lippen formten lautlos die Worte nach, seine Brauen zogen sich zusammen.

»Das könnte es sein«, rief Tony Tanner plötzlich. Er hielt ein Blatt in der Hand, das kleiner und weißer war als der gesamte Rest des Papiers. Es konnte aus einer Kladde gerissen worden sein. Einige Worte waren darauf geschrieben, aber Feuchtigkeit hatte die Tinte verwischt, sodass nur noch Fragmente erkennbar waren.

Gierig griff Dorkas nach dem Blatt und beugte sich darüber.

»Eine Adresse«, stellte er dann fest.

»Das habe ich auch schon gesehen«, gab Tony zurück. »Irgend-eine L...field Road 318. Und oben steht was von For no ile. Was das nun wieder bedeuten soll?«

»For no, for no«, grübelte Dorkas. »Aber für wen oder was nicht. Ob ile das französische Insel bedeuten soll? Für keine Insel? Das gäbe einen Sinn.«

»Tatsächlich? Welchen denn?«, mischte sich Steele ein.

Dorkas ignorierte seinen Einwurf. Er war völlig in seinem Element.

»Es könnte auch Porno heißen. Also die Abwandlung des altgriechischen Pornä, was Hure bedeutet, womit wir bei Huren-Insel wären, was wiederum eine moralische Kritik am Zustand des Vereinigten Königreiches beinhaltet, der ich durchaus anschließen könnte.«

»Das ist ja alles gut und schön«, warf Tony Tanner ein. »Aber es ist erkennbar, dass es sich hier um zwei Wörter handelt, bei denen ein Teil der Buchstaben verwaschen ist. Also macht es keinen Sinn, die Wortreste so zu behandeln, als hätten sie einen eigenen Bedeutungsinhalt.«

Die Zerknirschung war Dorkas deutlich anzumerken. Er rutschte einmal mehr auf seinem Stuhl und befangerte sein Paket, das er bei seinem Müllsammelausflug kurzzeitig an Little abgegeben hatte.

»Schon gut«, gab er zu. »Ich habe Unfug geredet.«

Damit legte er den Zettel auf den Tisch und leerte seine Teetasse. Der Geschmack behagte ihm keineswegs und er ließ die Tasse

mit lautem Klirren auf den Unterteller fallen.

»Schluss mit allem Enthusiasmus«, sagte Dorkas entschieden. »Ab jetzt gelten die Gesetze der strengen Logik. Oder vielmehr die strengen Gesetze der Logik. Also: Hinter *For* können noch maximal drei Buchstaben kommen, wenn man den bisherigen Abstand zum Maßstand nimmt. Zwischen *No* und *ile* kann nur ein Buchstabe fehlen. Es sollte ein Konsonant sein.

Während Dorkas halblaut die Varianten durchspielte, betrachtete Tony die Fassade des gegenüberliegenden Hauses. Es hatte einen etwas protzigen, altertümlichen Stil, der Tony an die Paläste Roms erinnerte.

»Nobile«, rief Tony Tanner. »Das Wort heißt Nobile, wie Nobile, der Polarflieger.«

»Nobile, sehr schön«, freute sich Dorkas, um dann sofort nachzufragen: »Wie sind Sie darauf gekommen, Herr Tanner?«

»Ich habe nur das Haus gegenüber angeschaut. Und dann fielen mir die römischen Paläste ein, und dann dachte ich daran, dass diese Paläste ein Zwischengeschoss haben, welches sich *Piano nobile* nennt.« Steele blickte Tony an. Seine Augen wurden schmaler. Der junge Mann war offenbar nicht zu unterschätzen. Er dachte mit, er war kreativ, er war mutig. Steele war geneigt gewesen, seinen Hass auf Tony Tanner zu unterdrücken, wenigstens vorläufig. Wenn er ihn aber jetzt so reden hörte, empfand er ihn als neue Bedrohung. Mit wem hatte dieser Bursche eigentlich eben so lange telefoniert, nur um anschließend gut gelaunt aus der Telefonzelle herauszuspazieren und von Weibertelefonaten zu schwätzen?

»Ich bin beeindruckt«, bekannte Dorkas. »Also Nobile. Aber der Polarflieger ist nicht gemeint, der hieß meines Wissens Umberto mit Vornamen. Also ist nobile hier ein Adjektiv. For... nobile ...«

In Dorkas' Gesicht ging eine Veränderung vor. Seine Brauen wanderten nach oben, wo sie vergeblich Kontakt mit dem Haaransatz suchten, seine Auge weiteten sich, sein Kiefer verlor alle

Spannung, sodass der Mund offenstand.

Tony und die anderen betrachteten dieses Mienenspiel mit Verwunderung und fragten sich, ob sich hier Begeisterung oder Entsetzen spiegelten.

»Ich weiß jetzt, was es heißt«, flüsterte Dorkas kaum hörbar. »Es heißt *Forza nobile*.« Er richtete den Blick zum Himmel, strich über die Tischplatte und wiederholte verschwörerisch: »*Forza nobile*.«

»Das ist doch diese Berlusconi-Partei«, sagte Little.

Steele schüttelte den Kopf. »Was Sie meinen ist die *Forza Italia*, die die Leute im Norden *Forza Merda* nennen ...«

»Lassen Sie uns an Ihrer Begeisterung teilhaben«, ließ sich Tony hören.

Dorkas geriet in Verlegenheit. »Das ist nicht so einfach«, erklärte er. »Im Grunde hat nämlich noch nie jemand etwas von der *Forza nobile* gehört, was heißt, dass es sich um eine Geheimgesellschaft handelt.«

»Das sollte Grund genug sein, sich zu freuen, wenn man's doch tut«, kommentierte Tony sarkastisch. Seine Stimmung war in diesem Moment auch dadurch etwas getrübt, weil sich die Schmerzen in seinem Arm, die er bislang erfolgreich verdrängt hatte, wieder zurückmeldeten.

Dorkas wedelte mit den Händen.

»Verstehen Sie mich doch bitte nicht so falsch, Herr Tanner! Natürlich kenne ich den Namen. Ich habe ihn im ganzen Leben sogar schon zwei Mal gehört.«

Sein rechter Daumen zeigte in die Höhe.

»Erste mir bekannte Erwähnung«, erklärte Dorkas voller Eifer, der sich auch durch das mangelnde Begeisterungs-Echo seiner Zuhörerschaft nicht minderte, »1572 Nicolo Dendati in Florenz, der in seinen *Mirabilia* den Kardinal Anacio als Führer einer *Forza Nobile* nennt.«

Dorkas gönnte den drei anderen eine kurze Unterbrechung.

Keiner nutzte die Chance für Beifallskundgebungen. Allerdings richteten sich inzwischen verstohlene Blicke von den Nebentischen auf den dicklichen Mann, der sich so ungemein echauffierte, dass man - je nach Wunsch - eine lautstarke Auseinandersetzung mit seinen Begleitern befürchten oder erhoffen musste oder durfte.

»Zweitens«, Dorkas bog in geradezu akrobatischer Geschicklichkeit seinen Zeigefinger, sodass dieser fast parallel zum Daumen stand und den folgenden Worten eine erschütternde Autorität zu vermitteln wusste, »zweitens sind zu erwähnen die letzten Worte von Paul Nicholls, dem Sekretär des Erzbischofs Lefebvre, den wir ja alle als Rebellen gegen den Papst kennen - ja, liebe Leute, es gab eine Zeit, da verschreckte Johannes Paul seine Leute durch Reformen - wo war ich? Nicholls, ein Ire, starb mit den Worten *Forza Nobile* auf den Lippen, was bemerkenswert ist, ebenso wie die Tatsache, dass Herr Nicholls alle Anzeichen einer Ricinvergiftung zeigte.«

»Was mich zu der Frage führt, ob Ihre Forza nun zu den guten oder zu den bösen Jungs gehört?«, fragte Steele. Dorkas blickte ihn dankbar an. Schließlich war hier das erste Anzeichen von Interesse für ein Thema zu bemerken, das ihm selbst auf der Seele brannte. Dann allerdings legte er seine Stirn in Falten und bekam einen verkniffenen Ausdruck.

»Das Problem ist, dass es keiner so genau weiß. Was die Forza Nobile angeht, so würde sie vermutlich die Frage als falsch gestellt ansehen. Die Forza steht nach eigener Einschätzung über den Fragen der Moral, wobei es natürlich schwierig ist, eine Gruppe zu beurteilen, die kaum bekannt ist.«

»Eine richtig geheime Geheimgesellschaft?«, warf Tony Tanner spöttisch ein. »Schwer zu glauben. So ein bisschen Propaganda muss doch sein, sonst werden die anderen Leute doch nicht neugierig und es macht gar keinen Spaß, Mitglied in einer Geheimgesellschaft zu sein.«

»Ihr Sarkasmus ist keineswegs hilfreich«, gab Dorkas streng

zurück. »Sie wissen doch selbst, dass es ausreichend Beispiele für das gibt, was Sie geheime Geheimgesellschaften nennen. Die allerjüngste Vergangenheit hat selbst einem Menschen wie Ihnen wohl die Effizienz solcher Gruppierungen vor Augen geführt. Nein, die Forza Nobile zeigt keine Anzeichen von Ruhmsucht oder Eitelkeit. Keine Außenstehender kennt ihre Mitglieder, keine Außenstehender kennt ihre Ziele, aber man kann davon ausgehen, dass diese Leute ständig und dieses seit Jahrhunderten - beobachten, registrieren, kommentieren, abwägen, beurteilen.«

»Und zu welchem Zweck? Oder haben wir es mit einer besonderen Art des Voyeurismus zu tun«, schaltete sich Steele wieder ein.

»Sie haben vielleicht Pläne, aber erwarten Sie nicht, dass ich hier mehr tun kann, als zu spekulieren. Aber dank diesem Zettel werde ich es herausfinden.«

»Darf ich fragen, wie Sie das meinen«, fragte Steele. Der Satz, so wie er ihn aussprach, hatte etwas Lauerndes und zugleich schon Warnendes, wie das leise Knacken im Gebüsch, hinter dem sich ein Raubtier verbirgt.

Wenn Dorkas diese unterschwellige Warnung auch bemerkte, so ignorierte er sie dennoch tapfer.

»Ganz einfach, ich gedenke, mich zu dieser Adresse zu begeben«, gab er bekannt.

»Sie machen Scherze«, konstatierte Steele.

Dorkas wandte sich an Tony Tanner.

»Habe ich jemals den Verdacht erweckt, von Humor infiziert zu sein?«, fragte er.

»Nicht wirklich«, antwortete Tony verblüfft und ohne innere Überzeugung.

»Na also«, fuhr Dorkas energisch fort, »dann darf ich also jetzt annehmen, dass die Herren meine Absicht als solche akzeptieren - ich fahre jetzt zu dieser Adresse!«

»So ein Unfug«, protestierte Tony Tanner, der seine Verblüfung überwunden hatte, »diese Adresse ist nicht einmal vollständ-

dig!«

»Auch wenn das leider nicht völlig von der Hand zu weisen ist, ist sie immerhin vollständig genug, um die mögliche Auswahl auf drei oder vier Straßen zu begrenzen. Und drei Fehlversuche ist mir die Sache wert.«

Hören Sie«, sagte Tony Tanner in beschwörendem Ton, »dieser ganze Plan ist Unfug. Alles, was Sie im allerbesten Fall erreichen können, ist das: Sie stehen vor einem Gebäude und glauben, diese Hütte hat etwas mit der ominösen Forza Dingens zu tun. Was nutzt Ihnen das? Das ist doch Kinderei. Wenn sich diese Gestalten seit ein paar Hundert Jahren hinter den Gardinen versteckt haben, werden sie aus der Deckung kommen, bloß weil Sie mit einem Zettel wedeln. Und überhaupt Zettel _ wer sagt denn, dass hier nicht wieder irgendein Trick von irgendwem dahintersteckt, eine Falle? Wäre ja wohl nicht das erste Mal, dass uns so etwas passiert.«

»Es war doch Ihr Gewährsmann, der uns dieses Dokument zugespielt hat, Herr Tanner. Also sollten Sie doch selbst einschätzen können, ob er auf unserer oder auf der anderen Seite steht!«

»Natürlich steht er auf unserer Seite«, konterte Tony, inzwischen schon mit weniger Dezenz, »aber das bedeutet ja nicht, dass er alles, was er uns zuspießt, richtig einzuschätzen weiß und ... ähhh ..., nun ja, und da kommen Sie nun und reden von »unserer Seite«, bitte verzeihen Sie, meine Herren, aber wer von uns weiß denn wirklich, was »unsere Seite« denn so ist, wenn ich das einmal so sagen darf, und wir treiben auf etwas zu und wissen nicht auf was, und auf der Flucht hilft ein Unbekannter, der kein Unbekannter ist, ist es nicht so ... oder sind wir alle Unbekannte, und niemand fragt sich, was wir eigentlich hier ..., also, was wir, und warum ...« Tony kam ins Stottern und beendete seinen Satz nicht. Er kniff verbissen die Lippen zusammen. Natürlich hatte Dorkas ihn mit seiner Unterstellung auf dem falschen Fuß erwischt.

Dieser Trick war schlichtweg unfair und machte Tony wütend, noch wütender machte ihn, dass er Dorkas nicht mit einem einzigen, souveränen Satz, gesprochen, um in die Geschichtsbücher einzugehen, vernichtet hatte. Aber ein Blick auf Dorkas zeigte ihm, dass keinerlei Triumph auf dem runden Gesicht des Wissenschaftlers lag. Was auf der Stirn glänzte, war Schweiß, und Dorkas hatte Tonys misslungene Widerlegung gar nicht beachtet. Little schien ebenfalls geistesabwesend gewesen zu sein, und Steele war hinter seinen Augenschlitzen verschwunden und dachte sich vielleicht seinen Teil, sagte aber nichts dazu.

Diese blöde Forza Nobile scheint diesem Dorkas am Herzen zu liegen, dachte Tony. Dennoch brachte ihn das nicht von der Überzeugung ab, dass Dorkas' Plan ein Beispiel für Extrem-Schwachsinn darstellte. Er war entschlossen, sich diesem Unfug entgegen zu stellen. Eine Zeit lang war es nun still, als wolle jeder den kleinen Ausbruch Tony Tanners verdauen.

Da bekam Dorkas Beistand von unerwarteter Seite. Steele hatte den Wissenschaftler ruhig und abschätzend betrachtet. Ebenso wie Tony hatte er die hektischen roten Flecken bemerkt, die sich bei Dorkas auf den zitternden Wangen, der Stirn und dem Hals bildeten. Dieser Mann, davon war Steele sofort überzeugt, würde sich nur durch Gewalt von seinem Vorhaben abhalten lassen. Im Prinzip hatte Steele damit keinerlei Probleme. Ein Handkantenschlag von wohldosierter Stärke würde diese rundliche Nervensäge für eine ziemlich genau vorbestimmbare Zeit zwischen einigen Minuten und einer Stunde ruhigstellen. Aber die Aufregung von Dorkas beeindruckte Steele andererseits und erweckte in ihm den Verdacht, dass an der Sache ernsthaft etwas dran sein könnte. Und wenn es so war, dann war die Forza nobile vielleicht auch für ihn, Steele und für seine Suche von Wichtigkeit.

Die Chancen waren gering, aber sie waren vorhanden.

Steele blickte auf die Uhr und wandte sich dann an Tony.

»23 Uhr 30 war der Zeitpunkt?«

»Nach wie vor und immer noch unverändert«, gab Tony Tanner bissig und entnervt zurück. War er nach dem Telefonat mit Francine in Hochstimmung, so spürte er seine Laune jetzt mit schrillum Pfeifen den freien Fall aufnehmen. Ade, du wundervoll banaler Alltag mit Weib und Kind und Rosengarten, jetzt ist wieder Zeit für Mistheldentum und Sch ... abenteuer.

»Dann haben wir noch einige Stunden Zeit«, stellte Steele trocken fest, ohne sich um den gereizten Ton Tonys zu kümmern. »Wir müssen uns sowieso wieder in Bewegung setzten, sonst werden wir unter Umständen noch geortet. Also können wir genauso gut diese Adresse aufsuchen.«

»Stimmt, wir müssen schnell fort!!«

Dieser erregt hervorgestoßene Satz stammte von Little. Aller Augen richteten sich erstaunt auf den Amerikaner, der bisher stumm zugehört hatte und nicht den Eindruck erweckte, als wollte er sich in die Diskussion einschalten.

Little's Schläfenadern schwollen, er presste die Fingerspitzen auf die Tischplatte und runzelte angestrengt die Brauen. Er schien fortzugleiten, sich von seiner Umgebung zu entfernen und nur seinen Körper wie eine unbrauchbar gewordene, trockene Hülle zurücklassen zu wollen. Der Umschwung von seinem Ausruf zu der jetzigen Verkrampfung war zu plötzlich, zu schnell und zu unverständlich, als dass die anderen sie wirklich registrieren konnten.

Little's Pupillen glitten nach oben, verschwanden unter seinen Lidern und ließen den erschreckenden Anblick weiß glotzender, blickloser Augen zurück, jenen Signalen für Bewusstlosigkeit, Ekstase oder kompletten Wahnsinn.

»Mein Gott«, Dorkas fasste sich an den Kragen, als würde er keine Luft mehr bekommen. »Wir müssen ihm helfen.«

»Ruhig bleiben«, zischte Tony Tanner, »Haltung! Wir können kein Aufsehen gebrauchen.«

Little wirkte so, als würde er jeden Moment vom Stuhl kippen. Er selbst hatte jede Empfindung für seinen Körper verloren. Sein

Bewusstsein war wie auf einer schrägen Ebene abgeglitten und Little konnte nichts mehr tun, als sich hilflos dieser Schwerkraft auszuliefern.

Eben noch hatte er etwas bemerkt.

Etwas - undefinierbare Bilder, Wortstücke, Assoziationsketten, die plötzlich abbrachen und wie eine Endlos-Schleife neu ansetzen - das sich in seine Gedanken einschlich wie ein Fremdling, wie ein Melodiefetzen, der sich in das Denken hakt und sich nur durch Konzentration vertreiben lässt oder sich vielmehr hinter der Konzentration verbirgt, um sich bei deren Nachlassen sofort wieder lästig und aufdringlich in den Vordergrund zu drängen.

Dann stürzte er nach innen, hinein in sich selbst, seine Nerven rissen wie Versorgungsleitungen einer startenden Raketen, seine Haut blieb leer zurück, flatternd wie die Hülle eines explodierenden Zeppelins, während das *Ich, der ich Jake Little bin* weiter stürzte, implodierte, mit irrsinniger Geschwindigkeit abwärts raste, hinein in den Kern, hinab in das schwarze, alles verschlingende Loch seines inneren Universums, weiter und weiter, vorbei an dem Trommelwirbel seines eigenen Herzschlages, am Dröhnen seiner Venen und Arterien und hinein in eine zeitlose und raumlose Schwärze, von der das *Ich, der ich glaubte Jake Little zu sein* sofort erkannte, das es die Hölle war, die ganz eigene, ganz persönliche Hölle des *Ich, der ich einst Jake Little*, die Sickergrube des Ich, der Bodensatz, der schwarze, stinkende, klebrige Grundschlamm seines Daseins, das Musterbuch seiner Verstrickungen, Beschränkungen und Niederlagen, das Archiv seiner Gemeinheiten, Schwächen und Lügen, das Gerippe seines Ichs, über das der *Ich, der ich nicht mehr Jake Little bin* das weiche, bergende Fleisch von Erziehung, Gerissenheit und Erfahrung gezogen hatte.

Der Stürzende jagte noch immer in eine endlose Tiefe, wurde erstickt von dem Wissen um den unendlichen Fall, Aeonen über

Aeonen des Mitgerissen-Werdens durch die mitleidlose Kälte des Universums, zugleich erdrückt, zusammengepresst durch die herandrängenden Gestalten verdrängter Erinnerungen, jede mit dem Gesicht einer Niederlage, einer Angst, eines Albtraums, den das Er, *der den Namen Jake Little trug* mit bebender Anstrengung ausgeschlossen hatte, gebannt, ausgeschlossen wie die böse Märchenfee. Der Reisende dreht sich um sich selbst, stürzend und zugleich wie in Beton gegossen von den herandrängenden, schweigenden Gestalten, deren stumpfe Gesichter von blass leuchtenden Augen erhellt wurden. Der Reisende konnte ihnen nicht entgehen, er war ihnen ausgeliefert, er war es schon immer gewesen, er war ihr Werk, seine Flucht vor ihnen war nichts als der Wegplan, den sie ihm gegeben hatten.

Ein Muster wurde sichtbar, ein Geflecht, ein geordnetes Dickicht, ein Knotengebilde, zugleich immateriell und stofflich, gleichzeitig aus Gedanken geflochten und aus Nervensträngen geknotet, in denen Neuronenblitze - wie das blau-grünliche Funkeln der Stromabnehmer bei der nächtlichen Einfahrt eines Zuges durch das Gleisgewirr eines Bahnhofes ... mehr und mehr verstörende Passagiere heranschafften, schwarze Masse, aus deren Kleidern der dumpfe Mief von Trägheit und endloser Niederlage aufstieg, von tagtagtagtagtäglichem todmüdem Aufbruch zum seufzenden Scheitern, Massen, die den Reisenden umdrängten und bedrängten, ihn wie demütige Bettler umringten und ihn erstickten wie ansteigende Meeresfluten, deren Weichheit sich zu kristallener Härte zusammenballten, die ihn umgaben wie eine Schale in einer Schale in einer Schale in einer Schale, und nun erkannte der Reisende in den Gesichtern den Widerschein vergeblich abgelebter Tage, die Zahlen auf ihren müden Stirnen waren zugleich Daten von Tag, Monat und Jahr und Gefangenenummern, und leise vernahm der Reisende nun das Murren, mit dem sie ihre Verbannung beklagten und dem Reisenden Schuld zuwiesen.

Der Reisende erkannte manche der Tage, sah im flackernden Licht des Neuronengewitters das Gesicht seiner Mutter, unerreichbar, weit über ihm, durch ihre Brüste aus seiner Perspektive fast verdeckt, seine beide ausgestreckten Arme, bittend und fordernd, die seine Mutter ignorierte. Er sah seinen Vater, er spürte die Mischung aus Ekel, Lust und Erstaunen, als ihm ein Mädchen, dessen Namen der Reisende nicht mehr kannte, ihm beim ersten Kuss ihre schleimige weiche Zunge durch die Lippen in den Mund drückte, und er sah einen Mann, der hier nicht hingehörte.

Der Mann, vielmehr der Zwerg, starrte ihn an, seine Züge verzerrten sich vor Wut, weil er nicht damit gerechnet hatte, hier ertappt zu werden, hier, wo er sich sicher gefühlt hatte, hier, wo er geglaubt hatte, der Herr zu sein, hier im schmutzigen Hinterhof, in der ganz privaten Hölle des Reisenden, wo es keine Gnade und keine Hoffnung und keine Erlösung gab, sondern nur verbrauchte Tage, die wie Ascheflocken umherwirbelten.

Der Reisende fühlte den Blick des Zwergs, er spürte das Starren der beiden wütenden Augen wie Nadelstiche, wie Bisse, wie Feuer, das auf seiner Haut klebte.

Obwohl er den Zwerg sah, erstickten ihn. Die näher drängenden Gestalten, glitten über ihn wie eine höfliche Lawine, erwürgten ihn wie ein kultivierter Mörder.

Der Reisende blickte um sich, hoffnungslos, matt, schicksalsergeben, resignierend.

Im Flackern der Blitze sah er die Masse der Gesichter, deren Blicke ihn krakengleich fesselten, und erkannte, dass es keine Ausweg gab. Der Reisende erkannte, dass er selbst das erschuf, was ihn bannte und tötete und dass der Bann ihn zwang, einen neuen Bann zu schaffen, der ihn zwang einen neuen Bann zu schaffen, der ihn zwang ... eine Schleife, erstickend eng und endlos und allmächtig.

Im Flackern der Blitze sah er, schmeckte er, hörte er einen Ton,

dann noch einen, dann hörte er eine Melodie, diesmal eine neue: Jauchzet, frohlocket ...

Der Reisende zitterte, kämpfte, wühlte und während die bettelnden Gestalten um ihn zauderten, zögerten und den Druck lösten, erkannte der Reisende, dass er die ersten Takte von Bachs Weihnachts-Oratorium vernommen hatte, und während ihm dieses klar wurde, trat ihm der Tag deutlicher in die Erinnerung, der lange verwehte Tag vor Weihnachten mit seinen Eltern und dem erschütternden, umwälzenden Erlebnis dieser Musik, deren Wucht und Wahrheit sich durch die jammervolle Provinzialität eines Laienchores hindurchgebrannt hatten, und nun, als die Masse zurückwich, erkannte der Reisende auch die Gestalt dieses Tages, die hinten gestanden hatte, abwartend, ob er sie rufen würde.

Der Reisende rief sie und sie glitt näher, verdeckte den tobenden Zwerg, zeigte ihr mildes, altes, faltiges, skeptisches Gesicht und brachte die Erinnerung an Begeisterung und Hoffnung und jugendliche Visionen, an Tage, in denen der Reisende versucht hatte, all dem eine Form und einen Namen zu geben, an Blätter, die er mit Zeichnungen, Sätzen, Skizzen gefüllt hatte, an Momente, in denen der Reisende den *Ich, Jake Little, der es schaffen wird* erschuf, noch ohne dies überhaupt schon ahnen zu können, während im Hintergrund eine Musik dröhnte, die zu einem gewaltigen Rauschen geworden war, zur Melodie des kosmischen Wachstums, in der sich das All entfaltete, endlos und immer wieder und gierig und köstlich wie eine Frühlingsblüte, zur Tanzweise, die die Schritte des Schöpfers begleitete, des göttlichen, ekstatischen Tänzers auf dem Parkett des Nichts, dessen blumenduftende Fußsohlen gleißende, funkelnde Sonnen aus der allesfressenden, todesschwarzen Angst schlugen, dessen weiße Hacken in selbstvergessenem Taumel Welten erschufen aus der Starre, Lieder aus der Stille, Worte aus dem Schweigen.

Milde lächelnd reichte die Gestalt neben ihm dem Reisenden einen Zettel. Ein erschrockenes Heulen stieg auf von der Masse der Umstehenden und sie wichen weiter zurück.

»Halleluja«, las der Reisende von dem Zettel, auf dem er die unsicheren Schriftzüge des *Ich werde Jake Little sein, der alles beiseite räumt*, erkannte »lobet den Herrn in seiner Güte, jauchzet, frohlocket, und ihr verpisst euch endlich, ihr dämlichen Wichser und Schwanzlutscher, sonst trete ich euch in euren widerlichen Arsch, dass euch die klägliche Scheiße aus den Ohren spritzt und ihr auf eurem stinkigen Dödel in den letzten Sonnenuntergang von herausgekotzter Pizza reitet, versucht es nicht zu verstehen, aber haltet euch dran, dieses ist ein mystischer Text, Buddha rutscht auf einer Bananenschale aus und fällt aufs Nirwana, selten so gelacht sagt der Rebbe, aber das Lachen, das gelacht werden kann, ist nicht das lächerliche Lachen sagt der olle Lao und kriegt sich nicht ein vor lauter Lachen, Ende der Durchsage, Halleluja und Yippiheijäh.«

Daraufhin schlugen sich der Reisende und die Gestalt neben ihm vor Lachen auf die Schenkel, und vor ihnen lag ein freies Feld, sauber und offen und bereit und der Reisende explodierte und wuchs wie das Universum und in der Helligkeit erkannte Little Dorkas, der ihn anschaute und Tony Tanner, der ihn davor abgehalten hatte, vom Stuhl zu fallen.

Little lächelte.

»Jauchzet, frohlocket«, sagte Little, »anscheinend hat mir einer LSD in den Tomatensaft getan oder ich bin wirklich ein Mystiker.«

»Ich hatte eher auf Epileptiker getippt«, bekannte Dorkas und riss an seinem Kragen.

Little trommelte einen schnellen Rhythmus auf die Tischplatte.

»Verschwinden wir, « verlangte er. Und zu Steele gewandt fügte er hinzu: »Es ist ein Zwerg. Er hat mich wieder gefunden. Aber Bach hat mir den entscheidenden Tipp gegeben.«

»Welcher Bach?«

»Johann Sebastian war es, glaube ich«, antwortete Little auf die entgeisterte Frage von Dorkas.

Sie brachen auf, nachdem Steele dem Kellner einige Geldscheine in die Hand gedrückt hatte. Dorkas beeilte sich keuchend, zu dem voranstürmenden Little aufzuschließen.

»Was hat Ihnen Bach gesagt?«, japste er.

»Bach? Gar nichts. Aber der Tag hat mir einen Zettel gegeben. Ziemlich mystisch und sehr vulgär. Ich glaube, es war so etwas wie die Alchemie des Kosmos, per asperam ad astra.«

»Blei wird zu Gold?«, erkundigte sich Dorkas interessiert.

»Um ehrlich zu sein, es war eher Scheiße, die zu Erkenntnis wird, und es war irgendwie mystisch, aber es lief darauf hinaus, dass das Muster des nächsten Tages frei gewählt werden kann und das Shiva tanzt, wie er will oder so.«

»Ich fürchte, ich kann Ihnen in dieser kalifornischen Mystik nicht völlig folgen«, seufzte Dorkas. Dann aber verschwanden seine Stirnfalten. »Jedenfalls scheint es Ihnen jetzt wieder gut zu gehen, Herr Little.«

»Yo Mann, so ist es«, antwortete Little, »und ab jetzt können Sie Jake zu mir sagen.«

Steele schloss den Bentley auf.

»Ich erinnere mich daran, einen Zwerg auf dem Rücksitz eines Jaguar gesehen zu haben«, bemerkte er beiläufig.

»Das muss er gewesen sein«, bestätigte Little.

»Nun gut, sie können den Wagen wechseln, aber den Zwerg werden sie nicht auswechseln können. Sind sie nah?«

»In etwa fünf Minuten würden sie hier auftauchen«, schätzte Little.

»Dann bleibt noch etwas Zeit.« Steele schob eine Abdeckung aus Wurzelholz zur Seite. Dahinter verbarg sich der Monitor eines Navigationssystems. Die Suchfunktion gab für den lückenhaften Straßennamen drei Alternativen an. Die Erste fiel aus,

weil es keine entsprechend hohen Hausnummern gab, die zweite Straße führte durch ein reines Gewerbegebiet.

»Also der Londoner Süden« stellte Steele fest und fuhr los.

»Keine gute Gegend«, sagte Tony Tanner. Dann wandte er sich an Dorkas: »Was haben Sie eigentlich über das Ritual gelernt, von dem sie uns einen Teil zum Besten gegeben haben?«

Dorkas schaute nach vorn und bemerkte das boshaft-spöttische Grinsen auf Tonys Gesicht nicht. Dafür bemerkte Tony nicht, dass Dorkas rot anlief.

»Sexualmagie, eindeutig«, antwortete der, »sehr stark an Crowley orientiert. Könnte von einem OTO-Ableger praktiziert werden. Vielleicht auch moderner Tantrismus, äußerst ausgefeilt jedenfalls.«

Dorkas schwieg einen Moment. Dann räusperte er sich.

»Weiß einer der anwesenden Herren vielleicht, was *Muschi* bedeutet?«

Es war tatsächlich nicht die beste Gegend Londons, in die Jeremy Steeles Bentley Arnage rollte. Inzwischen war es dunkel geworden, aber selbst die Kosmetik des Laternenscheins ließ die Hausfassaden nicht weniger hässlich erscheinen. Zwischen die Wohnhäuser drängten sich kleine Läden, deren Schaufenster mit großmäuligen Plakaten zugekleistert waren, auf denen mit dem Wort SALE in riesigen roten Lettern Rabatte und Sonderverkäufe angepriesen wurden.

Natürlich war es nach Sonnenuntergang kühler geworden, aber dieses Viertel wirkte so, als wenn selbst an perfekten Sommertagen hier die Wärme keine wirkliche Chance hatte, weil sie von den missmutigen Fassaden einfach aufgesaugt worden wäre.

Tony Tanner fragte sich, ob der Geruch nach muffigen Kellern wirklich durch die Lüftung in die Limousine drang, oder ob der Anblick dieser Häuser mit ihrem abblättrenden Putz und der scheinbar Jahrhunderte alten Schmutzschicht diese Geruchsemp-

findung in ihm hervorrief.

Eine Querstraße erlaubte den Blick auf eine Mauer, hinter der sich Industrieanlagen erhoben. Das Werk beherrschte das Viertel wie eine verschüchterte Herde, und das Rauschen der Fabrik ähnelte dem Knurren, mit dem ein Hütehund jeden Fluchtversuch seiner Anvertrauten schon im Keim erstickt.

Der Gegensatz zwischen dem staubigen Viertel, durch das sie nun fuhren, und dem Inneren des Bentley war schon fast bizarr. Dort draußen stapelte sich Müll barrikadenartig vor den Eingängen, breiteten sich die Zeichen von Verfall und Resignation aus, und hier drinnen umgab Tony Wurzelholz, feinstes Leder und poliertes Metall. Eine freundliche Frauenstimme machte den Fahrer darauf aufmerksam, dass er nach dreißig Metern sein Ziel erreicht haben würde, und verabschiedete sich daraufhin mit mechanischer Höflichkeit.

Mit einem Knopfdruck fuhr Steele die Wurzelholzabdeckung über den Monitor und konzentrierte sich dann hinter schmalen Augenschlitzen auf die Hausnummern.

»Ihre Forza Nobile scheint Probleme mit den Immobilienpreisen zu haben, wenn sie sich in dieser Gegend niederlässt«, bemerkte Tony Tanner.

Ein verächtliches Schnaufen schien die einzige Antwort seitens Dorkas zu bleiben. Schließlich entschied sich der dicke Wissenschaftler denn doch zu einer ausführlicheren Replik: »Die Gleichsetzung von tatsächlicher Macht oder geistiger Größe mit äußerem Glanz ist Ausdruck einer an Idiotie grenzenden Verknennung der Umstände, die auch dadurch nicht entschuldbarer wird, dass sie in unserer so genannten aufgeklärten Gesellschaft virulent grassiert.«

Ein verächtliches Schnaufen schien die einzige Antwort seitens

Dorkas zu bleiben. Schließlich entschied sich der dicke Wissenschaftler denn doch zu einer ausführlicheren Replik: »Die Gleichsetzung von tatsächlicher Macht oder geistiger Größe mit äußerem Glanz ist Ausdruck einer an Idiotie grenzenden Verkennung der Umstände, die auch dadurch nicht entschuldbarer wird, dass sie in unserer so genannten aufgeklärten Gesellschaft virulent grassiert.«

Auch wenn Dorkas diese Unverschämtheit mit kultivierter Stimme ausgesprochen hatte, sagte der Inhalt doch deutlich, dass er sich persönlich angegriffen fühlte, wenn ein anderer der *Forza Nobile* am Zeug flicken wollte.

Plötzlich kamen Tony Tanner Zweifel, ob Dorkas über diese geheimnisvolle Gruppierung wirklich so wenig wusste, wie er vorgab. Woher rührte dieses persönliche Interesse, das in der scharfen Antwort unüberhörbar durchgeklungen war? Gab es Verbindungen zwischen dem Wissenschaftler und dieser *Forza Nobile*, die Dorkas nicht offenbaren wollte? Die aber so eng waren, dass Dorkas bereit war, ein Risiko einzugehen und dabei auch auf keinen anderen Rücksicht zu nehmen? War die *Forza Nobile* vielleicht gar die geheimnisvolle Macht im Hintergrund, an deren Fäden auch er, Tony Tanner, hing?

Der Verdacht, einmal in Gedanken formuliert, bekam mit jedem Moment größere Wahrscheinlichkeit. Während sie die letzten Meter an geparkten Wagen, Sperrmüll und Schmutzhaufen entlang rollten, verwandelte sich die Gegend. Sie war in Tonys Augen nicht mehr bloß schäbig oder nur unerfreulich. Sie war gefährlich. Und Dorkas? Dorkas musste dann auch ein Teil der Gefahr sein, und sei es nur, weil er in seinem Eifer jede Vorsicht vergaß.

»Dieses Haus muss es sein«, sagte Steele deutete auf ein mehrstöckiges Gebäude. Es stand allein, von seiner Nachbarschaft durch unbebautes Land voller Gestrüpp und Müll getrennt.

Steele fuhr an dem Haus vorbei und hielt erst in der Nachbar-

schaft an, wo es ein paar Geschäfte und Gaststätten gab, und wo er seinen teuren Wagen, der hier mehr als deplatziert wirkte, lieber abstellte als in einer der schmutzigen Seitenstraßen. Immerhin konnten sie ihr Zielgebäude von dort aus beobachten.

Die Männer reckten die Hälse und versuchten, das Haus einzuschätzen. Es wirkte noch heruntergekommenener als die Umgebung. Alle Jalousien waren herabgelassen, kein Licht war zu sehen.

»Es scheint unbewohnt zu sein!« Die Enttäuschung in Dorkas' Stimme war so deutlich, dass Tony seinen eben erst formulierten Verdacht wieder fallen lassen musste. Entweder war Dorkas ebenso überrascht wie alle anderen oder er konnte sich genial verstellen. Tony ersparte es sich, alle möglichen Konsequenzen aus der zweiten Wahlmöglichkeit zu durchdenken.

»Neben dem Hauseingang habe ich ein Schild gesehen«, sagte er, »so etwas wie ein Firmenschild.«

»Nun, es stellt sich überhaupt die Frage, was wir jetzt unternehmen«, antwortete Steele. Er hatte die Hände immer noch am Lenkrad und beobachtete die Straße durch die Frontscheibe und die Rückspiegel, obwohl der Wagen mit abgestelltem Motor geparkt war.

»Rein theoretisch können wir noch eine Weile abwarten und schauen, was sich tut.«

»Ich fürchte, ich muss da widersprechen«, meldete sich Little zu Wort. Er spürte deutlich, wie sich erneut diese unbekanntes Sentenzen in sein Bewusstsein drängten, die er inzwischen als Anzeichen zu deuten wusste.

»Wir haben noch eine Weile Zeit, aber dann kommen hier einige Männer an, die uns keine Zeit mehr lassen werden, um abzuwarten.«

»Dann müssen wir eben wieder verschwinden«, kam es unerwartet von Dorkas. »Es würde bedeuten, dass wir auch die *Forza Nobile* in Gefahr bringen und ...«

»Sind Sie sicher, dass sich diese sogenannte *Forza Nobile* über-

haupt in irgendeiner Weise in diesem Gebäude versteckt - oder dass diese Ruine überhaupt etwas mit der Forza zu tun hat?«, schnitt ihm Steele den Satz ab.

»Nein ... nein«, stotterte Dorkas, »natürlich nicht, aber der Zettel ...«

»Der Zettel konnte uns nicht einmal Gewissheit geben, ob die Adresse und der Name *Forza Nobile* überhaupt in einem Zusammenhang standen. Wir sind davon ausgegangen. Oder genauer, Sie sind davon ausgegangen, aber wissen tun wir es nun mal nicht, ist es nicht so?«, sagte Tony.

Dorkas drehte sich mühsam auf seinem Sitz um und schaute Tony an.

»Es ist, aber Sie werden doch zugeben müssen, dass die Wahrscheinlichkeit sich aus eindeutigen logischen Denknöten ergibt ...«

»Gehen wir, das wird mir zu theoretisch«, erklärte Steele und stieg aus. Die anderen folgten seinem Beispiel. Tony stellte fest, dass der muffige Geruch tatsächlich nicht nur ein Produkt seiner Einbildung war. Er lag wie eine Schimmelschicht über der Straße. Dazwischen mischte sich der scharfe Geruch von Teer und Naphtalin, der ebenso wie ein ständiges Brausen von der Fabrik herüberzog.

Zwei Passanten bogen um eine Ecke und wechselten, als sie die Gruppe erblickten, schnell die Straßenseite.

»Wenn wir jetzt losstürmen«, gab Tony Tanner zu bedenken, »dann hetzen wir den Leuten, die in diesem Haus sein könnten - wer immer es auch sein mag - auch unsere Verfolger auf den Hals.«

»Ist mir klar«, antwortete Steele und ging auf das Haus zu. Sein Tonfall machte deutlich, dass ihm diese Tatsache nicht nur klar, sondern auch vollkommen schnuppe war.

»Keiner zu Hause«, meldete sich Dorkas aus dem Hintergrund und deutete auf die dunkle Fassade, der sie sich näherten. Sein

nach Taten dürstender Enthusiasmus war merklich geschrumpft und es schien, als sei er ganz froh, hier wieder wegzukommen.

Tatsächlich war an der gesamten Fassade kein einziger Lichtschimmer bemerkbar. Das Gebäude wirkte völlig verlassen.

»Und wieder einmal gleitet die geheimnisvolle *Forza Nobile* dem kennntnishungrigen Suchenden durch die Finger«, bemerkte Tony sarkastisch. Er war über diese Entdeckung alles andere als enttäuscht. Dass Steele sich jetzt in den Hauseingang stellte und mit einer kleinen, aber sehr hellen Maglite die Namensschilder aus dem Dunkel holte, war nur noch ein Rückzugsgefecht. Ein Mann wie Steele, da war sich Tony Tanner sicher, wollte sein Gesicht wahren. Also leuchtete er wohl noch ein wenig in der Gegend umher, um nicht sofort zugeben zu müssen, dass er auf eine Schnapsidee hereingefallen war.

Das Messingschild neben dem Eingang, das Tony im Vorbeifahren schon bemerkt hatte, entpuppte sich bei näherer Betrachtung als Firmenschild eines Schusters mit Namen Stephen Kingpah, der seine Werkstatt im zweiten Hinterhof hatte. Inzwischen gab es den zweiten Hinterhof nicht mehr, was den beklagenswerten Zustand des einst recht soliden Schildes erklären mochte.

Das Gebäude hatte ein Souterrain, dessen Fenster, natürlich ebenfalls mit herabgelassenen Rollläden versiegelt, mit der Oberkante knapp die Höhe des Gehweges erreichten. Tiefe, mit Eisengittern abgedeckte Kästen dienten als Lichtschächte. Als Steele nach unten leuchtete, sahen alle die dicke Schicht von verfaulten Blättern, die von wer weiß wo hierhin geweht worden waren, von Papierfetzen, Straßenstaub und Taubendreck.

»Hier hat seit Jahren keiner mehr das Fenster geöffnet«, stellte Steele fest. Er sprach mehr zu sich selbst als zu den anderen.

Links des Hauses wucherten Pflanzen zwischen einer rostigen Blechgarage und zwei oder drei Automobilen, die nicht so aussahen, als wären sie in den letzten beiden Jahrzehnten bewegt worden. Mit einer plötzlichen Milde im Herzen erinnerten sie Tony

Tanner an sein erstes eigenes Auto, einen klapprigen Morris Minor. Auf der rechten Seite bot sich das ähnliche Bild, mit der Abwandlung, dass hier keine Autos, sondern alte Backöfen, Schränke, Wannen und Klosettschüsseln samt zugehöriger Spülanlage herumstanden. Es wirkte eine wenig so, als hätte hier ein vorbeikommendes volltrunkenes Haus seinen Inhalt erbrochen, um dann singend weiterzutorkeln.

»Danke, ich erkläre meine Nachforschungen für beendet«, erklärte Dorkas laut. Er wandte sich ab und machte Anstalten, zum Wagen zurückzugehen. Nach einigen Schritten drehte er sich um, bemerkte, dass seine Aktion keine mitreißende Wirkung auf seine Begleiter gehabt hatte, und kehrte leise murrend um.

Steele ließ den grell-weißen Lichtkegel aus seiner Lampe über die verstreuten Gegenstände gleiten. Bizarre Schatten bauten sich auf, wanderten und schienen den Betrachtern auffordernd zuzuwinken, bevor sie ihren Weg in die Dunkelheit antraten. Harte rostige Kanten wurden sichtbar, seltsame Kurven - Dinge, die wie die Überbleibsel auf einem längst vergessenen Schlachtfeld waren und nun vergeblich auf Verständnis warteten.

Mit ausdauernder Konzentration betrachtete Steele das Gelände, trat einige Schritte auf das struppige Gras und leuchtete in einige bisher verborgene Winkel. Die Ernsthaftigkeit, mit der er seine Untersuchung betrieb, ließ auch die anderen nicht ungehört. Seine Suche machte es wahrscheinlich, dass es etwas gab, nach dem er suchte.

Plötzlich gewann die Dunkelheit für sie einen anderen Charakter. Sie schien etwas zu verstecken, irgendetwas in ihrer kompakten Schwärze zu verbergen.

Sicherlich hätte Steele sich noch länger mit Badeöfen und alten Herden beschäftigt, wenn ihn nicht ein Geräusch unterbrochen hätte. Es war ein Auto.

Sicherlich kein ungewöhnliches Ereignis in einer Millionen-

stadt, aber in den letzten Minuten war kein Wagen durch diese Straße gekommen. Allen war bewusst, dass es jetzt losging.

»Los doch, hierher«, befahl Steele in einem zischenden Flüsterton. Little sprang etwas unbeholfen über eine Badewanne und ging hinter ihr in Deckung. Die energische Tat war ein Ausfluss seiner Verärgerung. Er war sicher, dass er die Ankunft ihrer Verfolger auf die Minute genau vorhersagen konnte. Jetzt fühlte er sich enttäuscht und Zweifel überkamen ihn, ob die neue innere Sicherheit über die Macht seiner Instinkte, die er verspürt hatte, nicht mehr als ein Trugbild gewesen war.

Während Steele seine Lampe ausschaltete und den Kopf einzog, versuchte Tony Tanner den fetten Wissenschaftler in Deckung zu zerren.

Ohne dass er recht begriffen hätte, was vor sich ging, spürte Dorkas doch deutlich, dass sie sich in ernster Gefahr befanden. Und weil er eben noch in Gedanken versunken war - die sich, wen wundert's, mit der *Forza Nobile* beschäftigt hatten - geriet er in Verwirrung, produzierte einen völlig unangemessenen Totstulleffekt und rührte sich keinen Zentimeter vom Fleck. Schließlich setzte Tony nicht mehr auf seine Überredungskünste, sondern auf eine robustere Methode und schob Dorkas mit einem kräftigen Zangengriff um den Oberarm durch das wild wuchernde Kraut und hinter einen rostigen Herd.

Mit Mühe kauerten sie sich dahinter, was teils an dem Leibesumfang des Wissenschaftlers lag, teils daran, dass er nach wie vor stur sein Paket mit dem *Grand Albert* und der Statue des Hermes Trismegistos bei sich trug.

Das Motorengeräusch kam rasch näher. Die Maschine heulte auf, als der Fahrer zurückschaltete und schließlich vor dem Haus stoppte.

Stelle schob den Kopf aus der Deckung. Direkt vor sich sah er den Wagen.

Es war ein dreirädriger Robin, auf dessen Seitentür mit unge-

lenkem Pinsel die Worte *Pizza Express* gemalt worden waren.

Der Fahrer stieg aus, riss die Heckklappe auf, holte einen flachen Karton heraus und verschwand dann aus der Sicht. Er hatte den Finger schon über dem Klingelknopf, als er mit einem erschreckten Aufschrei zurückzuckte. Neben ihm wuchs geschmeidig die Gestalt eines hageren Mannes aus dem Dunkel.

»Eine Frage«, sagte der Mann, »ist Ihre Lieferung für eine Person in diesem Haus?«

Was für eine blöde Frage, dachte Steele, *der Kerl muss mich für dämlich halten*. Aber Steele war es egal und der Pizzabote nickte eifrig. Er war ein junger schwarzhaariger Mann, der, wenn er vielleicht auch kein echter Italiener sein mochte, doch den idealen Pizzaboten darstellte. Er war überhaupt sehr kooperativ, stellte Steele mit Genugtuung fest. Er ließ sich die Pizza zum doppelten Preis abkaufen und verriet dann noch den Klingelknopf, den es zu betätigen galt und die Art und Weise, wie das zu geschehen hatte, weil man nur durch den Code *drei kurz, zwei lang* den begehrten Einlass erhalten konnte.

Nachdem der Pizzabote davongeknattert war, versammelten sich die restlichen drei Männer um Steele. Der schnüffelte an der warmen Pappschachtel.

»Peperoni, Sardellen und zu viel Knoblauch«, stellte er sachkundig fest. »Diese *Forza Nobile* ernährt sich italienisch, passt ja auch irgendwie, jedenfalls zum Namen.«

Die Schachtel wurde Little in die Hand gedrückt, dann tippte Steele den Code in den Klingelknopf. Während er das tat, wurde ihm bewusst, dass es nicht den allerkleinsten Grund gab, warum der Pizza-Mann ihn nicht belogen haben sollte. Sicherheitshalber fuhr Steeles Hand also zum Holster mit der Waffe.

Sie warteten eine Weile, dann klang das Schnarren des Türöffners. Steele drückte die Tür auf und sie drängten sich, mehr oder weniger energisch, in einen schmalen Flur. Es war stockdunkel.

Dennoch erweckte ein stechender Geruch von Reinigungsmit-

teln und Toilettensteinen, unterlegt von einem weichen Kohlsuppen-Mief ein bestimmtes Bild von einer ausgetretenen Holztreppe mit abgegriffenem Geländer.

Ein durchdringendes Quietschen ertönte aus der Tiefe. Dann schnitt ein Lichtkegel die Stufen einer abwärts führenden Treppe aus dem Dunkel.

Steele gebot den anderen mit einer schnellen Geste am Platz zu bleiben und ging mit dem Pizzakarton auf den Lichtschein zu. Unter seinen Sohlen klackerten lockere Fliesen. Er musste sich vorsichtig die Treppe hinabtasten, Stufe um Stufe, dann stand er in einem kleinen Flur, an dessen Ende die nur einen Spalt geöffnete Tür lag.

Steele konnte eine schattenhafte, reglose Gestalt erkennen, die sich von innen gegen die Tür lehnte, um sie gegebenenfalls sofort mit ihrem gesamten Körpergewicht zu drücken zu können.

»Ihre Pizza, Sir«, sagte Steele. Er war sich nicht sicher, ob Pizzaboten ihre Kunden mit *Sir* ansprachen.

Die Gestalt hinter der Tür durchbrach ihre Starre und regte sich. Sie streckte ihm eine Hand entgegen. Zwischen zwei Fingern flappte schlaff eine Banknote.

»Rest für Sie«, erklang eine eigentümlich hohe Stimme. Steele nahm das Geld und gab im Gegenzug den Pizzakarton. Der andere öffnete die Tür keinen Millimeter weiter, sondern drehte stattdessen den Karton, um ihn hochkant durch den offenen Spalt zu ziehen. Dann warf er sich gegen die Tür. Vielleicht war es seine gewöhnliche Art, eine Tür zu schließen.

Vielleicht aber hatte er auch instinktiv bemerkt, dass Steele sich zwar abdrehte, aber die Drehung mit zunehmender Geschwindigkeit weiterführte und dadurch Schwung aufnahm, bis er wieder vor der Tür stand und sein Bein herauskatapultierte, um die Tür mit einem blitzartigen Tritt zu öffnen.

Es gab den Zusammenprall zwischen der Wirkung, die panisch bewegte muskellose Körpermasse zeitigen kann, und dem tau-

sendmal geübten Karatetritt, mit dem Steele die Tür traf.

Hier war es Steele, für ihn selbst am meisten überraschend, der den Kürzeren zog, denn die massive, zufallende Tür prellte sein Bein zur Seite, dass ihm Hören und Sehen verging. Steele ließ sich fallen und konnte nur noch blitzschnell seinen Schuh zwischen Tür und Rahmen schieben.

Die scharfe Kante traf seinen Fuß an der empfindlichsten Stelle. Der Schmerz ließ Steele aufstöhnen.

Der Mann hinter der Tür bemerkte jetzt, dass er seine Wohnung nicht verschließen konnte und reagierte mit einer Mischung aus Wut, Hilflosigkeit und Panik. Er zog die schwere Tür wieder ein Stück auf und schmiss sich erneut gegen das Türblatt. Sein heftiges Atmen und angestregtes Keuchen zeugte von seiner körperlichen Anstrengung ebenso wie von seiner Nervosität.

Steele hatte den kurzen Moment genutzt und seine Stellung etwas verändert. Jetzt war nur noch sein Schuh in Gefahr und nicht mehr seine Fußknochen. Trotzdem hatte Steele schlechte Karten.

Wut stieg in ihm auf. Er hatte die Sache verbockt. Zu langsam, zu selbstsicher, zu unvorsichtig. Nun lag er auf dem Boden und musste seine Funktion darauf beschränken, seine Knochen als Türstopper demolieren zu lassen.

Kurz dachte er daran, aufzuspringen und die Tür mit einem gewalttätigen Kick vollends zu zertrümmern. Aber er wusste nicht, was dieser Kerl hinter der Tür für ein Arsenal hatte - ein Mann, von dem Steele inzwischen wusste, dass er ziemlich fett und ziemlich ängstlich war, mithin eine totale Flasche und insofern einer von der Sorte, die eine Pumpgun hinterm Schrank aufbewahren und sie auch benutzen, obwohl sie diese nicht nachladen können.

Diese an sich lächerliche Sache geriet aus der Kontrolle, etwas, das Steele absolut nicht schmeckte. Und wie zum Hohn hing der verdammte Pizzakarton noch fett tropfend zwischen Tür und

Rahmen, wie eine zu große Diskette, die noch nicht völlig in das Laufwerk gedrückt worden war.

Die Angelegenheit wurde auf überraschende Weise entschieden. Etwas kam aus der Dunkelheit. Eine schnaufende, beschleunigte Masse, aus der Schwärze hervorstoßend, keuchend wie eine Dampflok der British Railways, der Albtraum eines jedes frommen Gleisarbeiters.

Die Masse überrannte den liegenden Steele, traf seine Hand und versetzte ihm zugleich einen Treffer in den Solarplexus, dass Steele vor Schmerz gurgelnd die Augen verdrehte und für einen Moment in Bewusstlosigkeit abglitt, dann prallte sie krachend gegen die Tür.

Hinter der Tür erklangen ein geller Aufschrei und ein Gepolter. Auf der Flurseite der Tür hin wiederum sackte Dorkas zu einem Häufchen Elend zusammen, ähnlich einer Schaufel zu weich geratener Verputzmasse, die von der Wand abläuft.

Gab es eben noch eine Sekunde voller Aktivität und Hektik, wie sie sich kein futuristischer Maler schöner hätte ausdenken können, so erstarrte in der nächsten Sekunden alles in Bewegungslosigkeit. Dorkas war von seinem Rammstoß betäubt und konnte sich rühren, wollte es nicht einmal, Steele wollte sich rühren, konnte es aber nicht, weil das riesige Hinterteil von Dorkas sein Gesicht zerdrückte, und der Unbekannte hinter der Tür schien sich auch nur noch durch dumpfes Stöhnen artikulieren zu können.

Tony Tanner und Little retteten die Situation und den japsenden Steele vor dem jämmerlichen Erstickungstod, indem sie jeder einen Arm von Dorkas packten und den Wissenschaftler, dessen Kopf auf die Schulter pendelte - jeder Ringrichter hätte hier auf technischen K. O. entschieden - zur Seite führten.

Dann hob Tony Tanner, ganz britischer Gentleman und Sohn seiner Eltern und potenzieller Ehemann einer wunderbaren Francine, den in der Mitte stark gequetschten Pizzakarton auf und klopfte höflich an der halb offenen Tür, bevor er sie gänzlich

öffnete und damit den Blick auf ein undefinierbares, jedoch äußerst umfängliches, dumpf stöhnendes Etwas in einem rotblau karierten Flanellpyjama freigab.

Tony Tanner räusperte sich dezent, legte den Pizzakarton neben den liegenden Flanellpyjama und sprach die Worte: »Ihr Abendessen ist da, Sir!«

Er sagte es mit jener Mischung aus Sanftmut, Respekt und Autorität, die seinen Chef in der British Travel Agency zur Ekstase zu treiben pflegte, weil sie genau jener Haltung entsprach, mit der der kultivierte Offizier des Britischen Empire einem Eingeborenenhäuptling entgegen zu treten hatte, nachdem er kurz vorher dessen Dorf samt Bewohnerschaft hatte zu Klump schießen lassen.

Der Inhalt des liegenden Flanellpyjamas gab ein unartikulierte Gurgeln zur Antwort und riss die Augen auf. Insofern passte er sich dem Bild des wilden Häuptlings zumindest gesichtsmäßig an.

»Na los«, brabbelte er dann, »machen Sie es kurz. Ich habe auf Sie gewartet.«

»Wir wissen Ihre freundliche Einladung zu schätzen, werter Sir«, versetzte Tony Tanner und machte ein Gesicht, das zu seinen wohlgesetzten Worten passte. »Indessen sollten wir doch nicht in Hast verfallen, ist es nicht so?«

Der Flanellpyjama stöhnte.

»Sie wollen mich foltern, ja?«, stieß er mit einer Stimme aus, die einfach zu hell für den gewaltigen Resonanzkasten war, der sich unter dem rot-blauen Karo, in der Art eines Walrückens der Zimmerdecke entgegen wölbte. Ob in der Stimme Angst schwang, oder ob die Folterfrage wie eine Bitte klang, das wollte Tony Tanner jetzt nicht entscheiden.

Er hatte sich unterdessen kurz umgeschaut. Er hatte Zeit dazu, weil Dorkas immer noch schnaufend und total groggy an der Wand lehnte und Little damit beschäftigt war, Steele hochzuhel-

fen und zu stützen, der stöhnend seinen lädierten Fuß testete, indem er ihn zuerst vorsichtig aufsetzte und dann, als der Schmerz erträglich war, fest auf den Boden rammte, zugleich als Probe und um seinen Wut abzuleiten. Jake Little nickte heftig zu diesem Zornesausbruch als wolle er sagen: *Lass es raus, Baby, wir wollen doch nichts Pampiges in uns reinfressen, bevor wir wieder bei McDonald's sind.*

So war es also Tony Tanner, der eine zerfledderte Visitenkarte entdeckte, die innen an der Tür mit einer Heftzwecke befestigt war.

Unter einem Namen stand nur ein Wort: Internetrecherche.

Tony sah auf den ersten Blick, dass diese Visitenkarte ein fürchterlich billiges, geradezu peinliches Ding war, eigenhändig auf dem PC erstellt und dann sogar noch schlampig ausgeschnitten. Ohne es selbst zu registrieren, zog er die richtigen Schlussfolgerungen.

»Herr Peak-Maude«, sagte Tony Tanner sanft und dennoch mit Autorität, »oder darf ich George zu Ihnen sagen? Wir kommen in durchaus friedlicher Absicht. Entschuldigen Sie bitte unser ... ähm, zugleich unkonventionelles und übermäßig energiegeladenes Eintreten, und verzichten Sie bitte darauf, daraus voreilige Schlussfolgerungen auf unsere Absichten zu ziehen.«

Während es Tony durch den Kopf fuhr: *Junge, Junge, so ein Satz aus dem Stegreif und noch ohne zu Stottern und mit grammatikalisch richtigem Ende, Tony, alter Knabe, du bist doch noch nicht so vertrottelt, wie ich von dir dachte;* antwortete George Peak-Maude, der in dem bisherigen Verlauf dieser Geschichte nur kurz als *Flanellpyjama* bezeichnet worden ist, mit einem lang gezogenen und zu hellen *Häääääääh?*

Ungerührt bückte sich Tony nach dem Pizzakarton und öffnete ihn. Ein Schwall von lauwarmem Knoblauch und Cabanossiduft kam ihm entgegen und erinnerte ihn, dass er selbst seit einiger Zeit nichts gegessen hatte.

»Ihre Pizza wird kalt, George«, sagte Tony väterlich. Er streck-

te eine Hand aus, um dem Flanellpyjama, der in dem bisherigen Verlauf der Geschichte schon als George Peak-Maude, Internetrechercheur vorgestellt worden ist, auf die nackten Füße zu helfen.

Peak-Maude ergriff nach einigem Zögern die Hand. Mithilfe des herbeigeeilten Little bekam Tony Herrn Peak-Maude in die Senkrechte. Tony drückte ihm den Pizzakarton in die Hand. Peak-Maude riss immer noch die Augen auf und nahm den Karton widerstrebend, als wäre er ein unverdientes Geschenk. Dann stach ihm der Duft in die Nase, seine Backen füllten sich mit dem Speichel des Appetits und er musste schlucken.

Eine Sekunde des Zögerns, dann sagte Peak-Maude kurz »Kommen Sie!« und patschte mit seinen nackten Füßen in den Nebenraum.

Tony, Little, Dorkas und Steele, der leise die Tür verschloss, folgten ihm.

Der Raum, in den sie traten, war nur durch eine schwache Glühbirne erleuchtet, die in einer Nachttischlampe ohne Stoffschirm steckte.

Es gab nur einen kleinen Tisch und einen Bürostuhl, den der Wohnungsbesitzer für sich in Anspruch nahm.

Peak-Maude wirkte wie ein Verhungerrnder, der einen Knochen abnagen darf. Er griff die große Pizza mit beiden Händen, hob sie hoch, faltete sie zusammen, riss seinen Mund auf und biss so gierig zu, dass ihm der Teig beide Ohren mit Tomatenbelag rot färbte und seine Nase wie ein Eisbrecherbug durch weichen Käsebelag pflügte und Cabanossischollen zur Seite warf.

Nach dem Abbeißen zermalmte er seine Beute, dass sich seine Backen hamsterartig wölbten, und schluckte dann mit tanzendem Adamsapfel. Das Verzehren der Riesenzpizza dauerte nur wenige Minuten, dann nässte Peak-Maude seinen Zeigefinger an der Zunge und tupfte damit die Krümel aus dem Karton. Anschließend leckte er sich ausführlich die Wurstfinger ab. Zuletzt

rülpste er dezent mit vor dem Mund geballter Faust und lehnte sich zurück. Seine Hände mit den behaarten Handrücken und den fetten Fingern lagen auf der Tischplatte. Für einen Moment rührt er sich nicht, saß nur in sich zusammengesunken und schien weit entfernt zu sein. Seine Backen zitterten. Dann erwachte George Peak-Maude mit einem Zucken wieder, raffte sich auf und schaute seine Besucher an.

»Danke für Ihre Freundlichkeit«, sagte er mit einer Stimme, die nicht ganz so fest klang, wie es der Sprecher vorgehabt hatte, »man stirbt halt nicht gern mit leerem Magen. Beantworten Sie mir nur noch diese zwei Fragen ... wie wollen Sie es machen? Kopfschuss, Garrotte, Genickschlag, Gift, vielleicht Rizin? Und von welcher Firma kommen Sie - CIA, NSA, MI5, Deuxième Bureau, Mossad? »

Diese Frage hörte Tony nur aus dem Nebenraum, denn er hatte die Mahlzeit genutzt, um sich umzuschauen. Das dauerte nicht lange, denn die Wohnung bestand nur aus zwei Räumen. Hinter der Eingangstür lag ein kleiner Flur, von dem aus man in das *Esszimmer* kam, aber auch in den größeren Nebenraum treten konnte. Dieser Nebenraum enthielt nichts als ein Gestell, auf dem zwei Monitore standen. Nur das flimmernde, leicht bläuliche Licht der Bildschirme erhellte den Raum. Eine Ablage enthielt zwei Tastaturen, die von einem Platz aus bedient werden konnten, auf dem Boden standen zwei Rechner. Tony bezeichnete sich nicht als Experten, aber die Anlage schien nicht von schlechten Eltern zu sein. Jedenfalls gehörten auch einige externe Festplatten und Zusatzgeräte und ein Laserdrucker zu ihr, und hier gab es auch nicht das chaotische Kabelgewirr, das schon bei den wenigen Computerkomponenten in seinem eigenen Büro herrschte, sondern eine saubere Verlegung dicker und dünner Verbindungen auf kleinen, H-förmigen Brücken. Ansonsten gab es nicht zu sehen, außer einem Stapel Papier neben dem Drucker, Papierfetzen auf dem Boden und Unmengen leerer Chipstüten, die bei jedem Schritt zur Seite raschelten.

Die Tatsache, dass es in dieser peripheren Unordnung nicht von Kakerlaken wimmelte, lag daran, dass diese munteren Tierchen unter Hunger gelitten hätten, denn in keiner der Tüten - Tony prüfte es bei einigen nach - fand sich auch nur ein winziger Rest von einem Krümelchen.

Tony ließ seinen Blick über die Bildschirme gleiten - beide Rechner waren im Internet, der eine lud zurzeit eine große Datenmenge, der andere zeigte die Oberfläche von *Google.uk*. An der Wand hingen fünf gleichartige Uhren, unter denen New York, London, Tokio, Delhi und Linux stand. Nur die roten Digits der Linux-Uhr liefen. Es fiel Tony als geübtem Reisenden leicht zu erkennen, dass die New York- und die Delhi-Uhr standen, und der London-Zeitmesser zeigte absurde zwei Uhr.

Tony wandte sich dem Badezimmer zu. Es war eng, sodass nichts außer Waschbecken, einer Toilette und einer Dusche Platz fand. Der Boden war größtenteils mit leeren Behältern vollgestellt, die einst Duschgel und Haarwaschmittel enthalten hatten.

Durch die Tür konnte Tony den mampfenden Peak-Maude sehen, umgeben von den schweigenden, schattenhaften Gestalten seiner ungebetenen Gäste, die ihm wie eine Dienerschaft zuschauten. Die Szene erinnerte an ein absurdes Theaterstück, zugleich bedrohlich und komisch, und sie weckte in Tony Tanner die immer lauernde Frage, was ihn eigentlich dazu trieb, auf diese Weise in das Leben eines Fremden einzudringen.

Tony lehnte sich an den Türrahmen und nahm die Gelegenheit wahr, George Peak-Maude in aller Ruhe zu betrachten.

Bisher hatte er nur Splitter wahrgenommen - die aufgerissenen Augen, den umfangreichen Bauch, den Flanellpyjama mit seinen kuriosen rot-blauen Karos. Jetzt stiegen Tonys aufmerksame Blicke von den großen, nackten und offensichtlich zu Plattfüßigkeit neigenden Tretern des Herrn Peak-Maude hinauf über feiste Schenkel im Dorkasformat, auf denen der Bauch gestrandet war wie ein müder Wal, weiter hoch über Brust und Schultern, die nur durch ihren Fettbelag ein eindrucksvolles Volumen erreich-

ten, um schließlich zu einem Nacken zu gelangen, der rötlich und in mehreren Speckschichten drapiert aus dem Flanellpyjamakragen entstieg. Seltsamerweise sah der Hals vorne wie hinten gleich aus, wenn man Peak-Maudes Adamsapfel absah, der sich tapfer durch die drei oder vier Kinnlagen drängte, die vorne, mitsamt einem Wust borstiger Behaarung, aus dem offenen Kragen der Pyjamajacke ragten und den Kopf stützte.

Einen kantigen Kopf, der nicht völlig zum Körper zu passen schien, der sich aber mit lang herabhängenden, schwarzen Haarsträhnen, denen man die Selbstfrisur mit der Geflügelschere deutlich ansah, um Anpassung mühte. Peak-Maudes zitternde Backen waren von kurzen, stoppeligen Barthaaren übersät, die ihm das schmuddelige Aussehen eines arabischen oder südamerikanischen Duodez-Diktators gaben.

Das Profil erweckte in Tony Tanner sofort Assoziationen an eine Unke. Die Vorstellung war Tony im ersten Moment geradezu peinlich, sie erschien ihm arrogant und ein bisschen unanständig. Aber der Eindruck war so stark, dass Tony keine andere Chance hatte. George Peak-Maude wollte es wohl selbst - woran, und zum Teufel mit aller politischen Korrektheit und humanistisch-säuerlichem Moralgesülze, sollte denn bitteschön ein Mensch denken, wenn er diesen Hals sah, diese sorgfältig übereinander gelagerten Doppel-, Dreifach-, Vierfachkinns, deren Bögen und Schwingungen in einem wulstigen Lippenpaar zu enden schienen, von wo dann der Bogen des Gesichtes, kaum unterbrochen von einer winzigen Stupsnase und buschigen Brauen zu der fliehenden Stirn aufstieg, die sich im Gestrüpp der Haare verlor. Vielleicht sieht jeder Mensch beim Essen ein wenig bescheuert aus, dachte Tony Tanner und nahm sich fest vor, den Dicken auf keinen Fall zu unterschätzen.

Wie kann der Kerl mit seinen Fingern überhaupt eine Tastatur bedienen, fuhr es Tony durch den Kopf. Die Frage war berechtigt, angesichts der Fingerkuppen in Briefmarkengröße, die jetzt unter

abgekauten Nägeln leicht bibbernd auf der Tischplatte lagen.

Aber das war nicht die einzige Frage, die sich Tony stellte. Tony Tanner hielt sich nicht unbedingt für einen Menschenkenner und das mochte der Grund sein, warum er mit diesem George Peak-Maude nicht zurande kam. Das, was seine Augen sahen, überzeugte ihn einfach nicht. Dieser fette Mann schien sein wirkliches Wesen vor der Umwelt zu verstecken. Er war hochgewachsen und hätte selbst Steele um einiges überragt, aber Peak-Maude lief etwas gebückt mit hängenden Schultern und eingezogenem Kopf umher, als erwarte er ständig von irgendwoher einen Schlag und müsste sich überhaupt kleiner machen, als er war.

Vielleicht war es das, dachte Tony Tanner. Vielleicht versteckt sich George Peak-Maude ja hinter seinen Fettwülsten - vor der Welt, vor sich selbst. Selbst seine zu hohe Stimme klang wie verstellt, als würde da einer am Telefon sitzen und mit der Umwelt sprechen und hoffen, nicht erkannt zu werden. Ja, so mochte es sein, und vielleicht war Tony Tanner der Erste, der den anderen Peak-Maude zumindest ahnte, der sich hinter Fettschichten wie hinter Panzerplatten verkrochen hatte.

Als Peak-Maude seine Frage gestellt hatte, antwortete ihm zuerst Schweigen. Tony, der bisher als Einziger zu dem Flanellpyjama gesprochen hatte, fühlte sich bemüßigt, in das *Esszimmer* zu treten und zu antworten. Allerdings wusste er nicht genau, was er überhaupt antworten sollte. Aber seine Erziehung half ihm.

»Bevor wir uns in Details verlieren«, antworte also Tony Tanner in leichtem Plauderstil, »sollten wir uns vorstellen. Verzeihen Sie, wenn wir diese Selbstverständlichkeit bisher versäumt hatte.«

Tonys Hand, gefolgt von den immer noch oder schon wieder aufgerissenen Glupschaugen Peak-Maudes, die unter den struppigen Brauen wie Kiesel unter Grasbüscheln hervorglitzerten, deutete auf die Umstehenden.

»Herr Jeremy Steele, Herr Jake Little, Mister Dorkas und meine

Wenigkeit ...«, hier folgte eine angedeutete Verbeugung, die linke Hand vor der Brust, die andere leicht nach hinten geschwenkt, äußerst zuvorkommend, zugleich mit jener Prise Ironie, die Höflichkeit von Kriecherei trennt, »Tony Tanner.«

Es folgte ein verblüfftes Schweigen.

»George Peak-Maude«, sagte George Peak-Maude mit seiner zu hellen Stimme. Er verstummte. Hinter seiner Stirn arbeitete es. »Angenehm«, fügte er dann nach einer kleinen Pause noch hinzu. Es klang wie eine Frage.

Eigentlich hätte Tony Tanner gern ab jetzt die Gesprächsführung an einen anderen abgegeben. An Dorkas oder an Steele, die doch beide so begierig waren, diese Adresse hier zu besuchen. Aber keiner der beiden machte Anstalten, auch nur den Mund zu öffnen. Sie betrachteten George Peak-Maude in seinem rotblau karierten Flanellpyjama wie ein kurioses Kunstwerk, dessen Sinn ihnen bisher noch verschlossen war.

»Würden Sie mir bitte meine Frage beantworten, Herr, äh, Tanner«, bat Peak-Maude. »Zu welchem Verein gehören Sie und wie wollen Sie es machen?«

Tony Tanner räusperte sich, um seine Hilflosigkeit zu überspielen. Es war ihm peinlich, hier als Killer irgendeines Geheimdienstes zu erscheinen. Andererseits konnte diese Vorstellung ja auch durchaus ihre Vorteile haben, sobald es darum ging, Peak-Maude zu größerer Redseligkeit zu animieren ...

Tony warf einen wütenden Blick auf Dorkas und begann dann, den Tisch zu umkreisen. Er spürte, wie ihm die Blicke Peak-Maudes folgten, und er spürte deutlich, dass in diesen Blicken mehr lag als Neugier oder Furcht. Was dieses *mehr* war, konnte Tony nicht sagen.

»Also, wir gehören zu keinem dieser von Ihnen genannten ... Vereine«, antwortete Tony dann.

Der Kopf von Peak-Maude ruckte in die Höhe, als wäre unter den Speckfalten ein hydraulischer Teleskopmechanismus verborgen. Die Ähnlichkeit mit einem fetten Kapaun, der ein

schmackhaftes Korn entdeckt hat, war zu naheliegend, um Tony oder einem der anderen zu entgehen.

»Nicht? Jetzt weiß ich es«, rief er, »Ich hätte es sofort ahnen müssen, aber ich glaubte nicht, dass es Sie überhaupt, äh, also wirklich gibt.«

Tony blieb stehen und schaute den sitzenden Mann an, während dessen Blicke sich von Tonys Gesicht losrissen und, als wären sie ertappt worden, zur Seite auswichen.

»Sagen Sie mir, was Sie hätten ahnen müssen, Herr Peak-Maude, damit wir bei unserem Gespräch zu einem Ergebnis kommen.«

»Vatikan«, flüsterte der Angesprochene, »Sie sind vom Vatikan geschickt. Sie sind Siccarier, ich hätte es ahnen müssen, aber ich hatte nicht geglaubt, dass es diese Bande ... äh Institution wirklich gibt - das Heilige Offizium zur Bekämpfung der Feinde des Glaubens. Oh ja, ich weiß, was jetzt kommt - die Garrotte, weil ja kein Blut vergossen werden darf. Erst die Letzte Ölung, dann die Garrotte - und wer von Ihnen kann die Generalabsolution erteilen, wenn Sie mich abgemurkst haben?«

»Ich fürchte, Sie sind erliegen einem Missverständnis«, mischte sich Dorkas ein.

»Was denn dann? Ritter von Alexandria, der hohe Orden von Byzanz, der Tempel vom Grab, das heilige Banner vom hohen Gral - wer hat Sie geschickt?«

»*Forza Nobile*«, antwortete Tony Tanner mit einer wahren Grabesstimme.

Peak-Maude fuhr seinen Kopf wieder ein, seine Blicken sprangen unter nervös flatternden Lidern von einem zum anderen.

»Ich wusste, dass das Ärger geben würde«, flüsterte er dann.

Jetzt war zum ersten Mal die Stimme von Jeremy Steele zu hören.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Steele. »Wir sind hier um Sie zu schützen. Nicht wir sind die Gefahr, es sind andere. Und die werden bald hier sein. Wie das so ist, Herr Peak-Maude,

es gibt in dieser Welt nichts umsonst - Sie sagen uns alles, was Sie über die *Forza Nobile* wissen, und wir sorgen dafür, dass Sie dieses Wissen auch weiterhin noch genießen können. Ein anständiges Geschäft.«

Peak-Maude knetete seine Wurstfinger. Man hätte fast glauben können, er trauere der Perspektive, vom MI5 erschossen zu werden, nach.

»Vor einiger Zeit kamen drei Männer hierhin«, begann Peak-Maude dann seine Erzählung.

»Auf welche Weise haben Sie diese Männer kennengelernt?«

»Über das Internet. Ich kommuniziere nur über das Internet. Die drei Männer kamen aus Indien. Wir machten einen genauen Termin aus und ich hinterlegte eine Info über meine Adresse und die Klingel, die sie drücken sollten und den Code, als Erkennungszeichen ...«

»Auch wieder *drei lang, zwei kurz?*«, fragte Steele, der jetzt das Gespräch an sich gezogen hatte.

»Das tut wohl nichts zur Sache, Sir. Ich wechsele die Erkennungszeichen öfter einmal. Es waren also drei Inder, das heißt, zwei waren Inder, beide in Weiß gekleidet. Und der Dritte war eindeutig Europäer ...«

Peak-Maudes Blick wanderte fast zwanghaft erneut zu Tony, setzte sich auf dessen Gesicht fest und glitt wieder ab. Tony Tanner wurde es mulmig. Was sollte das? Was verbarg dieser Kerl? Hatten die anderen diesen Blick bemerkt? Und was dachten sie sich dabei? Steele hatte mit Sicherheit etwas bemerkt, davon war sich Tony überzeugt. Steele entging nichts. Er registrierte alles und lag dabei wie ein lauerndes Krokodil ganz der Oberfläche einer freundlichen Aufmerksamkeit.

»Man lernt nicht einfach so über das Internet Leute kennen, die für einen Besuch um die halbe Welt reisen«, stellte Steele fest, hob seinen Fuß an und ließ ihn einmal weit kreisen, wobei die Knochen vernehmlich knackten.

Die Wurstfinger beruhigten sich und lagen nun nebeneinander auf dem Tisch. *Wie erschossene Würstchen*, dachte Tony und stellte selbst fest, dass diese Beobachtung eher poetisch als realistisch war.

»Es gab da einen Chatroom, der sich mit Konspirologie beschäftigte und da ...«

»Das Thema Konspirologie beschäftigt Sie also auch?«

George Peak-Maude nickte eifrig, wobei sein Drei- oder Vierfachkinn mit leise flappendem Geräusch auseinandergezogen und wieder ziehharmonikaartig zusammengedrückt wurde.

»Ich habe eine Menge Fakten gesammelt, man braucht nur einen Tag im Internet zu sein, um ..., nun, man muss auch wissen, wie, und ich bin ..., aber nicht dass ich etwas gegen die Forza ...«

»Kehren wir bitte zuerst einmal zu den Indern zurück«, entschied Steele freundlich, aber doch so, dass keinerlei Widerspruch denkbar schien. »Diese Inder werden Sie doch nicht einfach mit Verschwörungstheorien derart beeindruckt haben, dass sie um jeden Preis einen tututut-Code auf Ihrem Klingelknopf spielen wollten.«

»Nun ja«, bekannte George Peak-Maude zögernd, »wir kamen zuerst ins Gespräch, sozusagen, und dann konnte ich sozusagen einige Beiträge zu der Diskussion liefern, die sich nicht aus offiziellen Quellen ...«

Die Leichenwürstchenfinger auf dem Tisch zuckten wie Frankensteins Monster, als es vom Stromstoß getroffen wurde, und begannen alsdann, nicht vorhandene Krümel zur Seite zu fegen.

»Sie haben sich also als Hacker eingeführt«, stellte Steele sachlich fest.

Der Kopf von George Peak-Maude versank noch ein wenig tiefer in die Fettwülste, was in Tonys Augen einerseits stark an eine Schildkröte erinnerte, ihn andererseits in seiner Theorie über das Seelenleben dieses Mannes bestätigte.

»Nun ja, ein gewisser Ehrgeiz hat mich ...« Die nachfolgenden Worte von George Peak-Maude wurden zu einem unverständli-

chen Gebrabbel.

»Sie haben sich also als Hacker von Graden eingeführt, und die Herren aus Indien wollten sich hier zu Ihnen begeben, um an Informationen zu kommen, habe ich das so richtig dargestellt?«, fragte Steele und bekam ein verschämtes Kopfnicken als Antwort.

»Hatten Sie schon vor dem Besuch die *Forza Nobile* erwähnt?«, mischte sich Dorkas ein.

»Naja, tut mir leid, aber das hatte ich. Ich erwähnte die *Forza Nobile* aber nur kurz im Zusammenhang mit ... nun ja, ... mit verschiedenen Verschwörungstheorien.«

»Und darauf sind die Inder angesprungen?«

»Ja, das hat sie sofort interessiert.«

»Wie hießen die Inder?«, fragte Tony Tanner plötzlich. Es war eine spontane Frage, die sich selbst aussprach, als er an Indien dachte, genauer an Bombay, genauer an seine Helfer dort.

Peak-Maude schaute ihn nur hilflos an und Tony stellte fest, dass er froh war, keine Antwort zu bekommen. Nachdem er seine eigene Stimme gehört, seine eigene Frage vernommen hatte, überkam ihn sofort Furcht vor der möglichen Antwort. Es war eine instinktive Furcht vor den Dingen, die sich vielleicht zeigen konnten und die er nur vage ahnte.

»Wir haben nur die Namen genutzt, die wir schon zu Beginn im Chatroom genutzt haben. Ich nenne mich *Wonderboy*, und der Inder, mit dem ich kommuniziert habe, nannte sich Yogi Rama.«

»Wie sind Sie auf die *Forza Nobile* gestoßen?«

»Reiner Zufall. Ich bemerkte, dass es eine Reihe gesperrter Seiten gab und da ist mein Ehrgeiz erwacht. Und so kam ich dann auf die E-Mails der Forza.«

Dorkas stöhnte leise auf.

»Die *Forza Nobile* äh, ... wir nutzen also E-Mails?«, vergewisserte er sich.

George Peak-Maude nickte wieder mit dem leise flappenden Geräusch.

»Es gibt ziemlich zahlreiche Botschaften, sie sind wie E-mails, aber sie haben ein eigenes System. Ich kann es nicht in Gänze öffnen oder einsehen. Außerdem habe ich nicht so ganz kapiert, was das alles sollte.«

»Warum nicht?« Das war wieder Jeremy Steele.

»Nun ja, es waren meistens ganz kurze Mitteilungen, Fragen und Antworten. Ich konnte nicht feststellen, worauf sich die ganze Geschichte bezog.«

»Aber Sie werden noch ein paar Dinge in Erinnerung behalten haben.«

»Es ging um irgendein deutsches U-Boot, um irgendwelche Franzosen, Rabbi Kahane, um so was wie den Gral ... was weiß ich, und um einen Abbé, den sie wohl suchen. Es ist alles ein Gemisch aus Politik, militärischem Kram und alten Geschichten ... ach ja, irgendwo war von Saddam und Saladin die Rede, dann spielten sie so eine Art von *Was wäre geschehen wenn*-Spiel. Es gab Dossiers über irgendwelche Personen und Gruppen, meistens ziemlich abgefahrene Literaten und Extremisten. Für mich war das bald ziemlich langweilig.«

»Aber Ihre indischen Kunden ... ich nehme doch an, dass es Kunden waren ...?«

»Nun ja, ich bekam natürlich für meine Arbeit eine gewisse Summe ...«

»Also Kunden. Die Inder fanden das alles aufregender als Sie. Was passierte? Haben Sie denen Zugangscodes gegeben?«

»Nein, nein, ich schwöre, lieber Herr Steele. Ich habe lediglich alles ausgedruckt, was ich irgendwie auf den Bildschirm bekommen konnte. Es war ein ganzer Aktenordner voll. Damit sind sie abgezogen. Übrigens sind das nicht alles Sachen von der *Forza Nobile* gewesen, sondern auch Seiten, die sich wiederum auf die *Forza Nobile* beziehen, also Dossiers über die Sammler von Dossiers, wenn Sie verstehen ...«

»Haben sie erwähnt, warum sie sich für die *Forza Nobile* interessierten?«

»Die Inder? Nein, sie schienen etwas besorgt, dass die *Forza Nobile* das Internet nutzt. Sie fragten mich, ob ich etwas von Suchmaschinen oder von Spidern bemerkt hätten, die vielleicht von der FN eingesetzt werden.«

»Und?«

»Nichts. Aber, nun ja, ich habe meine Rechner auch ganz gut eingepackt. Ich meine, da kommt keiner rein, aber auch sonst habe ich nichts bemerkt.«

»Können Sie uns jetzt einen Blick auf die Botschaften ermöglichen, die Sie, sagen wir, sich *erhackert* haben?«

»Das würde etwas dauern. Die, also, äh, Ihre Leute haben ja gemerkt, dass sie angezapft werden. Also haben sie den Code geändert. Und danach wurde mir das auch zu heiß, und ich habe die Finger davon gelassen.«

»Waren die Leute von der *Forza Nobile* in dieser Hinsicht schnell?«

»Nicht besonders. Ich glaube, es hat sie nicht mal besonders interessiert. Sie scheinen auch nicht so besonders vorsichtig zu sein, ich sage *scheinen*, aber das sind vermutlich nur die Nachrichten, die ganz vorn liegen, und dahinter ist eine Riesenstruktur, die man nur vermuten kann. Da fällt mir ein, dass ich irgendwo noch einen Ausdruck herumfliegen haben müsste. Mir ist gerade die Laserkartusche verreckt, als das Papier herauskam. Also habe ich noch einmal ausgedruckt und den ersten Ausdruck weggeworfen.«

Mit diesen Worten drückte sich George Peak-Maude in die Höhe und schlurfte in den Nebenraum.

Steele folgte ihm auf dem Fuß. Dann kam Little. Tony Tanner und Dorkas blieben einen Moment allein im Esszimmer. Tony fiel erst jetzt auf, dass der Raum ein Fenster hatte.

Allerdings waren die Jalousien herabgelassen und die Gurte, mit denen sie bewegt werden konnten, waren durchgeschnitten.

Dorkas schüttelte den Kopf. Er wirkte enttäuscht.

»Was haben Sie gedacht«, versuchte Tony, ihn aufzumuntern.
»Dass sich Ihre *Forza Nobile* noch mit reitenden Boten Pergamente zukommen lässt? Oder vielleicht einen kleinen Briefdrachen benutzen«

»Unfug, solche pubertären Vorstellungen sind doch wohl eher Ihr Ressort. Ich bin einfach besorgt. Die *Forza Nobile* sammelt Informationen, schafft Verbindungen, erkennt Hintergründe, und daraus entsteht etwas, was ein einfacher Mensch wie ich als Wissen bezeichnen würde. Und allein auf Wissen beruht die Möglichkeit zum Handeln.«

»Na schön - was war das jetzt? Blanker Neid, Ehrfurcht, Bewunderung?«

»Erschrecken wäre das treffende Wort, Herr Tanner, Erschrecken. Stellen Sie sich doch einfach vor, welche Macht darin besteht, seit Jahrhunderten Entwicklungen zu analysieren ... und vielleicht sogar mitzubestimmen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass die *Forza Nobile* ein derartiges Gebilde ist. Obwohl ... wahrscheinlich hatte ich mir die Sache nicht richtig vor Augen geführt. Ich dachte, unter uns gesprochen, an so eine Art von Gelehrtenklub.«

»So klingt es in meinen Ohren auch.«

»Ja, aber ein Gelehrtenklub mit Ambitionen. Und da sei die Frage erlaubt, welche sind es.«

Im Nebenraum raschelte George Peak-Maude auf allen vieren durch leere Chipstüten, brachte leere Erdnussdosen zum Rollen und stand schließlich schnaufend auf, in der Hand ein zerknülltes Papier. Er schaute sich kurz um und reichte es dann Tony.

Es blieb bei einem Versuch, denn Dorkas`Hand schoss blitzartig vor und grapschte nach dem Papierball. Mit seiner Beute machte Dorkas dann einen Ausfallschritt nach hinten, und, als er sich vergewissert hatte, dass ihm keiner den Fang streitig machte, begann er, das Papier umständlich zu glätten. Seine erwartungsfrohe Miene verfinsterte sich, als der die ersten Zeilen überflog.

»Oh, wie unerfreulich, das ist ja Italienisch!«

Trotzdem begann er zu laut zu lesen, betonte die ersten Worte falsch und ungeschickt und gab schließlich auf.

»Herr Tanner, Sie können doch italienisch? Wenn Sie die Güte hätten?«

Tony Tanner hob ironisch abwehrend die Hände.

»Aber nicht doch, ich will Ihnen doch nicht das Recht der ersten Lesung streitig machen, wer bin ich denn, nur an so etwas zu denken?«

Irgendwie war es inzwischen jedem gelungen, irgendwo Platz zu nehmen. Steele lehnte mit überkreuzten Beinen an der Wand, im rechten Winkel zu ihm hockte Dr. Jake Little auf die gleiche Weise, und man hätte nur noch ein Lagerfeuer vor ihnen entzünden müssen, um die Illusion zweier Indianer während der Ruhe auf einer Pirsch zu erwecken.

Little beugte sich zu Steele vor und zischte: »Wir haben nicht alle Zeit der Welt, Mr. Steele, man sollte das hier nach Möglichkeit abkürzen, das wäre mein Rat!«

»Wir sind nicht ohne Grund hier, denke ich«, meinte Steele leise. »Haben wir noch eine Viertelstunde?« Little nickte, wurde aber trotzdem den Eindruck nicht los, dass Steele sich gar nicht verkrümeln wollte, sondern mit fatalistischem Genuss auf das Eintreffen von Feinden wartete, um es ihnen so richtig zu zeigen.

Jeremiah Steele hielt Tony Tanner im Auge. Er war gespannt, ob diesem Reisekaufmann das Italienische lag.

Tony Tanner wartete genüsslich ab, bis Dorkas die gewünschte, ins Rötliche gehende Hautverfärbung zeigte, und nahm sich dann des Papiers an.

Die Buchstaben waren nicht gut zu lesen, teilweise waren es nur noch unleserliche Schatten oder undeutliche Striche. Die Tatsache, dass der Raum lediglich durch zwei, wenn auch große, Bildschirme erhellt wurde, machte alles auch nicht besser, jedenfalls bis Peak-Maude ein überraschend helles Lämpchen anknipste, das er zum Verkabeln benötigte.

»Lesen Sie, los lesen Sie«, forderte Dorkas ungeduldig.

»Dossier ... Merlin Hougefeen ...«, Tony hatte Schwierigkeiten, den Namen auszusprechen. »Geb. ... geboren 1881 in Woudrichem als Jan-Pieter Hougefeen, Vater Büroangestellter, Mutter Näherin, drei Geschwister, schwierige wirtschaftliche Verhältnisse, schlechter Schüler, Neigung zu Einzelgängertum, kein Anschluss an Klassenkameraden, keine Freundschaften, frühes Interesse an religiösen Texten, vor allem solchen aus der mittelalterlichen Mystik und dem asiatischen Kulturkreis, schrieb romantische Gedichte, malte Aquarelle, hasste jede Art von sportlicher Betätigung, vor allem jede Form von Mannschaftssport, liebte einsame Wanderungen und lange Radfahrten, guter Schwimmer, besaß ein selbst gebautes Segelboot, normale Gesundheit, aber Neigung zu nervöser Übererregung, erschreckte eine junge Dame mit einem überfallartigen Liebesgeständnis, was fast zu einem Schulverweis geführt hätte, nachdem sich Verwandte der Angesprochenen beim Direktor beschwert hatten, Schulabschluss 1900, Studium an der Universität Leiden, Studium der ...«

»Was ist, so lesen Sie doch weiter«, herrschte Dorkas Tony an.

»Lesen Sie doch selbst«, antwortete der und hielt Dorkas den unleserlichen Text vor die Nase. Dorkas versuchte sich mit zusammengekniffenen Augen als Entzifferer, rollte einige Worte versuchsweise auf der Zunge und schluckte sie dann wieder herunter.

»Es ist höchst ärgerlich«, klagte er dann. »Gerade aus den Studienfächern hätte man ... na ja, es soll halt nicht sein. Können Sie noch etwas weiters entziffern, Herr Tanner?«

»1902 hält sich H. in München auf, wo er Kontakt zu den Kosmikern um Schuler und Klages bekommt. Erste literarische Versuche, die wenig Erfolg haben. Hat Beziehungen zu ariosophischen, theosophischen und anthroposophischen Kreisen, versucht 1903 in München im Umkreis von Ludwig Derleth und Stefan George einen asketisch-esoterischen Kriegerbund unter

dem Namen *Sanctus Michaelis-Gilde* zu gründen, gewinnt Amalia Stuckenbroich für das Projekt, das von einer äußerst frauenfeindlichen Tendenz getragen wird, sie stellt ihre Villa in Bad Tölz zur Verfügung, im folgenden Jahr scheitert das Projekt, nachdem sich Amalia Stuckenbroich von ihrem Mann getrennt hatte und mit einer rumänischen Opernsängerin namens Valeria Donescu zusammenlebte, was einen gesellschaftlichen Skandal erster Güte hervorrief, zumal Stuckenbroich ihren Ehemann, einen Verehrer und Gönner Alfred Schulers, als *faden, blöden Blondling* bezeichnete und das *wilde Zigeunerblut* ihrer Liebhaberin lobte. H. gerät in eine tiefe Lebenskrise. Er wandert über die Alpen nach Italien, lebt einige Zeit in Venedig und Rom und nimmt anschließend sein unterbrochenes Studium wieder auf. Geldmangel ist sein ständiges Problem. 1911 Promotion bei Ari van Gunnerk in Antwerpen über Einflüsse des Taoismus auf die westliche Geisteswelt. Versuche, seinen Lebensunterhalt im Bereich der Universität zu bestreiten, scheitern. H. lernt 1913 Mareike D. kennen, Heirat 1914, am Tag des deutschen Einmarsches in Belgien. Die Ehe leidet schon bald unter den ständigen wirtschaftlichen Problemen. H. wird Vater zweier Kinder. Geldnot zwingt ihn, sich einen Broterwerb als Angestellter in einer Rotterdamer Importfirma zu suchen. H. leidet unter seiner stupiden Arbeit, die er so schlecht erledigt, dass er sich binnen Kurzem eine neue Stelle suchen muss. H. bekommt Alkoholprobleme. Phasen ständigen Alkoholkonsums wechseln mit Zeiten, in denen er keinen Tropfen anrührt und sich, wie er selbst ausdrückt *völlig in der Strömung befindet*. H. beginnt einige Buchprojekte, die allerdings alle zu keinem Ergebnis führen. 1918 schickt er einem Verleger ein Manuskript, das ohne Kommentar zurückgeschickt wird, worauf H. es in den Ofen wirft und über Monate in tiefe Depressionen verfällt, die seine Tauglichkeit für das Alltagsleben fast vollkommen zerstören. Ehestreitigkeiten sind an der Tagesordnung. H.'s Versuche, seinen Kindern ein guter Vater zu sein, scheitern kläglich. In einem Brief an einen Bekannten klagt er: *Ich*

konnte nicht einmal einen Kanarienvogel halten, weil mir alles Lebendige unter den Händen verstarb. Wie soll ich da Kindern ein Vater und Vorbild sein? 1921 verlässt ihn seine Frau, 1923 wird H. geschieden. Da Mareike inzwischen mit einem anderen Mann, der schon seit langer Zeit ihr Liebhaber war, zusammenlebt, bedeutet die Auflösung der Ehe für H. auch das Ende seiner finanziellen Verpflichtungen. Er stimmt in die Adoption seiner Kinder durch den neuen Ehemann seiner Ex-Frau ein. Dennoch wird H. von dem Gefühl des Scheiterns heimgesucht. Er gibt seine bürgerliche Existenz auf, lebt von Gelegenheitsarbeiten, beginnt ein Studium, das er bald wieder abbricht, verkauft seine gesamten Habseligkeiten, darunter eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, die sein ganzer Stolz war und wandert durch Europa. 1925 mit ... in Berlin, nimmt an den Seancen von Fritz Paulsen teil, ist selbst weder als Medium noch zur Hypnose brauchbar. Teilnehmer an den Privatseminaren von Moische Blumenfeld über Chassidismus und Kabbalismus sowie von Hermann Graf von Bengtstorff über germanisches Kriegerertum und arische Weltgesinnung. H. hält sich mit kleinen Zeitungsartikeln, Theaterkritiken, Kunstbesprechungen über Wasser, lebt in äußerst bescheidenen Verhältnissen, kann sich aber dennoch den Ruf eines eleganten Salonlöwen erarbeiten. Veröffentlicht Artikel in esoterischen Blättern, schafft es, im adonistischen Verlag unter dem Namen Merlin ein Buch über Gnosis und Alchimie zu veröffentlichen ...«

Tony hob den Kopf und rieb sich die Augen. »Bevor Sie mich wieder anmosern, hier steht nichts.«

»Dann haben Sie die Güte, uns das zum Besten zu geben, was da noch steht und uns nicht vorzuschweigen, was da nicht steht«, antwortete der erboste Dorkas.

»Anfang der Dreißigerjahre über Arnold Klanzenhuber, einem Bekannten aus der Zeit der Münchner Kosmiker Kontakt zu Horst von Trattenfurt, der im Auftrag von Heinrich Himmler rassistische und esoterische Forschungen betreibt. 1935-1936 und

1937-1939 mit entsprechenden Forschungsreisen in Tibet und Indien. 1941 im Iran, mit dem Auftrag, über die *arische Rassegemeinschaft* Möglichkeiten der militärischen Kooperation auszuloten. H. wird von einer britischen Agentin namens Maggie T. beim Liebespiel gewürgt und für tot zurückgelassen. Ein Mitglied einer Sufi-Sekte findet ihn und rettet den leblosen H. Anfang 1943 kehrt H. nach Deutschland zurück. ... 1943 von einem SS-Sonderkommando unter Obersturmbannführer Hartung in einem Wald bei Delmenhorst erschossen, 1943 als Kollaborateur von niederländischen Partisanen nahe s'Hertogenbosch in einem Straßengraben ertränkt, 1945 Selbstmord, nachdem er von kanadischen Truppen in der Nähe von Wesel festgenommen worden war, 1945 bei einem Luftangriff auf den Ruhrkessel zu Tode gekommen. ... 1955 Teilnehmer einer Versammlung der ... Nunc scio vere. Das war es dann wohl«, beendete Tony Tanner seine Lesestunde. Er knüllte das Papier wieder zusammen und wollte es gerade auf den Boden werfen, als sich Dorkas auf ihn stürzte und sich des Papierknäuels bemächtigte.

»Wie können Sie nur«, schimpfte Dorkas, »so eine Barbarei.«

»Bitte keine künstliche Aufregung«, konterte Tony, »diese Geschichte von einem Altnazi, der mindestens viermal zu Tode kommt, um dann zehn Jahre nach seinem letzten Ableben wieder auf der Bildfläche zu erscheinen, also ich weiß nicht. Die Niederländer sind ja als harte Knochen bekannt, aber dass einer eine Erschießung und einen Selbstmord überlebt ist eher unwahrscheinlich.«

»Trotzdem, es werden hier genügend Namen genannt, bei denen man ansetzen kann. Obwohl ich zugegebenermaßen noch von keinem etwas gehört habe. Das heißt doch, Stefan George war im Kreis um Verlaine und Mallarmé, womit wir beim Symbolismus wären, natürlich Baudelaire nicht zu vergessen, also Dandytum, Drogen, Dekadenz, überreife Erotik, die Müdigkeit des Westens an sich selbst, sodass wir von hier schnell in jene Kreise der Weisheitssucher geraten, die sich dem Morgenland zuwen-

den, wobei der Orient sich als imaginärer Ort der eigenen Innerlichkeit herauschält, sodass wir hier also bei den esoterischen Klubs wären, die sich auch gerne in die Politik mischten, und zwar, das muss man wohl so sehen, eher auf der sogenannten *rechten* Seite der Politik, soweit sie nicht doch einer anarchistisch-kommunitären Utopie in der Nachfolge Fouriers und Enfantins anhing ...«

Dorkas unterbrach seinen Vortrag und starrte auf das Papierknäuel auf seiner Handfläche, als wäre es eine Kristallkugel, in der er besondere Zeichen erkennen könnte.

»Trotzdem«, sagte er zögernd, »trotzdem ist das alles sehr seltsam. Ein Merlin Hougefeen, der ein ziemlicher Versager gewesen zu sein scheint und viermal umgebracht werden muss. Ich frage mich, was der mit der *Forza Nobile* zu tun hat.«

George Peak-Maude verdrehte besorgt die Augen. Hatten diese Männer nicht anfangs behauptet, sie seien von der *Forza Nobile* - und nun taten sie so, als sei ihnen dieser Merlin unbekannt, ausgerechnet der, auf den sich die meisten der Nachrichten, die er im Internet gefunden hatte, bezog? Er sackte in sich zusammen. Diese Kerle würden ihn doch umbringen, davon war er überzeugt. Obwohl Peak-Maude nicht der Mann war, der beten konnte, formulierte er doch inbrünstig die Bitte an einen unbekanntem Gott, er möge ihm vielleicht jemanden zu Hilfe schicken.

Steele hatte Tony Tanners Übersetzung mit Interesse verfolgt. Tony war wieder in seinem Ansehen gestiegen. Steele sagte: »Da nicht alles wahr sein kann an diesem Papier, muss nichts wahr sein, ich gebe das zu bedenken, Gentlemen!«

»Trotzdem könnte er bei dem Laden eine große Nummer sein, bei all der Aufmerksamkeit, die er so genießt im Web«, mischte sich George Peak-Maude ein. Die Aufregung ließ seine helle Stimme fast schrill klingen. »Ich erinnere mich genau, dass die Nachrichten, die ich ausgedruckt habe, fast alle an einen Merlin

gingen. Und es war ein Merlin, der ständig seine Leute mit Fragen bombardiert hat. Sie sind von der Forza, haben Sie gesagt? Sie haben mich angelogen. Also, wer schickt Sie wirklich?»

»Das ergibt keinen Sinn«, mischte sich nun Steele ein und ignorierte den zeternden Peak-Maude völlig. »Wieso wird ein solches Dossier, das in keiner Weise einen positiven Eindruck hinterlässt von der *Forza Nobile* über einen ihren Leiter erstellt?»

»Weil es vielleicht in dieser obskuren *Forza Nobile* zugeht wie bei uns im Büro. Es gibt mindestens drei Fraktionen, die sich gegenseitig in die Pfanne hauen wollen«, steuerte Tony Tanner seine Lebens- und Berufserfahrung bei.

»Wie könnte sich eine solche Gesellschaft über Jahrhunderte halten, wenn sie sich vor allem mit Intrigen in den eigenen Reihen beschäftigt?«, protestierte Dorkas. »Das ergibt nun wirklich keinen Sinn. Aber ich glaube, ich weiß, wo die Erklärung liegt. Am Ende steht doch *Nunc scio vere*. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass dies Lateinisch ist und *Nun weiß ich wirklich* bedeutet. Ich betone scio, also die Ich-Form. Was darauf hindeutet, dass dieses Ich niemand anderes ist, als Merlin Hougefeen selbst, der hier so eine Art von kritischer Lebensbilanz gezogen hat, in bester stoischer Tradition übrigens.«

»Ich Ihnen eigentlich klar, dass dieser Kerl inzwischen über hundertzwanzig Jahre alt sein müsste? Damit wäre er ja fast rekordverdächtig«, antwortete Tony. »Das ist selbst für einen zähen Holländer, der seinen eigenen Selbstmord überlebt eine Herausforderung. Und wenn ich aus meinen bescheidenen Lateinkenntnissen etwas beitragen kann, also ich meine, man könnte auch übersetzen: Jetzt kenne ich die Wahrheit - im Sinne: Nur ich allein weiß halt, wie es wirklich war.«

»Kann sein, kann sein. Wissen Sie, wie lange diese Dinge schon im Internet schwirren«, verteidigte sich Dorkas.

Wieder mischte sich Peak-Maude ein: »Die Daten der E-Mails lagen nicht länger als ein paar Jahre zurück, einige waren recht aktuell. Aber ich muss wissen, wer Sie schickt, bitte, nun sagen

Sie es doch, meine Herren!«»

»Na gut, dann ist Merlin vielleicht eher ein Titel als eine bestimmte Person? Oder in der *Forza Nobile* kursiert ein Pülverchen, das alten Herrschaften wieder Pepp für ein weiteres Jahrzehnt gibt«, grinste Tony. So langsam konnte er die Sache mit der *Forza Nobile* nicht mehr ernst nehmen.

»Ich unterstelle, dass wir heute zu keinem abschließenden Befund kommen werden«, stellte Dorkas fest und ließ das Papier in seiner Tasche verschwinden. Dann griff er sein Paket, das er zwischenzeitlich abgestellt hatte, und klemmte es sich wieder unter den Arm.

»Da wir gerade beim Thema E-Mails sind«, sagte Steele und deutete auf den Bildschirm, der immer noch einen Balken zeigte, der sich langsam nach rechts schob. Die Festplatte des angeschlossenen Rechners ratterte hörbar, ein grünes Lämpchen flackerte. Steeles Finger schwenkte vom Bildschirm in Richtung auf George Peak-Maude. »Sie terrorisieren Ihre Umwelt mit Spam, liege ich da richtig?«

Der Mund von George Peak-Maude klappte auf, schloss sich wieder, gab dann endgültig den Kampf gegen die Schwerkraft auf und fiel herunter. Schließlich zuckte Peak-Maude die Schultern und deutete ein Kopfnicken an, was schwer zu erkennen war, weil sein Kopf bis zum Ohrläppchen in die Schulter versunken war.

»Ich habe kein kommerzielles Interesse«, flüsterte er. »Es geht mir darum, die Leute aufmerksam zu machen.«

»Na schön. Herr Peak-Maude«, antwortete Steele trocken, »dann schicken Sie mir eine akustische E-Mail und erklären mir, auf was ich aufpassen muss.«

»Auf die große Verschwörung.« George Peak-Maude legte seinen Finger mitten auf den Bildschirm. »Das Internet ist das Netz, in dem wir alle als kleine Fische zappeln. Wissen Sie, wie lange die Börse braucht, um auf irgendein Ereignis zu reagieren? Dreißig Sekunden! Spätestens nach zehn Minuten ist jedes Ereignis in

die Kalkulation einbezogen, und wenn es auch ein Kometeneinschlag in Tokio sein sollte.«

»Schön, und was ist daran so verschwörerisch?«

»Die Geschwindigkeit verdeckt die Realität. Es ist so, als ob Sie mit einem Tiefflieger über den Boden rasen und sich dabei die Landschaft anschauen sollen. Inzwischen erleben wir die Kriege und die Katastrophen in Echtzeit mit. Aber das ist der Trick. Weil wir nicht merken, dass uns das Tempo die Sicht verstellt. Warum kam es 1987 zu einem Börsencrash? Weil in den USA nur noch die Computer handelten. Schließlich mussten sie abgestellt werden, weil sonst die Kurse ins Bodenlose gefallen wären. Aber wer hat in diesen wenigen Minuten wirklich davon profitiert? An der Börse wird kein Geld gewonnen oder verloren, es wechselt nur den Besitzer. Also, wer ist der neue Besitzer der Milliarden?«

»Klingt aufregend. Ist aber völlig nichtssagend.«

Peak-Maude schaute Steele verblüfft an. Dann sammelte er sich und setzte neu an: »Nun gut, vielleicht war ich eben ein wenig zu hochgestochen. Was ich sagen wollte, war, dass heute eine Handvoll Leute, dadurch, dass sie auf einen Knopf ihres Rechners drücken, Dinge in Bewegung setzen können, die so schnell passieren, dass sich diese Leute hinter der Geschwindigkeit verstecken können, weil wir so lange brauchen, um überhaupt zu verstehen, was gerade vor sich geht, dass wir keine Chance haben, den Ereignissen auszuweichen, es sein denn, wir würden selbst durch einen Rechner reagieren. Aber auch das ist ein Trick. Heute zieht jeder Mensch in Nordamerika, Europa, Australien und Japan eine Fährte von elektronischen Daten hinter sich her. Versicherungsdaten, Bestellungen bei Versandhäusern, Nachrichten, die nicht gelöscht wurden. Wir haben fast eine Milliarde Menschen, über die allein aus ihren Daten Persönlichkeitsprofile erstellt werden. Sie hatten vor zwei Jahren Größe 48 und jetzt 52? Sie ernähren sich ungesund, Sie essen zu viel. Sie haben

außerdem Lebenshilfebücher bestellt? Aha, Sie haben sich also aus Frust Ihr Fett angefressen. Oder warum waren Sie in den letzten zwei Jahren alle zwei Wochen in einem bestimmten Hotel? Ihre Ehefrau war nicht bei Ihnen, denn die hatte in einem der fraglichen Zeiträume eine Autopanne und musste Hilfe vom Automobilklub anfordern. Sie haben aber Doppelzimmer bestellt. Und so weiter und so fort. Sagt Ihnen der Name John M. Poindexter etwas? Na? Er ist Admiral, war einmal Sicherheitsberater des US-Präsidenten und leitet jetzt das *Information Awareness Office* des Pentagon. Dieser Mister Poindexter, und fragen Sie mich nicht, woher ich das jetzt weiß, aber es ist einer der Gründe, warum ich zur Nervosität neige, hat ein Programm angeleiert, dem er den Namen *Total Information Awareness* gegeben hat. Dafür will er jährlich 200 Millionen Dollar von der Darpa einsacken. Und er wird sie bekommen, darauf können Sie einen lassen. Also - es ist Poindexter, der Sie schickt?«

»Wer ist Darpa?«

»Also nicht Poindexter. Darpa ist die Abkürzung für *Defence Advanced Research Project Agency*. So, um was geht es bei der Geschichte? Um Rasterfahndung im Internet. Und das bedeutet heute, Zugriff auf 99 Prozent aller Daten, die nicht auf irgendwelchen privaten Festplatten unter der Matratze lagern. Natürlich werden die US-Militärs höflich anfragen, ob sie in diesem oder jenem Staat ihren Kampf gegen den Terrorismus führen dürfen. Aber mal ehrlich, wer glaubt schon, dass die sich tatsächlich daran halten, wenn ihnen irgendein europäischer Polit-Fuzzi die Suche verbietet? Vergessen wir es doch! Wie ist es denn mit Echelon? Da wird doch auch gelauscht, was das Zeug hält, ob das erwünscht ist oder nicht. Und meinen Sie vielleicht, in diesem Augenblick würden die Jungs in Langley oder Cheltenham nicht das Internet durchsuchen und nicht bei jedem Handy-Gesäusel mithören? Die knabbern uns am Ohr, das ist es doch! Welcher Idiot braucht ernsthaft Handys, mit denen er Scheißbilder verschicken kann? Keiner. Aber das ist der nächste Schritt, die

Werbung macht diesen Plattköpfen klar, dass sie unbedingt so ein Teil brauchen, und wissen Sie, wer dabei vor lauter Gier sabbert?

Richtig, unsere Freunde in Langley und Cheltenham, Hand in Hand, die große transatlantische Allianz, George Orwell lässt grüßen! Ist doch klasse, jetzt bekommen die Geheimdienste schon die Bilder mitgeliefert. Und wenn die Bullen sich auf die Suche nach Kinderpornografie machen, dann jubelt jeder, dass man den bösen Onkels auf die Finger haut. Aber wie viel Informationen dabei hängen bleiben, die nichts mit diesen Kinderf... zu tun haben, da fragt keiner nach. Wissen Sie was, ich bin sicher, dass 90 Prozent von allen diesen Schmutzeln Bildern vom Staat ins Netz gestellt werden, damit er vor der eigenen Öffentlichkeit ein Alibi fürs Schnüffeln hat. So ist das. Soso, Sie lesen also ein E-Book? Spannende Geschichte? Was glauben Sie, wie viele Nachrichten darin untergebracht sind, und was Sie damit alles erreicht? Sie werden mit Neugier gefüttert und Sie werden ausgelacht, aber nicht von irgendwem, sondern es geschieht ganz von allein, und wenn man will - husch, dann findet jemand ganz leicht zusammen, wer Sie sind und was Sie tun. Ich sage nur *Projekt Palladium*. Na ja, was ich sagen will - entweder wir klettern wieder alle auf die Bäume oder wir machen uns darauf gefasst, dass Big Brother uns bei jeder Scanner-Kasse im Supermarkt über die Schulter schaut. Und das ist das, was ich Verschwörung nenne! Seid ihr Palladium-Leute? Ich könnte euch nützlich sein? Bitte legt mich nicht um, bitte!«

Nachdem George Peak-Maude geendet hatte, sagte keiner ein Wort. Die Festplatten ratterten und die Ventilatoren rauschten.

»Ich muss jetzt erst einmal unter die Dusche«, beschied George Peak-Maude seinen Zuhörern und schlurft dann, begleitet vom Rascheln leerer Chipstüten ins Bad und schickte neue stumme Gebete um Rettung zum Himmel.

»Ist dieser Herr nun ein Genie oder ein Irrer«, fragte Dorkas

mit leiser Stimme. Steele zuckte die Achseln. »Die Trennlinie ist bekanntlich unscharf. Aber er hat natürlich in gewisser Weise recht. Aber zu uns: Mit Verschwinden ist nichts mehr, oder?« Es klang kriegslüstern.

Little schüttelte hastig den Kopf.

»Zu spät«, sagte er. »Sie halten gerade vor der Tür.«

Steele schob seine Hand unter die Jacke. Es war eine harmlose Bewegung, als würde ein freundlicher Vater nun nach der Brieftasche greifen, um seinem Sohn ein Eis zu spendieren. Aber Steele brachte seine Waffe zum Vorschein.

»Auch gut, dann werden wir die Sache schon hier klarstellen.«

Nur Tony Tanner sah diesen seltsamen Ausdruck von Zufriedenheit, fast von einer boshaften Vorfreude, die etwas Dämonisches hatte. Es war nur ein Moment, dann wechselten Steeles Züge wieder zu der kalten Gelassenheit, die seinen vorherrschenden Eindruck bestimmten. Es ging so schnell, dass sich Tony sofort fragte, ob er sich nicht vielleicht getäuscht hatte.

»Es sind ...«, Little legte seine Handflächen auf das Gesicht, versteckte sich dahinter wie ein verschrecktes Kind. Während er die unmerklichen Impulse empfand, zartes Wispern, das entfernte Ereignisse in seinem Bewusstsein erklingen ließen, drängte sich ihm eine andere Erkenntnis auf. Er wollte sie nicht, er hatte nicht nach ihr verlangt, sie erschreckte ihn, aber er musste sie akzeptieren wie eine Krankheit.

Er spürte den Druck seiner verschwitzten Handflächen auf Wangen, Augenhöhlen und Stirn. Es war seine eigene Hand, er selbst übte diesen Druck aus und er selbst spürte ihn. Es war sein Körper - aber in diesem Körper wurde sich Little nun einer anderen Person bewusst. Oder eher eines anderen Aspektes seiner eigenen Person, als würde er sich selbst unerwartet im Spiegel, aus einer ungewohnten Perspektive betrachten und sich wundern, wer wohl dieser so vertraut scheinende Unbekannte sein mochte. Jeder Aspekt von Little, das wurde ihm nun bewusst, hatte einen anderen Namen. Und noch eins wurde ihm

deutlich. Er hatte es schon seit Langem gewusst, es mit sich herumgetragen wie ein düsteres Geheimnis, und jedes Mal, wenn sich dieses Geheimnis an die Oberfläche drängen wollte, hatte er es panisch verdrängt, hatte es unter einer Art von kindischem *Lalala-ich-höre-dir-lalalalal-nicht-zu-lalala* verschüttet. Und hatte damit seinen eigenen Zustand verschlechtert, ja die Verschlechterung in gewisser Weise sogar als Schutz in Anspruch genommen.

Das hässliche Wort, das Little zu verschreckt hatte, lautete *Schizophrenie*, gerne auch mit dem hübschen Wort *Spaltungsirresein* umschrieben. Jetzt erkannte Little - Jake-John Boo Little - dass er sich vor einem Popanz gefürchtet hatte, vor einer mit wissenschaftlichem Dreschabfall ausgestopften Vogelscheuche. Es war alles ganz einfach, ER musste es nur akzeptieren. ER musste einsehen, dass er Jake Little war, der nervige Pedant, der tagelang über Datenreihen brüten konnte und seine Mitarbeiter mit seinem kleinkarierten Skeptizismus an den Rand der Verzweiflung trieb. Er musste einsehen, dass er ebenfalls John war, ein Name, den ihm eine längst verflossene Freundin gegeben hatte, weil deren letzter Freund ebenfalls Jake hieß und der, wie sie nicht müde wurde zu betonen, *ein totales Voll-Arschloch* gewesen war. John war anders als Jake. Tatsächlich hatte sich John in den Tank gelegt, damals, als seine Odyssee begann, weil Jake dazu der Mumm gefehlt hätte. Aber John hatte auch noch eine andere Eigenschaft, die Jake völlig abging.

John war sensibel, empfindsam - ein bekennendes Weichei, ein Frauenversther der übelsten Sorte, ein williger Sitzpinkler und schamloser Schattenparker. Jetzt war er John, das wurde Little deutlich. Aber damit war die Party im Hause Little ja noch nicht zu Ende, auch wenn der Dritte im Bunde vielleicht zurzeit keine Rolle spielte. Nummer Drei nannte sich Boo - ein Witz unter den Mitarbeitern des Institutes, die ihn heimlich *Doktor Boolittle* nannten, wegen seiner Fähigkeit, mit den Versuchsdelfinen eine

Kommunikation aufzubauen, wobei der Laut »Buh« eine gewisse Rolle spielte.

Diese Erkenntnis, diese wenigen Sekunden, in denen sich Little dessen gewahr wurde, öffnete den Boden unter ihm und ließ ihn in eine schrankenlose Leere stürzen. Und zugleich gab sie ihm die Fähigkeit zu schweben und auf diese Weise die gähnende Leere zu verspotten. Es war alles so einfach, und nur seine Angst hatte ihm diesen Moment der Angst und der Befreiung gleichzeitig erspart und gestohlen.

Vielleicht, so bildete sich der Gedanke in Littles Kopf, schweben wir alle über diesem Abgrund. Vielleicht bemerken die meisten Menschen ihn nur nicht, weil sie mit banaler Dummheit gesegnet sind und den eisigen Hauch aus der Tiefe nicht spüren können. Andere wissen darum und verplempern ihr Leben damit, ihn zu leugnen. Und wieder andere, und zu diesen durfte sich jetzt Little (Jake-John-Boo) zählen, schwebten über der Leere und ähnelten darin vielleicht sogar den Engeln.

»Oh Mann«, sagte Little (John) plötzlich, »das war Mystik, zweiter Teil.«

Steele prüfte seine Waffe. Er warf einen kurzen Seitenblick auf den Amerikaner.

»Was ich gern wissen wollte, war eigentlich etwas anders?« Steele war noch nicht restlos überzeugt, ob Little so etwas wie ein Medium war. Eigentlich passten Leute wie Little nicht in Jeremiah Steeles rationales Weltbild. Aber die letzten Stunden hatten auch in Steele etwas Neues angeregt. Hier lag ein gewaltiges Abenteuer vor ihm, und da musste nicht alles erklärbar sein. Daher lag in seinem Blick, den er Little jetzt zuwarf, etwas Verschwörerisches und Aufforderndes.

Little schwieg und konzentrierte sich.

»Sie kommen in zwei Gruppen. Einmal drei Personen. Es sind die, die uns kennen. Einer konnte in meinen Kopf schauen, aber er benutzt ein anderes Signal. Und dann sind da noch fünf andere. Sie hassen uns, obwohl sie uns nicht kennen. Ich kann ihren

Hass spüren. Es ist, als müsste ich selbst mit den Zähnen knirschen ... Ich, ich bin nicht einmal sicher, ob es wirkliche Menschen sind ...«

Steele nickte. Er würde Little glauben. Aber zunächst musste er ihn beruhigen und ihm die Angst nehmen, so wie damals den jungen und unerfahrenen Warwulf-Boys, die er trainiert hatte, oder wie den Soldaten, die er geführt hatte und die ihm Vertrauen geschenkt hatten. »Solange man Löcher in sie machen kann, soll uns das schnurz sein«, antwortete Steele also, blickte Little dann unversehens ins Gesicht und zwinkerte ihm mit einem blitzschnellen und nur angedeuteten Lidschlag beider Augen zu. Dann beendete er die Inspektion seiner Waffe und schaute auf seine anderen Begleiter.

Little stand ruhig und etwas stolz neben ihm. Der Mann war brauchbar, aber sicherlich nicht dazu, um Gegner auszuschalten. Dorkas? Der klammerte sich an sein Paket fest und wirkte nicht besonders kampfeslustig. Vergiss ihn, dachte sich Steele, aber das hatte er eigentlich schon vorher gewusst. blieb Tony Tanner, der auch alles andere als beglückt aus der Wäsche schaute, aber immerhin so wirkte, als würde er sich nicht im nächsten Moment in die selbige machen.

Im Grunde machte sich Steele keine Sorgen. Acht Gegner bedeuteten keine unlösbare Aufgabe. Zumindest nicht, wenn man die Famagusto 666 mit Steeles selbst gebauter elektronischer Zusatzausrüstung in den Händen hielt, die Waffe, die in völliger Dunkelheit auf die Herztöne des Gegners abgefeuert werden konnte.

Steele musste sich heimlich beglückwünschen, dass er diesen ganzen Elektronikram treu und brav tagtäglich mit sich schleppte, *am Mann*, wie es bei Militär und Warwulf so schön hieß.

»Darf ich mal?«

Steele drehte sich einige Male um die eigene Achse, schloss die Augen und hob dann die Waffe.

»Peng!!« Nach etwa drei Sekunden hatte er den Dauerton im Ohr und hätte das Dorkasche Dasein abrupt beendet, sofern er die Schussautomatik aktiviert gehabt hätte. Befriedigt nickte Steele, und wieder glaubte Tony Tanner, dieses kurze Aufblitzen einer dämonischen Vorfreude auf Kampf zu bemerken. Steele deutete auf ihn.

»Im Prinzip steht unsere Sache nicht einmal schlecht. Wir haben nur das Problem, dass wir in einer Falle sitzen. Wie eine Ratte, würde ich sagen. Wir kommen hier nicht raus, außer durch die Tür.«

»Wir könnten leise die Rollläden öffnen und uns verziehen«, schlug Tony Tanner vor. Er fand sich selbst nicht übermäßig überzeugend. Das Kopfschütteln seitens Steele überraschte ihn also nicht.

»Unser Internet-Verschwörungstheoretiker hat die Gurte durchgeschnitten, außerdem sind die Rollläden seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Selbst wenn wir sie aufkriegten, würde das einen derartigen Lärm machen, dass wir alle Gegner auf uns ziehen würden. Nein, wir müssen durch die Tür raus. Ich nehme an, unsere Kampfpartner (Steele grinste boshaft, als er diese Version politisch korrekter Sprache über die Lippen brachte) sind sich noch nicht sicher, wo wir in dieser Ruine stecken. Das bedeutet, wir können jetzt noch durch die Tür raus und sie draußen erledigen. Also, darf ich bitten? Ich brauche Sie als Ablenkung.«

Tony Tanner spürte, wie sich sein Puls raketenmäßig beschleunigte. Er versuchte, das Zittern seiner Hände zu unterdrücken.

»Ich habe keine Waffe«, sagte er dann, und es klang nicht trotzig.

»Ich habe eine Waffe«, antwortete Steele und betonte dabei das Wort *ich*. »Ich brauche Sie nur zur Ablenkung der Gegner. Seien Sie da, machen Sie manchmal Lärm, aber bleiben Sie schön in Deckung und achten Sie darauf, nicht erwischt zu werden. Ihre Aufgabe ist ziemlich beschissen, Sie spielen den Köder. Aber ich

bin immer in Ihrer Nähe und passe auf.«

Und dann trat Steele vor und schob sein Gesicht ganz nahe an das Gesicht Tony Tanners, sodass Tony das Licht der Monitore als Spiegelung in den stahlblauen Augen Steeles glitzern sah wie ferne kalte Sonnen und das teure Aftershave roch, das Steele benutzte.

»Ein Trost, Tanner: Wenn einer Sie umlegt, dann werde ich das sein«, zischte Jeremy Steele. Und dann lauter: »Die anderen bleiben hier. Verkriechen Sie sich notfalls unter den Tisch oder zu dem Dicken in die Dusche. Los!« Schon sein Tonfall duldete nicht den geringsten Widerspruch.

Eine harte Hand legte sich auf Tonys Schulter und drehte ihn zum Flur. Wie betäubt und doch im Zustand äußerster Anspannung, ging Tony auf die Wohnungstür zu.

Steele lauschte einen Moment.

»Gut«, nickte er dann. »Sie sind noch draußen.«

Unhörbar öffnete er die Tür, steckte die Waffe durch den Spalt und richtete sie in die Dunkelheit.

»Gehen Sie«, befahl er. »Leise bis zur Haustür. Vermeiden Sie auf jeden Fall, in diese Wohnung zurückzukehren. Keine Angst, ich bin immer in Ihrer Nähe.«

»Ich weiß«, antwortete Tony. *Wie oft hat mir dieser verdammte Kerl die Haut gerettet?*, schoss es ihm dann durch den Kopf. Oft genug jedenfalls, um an seine Fähigkeiten auf diesem Gebiet zu vertrauen.

Tonys Füße begannen sich unter ihm zu bewegen und trugen ihn über den Flur bis zur Treppe, dann die Stufen hoch bis zur Eingangstür.

Steeles Hand legte sich wieder auf seine Schulter und stoppte ihn. Einen Augenblick standen beide Männer reglos wie Statuen. Tony versuchte, sich in der Dunkelheit ein Bild seiner Umgebung zu formen. Rechts war die Eingangstür, erkennbar an dem Lichtstreifen, der zwischen Boden und Unterkante durchschim-

merte. Zu seiner Linken war nichts außer Schwärze und dem undefinierbaren Geruch. Aber dort musste eine Treppe sein -'irgendwie' musste da eine Treppe sein.

Tony war so in seine Orientierung vertieft, dass er nichts bemerkte. Aber Jeremy Steele bemerkte etwas. Steele bemerkte die Veränderung an dem Licht, das unter der Tür durchsickerte. Er atmete zischend ein und stieß Tony dann mit einem derben Faustschlag nach links in die Dunkelheit.

Tony stolperte vorwärts, verlor das Gleichgewicht, fiel und konnte sich dann halten, weil er gegen die Treppe stürzte. Hinter ihm krachte die Haustür. Sie wurde aus den Angeln gerissen und flog in den Flur. Steele musste sich mit einem Satz nach hinten retten, sonst wäre er getroffen worden.

Ich bin überrascht worden, dachte Steele, aber ohne Wut, nur es blitzschnell registrierend, es aufnehmend in seinen Erfahrungsschatz mit diesem Feind, *diese Brüder haben mich gelinkt wie einen Anfänger*. Noch während er das dachte, geriet er mit einem Fuß über die oberste Stufe der Kellertreppe und fiel nach hinten. Instinktiv rollte er sich zusammen, zog den Nacken ein, um den Kopf bei einem Aufprall zu schützen. Seine Waffe, die er gegen die Tür gerichtet hatte, schwang mit seinem Arm nach oben. Steele stürzte rückwärts in die Dunkelheit.

»Los, laufen Sie«, schrie er Tony zu. Seine Stimme überschlug sich.

Und Tony lief nicht, aber er kletterte, wie ein von Panik ergriffener Affe, auf allen vieren die Stufen in die Höhe.

Steele hatte Glück. Er prallte auf einen Widerstand, der seinen Sturz aufhielt. Er traf mit einer Schulter auf die Wand. Der Aufprall war heftig, Steele konnte das Knirschen seiner eigenen Knochen und Gelenke deutlich hören, die Schmerzimpulse, die heiß durch seinen Körper fauchten, nahmen ihm fast das Bewusstsein. Aber er konnte sich an der Wand festhalten, und er konnte sich orientieren. Nun wusste er wieder, wo er sich befand.

Sein lauter Schrei hatte zwei Absichten gehabt. Steele wollte Tony Tanner antreiben. Und er wollte die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich lenken. Vor allem die letztgenannte Absicht wurde zu einem vollen Erfolg.

Das Viereck der Tür, das Steele durch seine Position etwas schräg und verzerrt sah, schimmerte in dem matten grauen Licht der Straße. Plötzlich huschten Schatten herbei und verdeckten die müde Helligkeit.

Es waren zwei Männer, und sie hatten diese hässlichen Dinger aus Tschechien, die dazu dienen, viel Lärm zu machen und den Munitionsfabrikanten ein auskömmliches Dasein zu sichern, weil sie mit einem knarrenden Geräusch ihre 40 Patronen innerhalb von einigen Sekunden entleeren können. Die beiden Benutzer der beiden Waffen fanden diese Eigenschaft offensichtlich gut, denn sie nutzten sie zur Gänze aus.

Steele konnte sich nur noch nach vorn werfen, dorthin, wo seiner Berechnung nach der schmale Wandstreifen zwischen Flur und Kellertreppe sein musste. Seine Berechnung war nicht völlig zutreffend, er sprang zu weit und prallte ein weiteres Mal hart auf. Sein kurzes Stöhnen ging in dem Schnarren der Abschüsse und dem Heulen der Querschläger unter. Steele krümmte sich zusammen und verließ sich darauf, dass er im toten Winkel lag. Wenn nicht, dachte er mit grimmigem Sarkasmus, wird das mein Totenwinkel. Während um ihn her die Querschläger jaulten und die Funken, mit denen die Geschosse auf die Wand schlugen, durch die Schwärze sprangen, war Steele völlig ruhig. Er trennte seinen Geist von seinem Körper, er bemerkte die Angst, die einfach, so verständliche, existenzielle Angst, die wie ein Tier in jedem Körper wohnt, aber er ließ sie nicht die Oberhand gewinnen. Steele betrachtete sozusagen aus höherer Perspektive, dass seine Hand zu zittern begann, dass ein Muskel in seinem Augenlid zuckte, dass ihm der Schweiß den Nacken herunterlief.

Im richtigen Moment würde er die abgetrennte Verbindung

schon wieder herstellen.

Der richtige Zeitpunkt kam, als beide Schützen ihre Magazine entleert hatten. Das war ziemlich unprofessionell, sagte sich Steele. Wie konnte man nur so blöde sein, gleichzeitig das Feuer einzustellen, um die Magazine zu wechseln? Jeder Feldweibel hätte im Manöver bei so einer Sache eine Stimmbandfraktur riskiert, und dies zu Recht.

Steele machte den beiden Schützen ihre unverzeihliche Schlamperei bewusst. Während sie noch mit den Ersatzmagazinen hantierten, tauchte er aus dem Kellerabgang auf. Er sah seine Ziele deutlich vor dem Hintergrund des hell schimmernden Türvierecks und feuerte zwei Mal.

Das schwere Kaliber fegte die Opfer von den Beinen und warf sie nach hinten gegen den Eingang. Sie blieben verkrümmt liegen und zwangen den nächsten Angreifer, mit einem Sprung über sie hinweg zu setzen. Als seine Schuhe den Boden berührten, glitt er auf den blutigen Fliesen aus und schlug längelang auf den Boden. Damit hatte Steele nicht gerechnet, und so ging sein Schuss etwas über das Ziel hinweg und zertrümmerte die Wandkacheln. Der Kerl lag jetzt auf dem Boden und rührte sich nicht, und Steele konnte ihn nicht sehen.

Es war Zeit, sein akustisches Zielfindungssystem einzusetzen. Das bittere Grinsen in Jeremy Steeles Gesicht hatte nicht lange Bestand. Sein Gegner lebte, denn er feuerte jetzt auf ihn und zwar ziemlich gut gezielt. Aber dieser Gegner hatte keinen Herzschlag.

Tony Tanner spürte unter seinen Fingern ausgetretene Holzstufen, auf die brüchiges Linoleum genagelt war. Seine Arme und Beine trommelten auf die Treppe und trugen ihn nach oben, während hinter ihm ein Abschussknall in den nächsten überging. Tonys Bewegungen waren nichts als Ausformungen eines blinden Instinktes, der ihn nach oben trug und der ihn vorwärts peitschte, nur fort von der Gefahr.

Seine Hände griffen ins Leere, Tony war auf dem Treppenabsatz angekommen. Bevor seine Beine und Füße das verstanden hatten und reagierten, katapultierten sie ihn in der Haltung eines startenden Flugzeugs weiter, bis er das Gleichgewicht verlor und auf den Bauch plumpste.

Tonys Kinn hatte Grundberührung, vor seinen Augen tanzten muntere Sternlein, die die Situation noch nicht gänzlich verstanden zu haben schienen, sonst hätten sie sich auch schon verzogen. Trotzdem war die Flachlage auf dem stinkenden Boden nicht völlig verkehrt, stellte Tony fest, denn nun heulten die Kugeln über seinen Nacken hinweg, dass er den Luftzug spüren konnte.

Seine lautstarke Landung hatte sowohl übelwollende als auch schwer bewaffnete Mitmenschen aufmerksam gemacht.

Tony drückte den Kopf gegen den Boden, rubbelte mit der Wange über das Linoleum und schob sich bäuchlings vorwärts. Seine Arme und Beine zitterten so stark, dass er sie kaum zu einer kontrollierten Bewegung zwingen konnte. Über ihm platzte das Flurfenster und verteilte seine Glassplitter um ihn herum. Seine Fingerspitzen stießen an boshaft spitze Kanten, das Glas stach durch den Stoff hindurch in seinen Oberschenkel.

Irgendwie schaffte er es dennoch, sich auf dem Treppenabsatz weiterzuarbeiten, das Geländer zu umrunden und die nächste Treppe zu erreichen. Aus den Augenwinkeln sah er die Mündungsblitze und hatte den Eindruck, er würde genau in den Lauf schauen. Es waren drei Männer, die dort unten feuerten. Bevor Tony auch nur eine weitere Regung über sich brachte, musste er sich vorsichtig die Splitter aus den Fingern und dem Bein ziehen. Das Peitschen der Schüsse übertönte sein Stöhnen.

Dann mischte sich ein anderer Knall in das Geknatter, einmal, zweimal, von unten erklang ein Schrei und eine der automatischen Waffen verstummte.

Tony schob sich weiter nach oben, zugleich begann er zu rechnen. Little hatte von acht Gegnern gesprochen, davon hatte Stee-

le drei unschädlich gemacht, blieben weitere fünf. Tony hielt das nach wie vor für ein unfaires Verhältnis.

Seine Überlegungen wurden durch die Kollision mit einem Gegenstand unterbrochen. Es war ein unerfreulich harter Gegenstand, der die Festigkeit seiner Schädelplatte auf die Probe stellte. Tony rutschte zwei Stufen hinunter, raffte sich wieder auf und streckte die Hand aus. Da stand auf dem nächsten Treppenabsatz ein solider Blecheimer. Ein gefüllter solcher, wie Tony inzwischen wusste, denn ein Teil des Inhalts war ihm beim Aufprall in den Nacken geschwappt, und ein weiterer Teil hatte sich dort verteilt, wo jetzt seine Hände und Unterarme lagen. Weiterhin konnte Tony Tanner über den Inhalt des Eimers zu Protokoll geben: Er war flüssig, kalt, stank nach einer Mischung aus Kernseife und Toilette und neigte zum Aufschäumen.

Tief aus seiner Kehle kam ein gefährliches Grollen. Das Schicksal hatte ihm in der letzten Zeit viel abverlangt, aber dieses Gefühl ... dieses Gefühl von nassem, von einer stinkenden Flüssigkeit getränktem Stoff im Nacken brachte ihn an den Rand seiner Schicksalsschlagertauglichkeit. Angetrieben von einem Impuls, der stärker war als alle rationalen Überlegungen, packte Tony Tanner den Eimer (den er nicht *Eimer* nannte, sondern mit einer Reihe von Bezeichnungen bedachte, die an dieser Stelle aus Gründen des guten Geschmacks und der Zensur nicht aufgeführt werden können) und schmiss ihn mit Schwung über das Geländer.

Eine Sekunde später vernahm er einen dumpfen Aufschrei und lautes Poltern. Er hatte, ohne es zu wollen, einen Verfolger erlegt.

Der Gedanke war nicht beruhigend. Die Schießerei hatte aufgehört und war einer tückischen Stille gewichen. Der Eimer scheperte die Stufen hinunter. Dann wieder Stille - eine Stille, so verlogen wie die Samtpfötchen einer Katze, die gleich ihre Krallen ausfahren wird. Schritte, da waren Schritte. Leise und vorsichtig, kaum hörbar, aber es waren Schritte.

Schlussfolgerung: Der Kerl ist immer noch hinter dir her. Der Anfall von Kampfeslust war verschwunden, jetzt fühlte sich Tony Tanner nur wie ein Häuflein Staub vor dem Sauger eines großen kosmischen Hausmädchens. Sobald der Verfolger den Treppenabsatz umrundet hatte, brauchte er nur noch auf die Streukraft einer auf Automatik gestellten und leise bewegten MP zu vertrauen ...

Ein weiter Satz brachte Tony bis an das Ende der Treppe. Schon wollte er der Biegung des Geländers folgen und in das nächste Stockwerk fliehen, als er einen Lichtschimmer bemerkte. Es war ein schmaler, etwas unregelmäßiger heller Streifen, wie er typischerweise unter einer ziemlich alten und verzogenen Tür durchscheint.

In dem Moment, in dem Tony das Licht bemerkte, erklang von unten das Knirschen von Glassplittern unter den Schuhsohlen seines Verfolgers. Ohne weitere Überlegung sprang Tony in Richtung auf die Tür. Zwar hatte er sich nicht vorgenommen zu klopfen. Aber weil er über einen Karton stolperte, der im Dunkeln vor der Tür stand - ebenso tückisch wie der inzwischen ein Stockwerk tiefer befindliche Eimer - geriet sein Eintritt in die fremde Wohnung sowohl dynamisch als auch spektakulär. Tony Tanner prallte im Fallen mit der Schulter gegen die Tür und riss sie mitsamt Angel aus dem Rahmen. Krachend und in einer Staubwolke landete er in dem angrenzenden Zimmer. Beim Versuch, sich durch Abrollen vor dem Sturz zu schützen, geriet er mit den Füßen in einen hochbeinigen Blumenständer und fiel das Möbelstück.

Bevor Tony sich aufrichten konnte, stieg ihm der Geruch in die Nase. Nicht dass ein Tony Tanner selbst Erfahrungen mit diesem Mittel gehabt hatte. Aber durch seine Aufenthalte in Nordafrika, mal abgesehen von einigen Freunde Francines, die sich als Spät-Hippies gerierten, war Tony dieser süßliche Duft wohlbekannt. Er blickte auf und bemerkte fünf Augenpaare, die ihn völlig ver-

huscht, verdattert und milde durch eine bläuliche Wolke angipschten. Es erinnerte ihn ein wenig an seine ersten Begegnungen mit Mathilda, der Kuh des Bauern Harryford, der wiederum über zig Ecken mit Tonys Mutter verwandt war.

Eine Entschuldigung murmelnd, die angesichts der Umstände unzureichend bleiben musste, stand Tony auf und klopfte sich den Staub aus dem Blazer. Er verlor dabei wertvolle Sekunden, konnte aber diesen angelernten Reflex einfach nicht unterdrücken. Während er sich derart in einen zivilisierteren Zustand zu versetzen suchte, nahm er den Anblick des Zimmers auf und konnte, klopfenderweise, ein gewisses Befremden nicht unterdrücken.

Das Mobiliar des Zimmers bestand aus einem riesigen altertümlichen Schrank, dessen altfränkische Würde durch grelle Plakate, mit denen er beklebt war, stark litt. Ansonsten war der Boden mit Blumentöpfen bedeckt, aus denen charakteristische Pflanzen wuchsen.

Die fünf Anwesenden saßen auf Autositzen um einen kleinen runden Tisch. Die blaue Qualmwolke über ihren Köpfen und die riesige Hasch-Tüte, die einer in den Händen hielt, erklärte ihre stoische Gelassenheit. Die fünf Personen boten nicht unbedingt den altersmäßigen Bevölkerungsdurchschnitt. Bei drei von ihnen waren die Gesichter unter zigarrendicken Rasta-Locken und wuscheligen Bärten verdeckt, dennoch war sich Tony sicher, dass sie nicht über zwanzig Jahre alt sein konnten. Bei den restlichen beiden Personen handelte es sich zum einen um einen Herrn im Rentenalter, der mit verschossenem Pullover, Cordhose und Filzpantoffeln das Idealbild eines geruhsamen Lebensabends darstellte. Die Frau neben ihm kam ihm im Alter gleich, nur dass sie rosa Pantoffeln mit Wollpuscheln, einen geblühten Hausfrauenkittel und eine Plastikduschhaube auf dem Kopf trug.

Die Münder der fünf gingen auf und zu, aber kein Laut entflo ihren Lippen, bis sich denn einer der Jüngeren überwand, die

Augen aufriss und ein *Ey, Mann, boah* brabbelte. Danach beugte er sich langsam vor und griff in Zeitlupe die Rauchtüte, um sie sich alsdann zwischen die Zähne zu klemmen.

»Der Herr ist gekommen in all seiner Pracht«, murmelte die alte Dame und rückte ihre Duschhaube zurecht.

»So sei es«, antwortete Tony Tanner würdevoll und stakste an ihnen vorbei. »Weitermachen«, rief er der Gesellschaft über die Schulter zu.

Er stieß die Tür zum nächsten Zimmer auf und befand sich mitten in einem Schlafgemach. Oder besser, er befand sich mitten in einem Matratzenlager zwischen Hanftöpfen.

Ein Fenster stand offen, und von unten hörte Tony zeternde Stimmen.

Ein Blick nach unten zeigte ihm drei Personen, die er nicht kannte und die ihn nicht kannten, die aber dennoch mit seiner Person in engster Beziehung standen.

Herbie Gerrard und Dough Leonard hatten keinerlei Interesse entwickelt, sich aktiv an dem schneidigen Sturmangriff auf das Haus zu beteiligen. Erstens war es nicht ihre Art, in das Feuer eines unbekanntes Gegners zu laufen, und zweitens hatten sie zu viel Erfahrung, um derartige Husarenstücke zu schätzen. Solche Häuser hatten ihrer Erfahrung nach immer Hinterausgänge oder, je nach Sichtweise, Hintereingänge. Nach genau einem solchen suchten Gerrard und Leonard nun. Obwohl sie bei schlechtem Licht durch einen Schuttplatz stapfen mussten, wäre der Job nicht schlecht gewesen, wenn, ja wenn der Zwerg Lalle nicht mit von der Partie gewesen wäre. Er saß auf den Schultern von Dough Leonard, krallte sich in dessen brillantineglänzenden Haaren fest, strampelte mit seinen Beinchen und ließ einen ständigen Strom von Verwünschungen auf die beiden Männer herabprasseln. Dass keiner von beiden und wahrscheinlich nicht einmal Lalle selbst die Flüche verstehen konnte, machte sie noch unheimlicher.

»Scheint alles dicht zu sein«, sagte Herbie Gerrard in diesem

Moment.

»Ja, tote Hose hier hinten«, bestätigte Dough Leonard. »Aber vielleicht machen wir uns einen Weg oder so, was denkst du?«

Lalle riss an Leonards Haaren und kreischte wie ein Papagei. Dough Leonard verstand immerhin so viel, dass der Zwerg nach vorne getragen werden wollte. Er machte sich auf den Weg um das Haus herum.

»Bin gleich wieder da«, sagte er zu Gerrard. Der hatte seine Pistole in der Hand, ging leicht in die Knie und beobachtete aufmerksam die Rückseite des Hauses. Ein Krachen direkt hinter ihm ließ ihn herumfahren. Dann hörte Herbie Gerrard ein leises Rauschen, hob den Kopf und sah für den Bruchteil einer Sekunde das Unterteil eines hanfbewachsenen Blumentopfes, bevor dieser seine Stirn berührte und ihn in einen längeren Zwangsschlaf versetzte.

Als Tony sich seines Treffers sicher sein konnte, wuchtete er die erste Matratze aus dem Fenster, warf die zweite auf die erste und schaffte auch die dritte nach draußen. Er wusste selbst nicht, ob er blitzschnell oder schneckenlangsam gehandelt hatte, wartete jede Sekunde darauf, dass die Tür aufflog und ein Mann mit einer Waffe eindrang, um ihn zu erledigen.

Die Vorstellung war lähmend, aber auch zugleich inspirierend, denn sie half Tony, seine angeborene Abneigung gegen Sprünge aus der ersten Etage zu überwinden. Er mühte sich auf das Fensterbrett, hörte hinter sich ein Geräusch und sprang.

Und es war wie immer. Ob im verdamnten Schulschwimmbad oder im besch... Londoner Süden, es klappte einfach nicht mit Tony Tanners Sprüngen. Er drehte sich in der Luft, kam in Rückenlage und stürzte, mit den Armen wedelnd eine endlose Strecke in eine unbekannt Tiefe. Genug Zeit, um in aller Ruhe darüber nachzudenken, ob die Matratzen richtig lagen und ob er seinen Sprung richtig gezielt hatte.

Tony hatte.

Obwohl ihm der Einschlag in den Federkern alle Luft aus den Lungen rammte, landete er unverletzt und konnte sich zur Seite rollen.

Er kam neben dem bewegungslosen Herbie Gerrard zu liegen und konnte mit einem schnellen Griff dessen Waffe in die Hand bekommen. Tony stellte fest, dass der Griff der Pistole glitschig von Schweiß war. Das Gefühl war unangenehm und überhaupt bedeutete diese Waffe keineswegs eine Beruhigung.

Tony lief gebückt vorwärts und versteckte sich hinter einem verrotteten Eisschrank. Er ging keine Sekunde zu spät in Deckung, denn eben raschelte Dough Leonard um die Hausecke.

»Hey, Herbie, wo steckst du denn, du blöder Arsch?«, rief Leonard. Dass sein Kumpel verschwunden war, machte Leonard unruhig. Überhaupt passte ihm diese ganze Aktion nicht. Zu viel Lärm, zu viele Leute, zu unübersichtlich. Sie sollten verschwinden, entschied Leonard, egal was Mister Moon dazu sagte. Diese fünf Kerle, die ihnen Mister Moon aufs Auge gedrückt hatte, waren derartige Pfeifen, dass die Aktion nur schief gehen konnte. Jetzt hatte er diese kleine Zecke Lalle abgesetzt, und nun war die Zeit für den Abschied gekommen.

Solche Überlegungen schwirrten durch Leonards Kopf und sorgten dafür, dass dieser Profi für einen Moment nicht aufpasste. So konnte es den geschehen, dass ihn eine blitzschnell aufschwingende Kühlschrantür mit der Wucht eines Football-Verteidigers rammte und ihn flachlegte. Bevor Leonard überhaupt mitbekam, was geschah, war ein Schatten über ihm, stemmte einen Fuß auf seine Brust und drückte ihm eine Pistole ins Gesicht.

»Eine falsche Bewegung und ich mache aus deinem Scheißhirn Biodünger!«, zischelte der Schatten. Leonard verharrte in Angststarre, während der Schatten routiniert nach seiner Waffe suchte und sie sofort fand, was kein Wunder war, denn Leonards Jackettbrust beulte sich unter der Masse eines 7,65er Trommelrevolvers.

Der Schatten schwang sich zur Seite und war nun unsichtbar

hinter Leonard. Der konnte nur die wütenden Atemzüge seines Feindes hören.

»Pass auf«, erklang es hinter ihm. »Du nimmst jetzt deinen Kumpel über die Schulter und machst dich vom Acker, dreh dich nicht um, komm nie wieder und danke Gott, dass ich heute schon genügend deiner Sorte geschlachtet habe!«

Leonard wagte kaum zu nicken, stand dann, immer noch halb benommen, auf und wankte zu Herbie Gerrard. Der schlug inzwischen die Augen auf und starrte, nervös blinzeln, in den Nachthimmel.

»Hat alles nicht geklappt, oder so ...«, murmelte er.

Dough Leonard schob seine Arme unter den Achseln des anderen durch und drückte ihn in die Höhe. Dann schwankten die beiden Männer, so schnell sie konnten zwischen dem herumliegenden Schrott zur Straße.

»Noch eins«, brüllte es hinter ihnen her. Die beiden erstarrten zur Salzsäule.

»Eure Schlaghosen sehen von hinten vielleicht so was von echt voll Scheiße aus!«, brüllte Tony Tanner ihnen hinterher und machte sich dann zur anderen Seite aus dem Staub.

Als er vorsichtig um die Hausecke peilte, sah er nur eine Person.

Es war Jeremy Steele, der einen leblosen Körper über die Eingangsstufen ins Haus zog.

»Es war gut, dass Sie diese Kerle abgelenkt haben«, sagte er, als Tony neben ihn trat. »So konnte ich die restlichen zwei locker erledigen.«

Dann öffnete er die Jacke des Toten und untersuchte das Hemd.

»Seltsam«, knurrte Steele.

»Was ist seltsam?«, fragte Tony Tanner. »Die anderen zwei sind übrigens getürmt.«

»Seltsam ist, dass diese Kerle keine Schutzwesten tragen.« Mehr sagte Steele nicht, und so konnte Tony nicht begreifen, mit

welchem Problem sich Steele herumschlug.

Steele hatte bemerkt, dass sein akustisches Zielerfassungssystem bei diesen Gegnern nicht funktionierte. Er konnte keinen Herzschlag hören. Für Steele, der rational dachte, gab es nur eine Erklärung. Diese Kerle mussten neuartige Schutzwesten tragen, deren Kunststofffasern die Herztöne unter die akustische Erfassbarkeit durch das System dämpften.

Aber keiner der fünf Getöteten hatte eine Schutzweste getragen.

Steele richtete sich auf und wischte sich die Stirn.

»Ich lasse die Leichen verschwinden, und Sie gehen schon mal zurück in die Wohnung«, sagte er.

Tony war das nur recht.

Und so kam er gerade in dem Moment in die Wohnung, in dem George Peak-Maude tropfnass dem Badezimmer entstieg.

»Ich hoffe, Sie haben sich in der Zwischenzeit nicht gelangweilt?«, erkundigte sich Peak-Maude demütig. Davon, dass seine Gebete fast erhört worden waren, hatte er nichts mitbekommen.

Tony starrte George Peak-Maude überrascht an. Die Haare des Mannes schlappten in nassen Strähnen auf die Schultern herab. Auch der rotblau karierte Flanellpyjama war nass und klebte am Körper seines Trägers, was äußerst unvorteilhafte Einblicke auf dessen Leibesbeschaffenheit erlaubte.

Peak-Maude bemerkte den erstaunten Blick.

»Ich dusche immer mit Kleidung«, erklärte er. »Das gibt doppelten Nutzen und spart Energie und Material. Äußerste Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde. Nur Geiz macht uns unabhängig vom industriell-medialen Komplex.«

»Industriell-medialer Komplex?«, wiederholte Tony Tanner zögernd.

Peak-Maudes missionarischer Eifer war geweckt.

»Wieso sprechen Sie ein Fragezeichen? Natürlich, das sind die Leute, die uns beherrschen. Früher war es vielleicht der industriell-militärische Komplex, aber das ist Schnee vom vergangenen Jahr. Heute bringt ein Dauerlutscher, den man überall auf der Welt kariesgeplagten Blagen verscherbeln kann, mehr Knete als ein Staatsauftrag für hundert Kampffjets. Und der Staatsauftrag kommt sowieso. Weil das alles eine Frage von Einfluss ist. Geld ist gar nicht die Frage. Was kümmert diese Leute im Hintergrund Geld? Ha? Sie sind es doch selbst, die das Geld drucken. Das Geld, das wir für ihren überflüssigen Kram ausgeben, haben uns diese Leute doch vorher erst gegeben. Nein, was wichtig ist, ist der Einfluss. Und der kommt durch Dauerlutscher oder durch Fraß für Köter und Katzen, den man sorgfältig in Aluminium verpackt und mit Vitaminen aufgemotzt hat. Und natürlich mit diesem und jenem, das die blöden Viecher süchtig macht.« Peak-Maude schnorkste verächtlich.

»Das ist überhaupt in allem drin. Sie glauben, wir reden hier über Marketing, damit man den Konsumdeppen so richtig in ihre hohle Rübe hämmert, was sie zu essen, zu kaufen, welche Musik sie zu hören und welche Klamotten sie zu tragen haben, weil irgendeine Schwuchtel von Filmstar angeblich dasselbe frisst, kauft, hört und trägt? Scheiße Mann, wir reden nicht über Marketing. Wir reden über den industriell-medialen Komplex. Über die Leute, die die Bilder beherrschen und die Dinge, die auf den Bildern abgebildet sind.«

George Peak-Maude wollte zu einem weiteren Erklärungsschwall ansetzen, verschluckte sich aber am eigenen Speichel und brach in bellendes Husten aus. Wellen von Erschütterungen liefen schwabbelnd durch seinen Körper, sein Kopf lief so rot an, dass es selbst bei dem Dämmerlicht im Raum gefährlich aussah.

Dorkas fasste sich ein Herz, legte sein Paket auf den einzigen vorhandenen Stuhl und begann, beidhändig auf den Rücken von Peak-Maude zu klopfen. Es klatschte ungefähr so, als würde in

einer großen Halle ein nasser Karpfen geohrfeigt.

Peak-Maude glaubte, dass jetzt seine letzte Stunde geschlagen hatte und vermeinte die Hände von Dorkas wie Messer in sein Inneres fahren. Jäh verfiel er in eine Starre und war von seinem Hustenanfall geheilt. Einen Moment lang glaubten die anderen, der dicke Internet-Spezialist sei erstickt, aber er schniefte demütig und in Erwartung des Todesstoßes. Dorkas begriff das, beugte sich zu George Peak-Maude herab und versicherte ihm, bei ihnen sei er so sicher wie in Abrahams Schoß und habe rein gar nichts zu befürchten. Peak-Maude glaubte ihm sofort. Nicht nur deshalb, weil man gute Nachrichten nur allzu rasch und gern glaubt, sondern auch weil er Vertrauen zu Dorkas gefunden hatte: Ein so dicker Mensch konnte einfach nicht schlecht sein. Also erholte er sich rasch von seinem Schrecken und holte tief Luft, um möglichst bald - natürlich jetzt aus lauter dienstfertiger Dankbarkeit für sein geschenktes Leben - weiterzuplappern.

Um einer weiteren Erläuterung der weltweiten Verschwörungsgespinnste zuvorzukommen, fragte Tony Tanner, ob er sich im Bad die Hände sauber machen könne. Zum Beweis seiner lauterer Absichten zeigte er seine verschmutzten Finger.

»Bitte«, antwortete Peak-Maude. »Aber seien Sie sparsam mit der Seife und lassen Sie nur das Wasser laufen, wenn Sie Ihre Hände auch wirklich unter dem Strahl haben. Glauben Sie mir, der Verzicht auf die Wohltaten des industriell-medialen Komplexes ist für die heutige Zeit die wahre subversive Tätigkeit. Das ist die wahre Guerilla. Meinen Sie vielleicht, ich könnte nicht auch ohne Klamotten duschen? Doch, könnte ich, habe ich gelernt. Aber ich tue es nicht, weil nur ...«

»Vielen Dank«, sagte Tony und entschwand ins Bad.

Er kümmerte sich einen feuchten Dreck um die Anweisungen seines *Gastgebers*. Peak-Maude lagerte zwar viele Behälter, in denen einmal Waschmittel gewesen waren, zurzeit hatte aber ein schon ziemlich abgemagertes Stück Kernseife das absolute Monopol im Bad.

Tony betrachtete die Seife misstrauisch und stellte sich vor, wie sich George Peak-Maude, im rotblau karierten Flanellpyjama unter der Dusche stehend, damit in einem Gang Haare, Korpus und Kleidung säuberte. Natürlich putzte sich Peak-Maude damit auch die Zähne und nutzte die Seifenlauge als Mundwasser. Schon bei dem bloßen Gedanken bemerkte Tony einen bitteren Geschmack in seinem Mund.

Sorgfältig wusch er sich die Hände und wechselte gedanklich das Thema. Hatte er alles richtig gemacht? Er hatte. Sicherlich hatte er. Na klar, guter Junge, Tony!

Nachdem er die beiden Pistolen sorgfältig von allen Fingerabdrücken gereinigt hatte, hatte er sie vergraben und einen alten Kühlschranks über die Stelle gekippt.

Unter der schalen Zufriedenheit lauerte etwas anderes. Tony betrachtete seine Fingernägel, unter denen schwarze Schmutzränder schimmerten. Natürlich hatte George Peak-Maude, der Kenner aller Verschwörungen, seit ein jüdischer Obsthändler und ein islamistisches Reptil die ersten Menschen um ihre Immobilie gebracht hatten, keine verdammte Nagelbürste in seinem beschissenen Badezimmer.

Mit einem resignierenden Prusten begann Tony, sich mühsam die Fingernägel mit den Fingernägeln zu reinigen. Der Versuch musste im Ansatz scheitern, aber Tony Tanner war es sich schuldig, ihn gemacht zu haben.

Er rammte sich schmerzhaft den zu lang geratenen Fingernagel in das Fleisch, fuhr zischend auf und lief im Bad hin und her. Langsam, und trotz dieses scharfen Schmerzes, fiel die Erregung der letzten Minuten von ihm ab.

Seine Stimmung bröckelte wie schadhafter Lack. Er stand zwar immer noch in diesem Badezimmer - und er hatte den Wasserhahn so weit aufgedreht, wie er konnte - aber erst jetzt sickerten die Bilder und Geschehnisse in sein Bewusstsein. Jetzt gab es nicht mehr diese Schutzdecke aus Adrenalin, an der alles ab-

prallte. Jetzt kam es wirklich und stellte sich vor ihn und sagte *Du, ich bin das, was geschehen ist - und jetzt werde mit mir fertig!*

Plötzlich waren der Schmerz in seinem Finger und das Pochen in seinem rechten Arm, das sich wieder einstellte, geradezu wohltuend. Es lenkte ihn ab, es war seine Entschuldigung *Tut mir höchstgradigst leid, Erinnerung, aber ich kann mich jetzt nicht um dich kümmern, Du verstehst, mein Arm tut ja sooooo weh, also bis irgendwann dann einmal, tschüssi.*

Aber die Methode versagte. Egal was Tony Tanner dachte, was er sich sagte, was er sah, es schob sich ein Gesicht in sein Bewusstsein. Er erinnerte sich an den Kerl, den er vorhin kurz auf der Treppe gesehen hatte, nachdem Steele ihn kalt gemacht hatte und ihn für einen Moment mit seiner Maglite anleuchtete. Ein kalkweißes Männergesicht mit weit aufgerissenen Toten Augen, die sich starr und blicklos in eine andere Welt richteten, mit einer Stirn, in der ein kleines, von dunkel krustigem Blut umkränzt Loch war, und aus dem Loch war ein Blutfaden über die Stirn gelaufen, an der Nasenwurzel entlang und über die Wange und hatte sich in dem unrasierten Kinn verloren, und der Mund des Mannes stand offen, entließ einen stummen Schrei, der glasklar und glashart im Bewusstsein des Betrachters erklang und endlos nachhallte. Der Tote fletschte die Zähne, zugleich wütend und hilflos, biss förmlich in die lebendige Wirklichkeit, aus der er gewaltsam gerissen worden war.

Die Zähne ... Tony Tanner porkelte wieder unter seinem Daumnagel ... die Zähne ... Ja, sie schienen seltsam spitz zu sein, raubtierartig, wölfisch, so als wären sie künstlich abgeschliffen worden. Bestimmt hatte er nicht richtig hingeschaut. Bestimmt erinnerte er sich falsch. Endlich - dieses lästige Stückchen Dreck löste sich, und zumindest der linke Daumnagel sah einigermaßen zivilisiert aus.

Wie bitte? Was sagt diese lästige Stimme im Hinterkopf? Na gut, er hatte sich nicht geirrt, die blöden Zähne waren ungewöhnlich spitz, aber, bei allen Teufeln, es gab genug Freaks in

der Themsemetropole, die sich ihre Beißerchen abschleifen ließen, weil sie das cool oder wasweiß-ich-auch-immer fanden. Schön, können wir jetzt bitte zum nächsten Punkt übergehen, warum sollte er sich so lange mit dem Beißwerkzeug eines Unbekannten aufhalten, dessen einzige Beziehung zu ihm, Tony Tanner, darin bestand, dass Ersterer Letzteren umbringen wollte?

Trotzdem, die Vorstellung ließ Tony nicht los. Er sollte Dorkas davon in Kenntnis setzen. Aber, wenn es etwas gab, wovon man Dorkas in Kenntnis setzen sollte, dann durfte es nicht normal, nicht gewöhnlich, nicht natürlich, nicht gesund sein.

Tony Tanner schluckte. Unwillkürlich begann er zu zittern. Wahrhaftig, dieser Tote hatte versucht, ihn umzubringen.

Für einen Moment lag Tony wieder auf dem Treppenabsatz, versuchte in der Dunkelheit zu verschwinden und kam sich doch vor, als würde er wie ein Turm in die Luft ragen, während die Kugeln über ihn hinwegjaulten und er auf den Treffer wartete, auf den Aufprall, den jähen Moment des Schmerzes, die unwiderlegliche Erkenntnis, dass es nun passiert war, den Beweis, dass es nun zu Ende ging, und so wie er dort auf dem muffigen Linoleum lag, hatte er förmlich gespürt, wie sich die Kugel durch sein Fleisch fraß, wenn in diesem Augenblick noch nicht, dann doch im nächsten und im nächsten und im nächsten ...

Es war nicht leicht, sich dieser Tatsache zu stellen: *Wertes Über-Ich, zwar ist es mir nicht neu, dass jemand den kleinen Tony Tanner in eine bessere, wenn auch weithin geheimnisvolle Welt schicken will, aber ich werde mich wohl nie dran gewöhnen, sorry, man verzeihe mir diese sozial illusionäre Marotte, schließlich kann ich nicht jedem, dem ich begegne, zuerst die Frage stellen, ob er zufälligerweise zu denen gehört, die mich umlegen wollen. Oder vielleicht wäre es einfacher, im Gegenteil zu fragen, ob er zu der winzigen Minderheit gehört, die selbiges nicht im Sinn hat.*

Tony hörte seine eigene murmelnde Stimme und verstummte. So langsam wirst Du tüttelig, alter Knabe, dachte er und sorgte

dafür, dass er es wirklich nur dachte. Apropos *alter Knabe* - der Kerl, der ihm aus dem Spiegel entgegenschaute, zeigte deutliche Abnutzungsspuren. Das aufregende Leben eines Superhelden hinterließ erste Knitter im holden Antlitz des Tony Tanner. Nach dieser Feststellung drängte sich ein anderer Gedanke auf, nein, eher eine Vorstellung, nein, eher eine Filmszene, in der abwechselnd Francine oder Lucille Chaudieu ihn entsetzt anstarrten, dann verlegen lächelten und ihm damit jenseits aller Zweifel zu verstehen gaben, dass er als alter Bock bei ihnen verschissen hatte, und zwar bis zur nächsten Eiszeit ...

Jetzt war aber Schluss! Tony Tanner steckte den Kopf unter den munter sprudelnden Wasserhahn und ließ sich die lauwarmer Flüssigkeit über die Schläfen rinnen. Bitte nicht jetzt auch noch so eine *Bin ich schön für dich?*-Kiste. Verdammter Weiberkram. Tony Tanner, reiß dich gefälligst am Riemen! Oder sollte er vielleicht wie eine alternde Tunte zu Dorkas wackeln und ihm sagen: Ich steige aus, die ganze Sache schadet meinem Teint?

Nein, das konnte er nicht. Er konnte nicht *aussteigen*. Männer von der Mafia konnten aussteigen. Aber nicht er. Er war in dieser Geschichte drin wie ein Schmutzlappen in der Vollwäsche.

Und wenn sich *diese Geschichte* auch zu einem tumorösen Albtraum auswucherte, zu einem unerklärten Krieg, dann änderte dies nichts daran, dass der Schmutzlappen Tony Tanner irgendwann auch noch das Schleudern mit hoher Drehzahl zu überstehen hatte.

Soweit das tägliche Abjammern, sagte er sich und bemühte sich um ein sarkastisches Grinsen.

Frisch auf, Tony, kümmere dich um die Fakten!

Ja, die Fakten. Da war etwas, das ihn störte. Steele hatte von fünf Gegnern gesprochen, Tony selbst hatte zwei Mode-Idioten auf den Heimweg geschickt. Aber Little hatte acht Gegner erwähnt. Und fünf plus zwei waren immer noch ...

Der Lärm, der durch die Tür drang, machte jede weitere Rech-

nung überflüssig.

Während Tony Tanner sich im Badezimmer aufhielt, zeigte George Peak-Maude zunehmende Zeichen von Nervosität. Er begann hin- und herzuschlurfen, lauschte auf das beständige Rauschen des fließenden Wassers und brach schließlich in Hüsteln aus, mit dem er Dorkas und Little auf die skandalöse Verschwendung aufmerksam zu machen gedachte, die in diesen Sekunden stattfand.

»Ruhe bitte!« Dorkas machte eine ungeduldige Handbewegung und unterbrach abrupt das Peak-Maudsche Öko-Räuspern. Alle drei lauschten. Unter dem Rauschen der Ventilatoren und dem Rattern der Festplatten war ein Rascheln zu hören.

Jemand lief durch die Fußbodenbedeckung aus Chipstüten. Steele, dachte Dorkas und erstarrte vor Furcht. Denn der Gedanke war nichts als ein ungedeckter Scheck auf eine Hoffnung. Aber Steele würde nie derart heranrauschen. Nicht so hastig, nicht so hektisch, nicht so ...

Ein furchtsamer Blick zu Little ... aber Little zeigte ein beruhigendes Lächeln, und so entspannte sich auch Dorkas wieder.

Es gab keine Gefahr. Little hörte das Summen der Alltäglichkeit, er schloss die Augen und sah einen sonnenbeschieneenen Garten, in dem die Vöglein zwitscherten.

Durch die Tür rannte eine untersetzte Gestalt, ein kleines, seltsam hoppelndes Etwas, und stürzte sich auf den Stuhl.

Bevor einer der drei überhaupt die Situation erfassen konnte, hatte die Gestalt nach dem Paket gegriffen und es an sich gerissen.

Danach wollte der freche Dieb abdrehen und aus dem Zimmer fliehen. Er hatte das Gewicht seiner Beute jedoch unterschätzt, stand nun wankend, die Finger um das Paket gekrallt und stieß ein wütendes Zischen aus.

Lalles Gesicht war zur absurden Fratze verzerrt, aus seinem Mund quollen Laute, die trotz ihrer Unverständlichkeit als Flüche erkennbar waren, sodass es allen kalt den Rücken herabrie-

selte.

Der Zwerg reichte allen anderen Anwesenden kaum zum Gürtel, aber seine kochende Wut machte ihn unangreifbarer als einen Kampfhund im Hühnerhof.

»Das gehört mir«, sagte Dorkas mit geradezu rührender Hilflosigkeit und sah, dass er dabei den Finger aufgehoben hatte wie ein Pennäler im dritten Schuljahr. Ein kehliges Zischen bildete die Antwort. Lalle funkelte Dorkas bitterböse an und stakste dann zur Tür. Eingehüllt in den roten Mantel seiner Wut und seiner Gier wusste er sich sicher.

Währenddessen lehnte Little an der Wand, glotzte mit hängendem Kiefer auf das Geschehen und knetete nervös seine Hosennähte. Eine Veränderung ging in ihm vor.

Da das Wesen dieser Veränderung zur Erklärung der nun zu schildernden Aktionen und Reaktionen notwendig ist, sei an dieser Stelle ein kurzer Exkurs erlaubt.

Das Drama von John/Jake/Boo Little.

1. Akt, 1. Szene, 1. Aufzug

John Little sitzt in der Mitte eines kahlen Raumes an einem Tisch, den Kopf in die Hände gestützt.

John: »Oh schnöde Welt, voll Wirrnis und Verwitterung, geknüpft aus tausend Fäden, spinnenfein, verzauberst mich durch falsches Sein und wahren Schein wirfst tief mich in die Hölle der Verbitterung. Gelähmt bin ich, ein schwankend Schiff, umtost von grauser Brandung allerwärts, dass mir die Furcht mit Totenfingern greift, ans Herz denn führerlos treib ich zum Felsenriff!«

Auftritt Jake Little

Jake: »Jo, Mann, hier komme ich, der Großpedant. Jo, Mann, du hast nichts mehr im Griff, du fährst die Sache an die Wand. Lass mich, ich kenn jeden Kniff, ich nehm' die Sache in die Klauen.«

Auftritt Boo Little

Boo: »Wenn ich vielleicht auch noch mal was sa...«

John und Jake (gemeinsam): »Verschwinde, du stinkst.«

Abtritt Boo Little

John: »Was willst du denn hier, du Erbsenzähler?«

Jake: »Bleib locker, Mann. Der Zwerg hat dich gelinkt, Mann, gib doch zu!«

John: »Kann doch vorkommen. Das ist noch lange kein Grund, dich hier blicken zu lassen.«

Jake: »Darf ich mal kurz und heftig lachen? Pass auf Kumpel, du stehst doch nur herum wie ein Hampelmann auf Speed.«

John: »Bitte keine Unverschämtheiten!«

Jake: »Nicht ablenken, Alter. Du hast deinen Spaß gehabt! Jetzt gehe ich mal auf Sendung!«

Auftritt Boo Little

Boo: »Wenn ich vielleicht auch noch mal was sa...«

John und Jake (gemeinsam): »Geh dir ein Ei backen, wir brauchen Ruhe!«

Abtritt Boo Little

John: »Ich kenne dich doch. Einmal am Ruder gibst du doch nur wieder den Obermacker! Und ich sitze wieder in meiner Kammer und muss Terror machen, damit du mich rauslässt!«

Jake: »Mann, Alter, du bist ja so was von nachtragend! Du warst doch derjenige, der hier den Brandstifter gespielt hat. Wenn's nach mir gegangen wäre, dann wäre unser gemeinsames Leben sowieso anders gelaufen.«

John: »Jaja. Bloß nicht wieder diese Leier!

Jake: »Hab ich recht oder hab ich recht?«

Auftritt Boo Little

Boo: »Wenn ich vielleicht auch noch mal was sa...«

John und Jake (gemeinsam): »Verpiss dich!«
Abtritt Boo Little

Jake: »Lass uns einfach wie vernünftige Leute darüber reden. Wir haben doch beide dazugelernt.«

John: »Haben wir?«

Jake: »Komm, sei kein Stiesel, Alter! Hey, wir haben beide unsere Defizite und unsere Fähigkeiten. Gemeinsam sind wir stark.«

John: »Und Du sperrst mich nicht wieder in diese enge Kammer, wenn ich dich jetzt ranlasse?«

Jake: »Versprochen. Hier meine Hand und meine Umarmung, Bruder.«

John und Jake umarmen sich.

Vorhang.

Nach einer kurzen Pause tritt Boo vor den Vorhang.

Boo: »Ist hier vielleicht zufällig ein Delfin im Saal?«

Ende des Exkurses

Als Ergebnis seiner innerwärtigen Umpolung schnappte sich Little blitzartig den Stuhl, erfasste die Lehne, setzte den Fuß von hinten an die Sitzfläche, gab Druck - und ließ den Stuhl los. Bevor noch George Peak-Maude seinem Protest Ausdruck verleihen konnte, schoss der Stuhl vorwärts, traf den Zwerg und warf ihn um.

»Touché!«, rief Little.

Dorkas sorgte für das erfolgreiche Ende des dramatischen Kampfes, indem er sich kurzerhand auf den Rücken des Zwerges setzte. Lalle strampelte mit den Beinen und fuchtelte mit den Armen, war aber trotz aller Anstrengungen wie am Boden festgeschweißt. Dorkas ergriff sein Paket, untersuchte es kurz, und nahm es dann väterlich in beide Arme.

Tony Tanner und Steele tauchten gleichzeitig auf.

»Sie haben das Wasser aber ...«, begann Peak-Maude maulend und verstummte dann unter dem eiskalten Blick Steeles.

Der half Dorkas in die Höhe. Sofort unternahm Lalle einen weiteren Fluchtversuch, der ebenso vergeblich war, weil Steele ihm die Beine unter dem Leib wegtrat. Dann schnappte er sich den Zwerg und hob ihm am Kragen hoch.

Am ausgestreckten Arm hing Lalle wie an einem Kranhaken, strampelte, schlug um sich und kreischte lauthals.

Steele betrachtete sein Opfer eine Weile. Dann sagte er knapp: »Gehen wir!«

Er klemmte sich den Zwerg unter den Arm und verließ die Wohnung. Die anderen folgten ihm.

Auf der Straße legte Steele eine Hand um den Hals seines wie am Spieß brüllenden Opfers und drückte zu. Lalles Strampeln steigerte sich zu infernalischer Wut, in einem letzten Aufbäumen schlug er um sich, bleckte die Zähne und zischte Speichel spuckend wie eine gereizte Kobra. Dann wurden seine Glieder schlaff und ein glasiger Hauch bedeckte seine Augen. Aber er hielt wenigstens die Klappe, so dachte jedenfalls Little, in dem sich jetzt ein Wesenszug namens Mitleid mit einem anderen namens Triumph kabbelte.

Genau dieses *Klapphalten* hatte Steele mit eiskalter Gelassenheit abgewartet. Er setzte den Zwerg ab und wartete, bis mit den ersten röchelnden Atemzügen dessen Bewusstsein schrittweise wiederkam.

Langsam beugte sich Steele herab. Der Zwerg starrte in das Gesicht des Mannes und begann mit leisem Winseln rückwärts zu rutschen.

»Pass auf, du ganz übler Charakter«, flüsterte Steele. »Egal, wer dich geschickt hat - sag deinem Boss, dass er uns in Ruhe lassen soll, sonst bekommt er exakt dieselbe Kurpackung, die seine Leute bekommen haben. Kannst du ihm das mitteilen, bit-

te?«

Lalle sprang wortlos auf und begann, anfangs etwas torkelig, die Straße hinab zu rennen. Mit seinen hoppelnden Bewegungen wirkte er wie ein Spielzeug aus einem Horrorfilm.

Steele wandte sich an George Peak-Maude, der eben staunend auf die Straße trat.

»Was ist?«

»Ich hatte nicht gedacht, dass es dunkel ist«, antwortete Peak-Maude. »Ich war der Meinung, wir hätten zwei Uhr Mittag und es wäre Winter ..., und, äh, was riecht hier so?«

»Frische Luft, vermute ich. Sie waren lange nicht mehr draußen ...«

»Seit Jahren. Ich wollte kein Risiko eingehen.«

»Genau dieses Risiko werden Sie aber eingehen, wenn Sie hier bleiben«, beendete Steele die Unterhaltung.

Nachdem Peak-Maude die Einschüsse an den Flurwänden gesehen hatte, bedurfte es keiner weiteren Überredungskunst, um ihn zum Umzug zu bewegen.

Mit einem Blick auf die Uhr entschied Steele, dass noch genügend Zeit blieb, Peak-Maude in einer seiner Wohnungen unterzubringen.

Der eigentliche Umzug bestand dann darin, einige Anschlüsse auszustöpseln, Rechner und Monitore zu schultern und einen Stuhl die Treppe hinaufzutragen.

Als alles verstaut war, zuckte Peak-Maude plötzlich zusammen.

»Mein Gott, das hätte ich fast vergessen«, rief er aus und patschte barfuß noch einmal zurück in seine Wohnung.

Als er kurz darauf wieder zurückkam, beulte ein merklich geschrumpftes Stück Kernseife die Tasche seines rotblau karierten und immer noch feuchten Pyjamas aus.

»Werden sich Ihre Mitbewohner nicht wundern, wenn Sie plötzlich verschwunden sind?«, fragte Tony.

»Mitbewohner?« Peak-Maude schüttelte den Kopf. »In dieser Bude wohnt nur noch ein uraltes Ehepaar, das ab und zu Besuch von seinen Enkeln bekommt. Denen ist alles egal.«

Diese Beurteilung deckte sich Tonys eigenen Erfahrungen.

Dorkas umklammerte sein Paket und drehte den Kopf, als George Peak-Maudes Ex-Behausung langsam hinter ihnen verschwand. Der gediegene Aufenthaltsraum des Bentley nahm sie auf wie das Foyer eines exklusiven Hotels und verbreitete die beruhigende Gewissheit, dass die böse Welt vor den schallisolierten Scheiben bleiben musste.

»Mich wundert, dass es hier keinen Aufruhr gegeben hat. Schließlich waren wir doch ein wenig laut, zumindest für diese Nachtzeit, meine ich.«

»In dieser Gegend gibt es vermutlich diese oder jene Jugendgang«, antwortete Steele auf Dorkas Bemerkung. »Die Leute haben gemerkt, dass es besser ist, bei manchen Geräuschen die Decke über die Ohren zu ziehen und auf Durchzug zu schalten.«

»Wie praktisch!«

»Praktisch?«, mischte sich George Peak-Maude vor Empörung schnaubend ein. Er thronte wie ein Buddha zwischen Dorkas und Little auf dem Rücksitz.

Tony wunderte sich ein wenig über Steeles Gelassenheit, mit der er akzeptierte, dass der ebenso feuchte wie breite Hintern von George Peak-Maude das Conolly-Sitzleder des Bentley ruinierte.

»Ein deutliches Zeichen für den Zusammenbruch des Systems«, fauchte Peak-Maude. »Wahrscheinlich ist die gesamte Bewohnerschaft durch Gehirnwäsche beeinflusst. Dieses ganze Popmusikgedudel ist doch nichts anderes als akustische Überdeckung infrabewusster Botschaften. Haben Sie schon mal eine Platte langsam abgespielt? Haben Sie nicht, na gut, aber angenommen, Sie hätten. Da kann man eine Ahnung davon bekommen, was alles an manipulativer Einredung drinsteckt. Aber das

kann man ja heute nicht mehr. Gibt ja nur noch CDs. Seltsamer Zufall, was? Zu viele Leute spielen ihre Rock 'n Roll-Scheiben mit niedriger Geschwindigkeit ab und erkennen, dass der CIA in diesem Gegrünze Befehle versteckt hat, die uns alle zu willenlosen Zombies machen. Und genau in diesem Moment schmeißt der industriell-mediale Komplex die erste CD auf den Markt. Wissen Sie eigentlich, dass jeder CD-Spieler mindestens zehnmals so viel kosten müsste, wie er im Geschäft kostet? Das ist eine Tatsache. Ich habe die Berechnung im Internet gefunden. Stellt sich die Frage, wer die Differenz bezahlt.« Es folgte eine Kunstpause.

George Peak-Maude sah sich auffordernd um und wartete auf die Frage, wer die Differenz bezahlt. Da diese so naheliegende Frage aus unerklärlichen Gründen nicht gestellt wurde, gab er die Antwort selbst.

»Rockwell, MacDonnell-Douglas, der CIA und der NSA. Weil nämlich die Hersteller der CD-Player entweder den großen Rüstungslieferanten gehören oder weil die Waffenbauer dem CIA die Knete geben und die reichen sie weiter. Nicht zu vergessen der DEA. Warum wohl werden die USA mit Drogen überschwemmt, obwohl doch die Jungs vom DEA alle technischen Möglichkeiten haben? Na, wer es weiß, darf sich melden! Richtig geraten, weil Washington gar nicht will, dass der Zufluss an Drogen abreißt. Jeder Schwarze und jeder Latino, der sich den goldenen Schuss setzt, wird doch von der Regierung bejubelt. Ein Problem weniger! Und woher kommen alle die Drogen? Vom DEA selbst. Die Regierung in Washington ist der größte Dealer im eigenen Land, so ist das. Der DEA schnappt den Koks-Kartellen den Stoff weg und verscherbelt ihn selbst. Und mit dem Gewinn werden die CD-Spieler billiger gemacht. Und weil jeder Depp schon einen CD-Spieler hat, kommt jetzt der Boom der DVDs. Die doppelte Manipulation durch Ton und Bild. Sagt Ihnen der Begriff *MC Ultra* etwas?«

Peak-Maude wartete das müde Kopfschütteln seiner Zuhörer

nicht einmal ab, bevor er fortfuhr.

»MC Ultra, das bedeutet Mind Control Ultra. Ein Programm der CIA, mit dem versucht wurde, Menschen zu willenlosen Werkzeugen zu machen. Ja, ja, Kalter Krieg und die bösen Russen und die Freiheit und die westlichen Werte und all dieser Scheiß - dass ich nicht lache. Ha - ha! Der Kalte Krieg war die blödeste Ausrede von allen, damit der CIA seine Versuche machen konnte. Aber natürlich hat nie jemand geglaubt, dass es den Kalten Krieg wirklich gab. Nichts als eine Riesentäuschung, die Stalin, Churchill und Roosevelt schon damals auf Jalta ausgemacht haben. Aber als dann die Russen an die Geheimdokumente der Nazis kamen, wurden die Amis nervös und wollten nachziehen. Darum MC Ultra. Aber das wurde denen zu heiß. Wohin geht der CIA, wenn ihm eine Sache im eigenen Land zu schmutzig wird? Na klar, er erinnert sich an die privilegierten Beziehungen zu seinem transatlantischen Verbündeten. Hier in London wurde an MC Ultra geforscht, das muss sich mal einer vorstellen! Angeblich wurden die Forschungen in den 50er Jahren beendet, aber wer's glaubt, wird selig!«

»Und wer Kartoffeln isst, wird mehlig!« lästerte Tony Tanner mit einem Seitenblick auf Dorkas und Peak-Maude. Damit gelang es ihm jedoch keineswegs, den Redefluss der Internetfreaks zu unterbrechen.

»Oh nein, die haben immer weiter gemacht, immer subtiler, immer effektiver. Und unsere russischen Exverbündeten und Kalter-Kriegs-Feinde machten auch weiter. Die Russen hatten den Vorteil, dass sie die gesamte Abteilung Dreiundzwanzig von der SS schnappen konnten. Die Nazis haben sie umgelegt, aber die Dokumente habe sie hübsch behalten und der KGB hat darauf aufgebaut. Wussten Sie, dass der KGB Filmaufnahmen hat von gelungenen Telekinese-Experimenten? Alles hübsch in den Archiven. Das blöde Herdenvieh darf von so was nichts erfahren. Und wenn sie jetzt mit Dokumenten rausrücken, dann zeigt das nur, dass sie sich schon sicher sind, weil nur noch Zombies

rumlaufen! Oh ja, die Iwans waren fleißig. Ich sage nur, psychotronischer Generator« ... Wer mehr wissen will, der wende sich an Professor Smirnov in Moskau, ich will mir ja nicht das Maul verbrennen. Haben Sie sich eigentlich schon mal Gedanken gemacht, warum unsere wertigen Politiker bei jedem kleinen Staatsbesuch so viele Lakaien im Schlepptau haben? Das sind alles die Psi-Agenten. Die einen sollen telepathische Befehle an die Politiker der anderen Seite abgeben, und die anderen dienen als Schutzschild, damit die telepathischen Befehle der Gegenseite nicht in die Rübe des eigenen Chefs durchdringen können. Außerdem sind die Telepathinnen lustig zu bumsen, die wollen nämlich immer und kriegen sofort einen Superorgasmus, dass sie die ganze Gegend zusammenschreien, das ist bewiesen! Wer glaubt denn wirklich, dass Boris Jelzin ein Säufer war? Keiner. Ein Suffkopp als Chef einer Weltmacht, da lachen ja die Hühner. Natürlich musste die Öffentlichkeit denken, dass Jelzin säuft wie ein Loch, sonst hätte man seine geistigen Aussetzer ja nicht erklären können. Tatsächlich wurde Jelzin ständig mit den neuesten psychotronischen Gerätschaften bestrahlt. Niederfrequente Wellen, hochfrequente Wellen, Wellenüberschneidungen, schon mal was vom Dscherwonesk-Apparat gehört? Aber Jelzin war ja ein Säufer, da war es ja kein Wunder, wenn der Geist nicht mehr so wollte, hahaha, ich lach mir was, lache ich da, oder ist es nicht so?!

Erinnern Sie sich noch an die Art, wie der russische Präsident ging? Da sah jeder Laie, dass dahinter frequente Wellen steckten. Und, so ein Zufall aber auch, wer beerbt den ollen Jelzin? Putins Wladimir, also cutie Putie, wie unser Wizards lair (Tony Blair) sagen würde, und der war vorher beim Geheimdienst, na, wenn das kein seltsamer Zufall ist, ist es aber nicht. Und Putin fackelt ganz nebenbei Grosny ab und der Westen hält das ansonsten so moralische Maul geschlossen und warum bitte schön? Weil Putin dem Westen nämlich seine Technik rübergeschoben hat als Preis dafür, dass unsere westlichen Oberfuzzis ihren guten

Freund Wladimir immer noch lieb haben. Was kümmern uns da ein paar Zehntausend Tschetschenen, wo die Muttis da sowieso immer Kopftücher tragen. Und überhaupt ... Kopftücher ...«

»Wir sind da«, sagte Steele. Es klang, als habe er »Gottseidank sind wir da« gesagt.

»Gott sei Dank«, antworteten Tony, Dorkas und Little.

Eine Viertelstunde später hatten sie George Peak-Maude untergebracht, die Rechner eingestöpselt, und Peak-Maude saß wieder auf seinem Stuhl und mampfte Chips.

»Dieser Peak-Maude ist ja ein totaler Spinner«, machte Tony Tanner aus seiner Einschätzung keinen Hehl.

»Sei's drum«, gab Jeremy Steele zurück. »Er kann uns sehr nützlich sein.«

»Stimmt«, kam es von Dorkas. »Schließlich hat uns Peak-Maude auch etwas Einblick bei der Forza Nobile gestattet.«

»Hört, hört, wir haben ein neues Hobby«, stichelte Tony Tanner. »Wir stehen auf dreimal erschossene holländische Nazis.«

»Viermal erschossen«, berichtete Dorkas schnell.

»Dann eben viermal, meinerwegen fünfmal. Nazis kann man nicht oft genug erschießen, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf.«

»So viel zum Thema politische Korrektheit und moralisches Spießertum. Wer sagt Ihnen eigentlich, dass Merlin Hougefeen ein Nazi war, Herr Tanner?«, fragte Dorkas und konnte seine Empörung kaum noch unterdrücken.

»Dieser komische Wisch, den wir uns zu Gemüte geführt haben, war da doch deutlich genug, glaube ich, war es nicht so?«

»Ach, tatsächlich? Darin stand doch, dass Merlin Hougefeen von der SS erschossen wurde.«

»Erstens haben die Leute von der SS ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit beim Metzeln ja offensichtlich keinen Erfolg gehabt, also könnte es ein Trick gewesen sein. Und außerdem gehört es zu einer anständigen Diktatur, ab und zu eigene Leute zu erschießen. Zu eventuellen Nachfragen wenden sie sich an Nico-

lae Ceaucescu, Enver Hodscha oder Saddam Hussein.«

»Und was wäre, wenn Merlin Hougefeen das nationalsozialistische System nur ausgenutzt hat?«

»Jeder hat das System nur ausgenutzt, sofern er nicht selbst ausgenutzt wurde. Auch das gehört zum Wesen von miesen spießigen Diktaturen. Die einen krepieren im Krieg und im Lager, und die anderen saufen geklauten Schampus, bis sie sich erschießen müssen. Und das gibt's immer wieder und immer wieder ...«

»Sie wollen mich nicht verstehen, Herr Tanner, stimmt's? Haben Sie sich schon mal Gedanken darüber gemacht, wie oft Attentate auf Hitler verübt worden sind?«

»Warum sollte ich? Ich heiße doch Tony Tanner und nicht Oswald Mosley. Aber er hat oft Glück gehabt, das ist mir schon klar, so war es doch.«

»Er hat teuflisches Glück gehabt, der große Führer der arischen Herrenrasse. Mehr Glück, als für drei Diktatoren ausreichend wäre.«

»Verstehe, irgendeiner hat daran gedreht. Und als Ihr Merlin Hougefeen die Nazis genügend ausgenutzt hatte, war Deutschland kaputt, die Russen in Berlin, und Herr Hitler musste sich selbst erschießen, weil es ihm ja keiner vorher abnehmen konnte. Der Peak-Maude-Virus hat Sie befallen, fürchte ich, und das ist, glaube ich, irgendwie unheilbar, ist es nicht?«

Dorkas ließ die Antwort ausfallen und schaute aus dem Fenster. Warum nicht, dachte er. Wenn im Märchen einer in die Hölle reist, um dem Teufel drei goldene Haare zu stehlen, warum soll ein anderer nicht in das Zentrum des rassistischen Wahnsystems reisen und dort eine andere Art von goldenen Haaren stehlen? Aber welche mochten das sein? Und wenn Merlin Hougefeen noch leben sollte, wann war er zur Forza Nobile gestoßen? War er im Auftrag dieser geheimnisvollen Gemeinschaft nach Berlin gegangen? Oder, und dieser Gedanke ließ Dorkas schlucken, hatte er sozusagen die Ideen des rassistischen Reiches in die For-

za Nobile übertragen? Nein, das konnte nicht sein. Die Forza Nobile lebte nicht über Jahrhunderte, um einen österreichischen Psychopathen ins Zentrum Preußens zu verpflanzen.

Seine Finger zerknitterten das Packpapier um sein Paket. Er gab so viel Dinge, die ebenso unklar wie bedrohlich waren. Und er wusste so verzweifelt wenig. Seine Hoffnungen, mehr über die Forza Nobile zu erfahren, hatten sich jedenfalls vorerst zerschlagen. Mächtig waren sie, das auf jeden Fall. Vielleicht skrupellos. Jedenfalls berechnend. Aber was wollten sie?

»Ich mag diesen Hubschrauber nicht, der uns seit drei Minuten verfolgt«, sagte plötzlich Jeremy Steele und gab Gas. Der Bentley schoss geradezu nach vorn.

Die Beschleunigung presste sie in die Sitze.

Steele warf einen schnellen Blick auf die Uhr, dann wieder in die Rückspiegel und aus dem Seitenfenster.

»Wir sind auf der richtigen Straße, und es ist nur noch eine Minute bis zum angegebenen Zeitpunkt. Und jetzt hängt uns ein Hubschrauber im Nacken. Sollte ich da an Zufälle glauben?«

»Pillbury hat uns jedenfalls nicht verraten«, beteuerte Tony Tanner mit Überzeugung. Dorkas pflichtete kopfnickend bei.

»Dann wollen wir hoffen, dass uns Ihr Pillbury beispringt. Denn bei dem Hubschrauber wird es nicht bleiben, schätze ich.«

Tony Tanner beugte sich vor, um im Außenspiegel nach dem Hubschrauber zu linsen. Nichts war zu erkennen. In der leise vibrierenden Fläche des Spiegels huschten blitzschnell Fragmente vorbei, sekundenkurze Bilder des Straßenrandes, von Buschwerk, Bäumen, Grasflächen. Bevor der Blick zufassen konnte, war das Bild vorbeigeflogen, durch ein neues verdrängt. Tony setzte sich auf und rieb sich die Augen. Er war todmüde und sehnte sich nach nichts mehr als nach einem warmen Bett. Aber selbst wenn er jetzt zwischen die Laken schlüpfen könnte, wäre an Schlaf nicht zu denken. Unter seiner Mattigkeit pochte die Nervosität wie eine verborgene Maschine, knisterten die Nerven

vor Anspannung, als würden sie von einer entfernten Quelle mit Strom gespeist. Selbst der kurze Moment, in dem Tony die Augen schloss, wurde zur Qual: Verberge dich in der Dunkelheit hinter deinen Lidern und Du wirst deinen Feind nicht erkennen! Oder so ähnlich ...

Seufzend wechselte Tony die Sitzposition. Auf die Dauer wurde seinem Hintern auch ein Luxusschlitten wie Steeles Bentley unbequem.

Ihre gesamte Lage war paradox. Sie wollten London so schnell wie möglich hinter sich lassen, konnten aber keine der Straßen nehmen, die dazu gebaut waren, um London schnell hinter sich zu lassen. Also quälten sie sich auf Nebenstraßen in nordwestlicher Richtung, hatten kurz vor Northwood die Rickmannsworth Road verlassen und fuhren nun auf einer engen, kurvigen, schlecht asphaltierten, dafür aber einsamen Straße weiter.

Die Landschaft beiderseits des Straßenrandes war nur zu erahnen. Der Lichtkegel der voll aufgeblendeten Scheinwerfer schob wie eine Räumschaufel die Dunkelheit zur Seite, ließ Häuserzeilen mit fast dörflichem Charakter erscheinen, die sofort wieder in der Nacht zurückblieben und hektisch vorbeiwischem Gebüsch Platz machten. Manchmal schimmerte ein fernes Licht und verstärkte nur noch den Eindruck von Verlassenheit, oder Hinweisschilder wiesen in die Zufahrten von Gärtnereien, Baumschulen, Reithöfen, Landhotels. Es waren Orte für Menschen mit normalen Leben. Nichts für die vier Personen in dem roten Bentley.

Steele schaltete auf Abblendlicht und reduzierte die Geschwindigkeit, als Gegenverkehr auftauchte. Misstrauisch beobachteten sie den alten Vauxhall, der heran- und vorbei- und hinwegrauschte und als rotes Lichtflackern im Rückspiegel verschwand. Dann waren sie wieder allein oder eben nicht allein, denn der Hubschrauber verfolgte sie weiterhin.

Sie mussten den Autobahnring, der London wie die moderne

Abart des mittelalterlichen Burggrabens umgibt, hinter sich lassen. Dann hatten sie die Chance, unbehelligt auf die M6 in Richtung Norden zu gelangen und von dort weiter ...

An dieser Stelle stockten Tonys Gedanken. Denn erstens enthielt dieses *weiter* eine Menge von Unwägbarkeiten, mit denen er sich jetzt nicht abgeben mochte. Und zweitens mussten sie erst einmal so weit kommen.

Eine unerwartet enge Kurve zwang Steele zu einem harten Bremsmanöver. Tony wurde nach vorne geworfen, fand sich in der Gewalt physikalischer Kräfte, die ihn hilflos machten. Sein Sicherheitsgurt blockierte und presste gegen seine Brust, auch als Steele schon wieder beschleunigte. Die Umklammerung nahm ihm den Atem, vor allem wirkte sie wie eine boshafte Ermahnung, nur nicht zu glauben, er hätte irgendetwas unter Kontrolle. Heftig zerrte Tony an dem Gurt, verlor alle Gelassenheit, bis sich das Mist-Ding endlich löste und der Druck von seinem Oberkörper verschwand. Es gab tausend Kleinigkeiten, miese Nervereien, die wie Kakerlaken aus allen Ecken krabbelten und nur darauf warteten, ihn an den Rand des Nervenzusammenbruchs zu bringen. Ein prüfender Blick zur Seite zeigte Tony, dass Steele nichts bemerkt hatte. Oder es zumindest für angemessen hielt, sich nichts anmerken zu lassen.

Jetzt sah auch Tony Tanner den Hubschrauber. Genauer, Dorcas sah ihn und klopfte derart aufgeregt gegen die Seitenscheibe, dass Tonys Kopf herumfuhr und er über hell beleuchteten Gewächshäusern den schlanken Rumpf mit der haiartig zugespitzten Schnauze erkennen konnte. Der Hubschrauber flog parallel zur Straße, knapp über den Baumwipfeln. Über dem Rumpf wirbelten silbrige Reflexe des Rotors in den regelmäßigen Blitzleuchten. Die Leichtigkeit und Eleganz, mit der ihr Verfolger die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben schien, war niederschmetternd. Sie nahm das Urteil vorweg, bevor es gesprochen war.

»Vielleicht ist es ja ein Sanitätshubschrauber oder ein Passagierflug, der unterwegs zu einer dieser Villen ist, die es hier

gibt«, schlug Tony vor, um dieses Gefühl der Unterlegenheit etwas wegzureden.

Zuerst kam von Steele ein verächtliches Grunzen, dann ein Kopfschütteln.

»Der würde nicht so tief fliegen und uns nicht ständig auf der Pelle bleiben. Nein, der meint uns. Aber wir werden einfach den Test machen.«

Bei diesen Worten hatte Steele eine Ausbuchtung am Straßenrand entdeckt. Er setzte eine Gummispur auf den Asphalt, lenkte zur Seite und schaltete das Licht aus. Dann stellte er den Motor ab und fuhr das Seitenfenster herunter. Atemlos lauschten die Männer in die Nacht. Das Rotorengeräusch entfernte sich, wurde leiser, bis es fast verstummte. In der Ferne dröhnte ein Flugzeug, der Motor knackte etwas beim Abkühlen, aber das Hubschraubergeräusch schien verschwunden.

Der erleichterte Seufzer war noch nicht über die Lippen gekommen, als sie wieder erstarrten. Das Hämmern der Rotoren erklang wieder und wurde lauter.

»Sie haben gemerkt, dass sie uns verloren haben«, sagte Steele trocken. »Jetzt drehen sie eine Schleife und suchen uns. Und sie werden die Leute am Boden benachrichtigen. Und natürlich wissen sie jetzt, dass wir sie bemerkt haben. Aber vermutlich wussten sie das schon vorher. Und vielleicht war es sogar ihre Absicht.«

»Warum?«

»Um uns nervös zu machen. Psychologische Kriegsführung nennt man so etwas ja wohl. Und sagen Sie bloß nicht, es hätte nicht funktioniert.«

Tony Tanner schaute zur Seite und antwortete nicht.

Pillbury hatte Verspätung. Von irgendwoher musste er jetzt auftauchen.

Was er jedoch nicht tat. Zumindest darüber gab es keine quälenden Zweifel.

Tony schaltet das Funkgerät ein, aber aus dem Lautsprecher

prasselten nur knackende Störgeräusche.

»Na schön«, Steele schlug mit der geballten Faust auf das Lenkrad, »gehen wir davon aus, dass sich der geschätzte Pillbury nur verspätet hat, aber noch kommt. Damit können wir leben. Aber wir haben das Problem des Hubschraubers. Er wird vermutlich a) seine Leute hierhin führen und kann b) uns seinerseits belästigen.«

»Ich habe keine Waffen gesehen«, meldete sich Dorkas von der Rückbank.

»Das ist kein Beweis, dass sie nicht existieren. Es wäre wohl auch nicht geschickt, mit Revolverkanonen im Außengehänge über London zu herumzuknattern. Aber die haben Kugelspritzen an Bord, verlassen Sie sich darauf. Also müssen wir den Hubschrauber los werden.«

Wie zum Hohn rauschte der Helikopter in diesem Moment über sie hinweg und entfernte sich in die andere Richtung.

Das war ihre Chance. Steele startete den Motor und fuhr los. Die Scheinwerfer schaltete er nicht an. Inzwischen hatten sich ihre Augen zwar an die Dunkelheit gewöhnt, und das diffuse Licht, das wie grauer Staub von verborgenen Gebäuden und Straßen aufstieg und dem Himmel seine Färbung gab, war ausreichend, um die Straße als matt schimmerndes Band zu erkennen. Dennoch legte Steele ein Tempo vor, bei dem Tonys Handflächen binnen Kurzem einem Feuchtbiotop glichen.

Steele änderte seinen Fahrstil, er trat das Bremspedal, bis das ABS pulsierte und er beschleunigte, dass der Motor alle vornehme Zurückhaltung verlor und aufbrüllte wie ein Stier. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass sie in der Klemme steckten, dann war es diese eckige, hektische Fahrweise. Trotzdem vermittelte Steele seinerseits keineswegs den Eindruck der Nervosität. Wenn er wieder einmal in letzter Sekunde den Weg durch eine Kurve gefunden hatte und die Motorhaube beim Beschleunigen wie die Nase eines startenden Jets hochstieg, hielt er

das Lenkrad lässig mit Zeige- und Mittelfinger der einen Hand und legte die andere auf den Wählhebel der Automatik.

Tony erkannte die Biegungen viel später als Steele, eigentlich erst dann, wenn dieser schon längst reagiert hatte. Tony kam sich vor wie in einer dieser hässlichen Achterbahnen, die durch einen dunklen Tunnel fahren. Er wischte sich die verschwitzten Handflächen am Jackett ab und nahm sich vor, aus praktischen Gründen demnächst nur noch Frottee-Klamotten zu tragen.

Ihre Straße wirkte inzwischen so, als wäre sie für die Abteilung *Merry old England* von Disney-World erschaffen worden. Eng und kurvig wand sie sich zwischen begrünten Böschungen, stieg unvermittelt an, um nach einer Kuppe in einer Senke zu verschwinden, aus der sie in einer Kurve zur nächsten Kuppe führte. Das alles war kreativ mit einem wechselnden Straßenbelag verbunden, in dem sich Schlaglöcher mit uraltem Pflaster abwechselten, die man wiederum über neuen, allerdings recht glatten Asphalt erreichte.

Selbst ein Wendemanöver musste auf der engen Straße zu einem langwierigen Rangieren ausarten.

Wendemanöver, fragte sich Tony Tanner, als ihm dieser Gedanke durch den Kopf schoss. Wendemanöver? Warum, es gab für sie alle doch *kein Zurück*.

Die Straße führte einmal mehr aus einer Senke auf eine Kuppe zu. Selbst Steele wurde überrascht.

Sie erreichten die Kuppe - und sahen in gleißende Helligkeit.

Ein Lastzug rollte mit aufgeblendeter Lichtleiste durch eine Senke auf sie zu.

Bremsen und die Scheinwerfer einzuschalten, war für Steele eine Aktion. Nach einer Schrecksekunde, in der sich die beiden Fahrzeuge wieder einige Dutzend Meter näher kamen, reagierte auch der andere Fahrer. Das Führerhaus senkte sich bei der Vollbremsung, die Lichtkegel der Scheinwerfer kippten nach vorne weg. Das Jaulen der Bremsen kam näher, steigerte sich bis zum

infernalisches Heulen.

Die Stoßstange des Lastwagens berührte fast die Motorhaube des Bentley, als der Lastwagen endlich zum Stehen kam. Mit dem Schnaufen der Luftdruckbremse hob sich das Führerhaus wieder aus der Federung und erfüllte den Bentley mit schmerzhafter Helligkeit. Durch das Nageln des Lkw-Diesels klang der erleichterte Seufzer von mindestens drei Insassen.

Steele legte den Wahlhebel auf *R* und ließ den Bentley nach hinten rollen. Um aneinander vorbeizukommen, brauchten beide Fahrzeuge Raum zum Rangieren. Und selbst dann würde es schwierig werden.

Der Fahrer des Lastwagens hatte sich inzwischen von seinem Schreck erholt, und es verlangte ihn nach einer Beruhigungsphase durch wüste Beschimpfen seines Gegenparts. Zumindest war die Art, wie der Fahrer Licht im Führerhaus machte, die Handbremse anzog, die Tür aufstieß und sich anschließend langsam aus der Kabine abließ, eine eindeutige Overtüre zu etwas, was eine dramatische Oper zu werden versprach.

Dorkas sackte merklich in sich zusammen und stand kurz davor, zwischen die Sitze zu rutschen. Und auch Little war beeindruckt, denn er vernahm die Impulse des Zorns, die von diesem Mann ausgingen.

Tony achtete nicht darauf, dass sein Puls immer noch oberhalb der medizinisch erlaubten Maximalgrenze lag, und schaltete auf seinen verbindlichsten Gesichtsausdruck um. Er hatte allerdings nur eine stark beschränkte Aussicht auf Erfolg seiner diplomatischen Charmeoffensive, denn so wie der Trucker mit abgespreizten Armen auf sie zuwalzte, hätte selbst ein debiler Neandertaler erkannt, dass nunmehr Kloppe angesagt war.

Es bedurfte schon eines Hubschraubers mit tackernden Maschinenwaffen, um die Aggressionsabsichten des Lkw-Fahrers zugunsten des Überlebensinstinktes umzulenken.

Keiner, nicht einmal Steele, hatte in den letzten Sekunden daran gedacht, dass sie wie ein Leuchtturm in der Dunkelheit wir-

ken mussten. Nur ein Feuerwerk wäre noch etwas auffälliger gewesen.

Kurz: Es war eine Einladung. Und die Regeln des Spieles besagen, dass Einladungen nicht ausgeschlagen werden durften.

Der Helikopter kam schräg von der Seite, sprang hinter den Wipfeln einer Baumreihe hervor und begann im Anflug zu feuern. Für einen Augenblick war nur das Aufblitzen der Abschüsse erkennbar. Drei, vier Streifen von Leuchtspurmuniten kratzten durch die Dunkelheit, das Führerhaus des Lkw wurde durch Einschüsse geschüttelt, die Frontscheibe wurde für eine Sekunde matt, zerbröselte und stürzte dann als Kaskade kleiner Glasteilchen auf die Straße. Dann hämmerte das Rotorengeräusch auf sie ein, der Hubschrauber wischte unmittelbar über sie hinweg und legte sich über der anderen Straßenseite in eine Kurve.

Der Lkw-Fahrer, der fest glaubte, der Angriff gelte ihm, weil diesen Nobel-Bentley-Idioten irgendwer zu Hilfe kam, war inzwischen schon verschwunden, eine längst nicht mehr aggressive Gestalt, die mit paddelnden Bewegungen, als ginge sie durch hüfthohes Wasser, das Weite suchte.

Selbst Jeremiah Steele verlor die Nerven. Er erstarb einen Herzschlag lang, griff als Nächstes in die Ablage seiner Tür, sprang aus dem Wagen und rannte auf den Lastzug zu.

Tony konnte nicht erkennen, was Steele dort machte. Er wollte selbst aus dem Wagen hinaus, um Steele zurückzuholen, zögerte dann aber, vielmehr war vor Schreck gelähmt, denn der Hubschrauber beendet nun seine elegante Kurve und schwenkte direkt über der Straße zu einem neuen und diesmal vermutlich effektiveren Angriff ein.

»Raus aus der Karre, ich hole Steele«, schrie Tony Tanner und stieß die Wagentür auf.

Bevor er sich klar wurde, dass dafür gar keine Zeit mehr blieb, bevor er sich aus seiner Starre losreißen konnte, bevor Dorkas und Little seine Aufforderung überhaupt verstanden hatten,

kam Steele wieder hinter dem Lastzug hervorgerannt.

Er griff die offene Fahrertür an und wirbelte sich um sie herum zurück auf seinen Platz. Das geschah so unglaublich schnell, das Tony sich selbst erst zurückfallen lassen konnte, als Steele den Wagen mit offener Tür und quietschender Bereifung in die Rückwärtsbeschleunigung zwang. Instinktiv riss Tony Tanner seine Tür wieder zu.

»Sattelschlepper mit Leichtbenzin«, sagte Steele knapp, und Tony Tanner wurde nun schmerzhaft bewusst, dass Steele endgültig durchgeknallt war.

Eine solche Reaktion schien nur allzu verständlich, pflegt doch der menschliche Geist in ausweglosen Situationen eine Schutzfunktion zu aktivieren, die das nahende Ende durch gnädigen Wahn überdeckt. Zum Beispiel, wenn ein aus vier aufblitzenden Rohren schießender Hubschrauber frontal auf einen mit vier hilflosen Personen besetzten, rückwärts dahinschlingenden Wagen zurast.

Die Einschüsse sprangen im Scheinwerferlicht wie kleine Vulkanausbrüche hoch Eruptionen von Staub, Splittern und Steinchen, untermischt mit stiebenden Funken.

Der Motor des Bentley machte deutlich, dass er an die Grenze seiner Drehzahlmöglichkeit angekommen war. Unter der Motorhaube erklang ein Gemisch von zornigem Brüllen und jammervollem Heulen, das sich wie ein Klagelied unter die Kriegstrommeln des Rotors und die Schüsse mischte.

Der Wagen schien unter Tony wegzugleiten, die Beschleunigung zog ihm förmlich den Sitz unter den Schenkeln fort, sodass er sich mit den Armen abstützen musste. Für eine Sekunde verspürte der Ärger darüber, dass der ... Sicherheitsgurt in DIESEM Fall nicht blockierte, sondern ihn geradezu genüsslich strangulierte, während er immer weiter in den Fußraum abrutschte.

Die Einschüsse rückten näher, fraßen den Abstand zwischen letzter Fontäne und Stoßstange, hasteten wie die Spuren eines

Raubtieres hinter ihnen her.

Der Wagen erreichte die letzten Meter vor der Kuppe. *Aus*, fuhr es Tony Tanner durch den Kopf, als er direkt in das Mündungsfeuer des Hubschraubers blickte. Doch dann dachte er *Nanu*. Und dann überquerte der Wagen die Kuppe, wurde tief in die Federn gedrückt und hob im nächsten Moment ab. Die Insassen schwebten einen Herzschlag schwerelos, dann setzte der Wagen auf, zugleich trat Steele auf die Bremse. Tony wurde nach hinten geschleudert, und da er sich nur wenige Sekunden vorher halb im Fußraum befunden hatte, traf ihn die Sesselkante wie der Tritt eines knochenharten Innenverteidigers und presste ihm ein Stöhnen aus der Lunge.

Nach einigen Metern kam der Bentley am Ende einer kurvigen Gummispur zum Stehen.

Trotz der Dunkelheit wäre diese Spur auch ohne die Scheinwerfer erkennbar gewesen. Die Ursache lag in dem Ereignis, das Tony Tanner zu einem *Nanu* genötigt hatte.

Primäre Ursache dieses *Nanu* war der Anblick einer goldfarbenen, gleißenden Wolke, die aus der Mitte der Lastzuges austrat und an ihrem Rand das Fahrerhaus und Teile des Tanks mit nahezu spielerischer Leichtigkeit zur Seite warf.

Als Tony sich nun wieder auf den Beifahrersitz geschoben hatte und nach dem Haltegriff tastete, hatte sich die Explosionswolke zu einem pilzigen rotgoldenen, von dunkleren Flecken bedeckten Etwas gewandelt, das wie ein Ballon hochstieg und dabei zu einer schwarzen Wolke wurde, die in der Höhe zerfaserte.

Obwohl sie hinter der Kuppe Deckung hatten, prasselten nun Trümmerteile auf sie herab wie Hagel. Keiner achtete darauf. Vielmehr starrten sie auf den Hubschrauber, der aus ihrer Perspektive eine halbe Handbreite über der Straßendecke flog.

Die Glutwolke verdeckte den Helikopter nur kurz. Sofort brach die Haifischschnauze durch den Feuerball, glitt dann nach unten weg, als wäre sie in ein Loch gestürzt. Der Rotor tauchte auf, senkrecht in der kochend heißen Luft stehend, schlug wie in ra-

sender Wut Rauchfetzen entzwei und kippte vornüber.

Der Hubschrauber verschwand aus ihrem Blickfeld.

Die Glutwolke der Explosion verglomm, Dunkelheit, durch ein Scheinwerferpaar zerschnitten, dann grelles Licht, bläulich-weiß, das die Umgebung mit langen, harten Schatten füllte und erneut das ohrenbetäubende Krachen einer Explosion, so gewaltig, dass es lähmend wirkte.

Zischend und heulend stiegen Trümmer in die Höhe, zogen feurige Spuren in den Himmel als wären sie auf der Flucht, direkt über den Wagen fauchte etwas hinweg und schüttelte den gesamten Aufbau, prasselnd explodierte Munition.

»Es ist die heiße Luft«, bemerkte Steele beiläufig. »Die Rotorblätter verlieren schlagartig Auftrieb. Wenn man so nah am Boden fliegt, ...« Er schenkte sich den Rest des Satzes.

»Sie haben den Lastwagen gesprengt«, glaubte Dorkas von hinten anmerken zu müssen.

»Streng betrachtet habe ich nur die Handgranaten angebracht«, antwortete Steele. »Eine, um die Sicherheitshülle zu knacken und eine, um das Benzin zu zünden. Und jetzt müssen wir sehen, dass wir irgendwie weiterkommen.«

Steele musste den Wagen über die Böschung fahren. Tony schaute durch das Seitenfenster auf Grashalme und wartete darauf, dass der Wagen umkippen würde. Als er wirklich so weit war, schlug Steele die Räder ein und ließ den Wagen zurück auf die Straße rutschen.

Hinter ihnen blieb ein Haufen verbogener Schrott und qualmendes Gummi umgeben von verbranntem Teer und kokelndem Gras.

Der Flug über die Kuppe und der Ritt über die Böschung hatten dem Wagen nicht gut getan. Die Spurstangen hatten vermutlich gelitten, Vibrationen im Lenkrad verstärkten sich bei höherer Geschwindigkeit, bis zu dem Punkt, an dem der Wagen unlenkbar zu werden schien. Zudem ließ sich die Lenkung nur mit

brachialer Gewalt aus der Mittelstellung herausbewegen. Auf gerader Strecke hätte Steele dieses Manko noch ausgleichen können, aber hier, auf dieser kurvigen Neben-Nebenstraße war er gezwungen, das Tempo stark zu reduzieren. Trotzdem musste er vor jeder Kurve beide Hände an eine Seite des Lenkrads legen und dann ziehen, als würde er das Handrad eines Staudammventils bedienen.

»Ich nehme an«, sagte Tony Tanner nach einigen Minuten, »dass diese vier Lichter da vorn nichts Gutes bedeuten, ist es nicht so?«

»Im Normalfall bedeuten zwei Autos, die auf einer engen Straße nebeneinander in die gleiche Richtung fahren nie etwas Gutes«, bestätigte Steele. »Bestenfalls sind es zwei bescheuerte Halbstarke, die sich ein Rennen liefern.«

Dieser nicht einmal ausführlich zu nennende Wortwechsel war lang genug, um sie an den Punkt *Aufprall minus zehn Sekunden* zu bringen. Mit aufgeblendeten Scheinwerfern jagten die beiden Wagen, Seite an Seite, auf den Bentley zu. Tony kniff die Augen zusammen und hielt eine Hand zum Schutz vor das Gesicht. Das Innere des Bentley war in den letzten Sekunden vor dem Aufprall zerschnitten in schmerzhaft Helligkeit und schwarze Schatten. Tony starrte auf seine Handfläche, wartete auf den Zusammenprall, wusste, dass es keinen Ausweg gab, konnte den unvermeidbaren Schlag schon spüren.

Direkt neben ihm knallte es, prallte gegen seine Tür, der Wagen begann zu schlingern. Tony ließ seine Hand sinken. Dort wo der Außenspiegel gewesen war, hingen nur noch einige abgerissene Drähte. Er warf sich auf seinem Sessel herum und schaute durch die Heckscheibe. In diesem Augenblick stellten sich dort hinten zwei Wagen quer, rutschten über die Straße, drehten sich um ihre Hochachse und begannen die Verfolgung.

Steele hatte die Blicke auf den Innenspiegel gerichtet. Auch sein Außenspiegel war abgerissen, als die anderen Wagen im letzten Moment zur Seite gelenkt und haarscharf am Bentley

vorbeigewischt waren. Steele fühlte sich keineswegs als Sieger bei diesem *Chicken*-Spiel.

Er wäre ausgewichen, aber die beschädigte Lenkung ließ ihm keine andere Wahl, als stur geradeaus zu rasen.

Jetzt holten die beiden Wagen wieder auf. Sie würden als Nächstes versuchen, den Bentley abzudrängen oder zu rammen. Es war ein Spiel ohne viele Varianten. Lediglich die Art der Ausführung machte den Unterschied.

»Nehmen Sie das Steuer auf Ihrer Seite«, befahl Steele.

Tony beugte sich vor und packte ohne große Überzeugung das weiche Leder des Lenkrads. Steele legte beide Hände auf die gegenüberliegende Seite.

»Los, ziehen Sie!«

Der Tonfall duldeten keinen Widerspruch, obwohl Tony die Aktion für blanken Wahnsinn hielt. Er zog mit aller Kraft, Steele kontrollierte auf der anderen Seite, und so glitt ihr Wagen wie unabsichtlich an den rechten Straßenrand. Rechts tat sich eine Lücke auf. Ein Wagen stieß mit einem hastigen Sprung in den freien Raum. Die Motorhaube, aus der das heisere Getöse eines frisierten Achtzylinders klang, war auf Höhe ihrer Mittelsäule.

»Loslassen!«

Tonys Hände fuhren in die Höhe, als hätte er auf eine heiße Herdplatte gefasst. Steele riss mit aller Kraft am Lenkrad.

Der Bentley brach quietschend nach rechts aus, prallte gegen die Flanke des Verfolgers und trieb ihn auf den Seitenstreifen. Während sich Steele mit seinem gesamten Gewicht auf der Gegenseite über das Lenkrad warf und den Wagen stabilisierte, hoppelte der gerammte Verfolger wie ein angeschossener Hase über den Randstreifen, hob, verteilte Grassoden über die Straße. Sein Scheinwerferkegel schwankte wie ein weißer Finger über Straße und Böschung.

Der Rammstoß hatte auch Steeles Wagen weiter ramponiert. Als er auf einem geraden Stück beschleunigte, piff der Fahrtwind hysterisch über die verbeulte Außenfläche.

Unterdessen suchte Tony nach dem Funkgerät, das ihm in den Fußraum gefallen war. Er ertastete es mit den Fingern, hob es hoch und berührte dabei einen Schalter.

»... rede mir hier das Maul fusselig. He Alter, melde dich doch endlich«, quäkte Pillburys Stimme aus dem Lautsprecher.

Die Erkenntnis traf Tony wie ein Schlag. Er hatte das Gerät während der ganzen Zeit im Sende-Modus gehabt, statt auf Empfang zu gehen.

Erst nach ausführlichem Räuspern konnte er antworten.

»He, Alter, wir dachten schon, ihr wärt verschütt gegangen«, meldete sich Pillbury wieder.

»Wir hatten ein technisches Problem«, sagte Tony Tanner und machte, nach einem heftigen Prozess der inneren Erforschung, mit sich ab, dass diese Formulierung keineswegs verlogen war.

Es stellte sich heraus, dass Pillbury ein Stück weiter nördlich auf sie gewartet hatte. Noch zwei oder drei Minuten, dann war der Bentley an dieser Stelle. Wenn er es denn schaffen würde, und in diesem Augenblick, als ein weiterer Rammstoß von hinten den Wagen durchrüttelte, schien ein Treffen mit Pillbury wünschenswert, aber unwahrscheinlich.

»Vorne warten noch zwei«, rief Little plötzlich aus. Er selbst wusste nicht, woher er diese Gewissheit nahm, aber er war sich dessen so sicher, wie er sicher war, dass er ein rechtes und ein linkes Bein hatte.

Steele nickte nur kurz.

»Melden Sie sich bei Pillbury«, befahl er Tony. »Ich habe schon genug Schwierigkeiten, zwei Wagen auf Distanz zu halten. Wenn noch zwei vor uns fahren, nehmen sie uns in die Mitte und zwingen uns zum Halten.«

Dann holte Steele tief Luft und zwang den Wagen zu einem Schlenker. Der eine Verfolger musste abbremsen, dafür beschleunigte der andere, um neben den Bentley zu kommen. Nur ein Zufall der Straßenführung verhinderte das - die nächste Kurve lag so, dass Steele seinen Wagen auf der Ideallinie beschleunigte.

gen konnte, den Straßenrand berührte und dadurch die entstandene Lücke wieder schloss. Auch der zweite Wagen verzögerte scharf und fiel erneut hinter den Bentley zurück.

Das Scheinwerferlicht füllte den Innenraum des Bentley mit einem hektischen Wechsel von Helligkeit und Schatten. Schwankend, vibrierend, pendelnd, springend, drängte es sich zwischen die vier Männer und schien wie der Vorbote eines fremden Willens, dem sie sich zu beugen hatten.

Vor ihnen tauchten zwei Rücklichter auf. Steele unterdrückte einen Fluch. Das war die Erklärung, warum die Wagen hinter ihnen abgewartet hatten. Sie wussten, dass sie ihre Beute in der Falle hatten.

»Pillbury, bitte kommen«, ächzte Tony Tanner in sein Funkgerät.

»Alles klar, Alter, wir sollten jetzt die Frequenz wechseln und ein Codewort verabreden. Kommen ...«

»Dafür haben wir keine Zeit mehr. Wir sind eingekleimt. Vor uns sind zwei Wagen, die uns auflaufen lassen. Kommen.«

»Alles klar, wir sind auf Position. Keine Panik, Alter, wir kommen. Ende und aus.«

Tony schaute das Funkgerät an, als hätte er eine Garantie für die Worte Pillburys in der Hand. Erst ein Aufschrei von Little weckte ihn aus seiner Erstarrung.

Auf der linken Seite war die Straße von einer hohen Böschung oder einem alten Bahndamm begrenzt. Dort oben erschienen helle Lichter, wurden schneller, rasten parallel zur Fahrbahn, überholten die Autos. Dann nutzten sie eine Rampe, um noch einmal zu beschleunigen, stürzten sich unvermutet auf die Straße herab wie riesige Orkas, die sich voller Wonne in den Ozean zurückplatschen lassen.

Aus dem Dunkeln schälten sich die Umrisse zweier riesiger Betonlaste, die gewaltige Dieselfahnen ausstießen, in denen feurige Funken in den Himmel schossen.

Die beiden Wagen vor dem Bentley wurden von ihnen mit der Leichtigkeit eines Eishockeyprofis, der einen Bandencheck demonstriert, zur Seite gestoßen. Sie gerieten ins Schleudern, drehten sich und wirbelten als taumelnde Schatten in die Dunkelheit.

»Ihr müsst uns jetzt mal überholen«, meldete sich Pillbury.

»Wir haben ein Problem mit der Lenkung. Wir brauchen eine gerade Strecke, sonst kommen wir nicht an euch vorbei.«

»Schlechte Vorbereitung, was Alter? Na ja - auf Kommando. Wenn wir zur Seite rücken, stoßt ihr mit Vollgas durch die Lücke, den Rest übernehmen wir. Klaro?«

Die beiden Betonwagen walzten wie eine bewegliche Wand vor ihnen her. Die Verfolger schienen unbeeindruckt. Sie hatten den Abstand größer werden lassen, hingen jetzt aber wieder nach bekanntem Muster an der Stoßstange des Bentley. Noch witterten sie ihre Chance.

Der Blinker eines Lastwagens leuchtete auf. Im selben Moment wichen die beiden rasenden Monster zur Seite aus und pflügten sich auf den Randstreifen. Erde, Gras und Begrenzungspfosten schleuderten wie ein Bugwelle zur Seite.

Zwischen den beiden schlingernden Lastwagen war jetzt eine schmale Gasse. Steele beschleunigte. Das konnte nicht gut gehen! Tony klammerte sich an seinen Sitz. Nicht einmal ein Kleinwagen hätte ausreichend Platz gefunden, geschweige denn diese große Limousine.

Neben Tonys Seitenfenster, direkt auf Kopfhöhe, heulten die Reifen des Lastwagens. Dann waren sie durch die Lücke gestoßen und hatten eine freie Fahrbahn vor sich. Hinter ihnen blieben zwei Lastwagen, die die Straße sperrten. Flüchtig, im Zurückblicken, erkannte Tony Tanner die Gestalt von Pillbury, der sich aus dem Seitenfenster des einen Betonlasters beugte und begeistert das V-Zeichen hinter ihnen herwinkte.

»Ich habe ihn unterschätzt«, gab Steele zu.

Tony Tanner wischte sich den Schweiß von der Stirn und gönnte sich eine weniger verkrampfte Sitzhaltung. Sie öffneten

die Fenster, ließen die kühle, feuchte Nachtluft herein.

»Und jetzt?«

»Auf die M1, bei Rugby auf die M6 und die M6 bis zum Ende. Wir haben noch etwa fünf Stunden, in denen es dunkel ist. Bis dahin müssen wir am Ziel sein. Aber mit einem Wagen in diesem Zustand können wir nicht einmal eine Tankstelle anfahren, ohne uns für die nächsten Jahre als schöne Erinnerung für eine Menge potenzieller Zeugen zu präsentieren.«

»Ich wusste doch, dass eine große Zukunft vor mir liegt«, sagte Tony Tanner und hielt den Kopf aus dem Fenster.

Sie fuhren eine Weile, bis Steele einen Parkplatz fand, wo sie den Bentley unter einer Straßenlaterne in Augenschein nehmen konnten. Stelle verschwand gebückt in den Tiefen des Motorraumes, kommandierte Tony, ihm dieses und jenes Werkzeug anzu-reichen, und zankte sich mit Dorkas, dem es nicht gelingen wollte, Steeles Maglite-Taschenlampe ruhig zu halten. Steele zerlegte die Servolenkung und warf mit schmierigen Zahnrädern und Gestängen nur so um sich. Die Schläuche der Hydraulik verband er geschickt, sodass sie nun einen sinnlosen Kreislauf bildeten. Dann werkelte er den rechten Kotflügel, der halb abgerissen im Fahrtwind geflattert hatte, vom Fahrzeug, und befestigte die Scheinwerfer dieser Seite mit vielen Metern Klebeband an dem Gestänge, das eigentlich den mächtigen Kühler aufrecht zu halten hatte.

Dann machte er sich über die Vorderachse her. Das Schlingern kam wohl von einer jämmerlich verbogenen Felge, auf welcher der Reifen nur noch wie durch ein Wunder haftete. Begeistert schwengelte Little den Wagenheber. Steele baute das Rad ab und richtete die verkrümmte Spurstange notdürftig mit einem Hammer, den wiederum Tony anreichen musste. Nach der Aktion waren sie alle von oben bis unten mit Öl und Schmutz verschmiert und von einem ganz hübschen Haufen unbrauchbarer Autoteile umgeben.

Steele warf alles in den Kofferraum. Dann machten sie sich zu dem Toilettenhäuschen des Parkplatzes auf. Dorkas, der als Einziger noch halbwegs saubere Hände hatte, musste Seife aus seinem Koffer holen, und dann ging es ans Hände- und Gesichtswaschen. Steele trennte sich von seiner teuren Burberryjacke, die vom fetten Hydrauliköl unbrauchbar geworden war. Tony Tanner bekam einen kurzen Schrecken, als er das Etikett der Jacke sah, aber dort stand wirklich Burberry und nicht Carryblue.

Nach einer Weile ging es weiter. Der Wagen lief jetzt wieder halbwegs ordentlich, obwohl er rollen musste, um lenkbar zu sein. Dann kamen Steeles trainierte Muskeln mit der starren Lenkung ganz gut zurecht.

Bevor sie ihr Ziel, einen winzigen Hafen am Mull of Galloway erreichten, musste Tony Tanner noch einige Arbeit investieren. So wanderte er beispielsweise mit zwei leeren Benzinkanistern zu einer Tankstelle, erzählte eine rührende Geschichte von einer chaotischen Tante und ihrem Morris Minor (ein anderer Autotyp fiel ihm im Augenblick nicht ein) mit defekter Tankanzeige und wankte anschließend mit zwei schweren, vollen Kanistern zum Bentley zurück, der am Straßenrand stand und zwar so, dass man die *schöne Seite* sah. Das war die Seite, an der vorn kein Kotflügel fehlte.

Daraufhin machte er sich mit Steele und einem erstaunlich engagierten Dorkas daran, das Luxusprodukt der britischen Automobilindustrie mit Schmutz zu bewerfen, bis der Bentley aussah, als käme er frisch von der Rallye Paris-Dakar.

»Ich mache mir Sorgen um Pillbury«, sagte Tony Tanner, kurz nachdem sie das Ende der M6 erreicht hatten und sich in Richtung Westen wandten.

Die etwas rätselhafte Übertragung eines Radiosenders machte Tony klar, dass auch er Pillbury wieder einmal gewaltig unterschätzt hatte.

»Ich schalte jetzt zu meinem Kollegen, der sich in einem Hubschrauber über der Straße befindet«, klang es aus dem Radio.

Steele drehte am Lautstärkereger und versuchte, den schwachen Empfang zu verbessern.

»... alles voller Polizei ... Geheimdienst ... weiträumig abgesperrt«, sagte eine Stimme. Im Hintergrund hörte man das Knatzen eines Rotors, von jaulenden Polizeisirenen begleitet. »... terroristischer Hintergrund wird nicht ausgeschlossen, wie ein Sprecher des Innenministeriums und bestätigte, der Fahrer des Tanklastzuges steht noch unter Schock, er wurde erst vor wenigen Stunden auf dem Gelände eines Landhotels aufgegriffen ... Bild des Chaos ... über Hunderte von Metern verteilt ... schwere Bewaffnung ... reine Spekulation.«

»Wann wird die Straße wieder befahrbar sein?«, erkundigte sich der Sprecher im Studio.

»... noch Tage dauern ... einige Kilometer weiter ... Polizei hat Nachrichtensperre verhängt, völlig neu in der Kriminalgeschichte Londons, obwohl der Zusammenhang unklar ... Habe so etwas noch nie gesehen. Geradezu surrealer Anblick. Zwei Personenwagen, und alle beide stecken bis zu den Achsen in mindestens zwanzig Tonnen schnell härtendem Beton. Zurzeit ist die Polizei noch damit beschäftigt, die Insassen, die augenscheinlich bei der Flucht in der Masse stecken geblieben sind, mit Hilfe von Pressluftschlämmern zu befreien. Und damit gebe ich zurück ins ...«

»Ich kann mich nie wieder in London blicken lassen«, sagte Tony Tanner. Der gelassene Ton passte nicht ganz zu der schicksalhaften Tragweite seiner Aussage. Vielleicht stimmte ihn der Anblick des Wassers, auf dem sich die Morgensonne spiegelte, milde. Vielleicht lag war er aber auch nur müde.

»Sie wollen Ihre Krawattensammlung doch nicht etwa dem Verfall überlassen?«, spöttelte Dorkas.

Die Müdigkeit in seiner Stimme strafte die etwas bemühte Ironie Lügen und wirkte daher fast mitleiderregend.

Mitleiderregend, dachte Tony Tanner. *Ja, genau dahin hast du es geschafft*. Und so verbrachte er die nächsten Minuten damit, seinen Krawattenknoten zu richten und sich unterdessen mit dem

süßen Gift des Selbstmitleids zu betäuben.

Später wurde ihm bewusst, dass sie wahrscheinlich eher komisch wirken mussten. Eine mit zu viel Gepäck ausgestattete und etwas angeschmuddelte Herrentruppe, die nach einem ausführlichen Zug durch die Gemeinde auf das Taxi wartete.

»Ich glaube, ich werde demnächst Drehbücher für Filmkomödien schreiben und damit reich und berühmt werden«, verkündete Tony Tanner als Ergebnis seiner Überlegungen. Danach lockerte er seinen Krawattenknoten, weil es ihm doch wichtiger erschien, Luft zu bekommen als in allen Situationen korrekt gekleidet zu sein. Die Entscheidung war ihm nicht leicht gefallen.

»Überschätzen Sie nicht vielleicht doch das Potenzial Ihres Humors ein wenig, Herr Tanner?«, konterte Dorkas, immer noch todmüde und immer noch kampfeslustig.

»Dazu brauche ich keinen Humor. Manchmal muss ich mir nur die Krawatten meiner Mitmenschen ansehen. Ich werde einfach ein wenig durch die Gegend laufen. Der Alltag ist ein Kuriositätenkabinett. Hier in dieser idyllischen Gegend beispielsweise trifft man unerwarteterweise vier männliche Wesen in einem Schafstall.«

Obwohl Tony seine Zukunftsplanung nicht übermäßig ernst gemeint hatte, so war seine Ortsbeschreibung doch völlig zutreffend.

Die vier Männer saßen tatsächlich in einem Schafstall. Exakter: Es war kein Stall, sondern ein halb verfallener Unterstand, gebildet aus drei Holzwänden und einem durchhängenden Dach. Neben einigen Resten von Heu, die von den vieren als Sitzpolster genutzt wurden, erinnerte ein durchdringender, scharfer Geruch an den eigentlichen Zweck der Konstruktion.

Der grässlich ramponierte Bentley stand gegen ein paar Pfundnoten in einem Winkel eines Bauernhofes. Steele hatte seinen Butler in London angerufen und ihn gebeten, sich in der kommenden Woche um das teure Stück zu kümmern.

Meistens wehte vom Wasser her ein frischer Wind, der nicht nur Kühle, sondern auch den wesentlich angenehmeren Geruch nach Salzwasser und Tang mit sich trug.

Tony fröstelte. Die Müdigkeit raubte ihm die Energiereserven. Unauffällig schaute er sich um. Links war Dorkas. Er hatte sich hinter seinem Gepäck in einer Ecke verschanzt und wirkte, während er mit schlafmüden winzigen Äuglein blinzelte, als erwarte er den Angriff der Indianer.

Neben ihm saß Little und starrte stumm vor sich hin. Er schien über etwas nachzudenken, verzog manchmal auf groteske Weise das Gesicht, als würde ihn etwas schmerzen, und verfiel dann erneut in sein dumpfes Brüten.

Rechts lehnte Steele sehr locker an der Wand. Von seiner Position aus konnte er die Weide, die in leichtem Gefälle zum Strand abfiel, den Strand selbst und die Umgebung überschauen. Er hatte den Kopf gegen die Wand gelegt, schloss manchmal die Augen und schien zu schlafen. Aber immer wieder öffneten sich die Augenspalte, und dann waren die Blicke hellwach und beobachteten die Landschaft mit geradezu feindseliger Intensität. Obwohl Steele völlig entspannt wirkte, wusste Tony, dass er sofort aufspringen und handeln könnte. Es erinnerte Tony an eine Übung des japanischen Schwertkampfes, die er mal irgendwo gesehen hatte. Wie war das genau gewesen? Richtig, der Budoka saß alleine auf seinem Platz und dann, so sollte die Situation ein, stürmten mehrere Gegner den Raum. Gegner, die nur in der Imagination des Schwertkämpfers existierten.

Ja, jetzt erinnerte sich Tony an diesen stummen Tanz, bei dem nur das Rauschen des Gewandes und das Pfeifen des Schwertes zu hören waren. Ihm war das unheimlich vorgekommen, denn der Mann, den er beobachten durfte, benutzte ein echtes, scharf geschliffenes Schwert, und seine Hiebe waren echt. So als ob sie sich danach sehnten, lebendiges Fleisch treffen zu können. Am Ende der Übung, das war Tony besonders im Gedächtnis geblieben, führte der Schwertkämpfer die Klinge zwischen zwei Fin-

gern hindurch - um das Blut abzuwischen und steckte sie dann mit weitem Bogen in die Scheide, bevor er sich wieder setzte.

»Beherrschen Sie Kendo? Ich meine diesen japanischen Kampfsport, wo man sich mit Bambusstöcken beharkt?«, fragte Tony plötzlich.

Steele antwortete, ohne den Kopf zu wenden. »Natürlich.«

»Wieso *natürlich*?«

»Wenn Sie mein Leben kennen würden, wüssten Sie, dass es natürlich ist!«

Tony kannte das Leben Steeles nicht. Dieser Mann, der ihm nicht besonders sympathisch war, hatte ihm einige Male das Leben gerettet, jetzt war sein Leben sogar in der Hand Steeles, und trotzdem wusste er nichts von ihm. So ist das nun mal, sagte sich Tony zum Abschluss seiner Überlegungen.

Steele hatte sie zu diesem Unterstand geführt, Steele hatte den Wagen verschwinden lassen, und Steele hatte gesagt, dass sie bis zur Dunkelheit warten müssten. Dein Wille geschehe, Jeremiah Steele, aber als Reiseführer bist du trotzdem eine Niete!

Tony schreckte hoch. Sein Kinn war ihm auf die Brust gesunken, er war eingeschlafen. Aber wie lange? Der Blick auf die Uhr nutzte nichts, den Sonnenstand hatte er sich nicht gemerkt, und das Boot, das eben noch vorbeigetuckert war, konnte hinter einer der Geländewellen verschwunden sein, die den Blick auf das Wasser versperrten. Unwillig schüttelte Tony den Kopf. Er wollte nicht einschlafen, er wollte sich diese Schwäche nicht erlauben.

»Was ist eigentlich dieser Dschernuwensk-Apparat, von dem Peak-Maude geredet hat?«, fragte er Dorkas. Es war ihm völlig egal, aber wer redet, schläft nicht ein, darum brauchen Frauen auch weniger Schlaf.

Dorkas brauchte verdächtig lange, bis er die Antwort herausbrachte.

»Dscherwonesk, Herr Tanner, Dscher-wo-nesk. Es ist ein Ge-

rät, mit dem man angeblich Gedanken manipulieren kann.«

»Heute bezeichnen wir also den Dscherwonesk-Apparat als Fernseher.«

»Das Ding stammt schon aus den 50er-Jahren, und irgendwer arbeitet wohl noch heute daran. Genaues weiß man nicht, aber es heißt, dass man mit dem Ding Wellen aussenden kann, die die Hirnwellen des bestrahlten Individuums überlagern. Angeblich wurden Neuronennetze zerstört und unter dem Einfluss des Apparates neu geknüpft. Und irgendwo habe ich mal gelesen, dass der Apparat vorzugweise die Hirnrinde ausschaltete. Dadurch wurde die neuronale Hierarchie gestört und die stammesgeschichtlich älteren Teile des Hirns, also so was wie der Mandelkern oder das Reptilienhirn, rückten in der Befehlskette an eine Stelle, die ihnen ansonsten nicht gebührt. Die Reflexe überwinden die Ratio.«

»Mit welchen Folgen?« Die Folgen waren Tony Tanner so was von schnuppe, aber er merkte, dass ihm Reden und Zuhören Verbündete gegen das Schlafbedürfnis waren.

»Keine Ahnung. Es wurde darüber spekuliert ... also, nehmen wir an, Sie sitzen im Büro und werden bestrahlt, dann lassen Sie die Arbeit liegen, schnappen sich Ihre Sekretärin, um sie auf dem Schreibtisch ... äh, ... also, oder Sie holen Ihr Butterbrot aus der Tasche oder hauen jemanden auf die Nase oder treten die Flucht an. Viel mehr Möglichkeiten haben Sie nicht.«

»Peak-Maude hat recht. Europa wird von Dscherwonesk-Apparaten bestrahlt. Nur schade, dass unsere Politiker nicht vom Fluchtreflex erfasst werden.«

Aus der Ecke kam das Rascheln von Heu, als Dorkas seinem schmerzenden Hinterteil eine neue Position gönnte.

»Peak-Maude«, sagte er dann zögernd.

»Ja, Peak-Maude«, antwortete Tony etwas hilflos. »Peak-Maude, der beste Konspirologe weit und breit und der größte Spinner im Umkreis.«

»Also, dieser Peak-Maude ..., es ist erstaunlich. Dscherwonesk -

ich glaubte immer, einer der ganz wenigen Leute zu sein, die jemals davon gehört haben. Nun ja. Übrigens, Sie waren gerade dabei, einen dieser Monitore aus dem Wagen zu holen, Herr Tanner. Ja, also da sagte mir George Peak-Maude, er würde Sie kennen.«

»Wenn Sie mich beleidigen wollen, warum machen Sie es dann nicht auf die direkte Art und sagen Schmalzbacke zu mir? Ich habe diesen Herrn vorher noch nie gesehen und war im Übrigen auch meines Wissens niemals von dem Wunsch beseelt, ihn kennenzulernen.«

»Wissen Sie eigentlich, dass Sie manchmal ungeheuer arrogant wirken können?«

»Ja, ist es nicht so?«

»Ach so ...«, Dorkas setzte die Brille ab und war zunächst damit beschäftigt, irgendeinen besonders hartnäckigen Fleck vom rechten Glas zu entfernen.

»Es ist nämlich so«, fuhr er fort, nachdem er die Brille wieder an ihre angestammte Stelle gesetzt hatte und sie nach mehrmaligem Rücken auch richtig saß, »dass Peak-Maude sich zwar nicht sicher ist, aber er glaubt, dass Sie, wenn auch etwas verkleidet, zu den drei Leuten gehörten, die ihn wegen der Forza Nobile besucht hatten.«

»Ich darf versichern, dass ich es nicht war. Ich war zu der Zeit nämlich als Elvis am Bodensee und habe mich mit Prinzessin Diana auf einem Pferd fotografieren lassen«, antwortete Tony Tanner giftig.

Der aggressive Ton fiel ihm selbst auf. Er starrte auf ein Grasbüschel vor seinen Schuhspitzen, an dem gerade ein goldglänzender Käfer hochkrabbelte.

Warum bin ich so sauer, dachte Tony. Ich tu so, als hätte mir Dorkas irgendeine Schmutzigkeit unterstellt. Warum also ...

Die Müdigkeit täuschte ihn. Die Gedanken schienen zu rasen, sich wie eine gut geschmierte Mechanik ineinanderzufügen und

im nächsten Moment wieder schienen sie in einem Sumpfloch zu stecken, aus dem sie nur in kleinen Schrittchen wieder herauskamen. Trotzdem näherte er sich ... Ja, er näherte er sich, aber was war es, dem er sich näherte?

Also ... eins nach dem anderen, ganz ruhig bleiben. Peak-Mau-de hatte von drei weiß gekleideten Typen aus Indien gesprochen, darunter einem Europäer. Warum trugen diese Herren auch in Europa unpassende weiße Kleidung? Weil sie direkt vom Flughafen kamen und keine Zeit gehabt hatten, die Klamotten zu wechseln. Oder weil sie die Farbe aus religiösen Gründen tragen wollten. Damit wären wir bei den Parsen, damit wären wir in Bombay, damit wären wir bei den Leuten, die mir damals das Fell gerettet haben.

Obwohl es ihm schwerfiel, führte sich Tony noch einmal die Szenen vor Augen. Die Bilder begannen sich zu verselbstständigen, jetzt ging er ohne Mühe einen Gang entlang. Ja, da war eine Tür, eine offene Tür, und im Vorbeigehen hatte er damals einen Mann erblickt. Halt! Die Szene noch einmal zurückspulen bitte und beim Blick auf den Mann einfrieren.

Tony spürte deutlich, dass seine heftige Reaktion etwas mit diesem Mann zu tun hatte. Inzwischen befand er sich in einer Art Halbschlaf und konnte zu seinem eigenen Erstaunen tatsächlich Erinnerungssequenzen abspulen, als hätte er einen Videorekorder im Kopf.

Dieser Mann ...

»Kennen Sie das?«, meldete sich Little plötzlich.

Die Stimme kam so unerwartet, dass Tony Tanner erschrocken auffuhr. Eine Sekunde lang war er wieder wütend, denn er wusste, dass er der Lösung des Rätsels ganz nahe gewesen war. Und in der nächsten Sekunde verspürte er große Freude und Erleichterung, die so überwältigend war, dass damit jedes Miss-trauen zur Seite gestoßen wurde.

Tony drehte sich zu Little um.

»Was sollen wir kennen?«

»Ich meine dieses Gefühl, dass Ihnen ein Wort auf der Zunge liegt und Sie bekommen es nicht heraus? Das ist nicht nur ärgerlich, es kann einen verrückt machen.«

Dafür bist du der beste Beweis, alter Kumpel, dachte Tony. Und laut antwortete er: »Ich kenne das. Das Boshafte ist ja, dass einem das Wort einfällt, sobald man es nicht mehr sucht und braucht. Also suche ich auch nicht weiter und verlasse mich auf Umschreibungen. Schließlich hat man dafür einen Sprachschatz von mehr als zweihundert Worten.«

Damit war die Unterhaltung erst einmal wieder beendet und jede der vier Personen schaute wieder schweigend auf das Wasser. Jeder der vier hatte dabei völlig andere Gedanken. Tony dachte an den Strand von Nizza und Lucille Chaudieu. Dorkas dachte an die phönizischen Seefahrer und fragte sich, welche psychischen und weltanschaulichen Veränderungen eine Kultur durchlief, wenn sich ihre Elite auf das Meer wagte. Steele dachte an einen Tag mit seiner Familie und an Helena, in ihrem langen weißen, im Wind flatternden Sommerkleid, und an die Kinder, die im Wasser planschten und manchmal ihren Eltern zuwinkten, als müssten sie durch dieses Winken immer wieder eine Verbindung und herzliche Nähe herstellen. Little dachte an den Pazifik und die Delfine, die sich mühelos durch das blaue Wasser näherten, und wie er die geschmeidigen, muskulösen Leiber an seiner Seite gespürt hatte.

»Jetzt weiß ich es«, rief er plötzlich aus. Die anderen zuckten zusammen und Little verzog das Gesicht zu einem entschuldigenden Lächeln.

»Ich meine das, was mir die ganze Zeit auf der Zunge gelegen hat. Jetzt ist es mir eingefallen. Ich habe es schon in London verspürt, aber ich konnte es nicht formulieren. Ich wäre fast daran erstickt.«

»Lassen Sie es raus, ich will keine Mund-zu-Mund-Beatmung bei Ihnen machen müssen«, knurrte Steele, aber es interessierte

ihn wirklich.

»Es geht um denjenigen, der uns diese Leute auf den Hals geschickt hatte. Ich meine den Zwerg und die anderen.«

Jetzt war die Aufmerksamkeit der Zuhörer garantiert, und Little konnte sich nicht enthalten, sie zu genießen und eine kleine Kunstpause einzulegen.

»Es gibt einen Mann, nein, eine Person, also es gibt da eine Person. Sie hat die ganze Stadt unter Kontrolle. Ich meine das nicht nur im materiellen Sinn. Was ich meine - er hat seine Fäden über die ganze Stadt gespannt ...«

»Was für Fäden?«

Little verzog das Gesicht und rieb sich das Kinn. Er wirkte plötzlich wieder derart in sich versunken, dass Dorkas eingriff.

»Sie meinen sicherlich keine physischen Fäden. Sondern Fäden im übertragenen Sinn, also Einfluss, Information, Einblick, Manipulation ...«

Little schnippte mit den Fingern und wirkte wie ein Urlauber, dem eine gute Idee für den nächsten Ausflug gekommen war.

»Genau so ist, vielen Dank. Heißen Dank! Es ist so eine Art ... stellen Sie sich vor, es gibt überall Agenten, die alles beobachten und manipulieren und dabei das Hauptquartier benachrichtigen. Die Fäden, die ich meine, sind zugleich die Agenten und die Leitungen, mit denen sie ihre Meldungen abgeben.«

»Das klingt so, als hätte er London in der Hand«, merkte Steele an.

»Hat er auch, in gewissem Sinn. Auf der anderen Seite funktioniert das mit dem Einfluss nicht immer so perfekt wie er es will. Und er selbst hat Schwächen. Er leidet darunter. Er weiß, dass er geschaffen ist, um Macht auszuüben, er lechzt nach der Macht, aber manchmal wird er schwach und sie entgleitet seinen Fingern.«

»Wer ist das, von dem sie reden?«

»Der Zwerg ist sein Bruder. Jedenfalls auf gewisse Weise. Sie können nicht wirkliche Brüder sein, weil sie nicht so geboren

sind wie Menschen. Der Zwerg heißt Lalle. Er hasst die Menschen. Er kann in ihre Gedanken eindringen und sie manchmal manipulieren. Lalle könnte viel stärker sein als sein Bruder. Darum hasst er seinen Bruder besonders.«

»Warum kann Lalle seinen Bruder nicht übertreffen?«, fragte Steele. Jetzt vergaß er sogar, die Umgebung weiter zu beobachten und wandte sich interessiert Little zu. Steele hatte seine Hand am Hals dieses Zwerges gehabt, er hatte unter seinen Fingern gespürt, wie der Puls hochschnellte, als der verkrüppelte Körper begann, nach Atemluft zu schreien.

»Es sind die Schmerzen. Lalle hat ständig Schmerzen. Darum hasst er jeden, der keine Schmerzen hat. Besonders das Gehen fällt ihm schwer. Ich glaube, er hat kranke Gelenke. Manchmal hat er kurze Momente, in denen ihm nichts schmerzt. Dann denkt er an Tiere, an kleine niedliche Tiere, und ist fast glücklich. Aber dann kehrt der Schmerz zurück und Lalle verliert das Glück und ist so voller Trauer und Hass, dass er beginnt, das Glück zu hassen, weil es ihm noch mehr Schmerz bereitet.«

»Wie tragisch«, kommentierte Steele sarkastisch.

»Ja, tragisch«, antwortete Little eifrig, ohne den Unterton zu bemerken. »Aber auch gut. Ich meine gut für die Menschen, für uns. Wenn Lalle sich konzentrieren könnte, dann könnte er die Gedanken vieler Menschen lenken. Manchmal schafft er das auch, aber zu kurz, um damit etwas zu bewirken. Denn je mehr er seine Macht ausspielt, desto größer wird der Schmerz und er kommt zu dem Punkt, wo alles zusammenbricht, er sich nicht mehr konzentrieren kann und in seine schmerzenden, verkrüppelten Körper zurückfällt.«

Little schaute vor sich hin. Nur er sah jetzt den Zwerg, wie er auf seinem Bett saß und keuchte vor Selbsthass, heulte vor Schmerz, strampelte, um sich trat, sich selbst in die Arme biss, dass die Wunden bluteten, atemlos tobte in seiner unbändigen Wut, bis er von seiner eigenen Schwäche gebändigt wurde und auf sein Lager zurücksank, röchelnd und keuchend, im Säurebad

des Schmerzes, der jede Zelle durchglühte. Und Little war das einzige Wesen, das von den Tränen wusste, die Lalle über die Wangen rannen und den grauenhaften Zwerg für kurze Momente an rettende Grenzen leiteten, die er niemals würde überschreiten können.

»Mister Moon«, fuhr Little wieder aus seiner Versunkenheit. »Der Bruder des Zwerges nennt sich Mister Moon. Er ist ebenso böse wie der Zwerg, ebenso voller Hass und Grausamkeit. Er liebt es, Menschen zu quälen. Er fühlt sich überlegen, aber es gibt trotzdem Dinge ... er hasst sie, weil sie anders sind als er und weil er nicht so anders sein kann, wie er will. Ja - er weiß nicht einmal, woher er kommt. Er hat keine Mutter und keinen Vater. Er war plötzlich da. Völlig verwirrt. Er handelte, aber manchmal wird er von Fragen bedrängt. Er will wissen, wer er ist. Er gibt vor, etwas zu sein, aber er ist es nicht. Er kann nicht einmal seine Form beibehalten.«

»Was???« Dorkas lugte herum und zeigte ein Gesicht, das für eine Scherzpostkarte geeignet gewesen wäre.

»Er verändert sich. Er verändert seine Gestalt. Nein, das stimmt nicht. Die Gestalt verändert sich, ohne dass er es will. Das ist sein Manko. Trotzdem ist er mächtiger als sein Bruder. Er will seinen Bruder töten, aber er hat Angst vor ihm. Beide fürchten sich. Ja, so ist es: Lalle kann sich im Tageslicht aufhalten, aber Mister Moon muss in der Dunkelheit bleiben. Er hat eine Ahnung davon, wo er herkommt. Er hat ein Bild vor Augen - eine junge Frau mit zerfetztem Unterleib, sie lebt noch, sie kreischt, aber sie wird bald sterben, denn ihr Gedärm hängt ihr zwischen den Schenkeln und ...«

Ein unterdrücktes Stöhnen von der Seite, auf der sich Dorkas verschanzt hatte, stoppte Littles Beschreibung.

»Verzeihung, ich ließ mich mitreißen.«

»Nein, nein, jedes Detail ist wichtig, es ist mein Fehler«, versicherte Dorkas wacker.

Tony Tanner mischte sich ein.

»Es erinnert mich an das, was mir eine junge Frau erzählte, die ich in der Anstalt von diesem Psychologen getroffen und zusammen mit Gainsworth bei Doktor Grant untergebracht habe.«

»Doktor Grant?«, sagte Dorkas und dann wiederholte er den Namen einige Male, als würde ihm der Klang eine Gewissheit versprechen, die er noch nicht hatte.

»Sarah«, schrie Little plötzlich aus voller Kehle.

Dann schaute er sich um und räusperte sich.

»Tut mir leid, es kam mir einfach so. Ich weiß auch nicht, wie ich auf diesen Namen komme ...«

»Ich weiß es«, antwortete Dorkas zugleich aufgeregt und resigniert. Dabei klopfte er auf sein Paket, in dem der *Grand Albert* und die Statue des Hermes Trismegistos aneinander geschnürt waren.

»Sarah Hamilton, die heißeste Nummer seit es Esoterik gibt, ist es das? Das ist es!«, stöhnte auch Tony Tanner.

»Exakt. Sarah steckt im Hintergrund. Und daher ...«, verfiel Dorkas nun in den von ihm so geschätzten dozierenden Tonfall, »... und daher hat Mister Moon, vielleicht unbewusst, obwohl ich natürlich nicht weiß, ob solche Wesen überhaupt ein Unbewusstes ihr eigen nennen, in dem selbst gewählten Namen das Geheimnis seiner Herkunft enthüllt. Mister Moon ist ein Filius Lunae.«

Triumphierend ließ Dorkas die letzten beiden Worte ausklingen.

»Das Mondkind«, deklamierte er dann. »wir haben das Mondkind gefunden!«

»Wohl eher ein Mondkind und einen Mondzwergerl«, warf Tony Tanner ein.

»Vielleicht das Mondkind und das Kind des Mondkindes. Oder aber beide sind Kinder des Mondkindes.«

»Ich verliere soeben etwas den Überblick«, gestand Tony Tanner.

»Damit suggerieren Sie, dass Sie ihn hatten, Herr Tanner«,

spottete Dorkas. Er war wieder so wach wie seit Tagen nicht mehr. »Und damit nehmen Sie sich einiges heraus. Ich zum Beispiel habe ihn mitnichten. Sicher ist, dass Sarah ein Mondkind erschaffen hat und es für ihre Zwecke nutzt. Dass in beiden Fällen eine Behinderung vorliegt, könnte durchaus eine Art Immunreaktion sein. Von Kräften, die auf der anderen Seite stehen als Sarah. Vielleicht ein letztes Signal der Gesundheit seitens ...«, hier kam Dorkas ins Stocken.

»Seitens der Erde vielleicht oder was weiß ich. Vielleicht mache ich mir auch nur Illusionen.«

»Es gibt Gegenkräfte«, bestätigte Little. »Ich kann sie nicht verstehen. Es sind Wesen, die unter der Erde wohnen und sehr anders sind ...«

»Ich weiß«, sagte Tony und verzog den Mund. »Sie essen Schokolade mitsamt Verpackung.«

»Es sind nicht nur sie ... es gibt Gruppen ... Zirkel, Logen. Manche wollen das Gute, andere sind schwarz wie die sternenlose Nacht und suchen nach Macht. Mister Moon versucht, sie zu manipulieren und es gelingt ihm oft. Es gibt andere ... ja, ein Mann in weißer Kleidung ist da und er ...«

»Was ist?«

Steele war als Erster auf den Beinen und fing Little auf. Der Amerikaner war mit Erstaunen im Gesicht und einem geradezu verzückten Lächeln zur Seite gekippt. Er fing sich sofort wieder und schaute Steele erstaunt an.

»Verzeihung, ich bin schon wieder in Ordnung«, versicherte Little dann und setzte sich wieder auf. Er spürte die fragenden Blicke. Aber Little zögerte, sein Geheimnis zu verraten. Es erschien zu gewaltig und zu wertvoll. Ja, es war etwas, das die anderen überhaupt nicht verstehen konnten, weil sie Little zu wenig kannten. Little den Spinner, Little, den Halbirren.

Und nun war etwas Wundervolles geschehen. Little hatte eine Berührung verspürt, eine freundschaftliche, brüderliche, eine lie-

bevolle Berührung, eine Umarmung, eine blitzschnelle Kommunikation über Zeit und Raum hinweg. Etwas, das keiner verstehen konnte, der es nicht selbst erlebte.

Little hatte verspürt, wie ihn der weiß gekleidete Fremde ansprach. Wie er, ohne Worte zu nutzen, Mut zusprach, Lob zollte, Hoffnung gab. Wie er Little einlud. Little, der ab diesem Moment wusste, dass er dazugehörte - zu was es auch immer war, er gehörte dazu, er war nicht allein mit seinem Können, das zugleich sein Fluch war.

Zögernd öffnete Little die Lippen. Jetzt, wo der weiß gekleidete, dunkelhäutige Fremde ihn berührt hatte, konnte er nicht alles verschweigen. Es war seine Pflicht zu sprechen. Er brauchte nicht alles zu offenbaren, aber er wusste, dass er sich mit Verschweigen gegen den neu geschlossenen Bund versündigen würde.

»Er ist mächtig«, flüsterte Little. »Er wirkt demütig und bescheiden. Die Leute übersehen ihn oft, er wirkt fast ängstlich. Aber er ist ein Riese. Er hat gelitten, um groß im Geist zu werden. Er hält Mister Moon in Schach. Und er ist nicht der Einzige. Es gibt viele von ihnen. Sie leben überall und wissen oft nichts voneinander. Manchmal wissen sie nicht einmal etwas von ihrer Macht. Das sind die Mächtigsten, diejenigen, die von ihrer Macht nichts wissen, weil sie eine Aura um sich schaffen. Sie sind die Gewichte, die die Waage noch im Gleichgewicht halten. Noch. Denn Mister Moon und viele andere legen ihre Bosheit wie Bleigewichte auf ihre Seite der Waagschale. Darum geschehen so viele Dinge, die bisher nicht sein konnten. Darum kann es Sarah geben, und weil es Sarah gibt, kann sie weitere Gewichte auf die Waage legen. Und Brantley. Brantley in seinem Mantel, der aus Menschenleder ist. Er ist unendlich mächtig. Er ist ein schwarzer Engel. Er ist ein Bote der Hölle. Er hat die Diener der Hölle gesandt, und sie stürmten durch die Stadt an dem Fluss wie flüssiges Erz, sie wehten wie der Wind aus der Wüste des Versuchers. Sie fingen den, der gesandt war und verbrannten ihn, und noch

viele werden brennen in ihrem Leib der Sünde, weil die Ewigkeit der Hölle nicht ausreicht, ihre Sünden zu tilgen und Brantley der Herr hat sie ...«

Das Klatschen einer Ohrfeige unterbrach Little, der mit geballten Fäusten, die Augen ins Leere gerichtet, seine Sätze mit singendem Tonfall wie eine Fanfare geschmettert hatte.

»Verzeihung«, sagte Dorkas und blies sich dann auf seine schmerzende Handfläche. »Aber im Moment ähnelten Sie doch ein wenig zu sehr an Doktor Josef Goebbels in seinen besten Zeiten. Und der Wahl der Propagandameister ...«

»Und er trug elegante maßgeschneiderte Anzüge«, teilte Tony Tanner seine Sicht der Dinge mit.

Eine Weile muste sich Little die Wange reiben

»Es ist so, dass viele, die das Potenzial gehabt hätten, sich der ... ich nenne es die *weiße Seite* anzuschließen, sich schließlich für die schwarze Seite entschieden. Aus Machtgier oder weil sie ihre Voreingenommenheiten mehr lieben als das Gute. Brantley ist auch einer ... wir schwimmen in einem Meer der Tränen, die vergessen werden, weil zu viele Menschen auf die falsche Seite gezogen werden. Und darum entsteht wieder ein neuer ... ein neuer ... es entsteht ein ... er wurde gerufen ...«

Little schien erneut zu entgleiten und ließ dabei seine Augen fest an Tony Tanner hängen, wobei niemand sicher war, dass er ihn auch wahrnahm.

»Die Regeln geraten außer Kraft«, sagte Dorkas, so leise, als würde er nur zu sich selbst sprechen. »Darum geschehen Dinge, die nicht geschehen können.« Dann wurde seine Stimme lauter, als er Little eine Frage stellte.

»Warum sind sie so hinter uns her? Ich meine diesen Mister Moon?« Little fand sofort aus seiner Abwesenheit zurück.

»Es ist dieses Buch. Es ist wie eine Waffe. Mit ihm kann man Sarah in Schach halten. Aber wenn sie es in die Finger bekommt ... ich meine das im bildlichen Sinne, also wenn es eines ihrer Geschöpfe wie Mister Moon in die Finger bekommt, dann steigt

ihre Macht exponential. Dann hat sie eine Macht, von der sie bisher nicht einmal zu träumen wagen durfte. Und sie haben etwas, hinter dem auch Brantley her ist. Ein Tauschobjekt vielleicht.«

»Brantley ist also noch im Spiel?«

»Er könnte nicht aussteigen, selbst wenn er wollte. Aber er verbirgt sich. Ich spüre so etwas wie eine schwarze Wolke, in der Blitze aufscheinen und in der es donnert. Es ist wie die Schmiede des Vulkanus, in der eine neue Waffe geschaffen wird.«

Dorkas umklammerte sein Paket und bemühte sich, die Augen offen zu halten.

»Wie steht es geschrieben in der Rolle des achten Tages? *Die Väter werden ihre Söhne hassen und die Söhne werden ihre Väter bekriegen. Mutter und Tochter werden ihre Namen mit Verachtung nennen, und die eine wird ausspucken vor der Schwelle der anderen. Nichts wird bleiben wie es der Herr setzte in den Tagen der Verwirrung, die da kommen werden, wenn die Flügel der schwarzen Engel rauschen über den Hütten der Gerechten, und die Unzucht feiert in den Palästen. Aber siehe, nichts ist verloren, und der Bund der Brüder ist stark und brüllt wie ein junger Löwe am Morgen. Rüste dich für die letzte Schlacht, wirf ab die Schwäche, greife dein Schwert und schneide dir ab deine Lider, auf dass dich der Schlaf nicht übermanne am Tage der Entscheidung. Denn die Brut der Welt schläft und wird darob vergehen, aber die Väter des Lichtes kennen keinen Schlaf bis zu dem Tage, an dem ...*«

Die Stimme wurde, während Dorkas theaterhaft deklamierte, leiser und undeutlicher. Der Kopf des Wissenschaftlers fiel nach vorne, sein Kinn ruhte auf dem Paket, das er umarmte, wie ein Kind seinen Lieblingstедdy umarmen mochte. Dorkas war selig entschlummert.

»Wie steht es mit den Wagen, die uns verfolgt haben? Mit dem Hubschrauber?«, fragte Steele. Er wunderte sich selbst, dass er diese absurde Frage stellte und dieses sogar in der Überzeugung, von diesem Mann eine Antwort zu erhalten, die mit der Wirklichkeit in Einklang stand.

Aber Little zuckte die Schultern. »Sie haben nichts mit Mister Moon zu tun. Es waren andere. Menschenjäger. Sie sind wie Haie. Sie riechen Blut, sie erfreuen sich daran, Menschen zu jagen.«

»SSI«, knurrte Steele vor sich hin. Er hatte es geahnt. Ein blitzblanker, moderner Hubschrauber, SSI, wer sonst hatte solche Möglichkeiten? Nach einiger Überlegung fiel ihm noch eine dringende Frage ein.

Es war zu spät dafür. Auch Little war eingeschlafen. Er hatte sich befreit. Er hatte all den undeutlichen Bildern, all den unklaren Empfindungen eine Form gegeben, er hatte sie in Worte gegossen, und nun war er erleichtert und befreit, als hätte ihn eine Übelkeit verlassen. Und so überließ er sich nun fröhlich dem Schlaf.

»Ich glaube, etwas Schlaf würde uns allen gut tun«, sagte Tony.

Von Steele kam nur ein schwer zu deutendes Knurren als Antwort, dem er schließlich »Einer muss aufpassen« zufügte.

»Wir können uns ablösen.«

»Schlafen Sie ruhig. Ich könnte es jetzt nicht, selbst wenn ich wollte.«

»Wann kommt das Boot?«

»Nach Einbruch der Dunkelheit. Wie ich schon sagte.«

Tony ließ sich durch die letzte Spitze nicht beeindrucken.

»Warum hilft der Bootsbesitzer uns?«

»Er glaubt, wir wären von der IRA. Er ist deren Sympathisant, denkt wir müssen türmen.

Bezahlen lässt er sich trotzdem. Sonst noch Fragen?«

Tony überhörte geflissentlich den rüden Ton, in dem Steele seinen letzten Satz sprach.

»Ja, habe ich«, erklärte er unverdrossen. »Wieso sind Sie in die Galerie gekommen? Sie konnten doch nicht wissen, dass wir in

eine Falle laufen würden, ist es nicht so?«

»Wissen nicht, aber ahnen. Ich wurde wegen der Frau aufmerksam. Der Angestellten, die diese Geiselnahme vorgetäuscht hat. Sie gehört zu der Ufologensekte von Hal Hornsby. Das war Anlass genug, ihr ein wenig hinterherzuzschnüffeln.«

»Hal Hornsby ... Was treibt der Gute denn so?«

»Sammelt Anhänger und Geld und bereitet seine Leute auf die Ankunft der kosmischen Arche vor, mit der sie ins All abdüsen werden.«

»Besonders originell war Hornsby noch nie.«

»Aber gefährlich. Wie seine engsten Mitarbeiter.«

»Kennen Sie vielleicht MacMorley? Der beobachtet diese Sekte nämlich auch.«

Jetzt konnte sich sogar Steele ein Schmunzeln nicht verkneifen.

»Ja«, bestätigte er, »MacMorley habe ich auch kennengelernt. Wir sind sogar beide aus einem Hotel verwiesen worden, weil MacMorley in den Swimmingpool pinkelte.«

»Deswegen fliegt man doch nicht aus einem Hotel!«

»Wenn man es vom Dreimeterbrett tut schon.«

Tony konnte seine Bewunderung nicht verbergen. »MacMorley ist eben ein echter Sohn des Hochlandes. Von spießigen Konventionen lässt sich so einer nicht beeindrucken.«

Von Steele kam keine Antwort und so war auch dieses Gespräch beendet. Tony Tanner war fest entschlossen, nicht einzuschlafen. Als er hochschreckte, war es dunkel, und ihm wurde klar, dass er trotz aller Bemühungen doch eingeschlafen war.

Vom Wasser her erklang das Geräusch eines Motors, dann blinkerte ein kleiner Scheinwerfer.

Steele scheuchte seine Begleiter hoch. Es folgte ein schneller Lauf über die unebene Weide, beschwert von dem Gepäck, und ein Einschiffungsmanöver, bei dem jeder nasse Füße bekam.

Die Fahrt dauerte bis zum Abend des folgenden Tages. Zuerst fuhren sie nach Westen und dann folgten sie der Küste nach

Norden. Tony Tanner hatte schon jeden Versuch aufgegeben, sich zu orientieren. Es war ihm egal, dass er bis zum Bauch durch eiskaltes Wasser zu einem steinigen Strand waten und dabei Dorkas mehrmals vor dem Ertrinken bewahren musste. Hauptsache, er war von dem ständigen Dröhnen der Bootsmotoren befreit und musste nicht mehr die harten Stöße verspüren, mit denen der Rumpf in einem donnernden Rhythmus auf die Wellen klatschte.

Ein Wagen stand bereit. Steele steuerte ihn stundenlang über kurvige Nebensträßchen und hielt dann neben einigen ländlichen Gebäuden.

In dieser Einöde ein Flugfeld zu finden, war Überraschung genug. Dass hier aber eine *Gulfstream II* wartete, überraschte jeden, außer Steele. Selbst Dorkas war so perplex, dass er erst dann in Panik ausbrach, als er schon in einem bequemen Doppelsessel Platz genommen hatte und angeschnallt war. Steele, der anscheinend niemals schlief, verriegelte die Türen, klemmte sich in den Pilotensitz, ließ sich von irgendwoher über Funk das Wetter geben, ließ die Triebwerke an und startete schließlich.

Little machte es sich bequem und legte die Beine hoch. Er schlief tief und erholsam ein, und kein Luftloch und kein Rütteln der Maschine konnte ihn wecken.

Bis zu dem Moment, als Steele nach einigen Stunden Flug aus der Kabine kam und zu Dorkas wollte, der aber schon seit geraumer Zeit auf dem Klo saß. Little musste Dorkas umständlich überreden, aus der Sanitärkabine herauszukommen. Endlich ließ Dorkas sich blicken und sank in seinen Sitz. Dann fiel sein Blick auf Steele,

»Sie müssen doch am Lenkrad bleiben«, stotterte Dorkas und fuhr mit einer Hand vor seinen Mund. »Sonst stürzen wir ab.«

»Es gibt Autopiloten«, antwortete Steele. »Ich brauche jetzt den Namen unseres Zieles. Wir haben uns an den Pyrenäen vorbeigeschlichen und sind jetzt über dem Mittelmeer.«

Dorkas Finger kreiste über der Karte und tippte dann auf einen

Punkt zwischen Verona, Treviso und dem Gardasee. Dann überlegte er und kramte einen schon ziemlich ramponierten Zettel aus der Tasche, den er Steele überreichte.

»Hier sind die exakten Koordinaten. Sie brauchen sich keine Sorgen wegen der Landung zu machen. Es gibt angeblich eine Landebahn auf dem Grundstück.«

»Angeblich«, sagte Steele. »Na, das kann ja heiter werden.« Steele liebte es, wenn es heiter wurde.

»Diese Maschine ist für Tiefflug nicht geeignet!«

Es war seitens Steele überhaupt nicht nötig gewesen, diese Bemerkung zu machen. Tony Tanner hatte es schon vorher gewusst.

Was er nicht wusste, war eine kurze, treffende Antwort auf die stets drängende Frage des menschlichen Seins: *Wer bin ich? Woher komme ich? Wo zum Teufel bin ich?* Und die Antwort in seinem Gehirn lautete lapidar: *Teufel ist schon ganz gut.*

Wieso saß er auf dem zweiten Sitz im Cockpit eines leichten Geschäftsreiseflugzeugs vom Typ *Gulfstream*? Erstens sowieso, und zweitens gehörte ein Kopilot auf diesen Platz. Stattdessen steuerte ein übermüdeter Jeremy Steele die Maschine ohne Unterstützung. Und er steuerte sie nicht nur, er hetzte sie im extremen Tiefflug über die wütenden Wellen eines anscheinend endlosen Meeres.

Inzwischen hatte Tony schon einen gewissen Instinkt entwickelt. Sah er, Sekunden, bevor die Maschine darüber hinweg huschte, eine wild aufgetürmte Welle, spannten sich seine Muskeln an. Er erwartete die Schläge, aber wenn sie dann in die Luftwirbel gerieten und sich die Maschine schüttelte, als würde sie mit Hämmern bearbeitet, wurde ihm trotzdem schlecht. Das Flugzeug rattlete und rüttelte, er glaubte, die überforderten Nieten brechen zu hören.

Während er sich noch den Schweiß aus den Augen wischte, hatte Steele die Maschine wieder unter Kontrolle und ließ die

Blicke zwischen Instrumenten und Fenstern pendeln.

Was für ein Wahnsinn, dachte Tony Tanner. Wir haben uns bei keiner Luftüberwachung angemeldet. Wir sind über den Atlantik und über Nordspanien hinweggejagt. Wahrscheinlich ist die Luftwaffe schon auf der Suche nach uns. Und ich sitze hier, in einem Fluggerät, das zwar jeden Moment auseinanderbrechen wird, das dafür aber nirgendwo eine Registriernummer angebracht hat.

»Ich vermute, Tiefflug tut dem Flugzeug nicht gut«, äußerte sich Tony vorsichtig. Steele verzog keine Miene. »Ich schätze, diese Kiste altert in diesen Minuten mehr, als in zehn Jahren regulärem Reisedienst. Aber das sollte nicht Ihr Problem sein.«

»Solange ich noch drin sitzen sollte, wenn das Verfallsdatum überschritten ist, dann doch.«

Das Land jagte heran, als hinter ihnen die Sonne hervorbrach und die Küste in Sekunden in ein strahlend goldenes Licht tauchte. Die Turbinen heulten auf, als die Maschine aus der flachen Küstenzone heraus der Steigung eines Hügels folgte. Für Tony sah es aus, als würde der Rumpf die ersten Baumwipfel berühren. Unter seinem Fenster war nichts als eine goldgrüne Fläche, vorbeiwischend, ohne dass sein Auge einen Anhaltspunkt finden konnte. Der Anblick war nicht beruhigend. Im Gegenteil, sein Magen begann wieder zu rebellieren.

Tony Tanner wagte einen Blick in die Flugrichtung, und da wurde ihm erst recht übel. Das musste die typische Aussicht aus einem Kamikaze-Flugzeug sein, ungefähr eine Sekunde vor dem Aufschlag.

Baumwipfel. Blätter, Äste, die nur darauf warteten, ihn zu durchbohren. Durch das Heulen der Turbinen glaubte er, die Schläge gegen die Rumpfunterseite zu hören.

Dann füllte Himmelsblau die Fensterfläche. Die Maschine hüpfte über den Hügelkamm, verbrannte mit ihren Abgasen die obersten Zweige der höheren Bäume, und sank auf der anderen

Seite in ein sich weit öffnendes Tal.

Steele änderte den Kurs, dabei machte er sich gleichzeitig am Funkgerät zu schaffen. Für einen Augenblick konnte Tony den Schatten ihres Flugzeugs erkennen, der in rasender Flucht über Felder, Obstwiesen, Weiden, Baumgruppen rannte und sprang. Etwas abseits tauchte ein Dorf auf. Deutlich sah Tony, wie die kleinen Gestalten am Boden die hellen Ovale ihrer Gesichter zum Himmel hoben, voller Erstaunen über dieses Flugzeug.

»Ich nehme an, diese Blinklampe bedeutet Ärger?«, fragte Tony vorsichtig und deutete auf ein rotes, pulsierendes Auge im Armaturenbrett.

»Wie man es nimmt«, antwortete Steele. »Für Sie ist es ein positives Zeichen. Es bedeutet nämlich, dass unser Flug in zehn Minuten zu Ende ist.«

Tony blies die erleichtert die Luft aus den Backen, blieb aber misstrauisch. »Dann hätten wir es geschafft.«

»In zehn Minuten geht der Treibstoff zu Ende«, erklärte Steele.

»Sie wollen mich dich jetzt nicht wieder mit zwei Kanistern zur Tankstelle schicken? Wann sollten wir am Ziel sein?«

»In acht Minuten. Nach meinen Berechnungen zumindest. Aber es gibt einen großen Unsicherheitsfaktor.«

»Wie groß?«, wagte Tony Tanner zu fragen.

»Mindestens eine Viertelstunde. Ich kann nur über den Daumen peilen, was diese Maschine schluckt, wenn ich sie durch die bodennahe Thermik dresche. Mal abgesehen davon, dass ich nicht mehr sicher bin, ob wir überhaupt auf dem richtigen Kurs sind. Mein Navigationsgerät verträgt diese Geschüttel nämlich überhaupt nicht.« »Oh.« Tonys *Oh* war das kürzestmögliche Äquivalent eines Aufschreis verbunden mit tagelangen Bittgebeten in allen möglichen Sprachen, bei denen die Chance bestand, dass ein Schutzpatron sie verstehen könnte.

Steele drehte wieder einen Schalter am Funkgerät, betrachtete die Skala und begann dann, einen Drehknopf zu bewegen. Als sie erneut in eine Thermik gerieten, konzentrierte sich Steele auf

das Steuern und wies Tony an, den Knopf langsam weiter zu drehen.

Plötzlich rauschte eine Stimme aus dem Lautsprecher des Funkgerätes.

»Unbekannte Maschine, bitte melden.«

»Die Flugkontrolle«, rief Tony erschrocken. Was er meinte, war: Man hat uns erwischt.

»Unfug«, gab Steele grimmig zurück. »Wir sind unter allen Radarkontrollen durchgeflogen und in der Landschaft verschwunden. Nicht mal ein Super-Satellit einer dieser schwachsinnigen CIA-Fernsehserien würde uns finden.«

»Und wer ruft uns jetzt an?«

Anstatt zu antworten, legte sich Steeles Finger auf einen Kipp-schalter und warf ihn herum.

»Wir hören Sie«, sagte er knapp.

»Nennen Sie uns Ihre Zielkoordinaten, prego.«

Steele gab mit ruhiger Stimme die Koordinaten an, die er auf Dorkas` Zettel gefunden hatte. Die Ruhe war rein äußerlich. Die Maschine hatte nur noch für wenige Minuten Kerosin, dann blieb ihm nichts, als den Moment abzuwarten, in dem die Turbinen aussetzten, die Maschine hochzuziehen und zu schauen, ob sich irgendwo ein Platz sehen ließ, der eine Notlandung ermöglichen könnte. Falls ein solcher da war und die Maschine ihn erreichte, bevor sie aufschlug, würden sie mit mehreren Hundert Stundenkilometern über Gras, gegen Bäume, Felsen oder Gebäude rutschen, um dann vielleicht irgendwann doch noch zum Stehen zu kommen. Immerhin hatte sie den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass ihnen die Kiste nicht um die Ohren fliegen konnte, schließlich hatte der Antrieb ja den explosiven Treibstoff schon ausgeschlürft.

Der Gedanke an seine eigenes Ende war Jeremy Steele völlig egal. Es berührte ihn nicht. Er dachte an seinen eigenen Tod, als

ginge es um das Verschwinden eines Schauspielers aus einer nebensächlichen TV-Serie. Aber etwas anderes peinigte ihn. Er wollte seine Aufgabe zu Ende führen. Der Krieger Steele konnte nicht mitten in der Schlacht das Schwert aus der Hand legen.

In gewisser Weise war Jeremy Steele in eine Falle geraten - dieselbe geistige Einstellung, die ihn gelehrt hatte, den Tod zu verachten, zwang ihn nun, den Tod zu fürchten, da er ein Hindernis auf dem Weg zum Ziel war.

»Conte«, fügte Steele den Koordinaten noch hinzu. Auch dieses Wort fand er auf dem Zettel.

»Seien Sie willkommen, wir haben Sie«, sagte die Stimme nach einem bangen Moment.

»Ändern Sie Ihren Kurs um zwei Grad Nord. In einer halben Minute werden Sie eine rote Leuchtkugel sehen, nehmen Sie dieses Zeichen als Anflugpunkt. Kurz vor der Landung sehen Sie vor sich einen Hügelkamm. In der Mitte stehen drei Eichen, an deren beiden Zypressen. Peilen Sie über die mittlere Eiche. Ein Lichtsignal sagt Ihnen, ob Ihr Anflug korrekt ist. Ich werde mir erlauben, Ihnen auch weiterhin mit meinem Rat beizustehen. Bitte kommen. Kein Wind. Volle Bremsen möglich, es ist eine gute Piste.«

»Verbindlichsten Dank«, antwortete Steele mit unerwarteter Höflichkeit. »Ich habe nur noch Treibstoff für eine Minute Flugzeit.«

»Das reicht. Achten Sie bitte auf die Leuchtkugel. Sie kommt ... jetzt.«

»Da, ich sehe sie«, rief Tony und klopfte mit dem Finger gegen die Scheibe.

Steele legte die Maschine in die Kurve und nahm den neuen Kurs auf. Die 'Gulfstream' reagierte zäh und richtete sich nur unwillig auf. Knurrend drehte Steele am Trimmrad und peilte mit zusammengekniffenen Augen nach der Leuchtkugel.

Sie war schon wieder verschwunden. Weil diese verfluchte Kiste gerade in diesem Moment bocken musste, war sich Steele

jetzt nicht sicher, ob sein Anflug korrekt war.

Neben ihm rutschte Tony Tanner auf seinem Sitz und wirkte wie ein Schüler im Ausflugsbus, der sich einer Touristensensation nähert. Der Kerl ging Steele auf die Nerven.

Im nächsten Moment musste Jeremy Steele schon wieder Abbitte tun, denn es war Tony, der den Hügelkamm mit den charakteristischen Bäumen zuerst entdeckte. Es blieb Steele gerade noch Zeit, um die Maschine in Position zu bringen, bevor er sich um die Landeroutine kümmern musste. Die Aufgabe hätte sonst der Kopilot übernommen, jetzt musste Steele alles selbst erledigen, und zwar schneller und exakter als jeder Zivilpilot.

»Achten Sie auf die Lichtsignale«, befahl Steele, nahm den Schub zurück und gab Klappen.

»Ein Licht korrekt, zwei tiefer, drei Lichter höher«, erklang die Stimme aus dem Lautsprecher.

Steeles Blicke flatterten hektisch über das Instrumentenbord, stießen durch das Fenster, kehrten zurück zu den vibrierenden Anzeigenadeln. Er spürte, dass er am Rande seiner Kapazität angelangt war. Die Situation war so, als würde er mit einem Lastwagen auf einem voll besetzten Kaufhausparkplatz ein Rennen fahren. Steele liebte es, verdammt, er liebte das wirklich.

Das Flugzeug schien in der Luft zu zerbrechen. Die Vibrationen wurden stärker, rüttelten an den Sitzen, ließen Gegenstände aus ihren Halterungen springen. Unter diesen Umständen war ein klarer, konzentrierter Blick nach draußen schier unmöglich.

Tony erwischte einen Haltegriff und klammerte sich daran fest. Vor seinen Blicken tanzte alles, verwischte sich zu bunten Flecken. Ein gleißender Punkt durchstach dieses Chaos. Dann ein Zweiter.

»Zwei Lichter«, gellte Tonys Stimme. »Zwei ... zwei Lichter. Tiefer. Wir sind zu hoch.«

Jetzt war es für Steele ein Rennen auf dem voll besetzten Kaufhausparkplatz - aber mit verbundenen Augen. Gegen alle seine

Instinkte zwang er seine Muskeln zur Reaktion und drückte das Steuerhorn nach vorne. Schub zurück, mehr Klappen, Korrektur. Etwas Seitenruder links.

Unter ihnen schienen Baumwipfel nach hinten zu kippen.

Vor den Fenstern öffnete sich eine weite Senke, eingerahmt von dichtem Wald. Die Landebahn lag vor ihnen. Es war ein glitzernder, heller Streifen, der sich wie ein Riss durch das saftige Grün einer Weide zog.

»Ihr kommt gut rein«, verkündete die Stimme aus dem Lautsprecher. »Am Ende der Landebahn wartet ein Fangnetz. Vielen Dank für Ihre Mitarbeit. Ende und aus.«

Sekunden blieben Steele um die letzten Korrekturen durchzuführen. Die Landebahn stürzte ihnen entgegen. Eben noch unglaublich schmal wuchs sie in unglaublichem Tempo.

Steele setzte die Maschine einen knappen halben Meter hinter dem Beginn der Landebahn auf. Die Aktion war ein wenig eitel, wie Steele selbst mit einer Mischung aus selbstkritischem Ärger und Ironie feststellte, sie gab vermutlich dem Fahrwerk endgültig den Rest und kostete diesen Satz Reifen. Vor allem gab es einen harten Stoß, der die Bandscheiben aller vier Insassen auf eine harte Bewährungsprobe stellte.

Mit zwei, drei blitzschnellen Handgriffen schaltete Steele auf Gengenschub. Die Triebwerke heulten noch einmal auf, verzögerten, dass Tony nach vorne geworfen wurde und in diesem kurzen Augenblick feststellte, dass Steeles Fahrweise auch hier erkennbar war, dann setzten die Triebwerke aus. Die Tanks waren leer.

Steeles bremste, musste die Bremsen lockern, als die Maschine auszubrechen drohte. Sie waren am Boden, aber dieser Boden glitt noch immer blitzartig an ihnen vorbei, als säßen sie in einem Rennwagen. Aber die Piste war perfekt. Für einen Moment glaubte selbst Steele, noch nicht aufgesetzt zu haben, so stoßfrei rollten sie dahin.

Eine erneute Vollbremsung. Das jammernde Rutschen der Breifung klang durch die weite Senke. Ein Gestank von verbranntem Gummi zog in einer weißen Wolke über die liebliche Landschaft. Das Ende der Landebahn raste näher.

Jetzt konnte Tony das Gewebe des Fangnetzes erkennen, das die letzten Meter der Piste abspernte. Er drückte sich fest in den Sitz und wartete auf den Aufprall.

Auf einen Aufprall, der ausblieb. Stattdessen blockierte Steele die Bremsen, lockerte sie, stabilisierte die Maschine, machte die nächste Vollbremsung. Diese Piste war griffig wie scharfes Sandpapier.

Natürlich war es Eitelkeit. Auch hier. Aber ebenso wie Steele die Maschine knapp hinter dem Beginn des Landestreifens auf die Erde gebracht hatte, genauso brachte er die wilde Fahrt der *Gulfstream* einen halben Meter vor dem Fangnetz zu einem Ende. Oder um genauer zu sein - es waren einige Meter, und den Rest der Strecke rollte die Maschine langsam vorwärts, um mit einer letzten Bremsung vor den Nylonstricken des Netzes einzuknicken, als würde sie dem bereitstehenden, dennoch ungenutzten Hilfsmittel, eine höfliche, aber trotzdem etwas spöttische Referenz erweisen.

Während Tony die Augen schloss und sich langsam über das Gefühl freute, wieder auf festem Boden zu sein, arbeitete Steele sich mit unbewegtem Gesicht durch die Routinehandgriffe, die nach der Landung zu erledigen waren.

Mit einem Seufzer schnallte sich Tony Tanner ab und machte sich auf, um die Passagierkabine zu betreten. Er hatte eine dumpfe Ahnung, was ihn dort erwartete - verzerrte Gesichter, Augen, in denen der Wahnsinn glitzerte ... Zumindest jede Menge Erbrochenes.

Tony war nicht enttäuscht, als er in das vor Erregung rot gefärbte, aber ansonsten recht normale Gesicht von Dorcas blickte. Little hatte wenig Farbe im Gesicht, aber auch Tony

wusste von sich, dass er im Augenblick mehr als die vornehme Blässe auf der Stirn trug.

»Schnallen Sie mich bitte los, Herr Tanner«, bettelte Dorkas.
»Ich kann es kaum erwarten!«

Irgendwo unter den Dorkas'schen Fettwülsten fand sich der Öffnungsmechanismus für den Gurt. Dorkas fuhr hoch wie der sprichwörtliche Teufel aus der Kiste und wackelte hinter Tony her, der sich an der Tür zu schaffen machte und der dann, als er selbige Tür endlich offen hatte, sich nach draußen retten musste, weil ihn Dorkas sonst wie eine Lawine überrollt hätte.

Der Wissenschaftler wirkte wie Kind unter dem Weihnachtsbaum. Sein Paket mit dem *Grand Albert* und dem Hermes Trismegistos vor den Bauch gepresst, stapfte er wie ein Storch vor dem Flugzeug auf und ab und erweckte mit seinem Gebaren auch in dem Unkundigsten die Gewissheit, dass sie ihren Fuß auf heiligen Boden gesetzt hatten.

Tony half Little bei dem Ausladen der Gepäckstücke. Dann schaute er sich um.

Kein Mensch war zu sehen. Von der Maschine stieg der Geruch von verbranntem Gummi und heißem Metall auf. Jetzt erst bemerkte Tony, dass neben der Landebahn große Rollen aus grobem Stoff lagen. Er konnte sich deren Bedeutung nicht erklären, kam dann aber zu dem Ergebnis, dass sie eine Art von Aufprallschutz darstellen mussten.

Auch Steele war aus dem Fluggerät geklettert und untersuchte die Landepiste, die so eben war wie ein Terrazzofußboden ohne jede Fuge, und trotzdem so scharf wie eine Sandfeile. Das hatte Steele so noch nie gesehen, und er nahm sich vor, dies interessehalber in Erfahrung zu bringen.

Das Knattern eines Traktors erklang. Der Lärm kam aus einer Baumgruppe, Jetzt konnte man schon die Abgasfahne hochsteigen sehen. Sie wirkte wie ein Rauchzeichen eines Indianerstammes, denn die pechschwarzen Wölkchen flatterten im Rhythmus

des keuchenden Einzylindermotors davon.

Steele schob routinemäßig seine rechte Hand über den Griff seiner Waffe, entspannte sich dann aber sofort wieder.

Was da zwischen den Baumstämmen zum Vorschein kam und keuchend auf sie zurollte, war wie das Symbol des idyllischen Landlebens. Ein in allen Varianten der Farbe Grün gestrichener Uralt-Traktor mit riesigem Schwungrad an der Seite und einem aufragenden Auspuffrohr, das eine Greenpeace-Aktion wert gewesen wäre, zog hinter sich einen vierräderigen Anhänger.

Auf diesem Anhänger wiederum lümmelten sich Männer, die derart italienisch aussahen, als hätte sie ein Touristikamt erschaffen.

Helle Strohhüte beschatteten dunkle, aber edel geschnittene Gesichter. Mit ihren schwarzen Augen und den Schnurrbärten wirkten die Männer allesamt wie Statisten aus dem Film *Rinaldo Rinaldini, der edle Räuber aus den Abruzzen* oder so ähnlich.

Der Traktor arbeitete sich mit lautem und leicht asthmatischem *Kropp-Kropp-Kropp* an dem Flugzeug vorbei. Die Passagiere des vierräderigen Anhängers standen auf, machten Front gegenüber den Passagieren des arg strapazierten *Gulfstream*, dann rissen sie sich die Strohhüte von den Köpfen und schrien ein dreifaches Hippihphurra.

Tony jedenfalls vermutete, dass es ein Hippihphurra sein sollte. Jedenfalls klang es wie eine freundliche Begrüßung, hatte Stil und Schwung und wirkte überhaupt ungeheuer italienisch.

Damit war allerdings auch das Interesse der Männer an den Neuankömmlingen völlig erloschen. Der Traktor fuhr noch ein Stück weiter, dann sprangen die Männer ab und begannen zu arbeiten. Zuerst wurde der Anhänger abgekuppelt und eine lange Stange an der vorderen Kupplung der Zugmaschine befestigt.

Steele stieß einen bewundernden Pfiff aus.

»Also, wenn diese Leute in Turin werkeln würden, würde ich mir nur noch FIAT kaufen«, sagte er.

In der Tat geschahen in dem lieblichen Tal Dinge, die keiner er-

wartet hatte.

Zuerst einmal stellte sich heraus, dass die Rollen, die Tony für einen Aufprallschutz gehalten hatte, in Wirklichkeit Rasenteppiche waren.

Sie wurden jetzt wieder auseinander gerollt und bedeckten die auf so merkwürdige Weise perfekte Landepiste. Nach wenigen Minuten war diese Landebahn verschwunden und nichts erinnerte mehr daran, dass sich hier etwas anderes abspielte als das Grasen der Herde von riesigen schottischen Hochlandrindern, die jetzt aus dem Wald getrieben wurde.

Dorkas peilte ein wenig skeptisch zu den zotteligen Tieren mit den großen Hörnern hinüber. Seine Blicke verrietten aber nicht, ob er daran dachte, aufgespießt zu werden, oder ob er von einem dicken Steak träumte.

Der Traktor näherte sich inzwischen im Rückwärtsgang, mit durch das Gras schleifender Kupplungsstange dem Flugzeug.

Die Zugmaschine war sichtlich erleichtert, den Anhänger quitt geworden zu sein und äußerte nun ein erfreutes *Koff-Koff-Koff*.

Der Fahrer lenkte zum Vorderrad des Flugzeugs und befestigte die Zugstange.

Unterdessen wurde wieder Grasteppich zur Seite gerollt und eine schmale Rollbahn wurde sichtbar, die zu einem Hügel am Waldrand führte. Steele fiel auf, dass dies eine einfache Betonpiste war.

Inzwischen rechnete keiner mehr damit, dass der Hügel ein Hügel war. Tatsächlich wurden auch hier Grassoden zur Seite geräumt, gaben Schienen frei, auf denen der gesamte Vorderteil des Hügels zur Seite gerollt wurde. Dahinter öffnete sich ein Hangar, in dem weitaus größere Flugzeuge Platz finden konnten als dasjenige, das nun dorthin gezogen wurde. Tony Tanner sah darin für einen kurzen Moment ein hochbeiniges Gebilde, dessen Außenhülle so vollkommen glatt schien, dass von ihr ein

Glanz auszugehen schien. Dann verdeckte die hineinrollende *Gulfstream* den Blick.

Sobald die Maschine untergebracht war, reagierten die Arbeiter wie Ehemänner, die die Spuren einer wilden Fete verschwinden lassen, bevor die Ehefrau zurück nach Hause kommt.

Nach wenigen Minuten fragte sich Tony Tanner angesichts des buschbestandenen Hügels, ob er nicht vielleicht eine Vision gehabt hatte.

»Ziemlich genial«, meinte Steele. »Aber auf Infrarotbildern wird man den Rasenteppich trotzdem erkennen.«

»Ich bin fast sicher, dass diese Leute auch für diesen Effekt vorgesorgt haben«, antwortete Tony.

Genau dieser Meinung war Jeremy Steele auch. Und das erweckte sein Misstrauen.

Wo war er hier? Diese Leute arbeiteten mit der Präzision einer militärischen Elitetruppe. Jeder wusste, was zu tun war. Kein Wort fiel, und dennoch arbeiteten die Männer Hand in Hand, ohne Zeit- oder Reibungsverluste. Jeder Fußballmanager hätte viel Geld dafür bezahlt, eine solche Mannschaft zu haben.

Aber genau das war es, was Steeles Misstrauen erweckte. Hinter all dieser scheinbaren Leichtigkeit steckte eine Organisation. Oder ein Organisator. Einer mit großen Mitteln. Und hierbei ging es nicht nur um Geld. Geld konnte jeder Idiot anhäufen.

Steele war selbst reich genug, um sich die völlige Verachtung des Mammons leisten zu können. Nein - allein um solche Männer zu finden und zu formen, bedurfte es ganz besonderer Genialität. Und die war mit Geld nicht zu erkaufen.

Der Traktor rappelte zurück zum Anhänger, der angekuppelt wurde.

»Bitte aufzusteigen«, sagte der Fahrer. Tony erkannte die Stimme. Es war derselbe Mann, der ihnen über Funk Anweisungen gegeben hatte.

Dann fiel Tony fast in Ohnmacht, denn aus der glatten Ladeflä-

che dieses so banal aussehenden landwirtschaftlichen Anhängers ließen sich Sessel hochklappen, und eine kleine ausfahrbare Treppe sorgte dafür, dass auch ein Mensch vom Kaliber des hochrangigen Genies Dorkas unbeschadet zu einem Sitzplatz kam.

Das Gepäck wurde aufgeladen, und dann zuckelten sie über die Wiese und in den Wald.

Ein Mensch wie Little genoss den Frieden dieser Umgebung und lauschte dem Gesang der Vögelein.

Ein Mensch wie Tony Tanner bemerkte hinter dem scheinbaren Wildwuchs die ordnende Hand des Gärtners und stellte Vergleiche mit den Gartenanlagen berühmter Hotels an - zu deren Nachteil.

Ein Mensch wie Dorkas bemerkte, dass jede Pflanze und jeder Baum in diesem Gelände eine symbolische Bedeutung hatte, die sich im Zusammenklang zu einem magischen Text vereinigten, den er gerne entschlüsselt hätte.

Ein Mensch wie Steele stellte fest, dass der Weg nach militärischen Gesichtspunkten angelegt war, freie Schussbahn und Möglichkeiten zu Hinterhalten bot, als wäre er nach einem Armeehandbuch geschaffen.

Aus dem Dämmerlicht des Waldes, aus der Kühle und dem Duft nach Blüten und Bäumen, kamen sie zurück ins Sonnenlicht.

Vor ihnen lag eine weite Rasenfläche, unterbrochen von einzeln stehenden alten Bäumen, üppig blühenden Büschen und einigen großen Felsen, um die sich Blumen drängten.

Dahinter erhob sich auf einer leichten Anhöhe, mächtig und erhaben und doch wie ein gewachsener Bestandteil der herrlichen Landschaft, ein Gebäude. Es bestand aus einem dreistöckigen Mittelteil, der von einem Turm gekrönt wurde und zwei niedrigeren, weit ausladenden Seitenflügeln, die wiederum in einstöckige kurze Querflügel ausliefen.

Im Betrachter erweckte die Architektur sofort die Assoziation einer liebevollen Umarmung, mit der dieses Gebäude seine Umgebung umfasste und beschützte.

Von Dorkas kamen kleine Quieker der Begeisterung, die Tony Tanner, wären sie von einer anderen Person gekommen, als *orgiastisch* bezeichnet hätte.

»Schule von Palladio«, rief Dorkas mit ungebremster Begeisterung. »Barocker Schwung, gezügelt durch die klassischen Maße. Wucht eines Michelangelo, Raffinesse eines Raffael, das Feuer der Gotik angefacht durch die lieblichen Weisen der Renaissance. Oh welche Architektur! Welche Pracht, die sich selbst in holder Bescheidenheit zu leugnen weiß. Zugleich eine Einfügung in die Landschaft, die jedem japanischen Tempel Ehre machen würde. Oh, dass ich das noch erleben darf.«

»Soll das heißen, dass Sie hier noch niemals waren«, fragte Steele, ehrlich verblüfft. Schon als er die Koordinaten auf dem Zettel gesehen hatte, war sich Steele darüber im Klaren gewesen, dass er bei seinen Nachforschungen schon oft in der Nähe dieses Geländes gewesen war. Tatsächlich schien er sich stets in konzentrischen Kreisen um diesen Mittelpunkt bewegt zu haben.

Hier waren die Kornkreise aufgetaucht, die Pinazzis Recherchen ausgelöst hatten. Hier hatte Steele sich mit einem Hubschrauber auseinanderzusetzen gehabt und hier in der Nähe hatte er Dorkas auf einer nächtlichen Straße ausgesetzt ...

Dorkas schüttelte entschieden den Kopf.

»Nein, nein, bisher hatte ich nur telefonischen Kontakt. Es klingt ein wenig seltsam, aber selbst, als ich hier in Italien war, habe ich mit dem Conte nur telefoniert. Aber da ist er ja ... ja, das muss er sein.«

Armseliger Sack, Michael Jackson, bedauernswerter Eierbär, Robbie Williams, dachte Tony Tanner in diesem Moment - *nie werdet ihr von euren Fans mit solcher Begeisterung begrüßt werden!*

Dabei war für ihn nur eine kleine Gestalt erkennbar, die aus der Säulenkolonade des Hauptgebäudes getreten war und nun

am Absatz der beiden Treppen, die mit schwungvollem Bogen das Gebäude mit der Rasenfläche verbanden, ruhig und gelassen wartete.

Obwohl er sich dessen selbst ein wenig schämte, taxierte Tony Tanner den Mann mit einem sozusagen professionellen Blick, etwas so, als wäre es der Empfangschef eines Hotels.

Je näher sie kamen, desto größer wurde sein Respekt. Selbst die Entfernung konnte nicht überdecken, dass der Mann einen perfekt sitzenden, leichten Sommeranzug trug und dieses mit der gelassenen Eleganz von Personen, die gar nicht wissen, wie ein Jackett aus dem Kaufhaus kneifen kann.

So wie der Mann dort oben stand, erweckte er in Tony Tanner - und sicherlich auch in den anderen - einen zwiespältigen Eindruck.

Er war ein Hausherr, der sich bereit machte, seine Gäste willkommen zu heißen. Aber er wirkte seltsamerweise auch ein wenig wie ein Feldherr, der die Ankunft seiner Truppen beobachtet oder wie ein Kirchenfürst, der bereit ist, die Menge der Gläubigen mit seinem Segen zu beschenken.

Zumindest, dachte Tony Tanner, hat er in Dorkas einen wahren Gläubigen gefunden.

Und er selbst - Tony Tanner? Tony prüfte sich für einen Moment. Dann stellte er fest, dass diese für ihn inzwischen so typische Gefühl des *Was will ich eigentlich hier* nicht da war. Und trotzdem wusste Tony nicht, was er hier wollte. Aber es war ihm egal. Denn diese Landschaft, dieses Gebäude strahlten etwas aus, das alle Fragen überflüssig machte.

Ein schneller Blick zu Steele zeigte Tony, dass es Steele ähnlich gehen musste.

Die Einschätzung war richtig. Mit Erstaunen bemerkte Steele, dass aller Verdacht von ihm abbröckelte wie trockener Schlamm. Plötzlich, im Angesicht dieses Gebäudes, verspürte eine Weichheit, von der sicher gewesen war, dass sie mit seinem alten Leben gestorben war. Steele schaute in Richtung Wald, dachte an

seine Familie und spürte, wie köstliche Tränen seine Augen füllten.

Der Traktor hielt am Fuß der nächstgelegenen Treppe.

Nun geschahen Dinge, die Tony wundersam, ja geradezu exzeptionell erschienen.

Dorkas ließ sein Paket liegen. Dorkas ließ den *Grand Albert* liegen!

Mehr noch. Dorkas hüpfte wie ein junges Reh vom Wagen, kam leicht ins Stolpern, fing sich sofort wieder und flitzte dann wie ein geölter Blitz die Treppe hoch.

Obwohl ihm diese Aktion Eintritt in die Kategorie Extremsportler gewährte, war in diesem dicklichen, keuchenden Körper noch genug Atem, um laut ein *Endlich sehen wir uns Auge in Auge* zu rufen.

Es klang für Tony ein wenig wie der übliche Satz im Western *Endlich habe ich dich vor meinen Colt* und dann Bumm. Aber er musste sich auch gestehen, dass er einen kleinen Stachel der Eifersucht in sich verspürte.

Der Mann trat einige Schritte auf den Ankommenden zu. Nein, Dorkas küsste ihm weder Füße noch Hände, aber es gab eine herzliche Umarmung, die wiederum derart *á la italienne* war und daher so weit entfernt von allen Sitten der britischen Inseln, denen sich Dorkas ansonsten verpflichtet fühlte, dass es Tony die Luft wegnahm.

Er wollte sein Gepäck mitnehmen, aber der Fahrer verwehrte es ihm mit freundlicher, aber bestimmter Geste. So trug Tony nur den *Grand Albert* unter dem Arm, als er die Treppe als Letzter hochstieg.

Die Umarmung, die der Mann Dorkas zuteilwerden ließ, hatte für Tony etwas seltsam zeremonielles. Wie eine Akkolade oder wie das auch immer hieß.

Dorkas, vor Eifer glühend, nahm Position neben dem Hausherrn.

»Herr Jake Little«, trompetete er. »Conte Hercule di Saloviva.«

»John Jake Boo Little«, stammelte Little verwirrt, wie unter einem Zwang. Das milde Lächeln des Conte nahm ihm alle Befangenheit.

»Ich weiß«, sagte der Conte, als hätte er ein ganz persönliches Geheimnis mit Little. »Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, dass Sie Ihren Weg zu mir gefunden haben.«

»Herr Jeremy Steele«, kündete Dorkas.

Der Conte ließ seinen Blick lange auf Steeles Gesicht ruhen. Zugleich fasste er die beiden kräftigen, sehnigen Hände seines Gegenübers, als würde er kondolieren.

»Ich danke Ihnen, dass Sie diesen weiten Weg auf sich genommen haben«, sagte der Conte. »Bald werden Sie verstehen.«

Was wird er zu mir sagen, fuhr es Tony Tanner durch den Kopf. Die letzten Stufen lagen vor ihm, es gab eine Unterbrechung in der Begrüßung, und nun musste er auch noch das Paket nach links wuchten, weil er sonst dem Gastgeber nicht die Hand geben konnte. Das war ja wieder so blöde und peinlich und gerade ihm musste das geschehen.

Tony lief rot an, merkte es, ärgerte sich gewaltig und wurde dadurch nur noch röter. Heimlich rieb er sich die Hand trocken.

»Herr Tony Tanner.«

Der Händedruck des Conte Hercule di Saloviva war erstaunlich fest, ohne übertrieben zu sein. Der Conte war deutlich kleiner als Tony und schaute ihn von unten mit prüfendem Blick an. Dieser freundliche und doch wie Skalpellen sezierende Blick hüllte Tony ein wie eine Glaskugel. Er wollte sich daraus befreien, spürte, dass seine Kräfte nicht ausreichten, und gab nach. Er gab sich freiwillig dieser Prüfung hin.

Ein Lächeln lief über die scharfen Züge des Conte.

»Es ist mir eine Freude, dass Sie mich mit Ihrer Anwesenheit beehren, Herr Tanner«, sagte er.

Tony stotterte sich eine Antwort zusammen und spürte immer noch die fast väterliche Berührung seiner Schulter durch den

Conte. Ritterschlag, fuhr es ihm durch den Kopf. Und dann, heb jetzt nicht ab, alter Knabe.

Das Schicksal war einmal mehr gnädig mit Tony Tanner und enthob ihn der Gefahr des Abhebens.

»Mal wieder ein wenig zu spät, der Herr«, sagte eine Stimme.

Tony machte einen Schritt, stolperte über einen der Koffer, die inzwischen oben auf der Treppe standen und landete längelang im feinen Kies, der den Boden bedeckte.

»Ich bin es zwar gewohnt, dass mir die Männer zu Füßen liegen. Aber bisher waren alle wesentlich eleganter.«

Tony schnappte nach Luft, merkte aber, dass er außer angeknackstem männlichem Stolz keine Beschädigungen an sich hatte. Er blickte zur Seite.

Lucille Chaudieu trug ein langes, weites Kleid und flache Sandaletten. Ihre Fußnägel waren rot lackiert und erweckten in Tony die spontane Frage, warum er sein Leben eigentlich nicht damit verbrachte, an diesen göttlichen Zehen zu nuckeln.

Es war schwer, sich von diesem Anblick loszureißen, aber die Hoffnung darauf, dass der Rest ebenso perfekt sein würde, verhalf Tony Tanner zu einem ächzenden Aufstieg in die Senkrechte.

»Ich liebe eben den unkonventionellen Auftritt«, erklärte er lahm.

Der Anblick von Lucille wirkte auf ihn wie KO-Tropfen. Das lange Kleid war ein langer Rock, der ihr bis zu den Hüften reichte. Darüber trug sie ein besticktes Oberteil im indischen Stil, das den Bauchnabel freiließ. Tony wurde regelrecht wütend. Dieses Miststück schaffte es doch immer wieder, zugleich den Sex-Appeal dreier Nobelbordelle mit der ablehnenden Eleganz der Dame von Welt zu verbinden.

Und ein Tony Tanner macht als Erstes einen Bauchplatscher im Kies. Klasse, Tony, gut gemacht.

Lucille ging zum Conte, um sich die anderen vorstellen zu las-

sen.

Vorher schaute sie Tony über die Schulter an.

»Jetzt weiß ich also, dass Laurel und Hardy unkonventionell sind. Bisher hatte ich sie für Tölpel gehalten.«

Der Conte bat seine Gäste zu einem abendlichen Mal auf die Veranda. Vorher blieb noch Zeit, sich ausgiebig in den Zimmern einzurichten - Premium-Komfort, erkannte Tony, der Hotel-Kenner - sich in einer riesigen Wanne zu aalen und sich alsdann mit einem der zwölf zur Verfügung stehenden Duftwässer zu verwöhnen.

Tony war ein neuer Mensch, als er leichten Schrittes die Treppe zur Veranda hinunter schritt. Der Conte hatte 1A-Personal, was bedeutete, dass alle Kofferknitter aus den Klamotten verschwunden waren, Tony seinen Lieblingsblazer trug, die Krawatte perfekt saß und er somit fähig und willens war, es mit Lucille Chaudieu, der Besitzerin göttlicher Gazellenbeine, eines perfekten Busens und eines Henkerhumors aufzunehmen.

Natürlich war Tony Tanner wieder der Letzte. Frohe Stimmen schallten ihm entgegen. Tony konnte es nicht glauben. Little und Dorkas erzählten im Duett eine lustige Geschichte von ihrer Frankreichreise.

Der Conte begrüßte Tony mit einem Lächeln und winkte ihn zu dem Platz an seiner Rechten. So saß Tony Dorkas gegenüber, hatte links Little neben sich und musste sich die schöne Lucille quer über den Tisch beschauen.

Der Conte erhob sich. Ein Windhauch ließ die Blätter der Bäume leise rauschen und bewegte die hellen Vorhänge der hohen Verandatüren.

»Dies ist ein großer Augenblick«, sagte der Conte Hercule die Saloviva feierlich. »Ein Augenblick, den ich erhofft und herbeigefleht habe, für den ich gearbeitet und gelitten habe. Meine lieben Freunde. Hiermit begrüße ich Sie alle als Mitglieder der Fraternidad de los Padres blancos!«

Tony Tanners Tagebuch

Liebes Tagebuch,

warum schreibst du dich nicht einfach selbst? Was mich angeht, habe ich nämlich keinerlei Lust dazu. Ich betreibe hier also ein Pflichtprogramm, nur angetrieben von der eisenharten Disziplin, die ich mir seit Jahren auferlege. Das klingt ganz gut, wenn ich jetzt noch einmal lese. Ist zwar übertrieben, aber das braucht ja keiner zu wissen.

Aber ich habe wirklich keine große Lust, mich hier schreibenderweise zu betätigen. Was wiederum bedeutet, dass ich im Augenblick nichts abzumammern habe. Der Zustand ist im Leben des Tony Tanner derart ungewohnt, dass er mich in echte Selbstzweifel stürzen könnte. Vielleicht bin ich ja schon zu schwach zum klagen? Oder zu alt, sodass ich nicht mal merke, wie mir alles stinkt? Aber das kann auch nicht sein. Der Service in diesem Haus ist nämlich derart perfekt, dass der gute Conte di Saloviva angedackelt käme und sagen würde:

»Mein wertgeschätzter Freund (so ähnlich redet er mich immer an), es ist mir eine zugleich schmerzliche wie unaufschiebbare Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass Ihnen alles auf die Nerven geht. So was nennt man Gastfreundschaft.«

Aber mal abgesehen von diesen eher theoretischen Überlegungen, die mir mal wieder geholfen haben, sieben Zeilen zu füllen, gibt es wirklich nichts zu meckern. Es ist alles beängstigend perfekt.

Ich brauche nur den Kopf zu heben, und schon beginnt der Reise-Profi in meinem Inneren zu jubeln. Mein Zimmer ist kein Zimmer, sondern so etwas wie eine lichtdurchflutete, fröhliche Halle von geschätzten sechzig Quadratmetern. Meine Wände schillern, denn sie sind mit einer warmen, gelbroten Seide bezogen. Hoch über mir wölbt sich eine weiße Decke aus Stuck.

Moment mal, ich versuche jetzt, diesen Raum zu beschreiben,

ohne den Kopf zu wenden. Gute Übung, glaube ich. Also, ich sitze in diesem Augenblick an einem Schreibtisch, das kann ich ja gerade noch sehen. Der Schreibtisch hat Chefausmaße - polierte Wurzelholzplatte, darauf eine Schreibunterlage aus Leder, der man sofort ansieht, dass sie aus dem gewaltbereiten Arsch irgendeines Miura-Kampfstieres gemacht worden ist. Na ja, vielleicht ist es auch Wasserbüffel-Leder, ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich es nicht so genau weiß. Es ist jedenfalls enorm dick, fühlt sich klasse an, hat eine vornehme dunkelbraune Färbung und ist voller Narben, sodass ich mir manchmal denke, dieser Miura-Kampfstier muss entweder eine Bettdecke aus NATO-Draht gehabt haben, oder er hat schon viele Corridas überlebt und wurde von den frustrierten Matadoren nur mit Akupunktur-Stichen versehen, die seine Männlichkeit steigerten. Daraufhin ließ man ihn nicht mehr auf die gefährdeten Matadore los, weil die sonst in den Streik getreten wären, worauf mein Stier dreißig glückliche Jahre die knackigen Hintern junger Kühe jagte, bevor er nach einem finalen Samenausstoß in eine frenetisch muhende Jungkuh in den Rindviechhimmel abflatterte und seinen irdischen Leib zum Zwecke der Umgestaltung in Schreibunterlagen zurückließ. Der Gedanke gefällt mir. Warum wurde ich nicht als Stier geboren? Aber ich schweife ab - vermutlich.

Also - wir waren bei der Riesenplatte. Ich muss aufstehen und mich auf die Zehenspitzen stellen und dann weit vorbeugen, dann kann ich mit den Fingerspitzen die gegenüberliegende Kante berühren. Nach links und rechts habe ich noch eine Arm-länge Platz. Ausstattung: Schreibunterlage - hatten wir schon. Davor eine Schale mit Bleistiften, alle angespitzt und in verschiedenen Härtegraden. Links so ein, wie nennt man die Dinger?, so was Wiegeartiges mit Löschpapier. Rechts ein Tintenfass und eine Ablage für einen Federhalter. Mit dem schreibe ich gerade. Das Teil ist vermutlich ein Vermögen wert, es ist aus irgendeinem dieser Kunststoffe, die deshalb Kunststoffe heißen, weil

man sie nur mit viel Kunst herstellen kann. Darum wird man sie auch niemals in einem Auto oder so finden. Über diesem Kunststoff liegt eine Hülle aus ziseliertem Gold mit verschlungenen Arabesken. Das Ding wiegt so viel wie eine Hantel, liegt in der Hand wie angewachsen und ist so dekadent wie die 'Queen Elizabeth II'. Und ebenso wundervoll. Darum lasse ich überhaupt dieses Gesülze ab, nur um diesen Federhalter in der Hand zu haben und dieses lautlose Gleiten über das Papier zu genießen. So ein Schreibgerät ist eigentlich dazu da, um die Weltformel aufzuzeichnen. Oder zumindest einen Tausend-Seiten-Roman, der die Menschheit bereichert und mit dem man noch in dreihundert Jahren die Schüler quält.

Was sonst noch? Eine Lampe natürlich - ein Designerteil mit einem riesigen, blank polierten Fuß, einem elegant geschwungenen Hals, an dem die Leuchte hängt. Natürlich ist das nicht einfach eine Leuchte, sondern man kann drei verschiedene Lichtstärken wählen. Was haben wir noch? Eine silberne Schere liegt auch noch da. Wahrscheinlich sind in einer der Schubladen noch weitere Wunder verborgen, aber ich habe bisher nicht nachgeforscht. Wenn ich so weiter mache, verpasse ich vor lauter Beschreibungen noch das Abendessen. Damit wäre ich bei den letzten beiden Dingen, die den Schreibtisch zieren, als da wären eine Uhr im gleichen Stil wie die Lampe, nur dass sie die Zeit anzeigt und nicht leuchtet, während die Lampe leuchtet, in drei verschiedenen Einstellungen, aber nicht die Zeit anzeigt, sonst wäre sie ja eine Uhr und könnte nicht leuchten. Schluss jetzt! Also, es gibt noch ein dreibändiges Lexikon. Falls ich keine Lust haben sollte, aufzustehen und durch das Riesenzimmer bis zum Regal zu wandern, in dem sich die Encyclopaedia Britannica findet. Allerdings hat der Conte in diesem Fall nicht nachgedacht, denn ich muss ja sowieso aufstehen, auch um an die drei Bände auf der rechten Seite des Schreibtischs zu kommen. Ich könnte natürlich auch rollen, denn der Schreibtischstuhl hat Rollen und man

kommt auf dem Parkettboden schon auf richtiges Tempo - ich habe das in einer schwachen Minute ausprobiert, bin allerdings dann gegen den dicken Teppich gekommen und umgefallen. Das tat allerdings nicht weh, denn der Teppich hat einen Flor, dass man bis zu den Knöcheln einsinkt. Ein tolles Gefühl, darum laufe ich im Zimmer - ich hätte jetzt fast geschrieben *zu Hause* immer mit nackten Füßen herum.

Na ja, ich muss jetzt weiterkommen. Also: Schreibtisch steht vor Wand, darüber ein Ölgemälde, das eine toskanische Landschaft zeigt, Gemälde stammt aus dem 18. Jahrhundert, und Sothebys würde sich die Finger danach lecken, den Schinken zu verscherbeln. Links und rechts von mir Fenster bzw. Türen. Beide gehen hinaus in eine Loggia, auf der ein Tisch und drei Stühle aus Weidengeflecht, versehen mit dicken Polstern stehen. So, ab jetzt wird es schwierig, ich mache einen Rundgang durchs Zimmer, ohne zu gucken. Also, die Fensterwand hatte ich, erwähnenswert noch die Vorhänge mit bläulich-weißer Grundfarbe. Aber nicht dieses Schwimmbadblau, das irgendwie kalt wirkt, sondern ein leichtes Blau, das an einen morgendlichen Sommerhimmel erinnert, Tony, du kriegst einen Sonderpunkt für Poesie. Gegenüber der Fensterwand ist die Wand mit der Eingangstür, weiß lackiert, aber nicht fett übergepinselt, sondern geschliffen, glatt wie ein Spiegel, mit vergoldeten Aufleistungen, die eigentlich protzig und fett sind, die aber so leicht wirken wie ein verspielter Federstrich. Noch ein Sonderpunkt.

Eigentlich ist die Tür eher ein Tor, denn sie hat zwei Flügel, bronzene Klinken in Brusthöhe, sie stellen Löwen dar. Links der Tür ist viel Platz, dann kommt das Regal mit dem Lexikon, dann die Querwand mit der Tür zum Badezimmer, dann ein Riesenschrank für meine Klamotten und dann wieder Platz bis zur Fensterwand. In der Zimmermitte eine Sitzgruppe mit einem Sofa und einigen Sesseln, in denen man sich herrlich flegeln

kann. Rechts der Tür viel Platz, noch ein Riesenschrank, ein Spiegel, in dem sich ein Mammut wiederfinden könnte, und dann das Bett, das für Orgien gebaut zu sein scheint, jedenfalls hat es mehr Quadratmeter als eine Londoner Sozialwohnung. Das wär's, Rundgang erfolgreich beendet. Ach ja, das Bett ist ein - wie würde Pillbury sagen - fluffiger Hauch aus kühler Seide.

Was ich nicht habe, sind ein Fernseher, ein Radio, eine Zeitung oder einen Rechner. Nichts dergleichen. Aber ich habe so was auch nicht vermisst. Dafür gibt es in dem Bücherregal eine gelungene Auswahl von Schmökern, die man unter Weltliteratur abheften könnte. Ich habe in den letzten Tagen Conrad gelesen, und dann *Billy Budd* von Melville.

Wenn ich die Sache hier mal ganz professionell betrachte, also als wäre das ein Hotel, dann muss ich sagen, es ist oberste Premiumklasse und kann gar nicht Sterne genug haben. Ich weiß nicht, wo der Conte das Personal, größtenteils wirklich hübsche junge Mädchen, herbekommt, aber diese Leute könnten in den besten Hotels der Welt arbeiten und würden Supernoten bekommen. Manchmal sieht man jemanden am Ende eines Ganges entlang huschen, aber immer ist der Service so, wie er sein sollte: perfekt und unauffällig. Jedenfalls waren meine Schuhe in den letzten Jahren nie besser geputzt, und meine Anzüge sind so was von flusenfrei, dass es schon fast arrogant wirkt.

Was einen aber in dieser Hütte umhaut, ist der Platz. Dieses Zimmer ist über drei Meter hoch, man könnte mit einem Ultraleichtflieger darin umher sausen. Wo man hintritt, ist Platz. Ich könnte eine verdammte Hochsprungstange quer vor der Brust tragen und käme immer noch durch die Tür, naja, das ist vielleicht etwas übertrieben. Aber wenn ich an meine Londoner Bude denke, wenn ich da mit einem Wäschekorb unterm Arm durch eine Scheißtür wollte, dann waren blaue Flecken garantiert. Aber hier geht man einige Schritte und kommt zu einem Sessel. Man kann den Sessel mit einem Fahrrad umfahren, wenn

man will. Wenn man will, dann kann man auch den Tisch näher heranziehen, oh Mann, das habe ich vergessen, es gibt noch einen kleinen Teetisch, den man aber nicht rollen kann, weil er Panzerketten brauchte, um durch den Teppichflor zu walzen. Wenn ich dagegen an so manches Wohnzimmer denke, wo man sich mit eingezogenem Bauch am Tisch vorbeiarbeitet, um sich dann mit drei Leuten auf ein Sofa zu quetschen und sich zu fragen, warum der Nebenmann/frau bloß so einen Elefantenhintern haben muss.

Egal, das ganze Gebäude ist so. Überall viel Platz, ohne dass etwas protzig oder übertrieben wirkt. Und nach zwei Tagen kann man sich gar nicht vorstellen, dass es irgendwo andere Treppenhäuser geben könnte, als dieses hier, wo man zu viert untereinandergehakt hochsteigen kann.

Da ich beim Thema Haken bin ... soll ich oder soll ich nicht?

Nun ja, dieses Tagebuch dient ja angeblich der strengen Selbstprüfung und so. Also soll ich nicht nur, ich muss sogar.

Also: ICH HABE ES MIT LUCILLE CHAUDIEU ...!!!

War es meine Idee? Ich hielt es sogar für unangebracht. Aber was sollte ich machen? Diese Frau war so scharf wie ein Rasiermesser und so heiß wie ein Vulkan im Hochsommer, und außerdem habe ich ja auch eine soziale Ader.

Also, es war so. Wir saßen unten alle zusammen beim Essen auf der Veranda, umschwirrt von federgleichen Mädchen in wehender Seide, die uns bedienten, und der Conte hielt mal wieder einen dieser total abgefahrenen Vorträge, die mir klargemacht haben, dass der Gute Drehbuchschreiber für *Akte X* sein muss. In dem Drehbuch komme ich aber auch vor, und Dorkas, Little, Steele, ja selbst Lucille, spielen nicht unbedingt nur Nebenrollen.

Ich höre natürlich begeistert zu, aber auf einmal spüre ich einen Blick. Ich linse also zur Seite und schau an, da sitzt Lucille, was mich nicht wundert, denn sie saß schon vorher da. Sie trägt ein langes rotes Seidenkleid, so in der Art, wie sie es in Bombay

anhatte. Ich denk mir nichts und schaue wieder zum Conte, da höre ich sie ganz leise seufzen. Also schaue ich wieder zu ihr, ob sie vielleicht gerade einen akuten Anfall von Haarausfall hat oder so was. Aber sie schaut mich immer noch an, und zwar so, dass selbst ein schüchterner Jüngling wie ich merken musste, dass sie ihn meinte. Ich meine, sie hatte einen Arm auf dem Tisch, in meine Richtung, und mit der anderen Hand stützte sie ihr Kinn und sie warf mir einen schmach tenden Blick nach dem anderen zu. Eine viktorianische Jungfrau könnte nicht seelenvoller schauen. Ich will mal so sagen, wenn sie ein Kerl wäre und ich Pillbury, dann würde ich sagen, der Kerl hat Samenüberschuss.

Jedenfalls ging mir dieser Blick aus ihren braunen Augen durch und durch. Und weil sie mich bekanntermaßen für einen Trottel hält, lächelt sie auch noch und streicht sich mir der freien Hand die Haare hinter das Ohr. Mir lief es heiß den Rücken herunter, zum Glück hatte ich die Krawatte nicht allzu eng gebunden, sonst wäre ich erstickt.

Gut, sage ich mir, immer locker bleiben, und dem Conte zugehört. Aber immer wenn ich zu ihr schaute, war da schon ihr Blick. Sie leckte mich förmlich ab mit ihren Blicken. Gut, spätestens, als ich ihren Fuß an meinem Hosenbein fühlte, hatte ich keinen Grund mehr, an meinen Beobachtungen zu zweifeln. Aber ich sagte mir, Tony pass auf, das könnte eine Prüfung seitens des Conte sein. Also lass ich den Coolen raushängen - und außerdem war ich an dem Tag ziemlich müde und hatte ein Glas zu viel von dem köstlichen Rotwein genossen. Es fiel mir also leicht, tugendhaft zu bleiben. Ich änderte also meine Sitzposition und brachte meine Stachelbeerbeine außer Reichweite von Lucilles köstlichen Gazellen-Extremitäten. Nach einer Weile schaute ich mich dann doch unauffällig um - die Frau war völlig fertig! Wirklich, sie hatte Tränen in den Augen und schniefte herum und Dorkas merkte auch schon was, obwohl der immer von *sei-*

nem Conte redet und wie ein Süchtiger an den Lippen des großen Mannes hängt.

Aber da war der Conte schon fertig und es gab noch ein wenig Geplauder und dann gähnte Little schon und entschuldigte sich und auch Dorkas wankte ab und schwabbelte auf sein Zimmer. Lucille ging ebenfalls, sagte freundlich Gute Nacht zu allen, außer zu mir und rauschte hinweg.

Gut, sag ich mir, du hast bei ihr verschissen, was soll's. Ist ja eh nur 'ne Frau, das heißt, davon gibt es auf der Welt mehr als von Männern, womit eindeutig der Wert belegt wäre. Irgendwie tat es mir aber denn doch Leid. Ich meine, sie ist ja gar nicht mal unhübsch. Aber auf so eine Attacke war ich nun wirklich nicht gefasst. Nun ja, ich sitze also noch eine Weile, denke an dieses und an jenes, aber immer an Lucille und an meinen Nachtschlaf. Nach einer Weile war ich überzeugt, dass ich alles perfekt gemacht hatte.

Ich gehe also in mein großes, einsames Zimmer. Dazu muss ich über einen Gang, nach rechts durch einen weiteren Gang bis zur Vorhalle und dann eine Treppe rauf, wobei ich mich entscheiden kann, ob ich den linken oder den rechten Treppenflügel nehme. Ich weiß genau, wo die anderen untergebracht sind, jedenfalls liegt Lucilles Zimmer im Erdgeschoss. Ich gehe also in mein Zimmer, nichts ist verschlossen, warum auch, mache das Licht an - drei Kronleuchter an der Decke - Flash! Ich will ins Bad abdrehen, da kriege ich den totalen Schock. Jemand fährt aus dem Sessel hoch. Bevor ich schnalle, dass es Lucille ist, ist sie schon ganz dicht bei mir. So wie sie aussah, dachte ich im Moment, sie will mich erwürgen oder mir eine runterhauen oder so. Jedenfalls war nichts mehr mit eleganter Dame. Sie rauscht also heran, die Haare flogen regelrecht, dann drängt sie sich an mich und sagt, nein sie flüstert, aber wie sie flüstert: Warum stößt du mich zurück, du grausamer, böser Wischt?

Dann schnappt sie sich meine Hand und presst sie auf ihren

Busen. Ich weiß gar nicht mehr, welcher es war, egal, beide sind perfekt. Was soll ich sagen, ich bin kein Experte, aber ich glaube auch Robbie Williams oder wer auch immer behauptet, es mit tausend Schlunzen getrieben zu haben, hat nie was Besseres in die Hand gedrückt bekommen. Es hatte was von einer Frucht. So eine Art von weicher Melone, aber eben nicht zu weich und darauf dieser harte Nippel, dass es mir fast die Handfläche zerfetzte.

Mit der einen Hand presste sie also meine Hand gegen ihren Busen, mit der anderen fasste sie mich am Nacken. Sie wollte mich küssen, das hatte ich inzwischen kapiert, aber wie sie den Mund öffnete, hatte ich fast Angst, dass sie mich verschlingen wollte, so viel Temperament steckte dahinter. Irgendwie zuckte ich zurück und daraufhin fing sie wieder an zu flennen.

»Oh Tony, kannst du nischt spüren dieses mein 'erz, das nür für disch schlägt? Nimm misch, sonst werde isch sterben vor Kümmer und Gram!«, rief das arme Mädél. In dem Moment war ich schon so weit, ihr ihre große Klappe zu verzeihen, zumal sie mir ja selbige zwecks Beküssung angeboten hatte. Aber ich sagte mir, Tony, nun mal nicht überrollen lassen und zu ihr sage ich ganz kühl:

»Lucille, wir sollten nichts überstürzen, du bist ja ein fesches Mädél und kannst auch schon ganz gut Auto fahren, aber wir kennen uns ja kaum und ich bin ...«

So weit war ich gekommen, und wollte noch sagen, ich wäre kein Mann für eine Nacht, da schmeißt sie sich regelrecht an mich. Echt, es war eine Art von Ringergriff, sie klammerte, dass mir die Luft wegblieb und dann merkte ich noch, dass sie an ihrem Rock Seitenschlitze hatte, sonst hätte sie es nicht geschafft, ein Bein um mich zu legen. Na ja, irgendwie kam ich mit der Hand an dieses Bein und musste feststellen, dass die Haut recht glatt war und sich allgemein ganz so anfühlte, als passte es zur kühlen, sanften Seide in meinem Riesenbettchen. Sie legte ihr Gesicht an meinen Hals und dann flüsterte sie. Ich konnte ihre

Lippen spüren, und es war mir sogar egal, dass ihr Lippenstift meinen Kragen vollsauen würde, denn dafür gibt's ja den Hotel-service. Also ließ ich sie flüstern, und ihre Haare kitzelten fürchterlich, aber waren auch weich und dufteten ausgezeichnet. Da ich es nicht schaffte, in dieser Situation die Standardhaltung des englischen Gentleman einzunehmen, also beide Hände in den Taschen zu vergraben, musste ich wohl oder übel eine Hand um die heulende Lucille legen. Sie fühlte sich nicht schlecht an für eine Frau, ich erwischte ihr Schulterblatt und musste aus statischen Gründen dann weiter nach unten mit der Hand, bis ich zum Po kam, der irgendwie sehr fest war und sehr gut gerundet, also irgendwie für meine Hand geschaffen zu sein schien. Mit der anderen Hand war ich also an ihrem Bein - Untergriff unter den Schenkel, das hatte was von einem Tango.

»Oh Liebling«, flüstert Lucille also los, »isch spüre, dass wir füreinander gemacht sind. Isch abe nür auf disch gewartet. Isch brenne, stoße misch nischt zurück oder isch werde sterben.« Und dabei krallte sie sich derart in mein Jackett, dass ich ihre Fingernägel spürte, wobei ich natürlich darauf hinweisen muss, dass ich ein sehr leichtes Leinenjackett trug, das heißt, Leinen mit dreißig Prozent Seide, darauf lege ich Wert!

Die Situation gewann eine gewisse, nicht zu leugnende Eindeutigkeit, aber ich hatte trotzdem noch Lust auf einen guten Nachtschlaf ohne Beziehungsgymnastik. Also lasse ich ihr Bein los und schiebe sie allgemein ein wenig auf Distanz.

Hätte ich nicht machen sollen. Denn sie lässt mich tatsächlich los, geht einen Schritt zurück und dann packt sie ihren Ausschnitt. Will sagen, den sehr hoch schließenden Kragen ihres Kleides und dann fetzt, fetzt, reißt sie das Kleid entzwei. Das Mädels muss trainiert haben, jedenfalls war das Kleid wutsch entzwei und ihr Busen lag blank. Was soll ich sagen - diese Pyramidenform der Venus von Milo, busenformmäßig, aber um einiges mehr an Masse und jedes Gramm ein Gedicht. Gut, sie hatte eine

Haut, wie geschaffen für Kosmetikreklame und sie legte sich auch nicht in die Sonne und hatte diese bescheuerten weißen Bikinistellen. Insofern war ich ganz einverstanden.

Und dann heulte sie wieder los, na ja, eher bittendes Flüstern, ziemlich überzeugend und dabei streckte sie ihre Arme nach mir aus. Ihr Kleid rutschte noch ein Stück weiter nach unten und blieb ein wenig unter dem Bauchnabel hängen. Ich stellte mir einer gewissen Befriedigung fest, dass sie keine bescheuerten Tätowierungen hatte und auch kein Alteisen im Bauchnabel. Nein, das Ganze wirkte nicht unerfreulich, alles sehr glatt und mit einer Außenwölbung und schlanker Taille und vielleicht ein wenig zu viel Hüften, im Vergleich zu Francine hat Lucille eine eindeutig stärkere Kurve im Hüftbereich, was jetzt aber nicht unbedingt was Negatives meinen soll.

»Nimm misch«, keuchte sie und streckte ihre Arme aus, ich hatte es schon erwähnt. »Du kannst alles vor mir 'aben, du kannst alles mit mir machen, nur nimm misch, schlage misch, quäle misch, aber berühre misch, isch müss disch fühlen, sonst sterbe isch an Kümmer.«

Irgendwie war das Angebot ja relativ großzügig, aber da hinten war ein frisch bezogenes Bett und ich hatte immer noch keinen Bock, es mit jemandem zu teilen und irgendwie so die schnelle Nummer im Stehen war auch nicht das Ding, weil das Mädél ja offensichtlich mehr wollte.

Jedenfalls, spontaner Jubel kommt bei mir nicht auf. Sie merkt es, Tränen fließen über ihre Wangen, sie senkt den Kopf, streift das Kleid von den Hüften und steht im Naturzustand vor mir. Zu meiner Entschuldigung muss ich sagen, dass ich einfach Mitleid mir ihr hatte. Ja, sie tat mir schlichtweg leid, so wie sie da stand - völlig nackt und nicht mal unansehnlich, den Kopf gesenkt, beide Hände an den Wangen und sie wurde von Schluchzen geschüttelt. Wenn man es nicht gesehen hat, soll man gar nicht glauben, was bei so einer Frau in Bewegung gerät, wenn sie gerade flennt, weil sie von einem Gentleman den Beischlaf

verweigert bekommen hat.

Vom Busen konnte ich nichts sehen, da hingen ja die Haare drüber, aber ihr Bauch bewegte sich, flehentlich schnaufend, es war schon eindrucksvoll.

Ich denke mir, dass es an der Zeit ist, sich wie ein Mann zu benehmen. Also sage ich, Lucille, sage ich, ich bestelle jetzt einen Tee und dann reden wir darüber, ich verstehe ja, dass du in mich verknallt bist, aber sieh mal, es ist schon spät und ich wollte mir schon seit zehn Minuten die Zähne putzen.

Leider mache ich den Fehler und trete zu nahe an sie heran, während ich dieses schöne Beispiel für das Benehmen eines Gentleman abliefern. Kaum bin ich in Reichweite, da krallt sie schon wieder. Ich habe also wieder ihre Arme im Nacken und sie drängt sich an mich, und als ich sagen will, dass sie sich doch besser setzen soll, also meinen Mund öffne, da hat sie ihre Lippen schon auf den meinen. Küssen kann das Mädels, das muss ihr der Neid lassen. So ungefähr wie eine Nymphomanin nach zwanzig Jahren Einzelhaft. Sie machte das richtig fachgerecht, mit weit offenen Lippen und dann kam schon ihre Zunge und fuhrwerkte bei mir herum, und um meine Mandeln zu schützen, musste ich auch meine Zunge in Bewegung setzen. Spätestens da war mir klar, dass ich Lucille an diesem Abend nicht mehr so leicht los werden würde, zumal sie ihre handwerklichen Fähigkeiten zeigte und zugleich ihre Lippen wie eine Krake auf meine presste und mir andererseits in wuppsdich die Klamotten vom Leib riss. Die Knöpfe platzten weg, als wäre hier eine Splitterbombe im Einsatz. Dabei schnaufte und stöhnte sie, dass es der Soundtrack zu einem mittelheftigen Porno hätte sein können. Wirklich, ich kam mir in gewisser Weise vor wie eine Felswand, an der sich gerade eine Gruppe von Kletterern abarbeitet.

Ich legte ihr sozusagen aus mitmenschlicher Solidarität die Hand auf den Rücken, und da jauchzte sie derart und fing an zu zittern, dass ich dachte, Tony, jetzt kannst du mal ne Pause machen und ins Bad gehen, um dir endlich die Zähne putzen. War

aber nichts, denn sie machte weiter, und wenn sie mich nicht an allen Stellen abknutschte, die außer meiner Mama nur der Storch gesehen hatte, brachte sie meine Frisur fürchterlich durcheinander, flüsterte das schon bekannte Zeug in Variationen und versuchte mich zwischendurch mit ihrer Zunge zu ersticken.

Gut, ich wusste inzwischen, dass ich ziemlich bescheuert aussah, so wie ich mit meinen Socken und meinen Schuhen und ansonsten na ja, dastand. Irgendwie musste ich das Mädels ruhigstellen, damit ich mir wenigstens diese Restteile meiner Kleidung ausziehen konnte. Also schnappe ich mir Lucille und trage sie zum Bett, im Watschelangang, denn ich hatte ja noch meine Beinkleider an, das heißt nicht an, sondern sie hingen eben unten herum. Ich bin sicher, Lucille hätte mit ihren handwerklichen Fähigkeiten auch das Problem gelöst, aber es war mir irgendwie peinlich, sie so arbeiten zu lassen. Also brachte ich sie zum Bett und unterwegs, es war ja ein langer Weg und ich musste watscheln, erzählte sie mir noch ganze Liebesromane und ich kann an dieser Stelle nur erwähnen, dass nicht von Wüste und Trockenheit die Rede war, sondern eher vom Gegenteil und sie brauchte mich nur zu sehen, um in diesem besagten Zustand zu kommen und warum ich es denn nicht schon seit Jahrzehnten gemerkt hätte und immer hat das arme Ding heulen müssen, wenn ich nicht da war, ich kam mir richtig schlecht vor, wenn ich mir die kleine Lucille vorstellte, wie sie in der Schule saß und heulte, weil Tony Tanner nicht bei ihr war. Das muss doch auf die Dauer Falten geben oder Tränendrüsenkrebs oder so was. Irgendwie praktizierte ich die Dame also auf das Bett und konnte mich meiner Restkleidung entledigen. Sie hörte unterdessen endlich auf Süßholz zu raspeln, es war mir inzwischen schon peinlich und streichelte sich mit geschlossenen Augen an nicht näher zu benennenden Stellen und schnurrte dabei wie eine Katze. Aber es war ja mein Bett und das wollte ich nicht kampfflos aufgeben, also legte ich mich selbst darauf und legte weiterhin

meine Hand auf ihre Hüfte, aber nur weil es sich anbot und diese Hüfte eine recht griffige Form hatte. Daraufhin grapschte sie wieder nach mir, zog mich an sich, presste wieder einmal ihre weichen Lippen auf die meinen welchen und schlang dann beide Beine um mich. Nun ja, das Zähneputzen konnte ich also vergessen, aber Lucille gab sich Mühe, mir den Verzicht leicht zu machen ... liebes, liebes Tagebuch ...

Ich geb's ja zu. Alles gelogen.

ICH HABE ES NICHT MIT LUCILLE CHAUDIEU GETRIEBEN!

Geht auch gar nicht, denn sie ignoriert mich. Um genau zu sein, wir ignorieren uns gegenseitig. Um noch genauer zu sein, brauchte ich sie gar nicht zu ignorieren, denn sie ignoriert mich schon selbst derart, dass es für mich mitreicht. Ich ignoriere sie aber trotzdem, schon aus dem mir eigenen Gefühl für männliche Würde heraus.

Wir sehen uns nur am Abend, wenn der Conte sozusagen zur Vollversammlung bittet. Dann gibt es einen kurzen Gruß in meine Richtung, aber keinen Blick. Stattdessen flirtete sie sogar mit Dorkas, der dabei ständig eine rote Bombe bekommt, aber mit seiner Art gar keine schlechte Figur bei solchen Tändeleien abgibt. Und wenn nicht Dorkas, dann Little. Steele macht solche Spielchen nicht mit, aber ich bin mir fast sicher, dass sie sich Steele geschnappt hat, sie ist dieses typische Luder, das einen Kerl flachlegen muss, wenn der nicht sofort selbst den Wunsch verspürt, das Luder flach zu legen. Und in dieser Hinsicht ist Steele wirklich klasse. Sie könnte vor ihm nackt auf dem Tisch tanzen und er würde sie nur fragen, ob ihr nicht kalt ist. Guter alter Steele! Trotzdem haben es die beiden getrieben, ich merke das schon an der Art, wie sie sich ignorieren, aber eben nicht so, wie sie mich ignoriert.

Themenwechsel!

Themenwechsel!

Sofortiger Themenwechsel. Lucille ist mir sowieso so was von so was von egal, dass ich gar keine Worte dafür finden kann. Stichwort finden. Ich habe hier tatsächlich einen Freund gefunden. Freund ist ein großes Wort, aber dieser Kerl ist einfach so, dass man ihn ins Herz schließen muss und weil er mich auch ins Herz geschlossen hat, kann ich dieses große Wort wohl nutzen. Die Sache mit Lucille ist übrigens gar nicht so schlimm. Ich meine, ich komme ganz gut damit zurecht. Zumal es hier genügend Ablenkung gibt.

Es reicht, darüber nachzudenken, was der Conte abendlich ablässt. Pillbury würde sagen echt krass, voll fett abgefahren oder vielleicht auch, jedenfalls in Ansätzen, affenscharf.

Akte X, ich sagte es schon, nur mystischer.

Der Conte sagte schon am ersten Abend, willkommen im Klub. Oder in der, wie er es nennt, *Fraternidad*. Lucille war so beeindruckt, dass sie gar nicht daran dachte, auf emanzipatorisch politische Korrektheit zu pochen, von wegen Bruderschaft und Schwesternschaft und so.

Die ganze Rede lief darauf hinaus, dass es überall auf der Welt Menschen gibt, die zu dieser Bruderschaft gehören, es aber nicht wissen. Die Bruderschaft sieht sich aber nun derart in die Ecke gedrängt, dass sie immer wieder versucht, solche Leute, die der Conte als Schläfer bezeichnete, zu wecken. Das Problem ist, dass es zu den Prinzipien der Bruderschaft gehört, keinen Zwang anzuwenden. Wenn einer nicht will, will er nicht und das war es dann. Die Tatsache, dass wir uns hier getroffen haben, sei also ein Zusammenspiel aus freier Entscheidung, so einer Art von genetischer Prägung und einem Ränkespiel, bei dem die Bruderschaft versucht, diese oder jene Weiche zu stellen, aber nur die grobe Richtung vorgeben kann.

Diese Bruderschaft ist ursprünglich so eine Art von Abspaltung. Wenn ich das jetzt schreibe, dann kräuselt sich mir förmlich die Goldfeder, so abgefahren klingt das. Wenn der Conte es

sagt, dann gewinnen diese Worte eine ganze andere Bedeutung, ich meine, sie sind plötzlich ganz wirklich, man weiß sofort, das ist es und kein Zweifel ist möglich. Der Mann flößt mir Ehrfurcht ein, und was er sagt, klingt wie das Evangelium oder etwas Hohes und Heiliges, und wir sind mittendrin und es geht uns direkt an.

Und so verstehe ich es: Ausgangspunkt ist eine Hochzivilisation weit vor dem Beginn der bekannten Menschwerdung. In der Sage von Atlantis finden sich noch Reste des Wissens um eine untergegangene Zivilisation.

Wir haben also diese wundervolle Kultur, geführt von einer Priesterkaste. Diese Priester beginnen aber, und das ist der Beginn der Spaltung, ihre Kräfte zum Zwecke der Beherrschung und der Manipulation zu missbrauchen. Der Conte sagt, sie haben den rechten Weg verlassen. Es kommt zu Unruhen, zu einer Spaltung der Priesterschaft, schließlich zu einer globalen Katastrophe, bei der die Kultur verschwindet, weil die Kräfte der Priester viel größer sind, als man glaubt, und mit dem Stock auf einen Felsen hauen, damit Wasser sprudelt, war gegen die Fähigkeiten der alten Priester nur eine Clownübung.

Die alte Priesterschaft überlebt dank ihrer Kenntnisse, ist aber sozusagen hilflos, bis sich aus dem Chaos wieder die ersten Menschen entwickeln. Die Priester haben ihre Kenntnisse weitergegeben und versuchen, den Kurs der Menschheit wieder auf die Hochkultur zu lenken. Das ist aber nur eine Gruppe der Priesterschaft. Die andere entwickelte sich zu dem, was der Conte *die Titanen* nennt.

Sie sind längst nicht mehr menschlich, leben irgendwo im Verborgenen, haben aber ihre Helfer. Das Ziel der Titanen ist genauso, wie es jeder ordentliche Bösewicht hat, sie wollen die Weltherrschaft. Das wollten sie zwar schon seit anno Tobak, aber jetzt haben sie mit den technischen Möglichkeiten, die sich in den letzten dreißig Jahren entwickelt haben, plötzlich eine Chan-

ce zur Realisierung dieses Zieles. Bisher haben sie nur gewartet und ein wenig an den Entwicklungen gedreht. Aber der ganz große Wurf ist erst jetzt möglich und der Conte ist überzeugt, dass er kurz bevorsteht. Der Conte selbst sieht sich als Teil der Weißen Bruderschaft, die schlicht gesagt, die letzten Jahrtausende verpennt hat. Sie haben sozusagen im Haus gesessen und fromme Lieder gesungen, während draußen gezündelt wurde. Das mit dem *verpennt* stammt nicht vom Conte, der hatte vom Versagen gesprochen. Tatsache war also, dass sich die Titanen gemeinsam in eine Richtung bewegten, während sich der andere Teil der Priesterschaft um die eigene Befreiung von den Banden des Körpers oder was auch immer kümmerte, jedenfalls im Laufe der Geschichte auseinanderlief. Bis sich Leute wie der Conte an das alte Wissen erinnerten.

Wie das mit einem Mal geschehen konnte? Wenn ich es richtig verstanden habe, ist der Knoten im Angesicht des Zweiten Weltkrieges geplatzt. Wie es sich im Ersten Weltkrieg bereits andeutete, galten im Völkerstreit jetzt nicht mehr Ehre und Tapferkeit, eine gute Fecht- und Reitausbildung in einem heroisierten Kampf auf offenen Schlachtfeldern und Mann gegen Mann. Jetzt brachen Zeiten an, in denen sich der Feldherr im Bunker versteckte, wo in den Flügelformen keine Piloten mehr sitzen sollten - und auch meine Landsleute hatten keine Scham, ganze Städte zu *enthausen*, wie sie ihren Feuersturm nannten.

Die Menschheit im völligen Wahnsinn, im völligen Verlust jeden Anstands, in der vollständigen Verachtung ihrer selbst. Man muss jetzt nicht unbedingt von Glück reden, dass es Menschen gab, denen das aufgefallen ist. Schon kam die Erkenntnis, dass andere Kräfte am Werk sein müssen, die das Böse wollen, und Vernichtung und Krieg gehören zu den Instrumenten. Das Böse wird nicht besiegt, indem der Krieg gewonnen wird, sondern der Krieg wird gewonnen, um dem Bösen ein neues Feld zu bereiten. In vielen Menschen schlief das, was sich heute als Fraternalität gegen das Böse zusammenschließt. Jetzt erwacht es.

Das klingt jetzt missverständlich. Der Conte sagte, dass es zu den Gesetzen des Universums gehöre, dass jeder Kraft eine Gegenkraft antwortet. Wenn also die Titanen an Kraft gewinnen, dann eröffnet sich auch für den andern Teil der Priesterschaft die Möglichkeit, an Kraft zu gewinnen. Im Falle der Fraternidad bedeutete das, dass sich die Leute erst einmal bewusst wurden, dass diese Bruderschaft einst existierte, dass sie immer noch existiert und dass sie selbst zu ihr gehören. Das geschah durch Studium alter Bücher - als der Conte das sagte, rutschte Dorkas derart auf seinem Sitz herum, dass ich nur darauf wartete, dass er mit den Fingern schnippen und *Ich weiß was, ich weiß was!!* rufen würde - durch mündliche Überlieferung, einfach dadurch, dass zwei oder drei Leute zusammen kamen und darüber redeten. Die Bruderschaft entstand, weil sie sich ihrer selbst erinnerte. (Der Satz könnte jetzt auch von Conte di Saloviva stammen). Ihre Aufgabe ist schlicht gesagt, den Titanen die Tour zu vermasseln. (Der Satz klingt nach Tony Tanner). Das Problem ist, dass die Titanen der Bruderschaft immer einen Schritt voraus sind, vor allem, weil die Bruderschaft nicht genau einschätzen kann, auf welche Weise die Titanen ihre Herrschaft wieder aufrichten wollen. Dorkas hat mir früher in dieser Hinsicht schon einiges deutlich gemacht, obwohl er selbst auch noch nicht den Begriff der Titanen kannte und was damit zusammenhängt. Little allerdings behauptet, er hätte sie gesehen, weigert sich aber, darüber zu reden.

Ich habe einen Schreibkrampf.

Ich denke nach. Seit ich Dorkas kennengelernt habe, stecke ich in der Geschichte drin. Ehrlicherweise, liebes Tagebuch, so, wie ich zwischen Francine und Lucille festhänge, so hänge ich zwischen meinem alten und meinem neuen Leben fest. Ich weiß im Moment wirklich nicht, wohin ich mich entscheiden soll, und ob meine Lebenssehnsüchte in der Ruhe oder im Abenteuer bestehen. Könnte ich beides haben?

Die Tage auf Collesalvetti fügten sich für Tony Tanner mit müheloser Selbstverständlichkeit zu einem ganz eigenen Rhythmus aneinander. Es bestand keine Notwendigkeit, an der Richtigkeit dieser Aufteilung zu zweifeln oder zu fragen. Es war gut, so wie es war.

Seltsamerweise - oder vielleicht war es ja gerade nicht seltsam, sondern nur natürlich ging jeder seiner eigenen Wege. Dorkas hockte fast den gesamten Tag mit dem Conte di Saloviva zusammen, Little hatte auch einen Gesprächspartner gefunden, mit dem er sich stundenlang unterhalten konnte, Steele rannte wie ein Gehetzter über das Gelände oder stemmte tonnenweise Eisengewichte oder verzog sich in den Fechtsaal, wo ihn ein vom Conte bestellter Waffenmeister zu Übungen erwartete. Lucille fehlte fast vollständig auf der Bildfläche und tauchte nur hier und da als entfernte Gestalt jenseits der großen Rasenflächen auf, nur um kurz danach wieder hinter einer Baumgruppe verschwunden zu sein.

Am ersten Morgen ihres Aufenthaltes hatten sie sich noch zu einem gemeinsamen Frühstück getroffen. Tony war als Letzter gekommen, weil er sechs Anläufe gebraucht hatte, um den Krawattenknoten in der von ihm gewünschten Qualität zu binden.

Er hasste es, als Letzter zu einer solchen Gesellschaft zu erscheinen. Schon dadurch fühlte er sich als Außenseiter. Jetzt fand er allerdings drei Außenseiter vor, die allesamt mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt waren. Tonys Versuche, ein Gespräch in Gang zu bringen, verliefen nach wenigen Sätzen in dem unkonzentrierten Desinteresse, das im Grunde ihre einzige derzeitige Gemeinsamkeit zu sein schien.

Einzig das abendliche Mahl wurde zu einer Gelegenheit, bei der sich alle erneut zusammenfanden. Aber auch hier waren es Einzelpersonen, die den Worten des Conte di Saloviva lauschten.

Diese Worte gaben Tony Tanner genug Stoff zum Nachdenken, sodass es ihm ganz recht war, das Frühstück in den nächsten Tagen allein auf dem Balkon einzunehmen.

Die Bedienung schaffte es immer wieder, genau im Moment das richtige Frühstück auf den Tisch zu zaubern. Kurz nachdem Tony frisch gewaschen und gebürstet, von weltmännischem Duft umweht und vom Bewusstsein durchdrungen, dass er alle Fähnrisse, Herausforderungen und Verlockungen des vor ihm liegenden Tages bestehen könne, aus dem Bad trat und in der weichen Polsterung eines Korbsessels versunken war, tauchte die Bedienung auf und servierte. Es handelte sich um einen dunkelhäutigen jungen Mann, dessen schlanke Figur noch durch die uniformartige Kleidung, die er trug, unterstrichen wurde. Er hätte bestens in den 1. Klasse-Speisesaal eines der alten Luxusliner gepasst. Schweigend, aber mit freundlichem Lächeln trat er auf den Balkon, legte Besteck auf, brachte ein Wägelchen mit den Speisen heran - irgendwo musste er noch einen Helfer (oder eine Helferin, was Tony vermutete) haben - wartete dann noch einen Moment, die weißen Handschuhe leicht an die Hosennähte gelegt, bis Tony ihm mit einem Kopfnicken seine Zufriedenheit signalisiert hatte, und verschwand dann mit einem Lächeln, als würde ihm das Servieren des Frühstücks von Tony Tanner zu einem der glücklichsten Menschen der Welt machen.

Tony beendete das Frühstück, rückte den Sessel ein wenig zur Seite und griff nach seinem Buch, nachdem er sich vergewissert hatte, dass in der Teekanne noch ein genügender Vorrat vorhanden war. Wenn er den Hals reckte, konnte er über die Balkonbrüstung hinaus auf die grüne Rasenfläche schauen. Wie nach Fahrplan tauchte jetzt Jeremiah Steele auf und rannte joggen konnte man diesen Galopp nicht mehr nennen - quer über das Gelände. Tony hatte vor einigen Tagen nachgefragt, ob er Steele bei so einem Lauf begleiten könne und Steele hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt.

Allerdings musste Tony nach kurzer Zeit feststellen, dass er das Tempo des anderen nicht mithalten konnte. Steele hatte weder einen besonders eleganten Laufstil noch wirkte er entspannt.

Im Gegenteil, er schnaufte nach kurzer Zeit wie eine Maschine. Aber wie eine Maschine, die noch tausend Stunden weiterlaufen kann, bevor sie geschmiert werden muss. Steele hatte die Schwierigkeiten Tonys bemerkt, hatte etwas davon gesagt, dass er jetzt einen Zwischenspurts einlegen müsse, und war dann blitzschnell losgezogen und hinter einem der sanften Hügel verschwunden, was Tony die Gelegenheit gab, ohne besonders gekränkte Eitelkeit wieder zum Gebäude zurückzuhumpeln.

Seitdem verzichtete Tony auf besondere körperliche Anstrengungen und verließ sich darauf, dass sich seine Kondition auch noch morgen oder übermorgen stärken lassen würde.

Aus seinem Bücherregal hatte Tony einen opulenten, kiloschweren Bildband über die Geschichte des Reisens im 19. und frühen 20. Jahrhundert geholt und blätterte ihn langsam durch. Die alten Fotografien begeisterten ihn. Diese Menschen hatten noch Stil. Vielleicht waren sie dadurch keine besseren Menschen, sicherlich nicht, aber sie besaßen den Rückhalt fester Gewissheiten und unbestreitbarer Überzeugungen, in denen sie ihre Persönlichkeit entfalten konnten. Tony ließ das Buch sinken. Es lag schwer auf seinen Knien. Feste Gewissheiten - die beiden Worte hallten in ihm nach.

Ganz spontan verband er den Begriff Gewissheit mit Conte Hercule di Saloviva. Der Mann war wirklich überzeugt von dem, was er sagte, so unglaublich sich seine Worte auch in den Ohren eines Normalmenschen ausnehmen mussten. Der Conte besaß eine leise, rücksichtsvolle, sanfte Hingabe an seine Sache, die auf Tony wie eine Art von Pulverschneelawine wirkte.

Tonys Augen wanderten zurück zu dem Buch auf seinen Knien. Die doppelseitige Abbildung zeigte eine Teegesellschaft auf der Terrasse eines indischen Hotels. Die Damen trugen große weiße Hüte, helle Blusen, dunklere weite Röcke. Die Herren kleideten sich in Uniform der Kolonialtruppen oder in uniformartige Tropenkleidung, nur eine oder zwei Personen hatten europäi-

sche Sommeranzüge gewählt, die ebenso zu einer Regatta auf Cowes gepasst hätte oder auf die Zuschauertribünen eines Polo-spiels. Es war seltsam, sich die Gesichter anzuschauen und dabei zu wissen, dass keine der abgebildeten Personen jetzt noch mehr war als eine Handvoll Staub. Da hatten sie gegessen, hatten für den Fotografen eine Weile stillgehalten, hatten stumm in das Objektiv geschaut, die Teetasse in der Hand, den Daumen in die Westentasche geschoben ...

Jetzt war er, Tony Tanner, auf seltsame Weise zu einem Mitglied ihrer Gemeinschaft geworden, sah in ihre Gesichter, saß mit ihnen auf der schattigen Terrasse eines indischen Hotels. Über die Zeiten hinweg schien es eine Verbindung zu geben, die von einem Spötter verlacht werden mochte, die Tony aber deutlich spürte.

Und er spürte etwas anderes. Es war sicher kein Zufall, dass sich gerade dieses Buch in seinem Zimmer befunden hatte. Auf irgendeine Weise musste der Conte Tonys Interessen und Vorlieben geahnt haben, um ihm auf diese Weise eine Lektion näher zu bringen. Eine Lektion, die da lautete: Du bist ein Glied einer Kette, die aus der Vergangenheit in die Zukunft reicht, auch wenn du weder deine Vorgänger noch deine Nachfolger kennst und dir nicht einmal vorstellen kannst, wer sie sind, so sind sie doch da und beide, deine Vorgänger und deine Nachfolger sind von dir abhängig, denn du bist das Glied der Kette, das Vergangenheit und Zukunft verbindet, an deiner Stärke liegt es, die Kette zu erhalten, du bis derjenige, der die Kette ausmacht.

Tony schlug das Buch zu und legte es auf einen anderen Sessel. Für Sekunden hatte er selbst Gewissheit gehabt, nun löste sie sich wieder auf in einen grauen Nebel des Zweifels.

Es war eben nicht einfach, wenn man sich sozusagen als Zwangsrekrutierter einer Bruderschaft wiederfand, die aus einem Trivialroman, einem sehr trivialen Trivialroman zudem, zu stammen schien. Der Conte gab dem gespenstischen Konstrukt

der Fraternidad durch sein Auftreten, durch seine Worte so etwas wie eine Gestalt. Dorkas hatte mit dem Gedanken keine Probleme, im Gegenteil. Er schien die beste Phase seines gesamten Lebens durchzumachen. Steele nahm alles mit stoischer Gelassenheit hin, einer Art von toleranter Skepsis. Wie Little oder Lucille die Sache sahen, konnte Tony nicht abschätzen. Er konnte ja nicht einmal selbst abschätzen, wie er selbst die Sache sah.

Der Conte jedenfalls hatte seine Fußangeln geschickt ausgelegt, sagte sich Tony, als er wieder zu dem Bildband griff und sich eine letzte Tasse Tee gönnte. Das Reisen, das Unterwegs-Sein, ja das war die Sucht Tony Tanners. Eine Eisenbahnfahrkarte oder ein Flugschein bedeuteten für ihn das Äquivalent eines fliegenden Teppichs oder vielleicht auch einer Opiumpfeife in einer chinesischen Lasterhöhle - er konnte unterwegs sein, nicht mehr hier und noch nicht dort, immer auf der Strecke, immer in Bewegung ... immer auf der Flucht? Oder auf der Jagd nach etwas, von dem er selbst nicht wusste, was es war?

Was der Conte von ihm verlangte, war nichts anderes, als stehen zu bleiben und Verantwortung zu übernehmen. Nicht mehr das leichte Gepäck des ungebundenen Junggesellen und Mutter-söhnchens, dem seine Francine das Nest wärmt, wenn er mal wieder zum Hemdenwechsel und zur Abgabe des Spesenzettels einfliegt. Nein - die tausend Schrankkoffer der Verantwortung. Tausend Jahre und tausend Gesichter, die aus Fotos auf ihn starren und in denen geschrieben steht, du gehörst zu uns, du kannst nicht so tun, als wärst du nur für dich ganz allein verantwortlich.

Scheiße, sagte Tony Tanner. Er sagte es laut, und der raue Ton seiner eigenen Stimme erschreckte ihn. Steckt euch eure blöde Bruderschaft sonst wohin ... sucht euch einen anderen Idioten. Dorkas hat mich genügend genervt. Wenn ich mich schon Zeit meines Lebens geweigert habe, bei der Nationalhymne patriotische Gefühle zu entwickeln, dann lasse ich mich auch nicht von

so einem schwümeligen Geschwätz über Fraternidads einwickeln. Tschö und danke für den Tee, ich verschwinde nach England und werde mit Francine ein halbes Dutzend Kinder machen.

Und das ging nicht, denn in der Heimat musste Gras über gewisse Dinge wachsen, Dinge, wegen denen er zwangsbeurlaubt war - wenn auch bei vollen Bezügen. Andere lebten sein Leben, erwirkten seine Anträge, regelten seine Obliegenheiten, sein Vater, sein Chef, die alten Seilschaften der alten Männer, und Tony wusste nicht, auf welcher Seite sie mitspielten.

Tony erhob sich und ging aus seinem Zimmer.

So übersichtlich und klar sich der Palast des Conte bei ihrer Ankunft gezeigt hatte, so labyrinthisch war er bei näherem Hinsehen. Dutzende von Anbauten ergänzten den ursprünglichen Grundriss, wucherten und wuchsen, wurden durch eigene Anbauten ergänzt und erweiterten sich in den Felsen, an das Gebäude lehnte oder tief in den Untergrund.

Es gab keine verbotenen Räume. Tony hatte überall Zutritt. Die einzige Beschränkung lag in dem Gefühl, zu stören. So verzichtete Tony jetzt auch darauf, sich zu Little zu setzen. Der flegelte sich auf einer der zahlreichen Terrassen in einem Sessel, hatte, typisch Yankee, die Schuhe auf dem Tisch platziert und befand sich in angeregtester Unterhaltung mit einem älteren Mann. Tony hatte diesen Mann schon einige Male gesehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben oder ihn nur einschätzen zu können. Es war ein hagerer, mittelgroßer Mensch mit langem, zotteligem Haar und einem schwarzen Bartschungel, aus dem nur eine Riesennase und zwei funkelnde schwarze Augen hervorstachen. Vom Typ her fühlte sich Tony beim Anblick dieses Mannes an alte Bilder von Rasputin erinnert. Allerdings hatte der Mann wenig Klerikales an sich, im Gegenteil. Seine Gestik war ausgreifend und lebhaft, als würde er mit einem neapolitanischen Fischer um den Fang feilschen.

Little jedenfalls war in seiner Gegenwart sichtlich gelöst. Es war in der Tat ein Jake Little, den Tony noch nie vorher gesehen hatte, einer, der unvermutet viel von kalifornischem Sonnenscheinoptimismus und Tatendrang und Forschergeist versprühte.

Tony war klar, dass er die beiden nur stören würde. So streckte er nur kurz den Kopf durch die Tür, ließ ein Mindestmaß an freundlichem Wischiwaschi hören, winkte grüßend - oder entschuldigend - mit der Hand, und war schon wieder fort.

Sein Weg führte ihn tiefer in das Gebäude. Immer wieder hatte er sich gefragt, wie viele Menschen hier leben mochten. Es mussten Dutzende sein, vielleicht war Collesalvetti sogar eine kleine Stadt. Aber der Conte zeigte keine Absichten, seine neuen Gäste mit den alten Bewohnern bekannt zu machen, und diese alten Bewohner wiederum kümmerten sich nicht besonders um die Neuankömmlinge.

Das Gemurmel vieler Stimmen ließ Tony aufhorchen. Er orientierte sich einen Augenblick lang, dann war er sicher, dass das Geräusch von einer unauffälligen Tür am Ende eines schmalen Ganges herrührte. Neugierig geworden, näherte er sich.

Der Gang war zwar immer noch breit und hoch, unterschied sich aber von anderen Fluren durch seine bescheidener Ausmaße und zeigte Tony, dass er nun den Hauptteil des Gebäudes verließ.

Die Wände waren hier weiß und schmucklos, nur der Fußboden zeigte ein farbiges Mosaik. Staunend blieb Tony stehen. Unter seinen Füßen breitete sich das Abbild eines Meeres aus, in dem ein nackter Gott mit Dreizack ein unförmiges Ungeheuer angriff. Das Mosaik war kunstvoll gefertigt, aber Tony fand selbst keinen Anlass für den gewaltigen Eindruck, den es auf ihn machte.

Vorsichtig, als könnte er einsinken, ging er zur Tür. Auch hier erstaunte ihn eine Verzierung, die er vorher noch nicht erkannt

hatte. Auf dem schmucklosen Holz erhob sich das goldene Abbild eines Drachens, der mit weit gespreizten Flügeln dem Betrachter entgegenschaute. Seine rechte Klaue war auf ein Buch gestützt. Tony fragte sich, ob der Drache dieses Buch eifersüchtig bewachte oder ob der Künstler an einen Drachen gedacht hatte, die ihre Weisheit an einige ausgewählte Sterbliche weitergeben.

Jetzt ist Schluss mit Esoterik, dachte Tony, und drückte die Türklinke herunter.

Erwartungsgemäß war die Tür nicht verschlossen. Wahrscheinlich waren die Badezimmertüren die Einzigen in diesem ganzen Riesengebäude, die regelmäßig verrammelt wurden.

Mit mehr Kraftaufwand als erwartet musste Tony die Tür aufschieben.

Er blieb unter der Schwelle stehen, und es dauerte eine Weile, bis er sich wieder gefasst hatte.

Tony befand sich auf einer Galerie, die in halber Höhe einen Saal von gewaltigen Ausmaßen umlief.

Als Tony sich über die Brüstung beugte, schwindelte ihm fast. Zehn oder fünfzehn Meter unter ihm war der Boden. Wenn er den Kopf hob, konnte er im etwa gleichen Abstand die Widerlager einer Kuppel, die den Saal überspannte und ihm durch die Glasflächen, die zwischen ihren Rippenbögen hingen, Licht spendete. Ohne sich darüber Gedanken zu machen, war es Tony klar, dass die Abstände vom Boden zur Galerie, von Galerie bis zu den Widerlagern und von dort bis zum höchsten Punkt der Kuppel in demselben Verhältnis standen und untereinander ein völlig harmonisches Ganzes bildeten. Von der Kuppel hing ein Pendel bis zum Boden des Saales herab.

Tony folgte ihm mit den Blicken.

Dort unten standen Dorkas und der Conte. Anscheinend verstärkte die Architektur des Saales jedes Geräusch derart, dass ihre leisen Stimmen wie lautes Gemurmel erschienen waren.

Der Saal war leer bis auf einen langen Tisch, der an einer Wand stand.

So konnte Tony den Boden völlig überblicken. Auch hier bedeckte ein Mosaik die gesamte weite Fläche. Aber es war fehlerhaft und unharmonisch, zeigte dunkle Flecken und offene Konturen. Überhaupt schien es sich um ein abstraktes Werk zu handeln, das nur an einigen Stellen Ähnlichkeiten mit einer Landkarte hatte, während wiederum andere Stellen an Figuren und Gegenstände denken ließen.

Dorkas und der Conte schienen völlig in ihre Arbeit vertieft zu sein. Während Dorkas seine gewohnte, immer leicht zerfleddert wirkende Kleidung anhatte, trug der Conte einen langen roten Übermantel, der die Ärmel seines Anzugs freiließ.

In diesem Moment betrat eine weitere Person den Raum.

Von oben konnte Tony das Gesicht des Eintretenden nicht sehen. Hinkend durchquerte die Gestalt den Saal, dabei sorgfältig mache Stellen des Bodenmosaiks umgehend, und überreichte dem Conte dann mit einer Verbeugung eine kleine viereckige Metallplatte. Jetzt, wo er neben dem Conte und Dorkas stand, war zu sehen, dass der Hinkende wesentlich kleiner als die anderen - ja geradezu zwergenhaft von Gestalt war.

Zu dritt betrachteten sie die Metallplatte, auf der sich ein Relief befand. Der Conte strich über die Oberfläche, gab die Platte an Dorkas weiter, der sie ebenso sorgsam prüfte. Der Kleine mischte sich freimütig mit tiefer Stimme in das Gespräch ein.

Dann ging Dorkas zum Tisch, wühlte in einem Haufen Papiere, die dort lagen, und brachte einen Zettel zu den anderen mit. Nach einer weiteren längeren Diskussion wiesen sie den Kleinen mit der Metallplatte zu einem entfernten Teil des Mosaiks. Dort angekommen, bückte sich der Kleine, hob ein Stück des Bodens hoch und legte an dessen Stelle die Metallplatte.

Dann trat er zurück, grüßte und ging wieder, aber erst, nachdem er vom Conte einen weiteren Zettel erhalten hatte.

Tony konnte seinen Augen kaum trauen. Dort, wo die Metall-

platte im Boden lag, veränderte sich das Mosaik. Wie auf einem großen Bildschirm begann die schwarze Fläche zu schwinden, zog sich zurück wie eine schwarze Flut bei einsetzender Ebbe und bildete an anderer Stelle neue Ausläufer. Alles lief langsam ab, doch erweckte es in Tony den Eindruck, dass nichts auf der ganzen Welt diese Veränderungen aufhalten könnte. Die Langsamkeit hatte etwas Schicksalhaftes - etwas von dem Schritt einer Eskorte bei einem Begräbnis oder etwas von der leichten Bewegung einer großen Schlange. Tony wischte sich über die Augen, denn er hatte Sorge, dass er sich dieses Fließen und Weben nur einbilden würde.

Schulter an Schulter beobachteten Dorkas und der Conte die Veränderungen. Als nach einer Weile jede Bewegung zur Ruhe gekommen war, flüsterten sie wieder miteinander. Tony lauschte zwar, hatte auch immer wieder die Empfindung, er könnte einige Worte aus dem Geflüster unterscheiden, musste sich aber dann enttäuscht eingestehen, dass er gar nichts verstand. Er fragte sich, ob ihre Tätigkeit diese leise Unterhaltung notwendig machte oder ob sie unliebsame Besucher, also zum Beispiel ihn selbst, nicht daran teilhaben lassen wollten.

Schon wollte sich Tony zum Gehen wenden, da schritt der Conte zum Tisch und zog ein weißes Leinentuch zur Seite. Der Anblick der verschiedenen Schalen und Behälter, die unter dem Tuch verborgen waren, fesselte Tony.

Jede Schale, jeder Becher hatte eine andere Form und war aus anderem Material gefertigt. Puder von verschiedener Farbe bildeten ihren Inhalt. Manche dieser Puder wirkten stumpf und grau, andere waren von einem derart leuchtenden und intensiven Rot, Grün oder Blau, dass sie von einer verborgenen Lichtquelle angestrahlt zu sein schienen.

Der Conte griff nach einer goldenen Schale, die mit rot leuchtendem Staub gefüllt war. Er schob die linke Hand um den Fuß der Schale und schritt über das Mosaik. Hier wurden seine

Schritte unsicher. Er zögerte, schaute sich schließlich zu Dorkas um. Der steckte die Nase in seine Zettel - Tony erkannte darin die Aufzeichnungen, die Dorkas in London in reichlichem Maße gemacht hatte - und winkte seinen Gastgeber dann mit Handbewegungen, als müsste er einen Lastwagen durch eine enge Tor-einfahrt zu einer ganz bestimmten Stelle leiten.

Dort blieb der Conte lange Zeit unbewegt stehen. Tony Tanner konnte nicht beurteilen, ob sich der Conte konzentrierte oder ob sein Warten ein Ausdruck von Unsicherheit war.

Während er kurz darüber nachdachte, erkannte Tony die Spannung, die plötzlich in diesem Saal lag. Absolute Stille herrschte. Wie eine durchsichtige, aber feste Masse füllte diese Stille den riesigen Raum vom Boden bis zu der Kuppel. Hinter dieser Stille aber knisterte eine Spannung, eine Erwartung, eine Hoffnung und zugleich eine Furcht. Es war eine fast unerträgliche Mischung, etwas von dem Moment, an dem der erste Windstoß das Losbrechen des Unwetters ankündigt, etwas von der atemlosen Ruhe, die eintritt, wenn der Dirigent vor dem ersten Takt seinen Stab hebt ...

Dinge spielten sich ab, die Tony nicht verstand. Aber er war sich sicher, dass es Dinge waren, die auch ihn nicht unbeteiligt ließen. Dinge, in die er verwickelt war, ob er es wollte oder nicht.

Mit einer ruckartigen Geste führte der Conte die freie Hand in die Schale, griff nach dem roten Puder und begann nun, damit eine Linie auf den Boden zu zeichnen.

Der Vorgang nahm lange Zeit in Anspruch. Der Conte ging mit kleinen Schritten rückwärts, vollführte Drehungen und Wendungen. Tony konnte ihn keine einzige Sekunde aus den Augen lassen.

Schließlich straffte sich die Gestalt des Conte, er ließ die rechte Hand herabhängen und schritt zum Tisch, wo er die nun fast leere Schale abstellte.

Wieder standen Dorkas und der Conte zusammen und warte-

ten. Der Zwerg hinkte wieder in den Saal, erhielt eine Anweisung von Dorkas, die er mit Verbeugung quittierte, und hinkte erneut durch eine kleine Tür hinaus.

Als er zurückkam, trug er einen Gong und einen Schlegel bei sich. Der Conte nahm die Geräte, wartete, hob dann den Gong und schlug ihn an.

Ein tiefes Dröhnen schwang durch den Raum, spülte wie gewaltige Wellen als fühlbare Macht durch seine Weite.

Tony empfand den Klang wie eine Berührung. Bis in die Haarspitzen hinein konnte er das Schwingen spüren, das ihn erfasste und durchströmte. Furcht einflößend und zugleich beglückend nahmen die Schwingungen von seinem Körper Besitz, machten ihn selbst zu einer Schwingung, schienen ihn in alle Unendlichkeit zu erweitern und dann wieder zu einem Punkt von nicht mehr messbarer Winzigkeit zu verkleinern. Tony Tanner spürte, wie er auseinandergelöst wurde wie ein Roboter - und wurde im gleichen Atemzug von unbändiger Furcht gepackt, von Unsicherheit, ob er jemals wieder zu einem Selbst zusammengefügt werden könnte.

Schweißnass lauschte er dem Verklingen des Dröhnens hinterher und hoffte nur, dass der Conte nicht noch einmal den Schwengel gegen das Klangerz schlagen würde.

Nein, der Conte gab den Gong zurück. Jetzt, als langsam wieder zu sich kam, konnte Tony auch eine weitere Änderung an dem Mosaik bemerken. Die rote Linie, die der Conte gezogen hatte, schien sich wie geschmolzenes Emaille mit dem Untergrund fest verbunden zu haben. Ihre Endpunkte leuchteten mit goldenem Schimmer.

Diese ganze Aktion war augenscheinlich zur Zufriedenheit aller Beteiligten abgelaufen. Dorkas, der Conte und der Zwerg lachten entspannt und schüttelten sich gegenseitig die Hände. Dann schauten alle zur Galerie und winkten Tony Tanner zu. Der winkte zurück und lief tomatenrot an. Niemals hätte er ge-

dacht, dass die Männer tief unter ihm seine Anwesenheit bemerkt hatten!

Dann musste Tony allerdings grinsen. Der Zwerg verschwand und kam mit einem Klappstuhl und einem Tablett zurück. Auf den Klappstuhl setzte Dorkas schnaufend sein Hinterteil. Und auf dem Tablett erkannte Tony die Teekanne, die Dorkas schon in London wie ein Heiligtum behandelt und die er also auch mit nach Collesalvetti geschleppt hatte.

Was jetzt kam, war klar. Dorkas vertilgte einige Liter Tee. Es war ja so köstlich zu wissen, dass einige Dinge in dieser verrückten Welt immer noch galten.

Leise machte sich Tony auf den Weg in die Bibliothek.

Der wunderschöne Raum lag im rückwärtigen Teil des alten Hauptgebäudes. Man betrat ihn durch eine Doppeltür, ging einige Stufen herunter und befand sich mitten in der konzentrierten Stille, in dem Geruch von trockenem Papier, der dieser Bibliothek ihre Atmosphäre gab.

Der Raum war leer, bis auf eine seltsame Gestalt, die auf einem hohen Hocker vor einem Pult saß. Ein aufgeschlagenes Buch von der Größe eines Badelakens und der Dicke eines Autoreifens nahm die Aufmerksamkeit der Gestalt gefangen. Als Tony sich leise räusperte, schaute sie zur Seite und verzog das Gesicht zu einer hässlichen Grimasse. Sie legte den Federhalter, mit dem sie gerade Notizen auf ein Blatt gekritzelt hatte zur Seite und sagte:

»Wie schön, dass du mich besuchst. Tony. Du kommst spät. Ich hatte schon Angst, du hättest mich vergessen.«

Mit diesen Worten streckte sie ihre dürre Hand aus, legte sie auf Tonys Handfläche und hüpfte von dem Hocker.

Wenn Tony Tanner aufgefordert worden wäre, Deodato Friedemann Benevoglio zu beschreiben, hätte er Schwierigkeiten gehabt.

Benevoglio war nämlich, und das schien Tony ein unauflösbarer Widerspruch, der zugleich hässlichste und freundlichste

Mensch zu sein, dem Tony jemals begegnet war.

Ein großer Buckel machte Benevoglio nicht nur zum Krüppel. Als wollte sich die Boshaftigkeit des Schicksals damit nicht zufriedengeben, wuchs ihm sein Buckel wie die Schale einer Schildkröte aus dem Rücken, beschwerte Benevoglio mit seinem Gewicht und drückte ihn zu Boden, in eine Haltung beständiger Unterwürfigkeit unter diesen Fluch einer blinden Vorsehung.

Benevoglio hätte Tony vielleicht gerade bis zum Kinn gereicht, in der gebückten Haltung, zu der er stets gezwungen war, reichte der Bucklige ihm knapp bis zum Gürtel.

Immer etwas nach vorne gestreckt saß ein viel zu großer Kopf auf den Schultern. Weißhäutig und haarlos erinnerte dieser Kopf auch einen wohlmeinenden Betrachter an eine Kohlpflanze. Zwei abstehende Ohren, eine kleine Stupsnase, so klein, dass sie eigentlich nur aus den Nasenlöchern bestand, die wiederum riesig waren, und ein schmaler, sehr breiter Mund komplettierten das Bild einer ebenso schamlosen, wie hilflos lächerlichen Hässlichkeit.

Als Gegengewicht schauten dem Betrachter zwei große, glänzende Augen - auch sie viel zu groß für dieses Gesicht - von veilchenblauer Farbe entgegen. Diese Augen, aus denen eine sanfte Freundlichkeit sprach, mussten jeden Menschen für den kleinen Krüppel einnehmen.

Sie waren es auch, die am Anfang der Freundschaft zwischen Benevoglio und Tony Tanner standen. Als Tony nämlich die Bibliothek vor einigen Tagen betreten hatte, wusste er noch nicht, dass die scheußlich verzerrte Fratze, die ihm Benevoglio entgegenhielt, ein Lächeln sein sollte. Die Natur hatte Benevoglio, diesem freundlichen und sanften Menschen niemals erlaubt zu lächeln.

Dafür zeigte sich das Lächeln, dass der Mund nicht offenbaren konnte, in den Augen, und so hatte sich Tony Tanner vorgestellt und gefragt, ob es störe, wenn er sich einmal in der Bibliothek

umschaue.

Mit seiner hohen, kratzigen Stimme, in der Tonlage irgendwo zwischen Eunuche und Säufer eingestellt, hatte Benevoglio geantwortet, dass er sich freue, hier einmal einen Menschen zu sehen.

So waren sie ins Gespräch gekommen und schon nach wenigen Sätzen war beiden deutlich, sie sich getroffen hatten, um Freunde fürs Leben zu sein.

Deodato Friedemann Benevoglio war ein Findling, der bei einem Priester und dessen Haushälterin aufgewachsen war. Daher auch der erste Vorname Deodato - weil das winzige, verkrüppelte Wesen als *Gottesgeschenk* auf den Stufen des Pfarrhauses gelegen hatte und nur durch puren Zufall in der kalten Dezemberrnacht nicht erfroren war, bevor ihn die alte Haushälterin entdeckte. Friedemann, der zweite Vorname, spiegelte die Vorliebe des Priesters für die Musik Bachs und seiner Söhne wider. (Auch wenn er sie leider einer ketzerischen Abart des wahren Glaubens angehangen hatten.)

Benevoglio war als Familienname in das Taufbuch eingetragen worden, weil der Priester ahnte, welches goldene Herz in dem Krüppelchen schlug.

Seit Jahren lebte Benevoglio beim Conte und hatte nur eine Aufgabe. Er entschlüsselte und übersetzte ein alchemistisches Werk aus dem 15. Jahrhundert. Es war eben das gewaltige Buch, über dem ihn Tony gefunden hatte.

Die Arbeit war ebenso wichtig wie mühsam. Benevoglios Augen hatten eine besondere Eigenschaft, die ihn für diese Mühe wie geschaffen machte. Er konnte die winzigen Notizen erkennen, die zwischen den großen Buchstaben, teilweise von ihnen überdeckt, den eigentlichen Inhalt des Werkes ausmachten und den unwissenden Leser in die Irre leiten sollten.

»Ist das nicht ein wenig langweilig - Jahr um Jahr nur dieses Buch?«, hatte Tony bei ihrer ersten Begegnung gefragt.

Benevoglio schüttelte den ganzen Körper, als würde er sich ekeln, was bei ihm Kopfschütteln bedeuten sollte.

»Nein«, antwortete er. »Es ist eine große Aufgabe, die mich ehrt.«

Jetzt nahm Benevoglio Tonys Hand und zog ihn quer durch den Raum zu einem Hinterausgang.

»Ich möchte dir meinen Lieblingsplatz zeigen. Darf ich?«

Es war eine sonderbare Empfindung für Tony, diese kleine knochige Hand in der seinen zu spüren. Die Selbstverständlichkeit, mit der Benevoglio ihn führte hatte etwas von einem aufgeregten Kind.

Sie kamen zu einer Pforte, hinter der eine Treppe steil nach oben führte. Die Stufen waren ungewöhnlich hoch. Tony bemerkte sofort, wie schwer es Benevoglio fiel, die Treppe hochzusteigen. Es erfüllte ihn mit Rührung zu erkennen, dass dem anderen diese Anstrengung wert war, um ihm, Tony Tanner, seinen Lieblingsplatz zu zeigen.

Ohne weitere Umstände nahm Tony den zarten Körper des Buckligen in die Arme und trug ihn nach oben wie ein Kind.

Aus dem düsteren Treppenhaus trat Tony in das Sonnenlicht und setzte Benevoglio vorsichtig ab.

»Ist es nicht wunderschön?«, flüsterte Benevoglio.

Die Anbauten begrenzten hier auf beiden Seiten ein kleines Rasenstück. Gegenüber dem Hauptgebäude schloss eine Gruppe dunkler Nadelhölzer den Platz ab.

»Der Conte lässt die Wiese hier immer besonders kurz schneiden, damit ich darüber laufen kann«, erklärte Benevoglio. Gemeinsam mit Tony setzte er sich auf die Türschwelle und hielt den blassen Kopf in die Sonne.

»Weißt du. Wenn ich über die anderen Wiesen gehe, wo das Gras höher ist, dann komme ich leicht ins Stolpern. Und wenn ich erst einmal gefallen bin, dann kann ich mich alleine nicht mehr aufrichten, weil mich mein kleiner Begleiter mit seinem ge-

samten Gewicht zu Boden drückt.«

Das war typisch Benevoglio. Tony musste lächeln, ebenso wie er über Dorkas und seine Teekanne gelächelt hatte. Selbst seiner eigenen Verkrüppelung trat Benevoglio mit dem munteren Wohlwollen entgegen, mit der er die Welt betrachtete, und nannte seinen Riesenbuckel einen *kleinen Begleiter*.

»Was hältst du von Fußball?«, fragte Benevoglio untervermittelt, nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten.

»Tolles Spiel, aber bitte ohne mich.«

»Du hast als Junge nicht Fußball gespielt, Tony?«

»Ich habe es gehasst. Immer wenn in der Schule die Mannschaften gebildet wurden, musste ich eine Mannschaft erwählen - und was glaubst du, wie die mich angeblickt haben, die zum Schluss noch immer übrig waren?

»Ich habe mir immer gewünscht, einmal Fußball zu spielen. Einmal übers Feld zu laufen, richtig laut zu schreien, von einem Kameraden den Ball zugespielt zu bekommen und dann ... Anlauf, ein Bombenschuss, der Torwart dreht sich um den Pfosten, aber der Ball ist schon im Tor.«

»Du konntest nie Fußball spielen, ja?«

»Ich habe es einmal versucht und bin dabei ständig auf das Gesicht gefallen. Mal abgesehen davon, dass mich die anderen Kinder sowieso nie hätten mitspielen lassen.«

»Das muss hart gewesen sein.«

»Nicht so schlimm, Tony. Ich durfte wenigstens zuschauen. Aber trotzdem ... ich stelle mir den Himmel immer als einen Ort vor, an dem ich bei einem richtigen Fußballmatch mitspielen kann.«

Die Stunden vergingen, ohne dass Tony es merkte. Sie unterhielten sich, lachten - bei Benevoglio bedeutete ein schnarchendes Geräusch, dass er lachte - und merkten nur an den länger werdenden Schatten, dass der Tag sich langsam den Abend zuneigte.

»Ich muss noch ein wenig fleißig sein«, sagte Benevoglio

schließlich. »Aber morgen kommst du etwas früher, ja?«

Tony versprach es. Er half Benevoglio die Treppe herunter und setzte ihn in der Bibliothek auf den Hocker.

»Das Mädchen ist hübsch«, sagte Benevoglio plötzlich zum Abschied. Tony stutzte und verstand erst nicht, dass Benevoglio von Lucille Chaudieu redete.

»Ich habe sie einige Male gesehen, als sie über das Gelände wanderte«, erklärte Benevoglio entschuldigend. Dann richtete er seine großen Augen auf Tony.

»Sie hat großen Kummer.«

»Kann sein«, antwortete Tony mit verkniffenem Mund. »Aber sie redet nicht mit mir.«

»Dann rede Du mit ihr. Hilf ihr. Wenn sie diesen Kummer nicht aus ihrem Herzen lässt, dann wird sie daran zugrunde gehen. Sie stößt dich zurück, weil sie auf dich wartet. Hilf ihr, auch wenn es dir schwerfällt. Außerdem haben wir dann eine Sache, über die wir uns morgen das Maul zerreißen können.«

Benevoglio strahlte Tony mit seinen großen blauen Augen an, verzog das Gesicht zu einer Fratze und stieß schnarchende Geräusche aus. Dann griff er zu seinem Federhalter.

Nach dem langen Gespräch mit Benevoglio blieb Tony Tanner noch viel Zeit bis zum Abendessen - der Gelegenheit für das inzwischen schon *traditionelle* Treffen mit dem Conte.

Zum ersten Mal seit seiner Ankunft überkam ihn so etwas wie Überdross, eine leichte Unzufriedenheit mit allem, was er tun oder auch lassen konnte.

So spazierte er über das Gelände, stellte sich die Frage, ob er heimlich hoffte, Lucille Chaudieu zu sehen und stiefelte, nachdem er sich die Frage ganz ehrlich mit Ja beantwortet hatte, in beträchtlich gesteigertem Missmut zum Hauptgebäude zurück.

Woher kam diese Übellaunigkeit? Tony wusste es selbst nicht und vielleicht lag gerade in dieser eigenen Unsicherheit der Grund seiner getrübtten Stimmung. Eigentlich war doch alles

perfekt. Er konnte hier so lange schlafen, wie er wollte, bekam die köstlichsten Speisen, brauchte keinen Finger zu rühren - und war unzufrieden. *Wahrscheinlich gehen mir die abendlichen Ansprachen des Conte auf den Geist, dachte Tony Tanner. Oder vielleicht ist es das Gefühl, dass ich nichts tun kann. Jedenfalls nicht wirklich. Dieser Conte knetet einen weich wie Wachs, man hat immer das Gefühl, man zeltet am Fuße eines Staudamms, der im nächsten Moment brechen kann, aber keiner fängt an, seine Sachen zu packen und abzubauen.*

Tony Tanner lehnte sich auf die Balustrade, die die Terrasse vor dem Eingang des Palastes begrenzte. Unter ihm zog sich die zweiflügelige Treppe in weiten Bögen zur Rasenfläche hinunter.

Ein weißer Kiesweg verband den Treppenaufgang mit dem weiter hinten gelegenen Wäldchen, durch das sie bei ihrer Ankunft gekommen waren. Wahrscheinlich waren bei der Gestaltung der Anlage Prinzipien zur Anwendung gekommen, die Tony nicht kannte. Irgendetwas wie das chinesische Feng-Shui vielleicht. Jedenfalls gab es für die scheinbar willkürlichen Krümmungen und Biegungen dieses Weges keinerlei praktische Gründe. Und nicht einmal die Ästhetik konnte dafür herhalten, denn zumindest in Tonys Augen sahen die Schlangenwindungen des Weges schlichtweg bescheuert aus.

Als er darüber nachdachte, fielen Tony wieder die verschlungenen Linien ein, die auf dem Bodenmosaik im zentralen Saal des Palastes zu finden waren. Es war unwahrscheinlich, dass diese Ähnlichkeit nur auf Zufall beruhte.

Wenn das aber so war, dann hatten auch die einzelnen Felsen ihre Bedeutung, die aus der Rasenfläche ragten. Manche waren von Blumen oder Büschen umgeben, zwei erinnerten an einen japanischen Zen-Garten, denn ein unregelmäßiger Streifen von Kieseln oder kleinen Steinen fasste sie ein.

Ja, das war der Grund, warum sich Tonys Laune an diesem Nachmittag auf Kiesgrubenniveau bewegte. Jetzt wurde es ihm

endlich klar. Es war dieser peinigende Widerspruch zwischen einem äußeren, ganz offensichtlichen Luxus und einer gespannten, geradezu kampfbereiten Erwartung. Als würde während eines Mozartkonzertes eine Kriegserklärung verlesen.

Tony war derart in seine Betrachtungen versunken, dass er die leisen Schritte nicht hörte, die sich vom Hause her näherten. Darum zuckte er zusammen, als sich der Conte di Saloviva unvermittelt neben ihn auf die Balustrade lehnte.

Er hatte das zeremonielle Gewand abgelegt, das er bei seiner Arbeit mit Dorkas getragen hatte. Jetzt war er in einen leichten hellblauen Seidenanzug gekleidet, trug dazu ein blau-weiß gestreiftes Hemd, aus dessen offenem Kragen ein Seidentuch in dunklem Rot schimmerte.

Unwillkürlich war Tony beeindruckt. Dieser Mann hatte mehr Stil im kleinen Finger als sich Tony Tanner im Laufe seiner ganzen Lebens erarbeitet hatte. Und dieses wahrscheinlich darum, weil er sich niemals wirklich um die passende Farbzusammenstellung gekümmert hatte. Er trug, was er trug und es war gut, weil es sich entschieden hatte, es zu tragen.

Im nächsten Moment spürte Tony seinen Unmut erneut aufsteigen. Der Conte war genauso wie seine Behausung - glänzende Fassade, aber was dahinter vorging, blieb nebulös.

Die Hände des Conte lagen bewegungslos auf dem hellen Stein des Geländers. Es waren schöne Hände, lang und schmal, so wie man sich die Hände eines Arztes vorstellt. Dabei waren sie weiß und sehr gepflegt, als wären sie niemals in der Situation, einen Gegenstand ergreifen zu müssen. Alte Hände, dachte Tony Tanner, Gesichter kann man liften, aber Hände zeigen das wahre Alter.

Bisher war ihm das hohe Alter seines Gastgebers nicht zu Bewusstsein gekommen. Zu energisch und zu kraftvoll wirkte der Conte, wenn er mit federnden Schritten durch den Palast ging oder wenn er eine seiner abendlichen Reden hielt und dabei die

se schönen Hände zu Werkzeugen seiner ausdrucksvollen Gestik machte.

»Jedes Mal, wenn ich hier stehe«, sagte der Conte plötzlich mit seiner beherrschten, freundlichen Stimme, »fühle ich mich an meine erste Seereise erinnert. Es war die Jungfernfahrt der *Rex*. Sie lief von Genua aus. Ich war noch ein kleiner Junge in kurzen Hosen und ich hatte mich durch die Leute gedrängt, bis ich einen Platz genau in der Mitte des Hecks hatte, genau über dem Ruder und den Schrauben. Ich kann mich noch genau an meine Empfindungen erinnern. Ich war erstaunt, dass die Pier wirklich langsam zurückblieb. Dass die vielen Leute, die hinter dem Schiff herwinkten, langsam kleiner wurden. Bisher hatte ich das nicht für möglich gehalten. Es war nur eine Theorie. Jetzt war ich zuerst verblüfft und dann geriet ich in Panik. Ich erkannte plötzlich, wie viele Dinge auf dieser Welt möglich sind, von denen man bisher zwar wusste, die aber völlig nebelhaft scheinen. Ich weiß, dass ich mich an die Reling klammerte, als könnte ich in eine Tiefe stürzen. Und es war ja wirklich so. Plötzlich, während die Menschen kleiner und kleiner wurden und ihre Gesichter nur noch winzige Farbflächen waren, wurde mir bewusst, dass es den Abschied gibt. Die Trennung. Das Altwerden und danach das Sterben. So stand ich da und hinter mir, dahin wo der Bug des Schiffes in die Fahrtrichtung zeigte, da lag ein gigantisches Meer. Tage um Tage nur Wasser, ein abgrundtiefes Meer voller Schrecken.«

Der Conte verstummte und schaute bewegungslos zum Waldrand hinüber.

Tony räusperte sich.

»Das klingt nicht danach, als wären Sie ein begeisterter Reisender geworden.«

»Oh doch, ich bin es. Ich verlor meine Angst noch, bevor Genua außer Sicht kam. Später bin ich viel gereist. Meistens mit dem Zug, sehr oft mit dem Schiff. Nur das Flugzeug verabscheute ich. Es ist vulgär. Vor allem kann man damit nicht reisen, man

kann sich damit nur transportieren lassen.«

»Nun«, antwortete Tony Tanner, »für meine Wenigkeit war das Reisen mit dem Flugzeug immer sehr aufregend. Man sitzt zehn Stunden in einem zu engen Sessel und ist in einem anderen Erdteil. Es ist immer ein Schock. Aber so ein Schock passt in unsere Zeit.«

Der Conte nickte zustimmend.

»Ja, das klingt einleuchtend. Trotzdem - selbst ich, der ich immer in langsamen Zügen unterwegs war, fragte mich eines Tages, woher meine Begeisterung für das Reisen kam. Diese Sucht nach dem Eisenbahnbillet. Ich fragte mich, ob ich eigentlich von einem Ort fortreise oder ob ich zu einem Ort hinreise. Ob ich auf der Flucht bin oder ob ich auf der Jagd bin. Eine schwierige Frage.«

»Das Schöne am Reisen ist vielleicht, dass man sich unterwegs genau diese Fragen nicht stellen muss«, schlug Tony vor. Ihm war das Gespräch plötzlich ausgesprochen unangenehm.

Der Conte nahm die Hände von der Balustrade und wandte sich zum Gehen.

»Jetzt sind Sie nicht auf der Reise, Signore Tanner«, sagte er knapp, »Jetzt sind Sie hier an diesem Ort. Werden Sie sich also über diese Frage klar.«

»Conte, gestatten Sie ... die Fraternidad, Sie sprachen von der Fraternidad. Warum ist das ein spanischer Begriff, die Fraternidad le los padres blancos?«

»Es ist ein alter Begriff, Signore Tanner. Ich habe ihn nicht geprägt. Er ehrt San Diego, also Sankt Jakob, und es heißt, er stamme von ihm. Er sei das Ziel aller Pilgerfahrten - aber es meint wohl eine innere Heimat. Er ist Ziel und Hoffnung, und er ist Suche und Abbitte. Die Spanier haben diese Ziele auf ihren Fahnen gehabt, auch wenn wir heute mehr von ihrer Goldgier und ihrem Morden wissen.«

Mit einem verbindlichen Kopfnicken und einem Winken verabschiedete sich der Conte und schritt langsam auf die Säulen

des Eingangsbereiches zu. Seine freundliche Geste stand im seltsamen Gegensatz zu dem bestimmten, fast befehlsmäßigen Ton seiner Aufforderung. Erneut war dieser Widerspruch greifbar. Eine Klistierspritze auf einem Damastkissen präsentiert.

Tony biss sich auf die Lippen, während er dem Conte nachschaute. Sein Gastgeber zog jetzt das linke Bein etwas nach, als hätte er sich verletzt und drückte zudem den linken Arm in einer unnatürlichen, gezwungenen Haltung an den Rumpf. Von der übersprudelnden Energie des Conte war nichts zu merken.

Heute ist der Tag der großen Pädagogik, grummelte Tony Tanner, als auch wieder auf den Palast zuschritt.

Zuerst sagt mir Benevoglio, was ich mit Mademoiselle Chau-dieu zu tun habe und dann bekomme ich die ultimative Aufforderung zum In-mich-gehen. Ihr könnt mich alle mal.

Am liebsten hätte Tony die Koffer gepackt und wäre abgezogen. Spätestens an diesem Punkt wurde ihm klar, dass Collesalvetti leider kein Luxushotel war, sondern ein Luxusgefängnis ... ein Gefängnis allerdings, bei dem er selbst für die Gitterstäbe sorgte.

Zu seinem eigenen Erstaunen schaffte es Tony, schneller als erwartet für die große abendliche Runde präpariert zu sein, und so saß er als erster und einziger Gast an dem Tisch auf der Terrasse.

Die hereinbrechende Nacht saugte die Farbe aus dem letzten Licht der Dämmerung. Ein schimmerndes Grau erfüllte den Garten - ein Grau, das alle jene Farben zu enthalten schien, die es nun schützend umhüllte. Von Ferne erklang der klagende Schrei der Pfauen. Ein Rosenstrauch hielt seine gelben Blüten noch einmal wie zur Demonstration gegen die verschlingende Dämmerung, gab dann auf und überließ sich der Umarmung des Grau, das nun immer stumpfer wurde und sich in die Nacht davonschlich. Der Duft der Rosen wehte heran, zögernd wie ein scheues Tier.

Wunderprachtvoll, dachte Tony Tanner. *Das ist jetzt wie ein Fleischwolf für die Seele.*

Aller Sarkasmus nutzte nichts, der Zauber dieser Stunde überwand jeden Widerstand und erfüllte Tony mit einer sprachlosen Sehnsucht. Er ertappte sich, wie er sein bisheriges Leben Revue passieren ließ. Die Gesichter seiner Eltern zogen an ihm vorbei, seine Schulkameraden, Kollegen, Menschen, die ihm begegnet waren. Francine stand vor seinem inneren Auge und wurde von Stalka ersetzt, der Pillbury, Doc Grants, Gainsworthy weichen musste. Ja, auch Lucille Chaudieu drängte sich in die Reihe ... und wurde sofort energisch des Feldes verwiesen.

Leise Schritte ließen Tony aufhorchen. Aus seinen Gedanken konnte er Lucille vertreiben, wenn es ihm auch eine gewisse Anstrengung abverlangte.

Aus Collesalvetti konnte er sie nicht verscheuchen. Und so kam sie mit ihren leisen Katzenschritten auf die Terrasse und Tony spürte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte. Der Duft ihres Parfüms berührte ihn, bevor sie bei ihm war.

Sie tippte ihm zur Begrüßung leicht auf die Schulter, murmelte einen Gruß und umrundete den Tisch. Das Licht flammte auf, einer der Bediensteten hatte es von innen angeschaltet.

Während Lucille den Tisch umrundete und sich, mit dem Rücken an eine Säule gelehnt auf die Balustrade setzte, hatte Tony Tanner Gelegenheit, die notwendigen Fragen zu stellen: Hatte dieses Antippen seiner Schulter irgendeine Bedeutung, hätte sie es auch bei Dorkas oder Steele so gemacht, musste sie auf dieser Seite um den Tisch gehen oder hätte sie auch die andere Seite wählen können, was ist mit meinem Blutdruck, bin ich jetzt schon total vergockelt?

Lucille Chaudieu bediente einmal mehr 99,99 Prozent aller ausgesprochenen oder verschwiegenen oder nur gegen Gebühr beim Psychiater geäußerten Männerträume. Wie üblich deutete ihre Kleidung alles an und verriet nichts - die Hohe Schule fran-

zösischer diplomatischer Tücke interpretiert mit Stoff, Nadel und Faden. Oder etwas klarer ausgedrückt: Lucille trug eine lange helle Hose, die ihre Hüften eng umschloss und sich dann blütenförmig erweiterte, hochhackige offene Schuhe und eine knappe, aber hochgeschlossene, kurzärmelige Seidenbluse.

Sie saß da, die Arme um die Knie geschlungen, als wäre ihr kalt, wie ein Mädchen, das *große Dame* spielen will. Sie wirkte sie zugleich hilflos, unnahbar und zerbrechlich. Und unbeschreiblich begehrenswert. Eine exotische Blume, die am rauen Klima der Fremde leidet. Aber eine giftige Blume, vergewisserte sich Tony nach einer Weile.

Lucille ignorierte ihn. Sie kapselte sich in ihr Schweigen wie eine Perle in ihre Muschelschale. Tony wurde langsam unruhig und wünschte sich, die Dame wäre nicht aufgetaucht. Tatsächlich war es ja nicht so, dass sie ihn lediglich ignorierte. Ignorieren bedeutet *übersehen* oder *missachten* und hat etwas Passives. Aber das, was Lucille in diesem Moment tat, erschien Tony Tanner als eine äußerst aktive Betätigung. In jeder Sekunde schob sie seine Anwesenheit förmlich von sich, wehrte ihn ab, drängte ihn weiter und weiter von sich.

Tony blies die Backen auf. In seinem Hirn schien sich gerade eine Küchenmaschine auf höchster Drehzahl zu betätigen. Irgendetwas musste er jetzt zu ihr sagen. Das war er sich schuldig. Notprogramm zum Erhalt eines Mindestmaßes an Selbstachtung sozusagen. Wenn sie ihn geohrfeigt hätte, wäre das weniger verletzend gewesen. Aber jetzt bedeutete ihr Verhalten: Ich gebe dir keine Mauschelle, weil ich beschlossen habe, dass es dich gar nicht mehr gibt. *So nicht, Mademoiselle*, sagte sich Tony Tanner wütend.

Allerdings war die Ausführung seines Vorsatzes weniger einfach als der Entschluss dazu.

Jedes Mal, wenn Tony nahe daran war, den Mund zu öffnen, klebte seine Zunge wie ein feuchtes Papiertaschentuch an seinem

Gaumen. Und der Satz, den er sich gerade zurechtgelegt hatte, kam ihm erschreckend banal vor. Also brach er den Versuch ab und ärgerte sich und wurde dadurch nur noch verwirrter. Tony war sicher, dass um Lucilles Lippen ein Lächeln spielte. Derartige Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes wissen nur zu gut, wann sich ein Kerl zum Idioten macht.

Tony Tanner war gewiss kein Aufreißer. Er selbst hielt sich eher für schüchtern. Aber er besaß einen ausreichenden Fundus an Erfahrung, um mit dieser Situation fertig zu werden. Zumindest war er bis vor einigen Minuten noch dieser Überzeugung gewesen.

Aber in diesem Leben gab es nichts, was nicht manchmal einer Revision unterzogen werden muss.

Tony räusperte sich.

»Verzeihung, Gnädigste, können Sie mir sagen, wann die nächste U-Bahn geht?«

Lucille Chaudieu drehte den Kopf und schaute Tony völlig verdattert an. Der hatte das frechste Grinsen im Gesicht, das er sich als Gentleman gerade noch erlauben konnte.

»Ein blöderer Spruch konnte dir nicht einfallen?«, fauchte Lucille.

»Na ja«, gab sich Tony einsichtig. »Ich hatte einen Moment überlegt, ob ich die Masche mit dem Parfüm abziehen sollte. Verzeihung, ich möchte nicht aufdringlich sein, aber Ihr Parfüm, damit ich es für meine Frau und so weiter - man kennt das ja.«

»Ja, man kennt das. Danke, dass Du mir wenigstens das erspart hast!«

»Kein Problem. Ich hätte ja auch gerne angerufen, aber ich war mir nicht sicher, ob Du dein Telefon dabei hast. Ich meine, telefonisch klappt unsere Kommunikation ja eigentlich ganz gut.«

Lucille drehte sich zu ihm um und ließ die Beine von der Balustrade baumeln. Er versuchte, ein Lächeln in ihrem Gesicht zu finden, irgendein bescheidenes Anzeichen dafür, dass zwischen ihnen beiden noch etwas mehr existierte als zwischen zufällig

zusammentreffenden Gästen eines Hotels. Vergeblich - Lucille Chaudieu versteckte sich hinter ihrer Schönheit. Ihr Gesicht war perfekt geschminkt, zeigte eine klassische, vielleicht etwas theatralisch gekünstelte Makellosigkeit. Hinter dieser Maske der Vollkommenheit war nichts, an das Tony herankommen konnte - kein Lächeln, keine Emotion.

»Tut mir leid«, sagte Lucille. »Ich bin heute wohl nicht in Stimmung für Konversation. Lassen wir es also besser.«

»Brauchst du etwas zum Lachen? Ich habe ein Bild von mir in Badehose dabei - damit kann ich Depressive zum Grölen bringen.«

Keine Reaktion. Die schöne Maske ließ ihre dunklen Augen für einen Moment auf Tony ruhen, dann wanderte der Blick weiter.

»Scheint am Wetter zu liegen«, redete Tony eifrig weiter und fragte sich im selben Augenblick, warum er jetzt nicht das Maul halten konnte. »Ich bin heute auch nicht in Hochform. Irgendwas geht mir auf die Nerven und ich weiß selbst nicht, was es ist.«

Sie stieß sich von der Balustrade ab, drehte ihm den Rücken zu und dann, als Tony schon glaubte, das *Gespräch* wäre nun endgültig erstickt, wandte sie sich zu ihm um.

Jetzt kommt so was wie: Schau doch einfach mal in den Spiegel, dann kennst du den Grund, fuhr es Tony durch den Kopf.

»Vielleicht ist diese Gesellschaft doch etwas zu einseitig«, sagte Lucille.

»Gesellschaft ist gut gesagt. Im Grunde sind wir doch nichts als eine ziemlich heruntergekommene Therapiegruppe.«

»Ach.« Jetzt kam zum ersten Mal so etwas wie eine Reaktion in Lucille Züge. »Das ist ein wenig übertrieben, oder?«

»Eigentlich nicht«, sagte Tony. Er sprach mit einer Überzeugung, die ihn selbst überraschte und merkte, dass ihn das Thema weiterschob, als hätte irgendwo eine Raketenstufe gezündet.

»Man soll sich ja nicht zuerst nennen, aber wenn ich mich anschau - im Privatleben gescheitert, beruflich auf dem Abstellgleis, inzwischen von der Angst vor dem ersten grauen Haaren

gepiesackt - meine Güte noch mal, ich könnte doch tatsächlich in der Fußgängerzone den Hut hinhalten und würde reich werden, so ein Mitleid müssten die Leute mit mir haben.«

»Dein Freund Dorkas scheint weniger mitleiderregend.«

»Dorkas? Eine arme Socke, wenn du mich fragst. Als Wissenschaftler hat er den Anschluss verloren, sein Geschäft ist eine Geldvernichtungsmaschine und im Grunde hasst er die Geschäftstätigkeit, er hat seine Zeit verplempert, um Fragen zu beantworten, die niemand gestellt hat und die er sich selbst immer noch nicht beantworten kann. Vielleicht hätte er vor Jahren die Chance gehabt, in irgendeinem Institut ein trockenes Plätzchen zu ergattern, um von dort alle drei Jahre eine Untersuchung und ein paar Artikel abzulassen, aber auch diese Chance ist dahin. Dorkas ist ebenso am Ende wie ich.«

Mit vor den Mund gelegtem Zeigefinger ging Lucille ein Stück an der Balustrade entlang, wendete dann am nächsten Pfeiler als wäre das ein geheimer Grenzstein und ging wieder zurück. Tony fiel auf, wie hölzern sie sich bewegte, so als würde unsichtbare Marionettenfäden ihre Bewegungen bestimmen. Ihm war plötzlich unwohl bei der ganzen Angelegenheit, er wünschte sich, dass endlich einer der anderen auftauchen würde, trotzdem hätte er um nichts in der Welt das Gespräch mit Lucille beendet.

Sie schaute auf irgendeinen Punkt an der Wand, als sie nun zögernd - oder lauernd - zu einer Antwort ansetzte.

»Bleiben Little und Steele als Kandidaten für psychische Gesundheit.«

»Little ist ein seelisches Wrack. Seine Forscherkarriere ist im Eimer, er ist ein Nervenbündel und könnte mit seinen Neurosen die gesamte US-Psychiatererschaft über Jahre in Lohn und Brot halten. Nein, ich fürchte auch Little kann nicht als Gegenbeweis dienen. Und Steele? Ich weiß, dass der Name nun kommen muss. Steele hat sein Leben hinter sich. Alles was er tut, ist nur noch Nachspiel. Er ist in der Verlängerung, nachdem das Spiel

schon verloren ist. Wenn er niemanden hätte, den er verprügeln kann, würde er sich nach ein paar Tagen selbst auffressen vor unterdrückter Aggression.«

Nachdem Tony seinen Satz beendet hatte, wurde ihm bewusst, dass nur noch ein Name ungenannt geblieben war. Derjenige von Lucille Chaudieu. Und obwohl sie sich unbeteiligt gab, spürte er, dass auch Lucille selbst sich dessen vollkommen klar war. Sie schaute Tony nicht an, sie schwieg. Das Ungesagte war zwischen ihnen wie ein schwarzes Loch, eine tückische Falle oder vielleicht auch der Eingang eines Versteckes, in dem sich Ungeheuer verbargen.

Erleichtert vernahm Tony das unverwechselbare Heranwatscheln von Dorkas. Der Wissenschaftler grüßte kurz angebunden und begab sich zu seinem Platz. Offenbar war er in Gedanken versunken und hatte seine übliche Gesprächsfreude irgendwo unterwegs abgelegt. Aber immerhin, er war da, schnaufte vor sich hin und betrachtete seine Wurstfinger, die er zeitweise knetete, und schon alleine dafür hätte Tony ihn küssen mögen.

Schließlich trudelte auch Little ein und zuletzt erschien Steele, unhörbar und plötzlich auftauchend wie aus dem Nichts.

Jeder nahm seinen Platz ein, aber es wollte sich kein Gespräch entwickeln und schließlich wirkte die Stimmung so, als säßen sie im Wartezimmer eines Zahnarztes.

Einer der Mitarbeiter des Conte di Saloviva erschien und meldete, dass sich der Conte verspäten würde. Er bitte aber seine Gäste, schon mit dem abendlichen Mahl zu beginnen.

Es entstand eine kleine Unruhe, man schabte mit den Füßen, wechselte fragende Blicke. Schließlich deutete Tony Tanner auf Lucille.

»Die Dame entscheidet.«

Zustimmendes Murmeln seitens der anderen und Lucille entschied, dass sie auf den Conte warten wollten.

Der Bedienstete verschwand mit einem Kopfnicken.

Und wieder fiel Schweigen auf die Gesellschaft.

Endlich raffte sich Tony auf.

»Hat der Conte ein gesundheitliches Problem? Ich hatte heute Nachmittag den Eindruck, als würde er ein Bein nachziehen und er drückte auch einen Arm an die Seite«, wandte er sich Dorkas.

Dorkas knetete seine Finger und betrachtete dabei mit gefurchter Stirn das makellose Damasttisch Tuch.

»Ich hatte auch den Eindruck, als würde es ihm nicht besonders gut gehen. Seine übliche Energie schien heute wie verpufft. Aber er redet natürlich nicht darüber. Und ich habe verständlicherweise auch nicht nachgefragt.«

Damit war wieder eine Pause, ein Abwarten eingeläutet.

Jetzt erklang Lucilles Stimme. Etwas in ihrem Klang ließ Tony Tanner zusammenzucken, noch bevor er die Worte verstand.

»Falls unser Gastgeber Gesundheitsprobleme haben sollte, hat er sich nur an seine Gäste angepasst. Zumindest wenn man die Beurteilung von Herrn Tanner zugrunde legt ...

Tony zog den Kopf ein. Am liebsten wäre er im Boden versunken. Nicht nur, dass sie ihn genüsslich vorführen wollte - nein, sie nutzte dazu die Worte, die er nur ihr, ganz persönlich und im Vertrauen, gesagt hatte.

Tony hatte die heimliche Hoffnung, dass Lucilles Satz im trüben Schlamm der gedämpften Stimmung spurlos versinken würde. Eine vergebliche Hoffnung. Drei Köpfe ruckten hoch, einer sank ganz tief zwischen die hochgezogenen Schultern und Lucille blitzte triumphierend in die Runde.

Ihr rotlackierter Fingernagel deutete auf Dorkas wie der Zeigestock einer übel gelaunten Erdkundelehrerin.

»Er hält Sie für einen gescheiterten Wissenschaftler, der ohne jede Karrieremöglichkeit den Anschluss verpasst hat ...«

Ihre Stimme, fast schon schrill, verklang. Die Peinlichkeit der Situation war spürbar wie Dampfschwaden in einer Sauna. Über Tonys Nase rann ein Schweißtropfen und blieb an der Spitze hängen. Er wagte nicht, ihn wegzuwischen, er wagte nicht mehr,

sich zu bewegen. Im Grunde wagte er nicht einmal mehr, überhaupt auf der Welt zu sein.

Dorkas verknötete weiterhin kunstvoll seine Finger. Dann räusperte er sich.

»Gescheiterter Wissenschaftler, ja?«

Sein Kopf ruckte hoch. Starr fixierte er Tony Tanner. Und Tony bemerkte, zu überrascht, um Erleichterung zu verspüren, ein schelmisches Glitzern in den Augen hinter den dicken Brillengläsern.

»Die Analyse ist korrekt, ich kann mich ihr anschließen ... allerdings ... ich selbst hätte es nicht so nett gesagt!«

Die Verblüffung auf Lucilles Gesicht hielt sich keine Sekunde. Dann funkelten ihre Augen wieder vor kaum unterdrückter Wut und ihr Fingernagel deutete, knallrot und deutlich vor Wut zitternd, auf Little.

»Das ist der Mann, der laut Meinung des Herrn Tanner, alle US-Psychiater über Jahre mit seinen Neurosen beschäftigt hätte.«

Little zuckte zusammen, blickte Hilfe suchend zur Decke und flüsterte dann mehr, als er sprach. »Ich bin dankbar, dass endlich jemand den Mut hatte, diese Tatsache auszusprechen. Das macht mich sehr glücklich. Ich selbst hatte nie den Mut dazu. Und ich hätte es auch selbst nicht so freundlich ausgedrückt!«

Lucille achtete gar nicht mehr weiter auf Little. Sie wandte sich an Steele. Obwohl ihr Gesicht ruhig schien und nur die großen, wunderschönen Augen funkelten wie Ofentüren, die den Blick auf ein Höllenfeuer treffen lassen, wirkte sie wie eine Rasende.

»Und hier ist der Mann, der sich laut Tony Tanner selbst aufessen würde, wenn er nicht die Gelegenheit hätte, auf anderen herumzuprügeln.« Lucilles Stimme überschlug sich, zischte vor unterdrücktem Hass. Der Klang verfiel wie eine Schwefelwolke in dem Deckengewölbe.

»Ich habe lange gebraucht, bis ich selbst diese Erkenntnis über mich gewonnen hatte«, antwortete Steele völlig gelassen. »Und

glauben Sie mir, ich habe mir diese Wahrheit bereits eingestanden, allerdings etwas weniger liebevoll formuliert!«

Verblüfft starrte Lucille von einem zum anderen. Sie wirkte fast mitleiderregend in ihrer völligen Hilflosigkeit. In ihrer Verwirrung schaute sie auch auf Tony, dessen Blick sie bisher wohlweislich vermieden hatte. Sie erschrak, als hätte sie ihn nicht an diesem Platz vermutet. Sie zögerte kurz, spritzte dann in die Höhe. Ihr Stuhl polterte zu Boden. Der Lärm bildete einen seltsamen Gegensatz zu der Erstarrung, die alle, außer Lucille, befehlen hatte.

Lucille Chaudieu hatte nur noch einen Gedanken: Fort von hier, fort aus diesem Haus. Allein das Wort *Flucht* schimmerte aus dem trüben Wirbel heraus, der in ihrem Kopf jede Klarheit, jede Gewissheit mit sich riss wie eine Schlammlawine.

Ihr Fluchtversuch scheiterte. In diesem Augenblick erschien der Conte di Saloviva.

Er bot das Bild eines bejammernswerten, hinfälligen Greises, der von zwei Bedienten gestützt werden musste und sich nur mit kleinen schlurfenden Schritten vorwärts bewegte.

An seiner Rechten stützte ihn ein kräftiger Diener, der offenbar seinen linken Arm um den Conte geschlungen hatte und ihn eher zu tragen als nur zu stützen schien.

An seine Linke schmiegte sich ein junges Mädchen, dessen dunkles, glattes Haar im letzten Tageslicht glänzte, und dessen ebenmäßiges Gesichtchen mit großen Augen liebevoll zum Conte aufschaute. Der Conte hatte seinen Arm über ihre Schulter gelegt, und sie stützte ihn nach Kräften, wenn ein Schritt ihn schwanken ließ und sie sich mit ihrem ganzen schlanken Leib gegen ihn bäumte. Das musste Maddalena sein, das Mädchen, das der Conte liebte wie sein eigenes Enkelkind. Maddalena, deren fast überirdische Schönheit Tony Tanner bereits auf einigen Gemälden im Palast gesehen hatte. Jetzt, wo er sah, wie sie sich bewegte, wo er ihren weichen Körper unter dem wehenden

Kleid ahnte, wo er glaubte, dass ein Blitz aus ihren großen schwarzen Augen auch auf ihn gefallen sein musste, wurde er von einer unbestimmten Sehnsucht erfasst. Eine heiße Welle strömte durch seinen Körper, die ihn unmerklich straffte und jünger erscheinen ließ, seine Gesichtszüge vermännlichte und seinen Teint dunkler färbte. Tony Tanner wusste, dass die kalte Dusche gegen dieses aufströmende Gefühl keinesfalls den Namen Lucilles tragen würde.

Tony Tanner bemerkte nicht, dass auch die anderen Tischgenossen in den Zauber der perfekten Schönheit Maddalenas gezogen wurden. Er glaubte in diesem Moment fest daran, dass er nach einem einzigen Blick, den er noch zu erhaschen hoffte, ruhig sterben könnte. Listenreicher Conte!, ging es ihm durch den Sinn. Allein für Maddalenas Nähe wäre er ihm ab sofort überallhin gefolgt. Tony Tanner war beseelt wie nach einem Blick ins Paradies des Alten vom Berge.

Schwer atmend löste sich der Conte von seinen Begleitern, stemmte die Arme auf die Stuhllehne und sammelte sich mit hängendem Kopf. Seine Umwelt schien er nicht wahrzunehmen. Seine mühsam röchelnden Atemzüge, der Schmerz, der manchmal seine Schultern schüttelte, vermittelten den Eindruck eines schwer kranken, ja eines dem Tode nahen Mannes. Er winkte Maddalena zu gehen, und sie ging neben den Diener fort, ohne sich noch einmal umzudrehen. Ihre Bewegungen, so schien es Tony Tanner, blieben aber und ließen Lucilles Parfum in der Luft verpuffen.

Vielleicht waren es nur Sekunden, die vergingen, aber jedem Anwesenden erschien die Zeit unendlich lang, ein quälendes Warten auf die nächste Bewegung des Conte.

Lucille war zur Salzsäule erstarrt. Nicht nur, dass ihr Spiel mit Tony Tanner effektiv geblieben war. Sie hatte Maddalena gesehen, Maddalena, das Mädchen, neben dem sie selbst aussah wie

die böse Schwiegermutter in Person, Maddalena, deren kühle Haare über Tony Tanners Seele gestrichen waren, Maddalena, die Dorkas die Tränen in die Augen gezaubert hatte, die Steele in eine Zeit zurückversetzt hatte, in der er selbst eine weiche, warme, lebendige Tochter auf den Armen getragen hatte, Maddalena, die Little in die Nähe eines Erstickungsanfalls gebracht hatte. Maddalena, diese einzigartige Schönheit, hatte sogar Lucilles Herz berührt und in ihr fremde und unbekannte Gefühle aufgewühlt.

Tony Tanner saß noch immer gebannt und wie verhext, und Lucille spürte, dass sie ihn verloren hatte. Sie hatte ihn verloren an die Makellosigkeit der Unschuld, an die Glätte der Schönheit und an den süßen Honig der Hoffnung. Sie schüttelte ihre Haare. Lucille, sie war Lucille. Sie würde kämpfen müssen. Sie würde neue Waffen einsetzen müssen. So wie es ihr leidtat, ihre Beziehung zu Tony Tanner aufs Spiel gesetzt zu haben, so war sie jetzt bereit, wieder um ihn zu kämpfen, denn sein heutiges Gesicht ähnelte dem, das er damals trug, als er geistesabwesend und mehr tot als lebendig in ihren Armen gelegen hatte, und sie ihn wie einen kleinen Jungen gepflegt, geliebt und wieder in die Welt gebracht hatte. Tony Tanner! Jetzt, wo er von einem Moment zum anderen in Liebe gefallen war, kam er ihr so kostbar und so unendlich fern vor. Ja, sie würde um seine Liebe kämpfen, er war es wert.

Mit Mühe löste der Conte seine Hand von der Lehne und winkte ihr zu. Sie verstand die Aufforderung, ging gehorsam zurück zu ihrem Platz am Tisch, wo einer der Bedienten den schweren, geschnitzten Stuhl inzwischen wieder aufgehoben hatte.

»Danke, meine Freunde«, flüsterte der Conte. »Danke, dass Sie auf mich gewartet haben.«

Dann schien er seine Umwelt wieder zu vergessen, sank herab in seinen Schmerz und seine Schwäche, bis er erneut Kraft ge-

sammelt hatte. Seine Hand suchte, tastete, glitt endlich in die Jackentasche und brachte ein Kästchen zum Vorschein. Zitternd legte er es auf den Tisch.

Tony Tanner und Dorkas erkannten es sofort. Es war der Behälter mit den beiden goldenen Stäben, den Dorkas in seinem Paket mitgeschleppt hatte.

Tony starrte das Kästchen völlig verwirrt an. Es war mehr als ein Gegenstand. Es war Stoff gewordene Erinnerung, eine Narbe, die ihn bis zum Ende seines Lebens zeichnen würde. Oh Maddalena! Hatten ihn die jüngsten Ereignisse anfällig gemacht? Jetzt fühlte Tony Tanner sich regelrecht elend, wie aus dem Himmel gerissen und in eine unbegreifliche Welt zurückversetzt. Zusammen mit dem Auftritt Lucilles, mit ihrem offenen Versuch, Tony herabzusetzen, zu beschämen und in aller Augen unmöglich zu machen, erweckte der Anblick der Schatulle in Tony Übelkeit. Es war, als läge dort, zwischen den wellenartigen Falten, die die zittrige Hand des Conte aus dem Tischtuch geschoben hatten, die Ursache aller Probleme. Am liebsten hätte er das Ding samt Inhalt gepackt und gegen die Wand geschmettert. Als symbolischen Akt und in Anerkenntnis der Tatsache, dass er zu schwach war, um Dorkas und Conte gegen die Wand zu klatschen, auf dass sie dort als Fettflecken für kommende Generationen erhalten blieben.

Zugleich war ihm klar, dass er nicht einmal in der Lage war, dieses Kästchen überhaupt anzufassen. Er hätte sich eher totschlagen lassen, als es anzurühren.

Er konnte es nur anstarren und mit den Zähnen knirschen und versuchen, ruhig zu bleiben.

Tony bemerkte nicht, dass sich die Augen Lucilles auf ihn hefteten. Sie hockte zusammengekrümmt auf ihrem Stuhl, nur ihre Blicke waren lebendig, wanderten durch den Raum. Zuerst scheu, dann flehend wandten sie sich an Tony Tanner.

Aber Tony bemerkte nichts. Er fragte sich, ob der Conte ihn provozieren wollte, indem er das Kästchen mitbrachte und Mad-

dalena fortschickte. Verdrängte den Gedanken und fing ihn im nächsten Moment wieder ein. Der Conte und Dorkas hatten zusammen etwas ausgeheckt. Unfug, sagte sich Tony dann und spürte erneut, wie eine Welle von Wut ihn überrannte.

Zugleich bemerkte er die furchtsame Stille, in der die Atemzüge des Conte die Markierungen setzten. Im Garten begann ein Vogel zu singen.

Ein schmerzliches Lächeln glitt über die angestregten Züge des Conte. Er legte lauschend den Kopf auf die Schulter.

»Hören Sie? Eine Nachtigall. Die Natur leugnet den Schmerz der Menschen. Sie lacht über unsere Qualen, weil sie stärker ist als unser Wille. Daher müssen wir sie zugleich lieben, fürchten und verehren.«

Die wenigen Sätze hatten den Conte angestrengt. Ein Bedienter tupfte ihm den Schweiß von der Stirn, während der andere dem Conte behilflich war, sich zu setzen.

Der Gesang der Nachtigall schwebte aus dem Garten heran, prallte auf die Szene eines verfallenen Greises, der darum kämpfte, einige Sätze sagen zu können und bildete einen Widerspruch, der allen unerträglich wurde.

»Es gibt eine Geschichte«, fuhr der Conte mit etwas festerer Stimme fort, nachdem er sich durch einen Schluck aus einem goldenen Becher gestärkt hatte. »Etwas, das Sie wissen müssen, um etwas anderes zu verstehen. Es ist so, dass wir hier in einem der ältesten Teile des Gebäudes sitzen. Das gesamte mittelalterliche Bauwerk wurde abgerissen, um einen neuen Palast zu bauen. Nur diese Terrasse ließ man stehen, wenn man sie auch mit neuen Säulen und einer Balustrade ein wenig anpasste. Man wagte es nicht, diese Steine abzuräumen.

Vor langer Zeit war an dieser Stelle die Stammburg der Familie Malaparte. Der Erstgeborene und Erbe der Familie, Ambrogio Malaparte, wurde schon kurz nach seiner Geburt zu Verwandten der Mutter in Pflege gegeben, den Chozessi. Man weiß nicht, warum das geschah. Vielleicht war es ein altes Versprechen, ein

Gelöbnis, vielleicht gab es auch eine Prophezeiung, die die Eltern zu dieser Tat trieben.

Ambrogio wuchs bei den Chorezzi auf, wurde in den edlen Künsten ebenso unterrichtet wie in der Kunst des Kampfes. Er verdingte sich als Condottiere, und sein Ruhm wuchs ebenso wie sein Einfluss und sein Reichtum. Seinen eigentlichen Eltern, den Malapartes wurde nur noch eine Tochter geboren. Sie verheirateten sie mit Allegretto Nuzzi, einem Gefährten Ambrogios. Dieser Ambrogio wurde von dem Mann, den er für seinen Vater hielt, von Federicio Chorezzi, über seine wahre Herkunft unterrichtet. Auf dem Sterbebett flehte der Alte seinen geliebten Ambrogio an, niemals das Haus seiner wirklichen Eltern zu betreten.

Ambrogio schwor es dem Sterbenden in die Hand. Lange Zeit hielt er das Versprechen. Aber immer wieder bat ihn Allegretto Nuzzi um einen Besuch. Und einmal, als es eine Fehde mit den Nachbarn gab, musste sich Ambrogio zwischen seiner Ehre, seiner Freundestreue und seinem Eid entscheiden. Er besuchte dieses Haus und warf mit seinen Leuten die Nachbarn in zwei blutigen Schlachten. Aber etwas anderes geschah: Im ersten Moment, in dem er Domenica Malaparte sah, seine Schwester und die Ehefrau seines Gefährten, entbrannte er in hilfloser Liebe zu ihr, und bei Domenica war es ebenso. Beide waren sich der Sündhaftigkeit ihres Verlangens völlig bewusst, beide unterdrückten es und litten.

Ambrogio Malaparte wollte so bald wie möglich von hier scheiden. Aber die Nachbarn sammelten noch einmal alle Kräfte, um den letzten und entscheidenden Schlag zu tun. Am Abend vor der Schlacht trafen sich Ambrogio und Domenica zufällig auf eben dieser Terrasse, auf der wir hier sitzen. Ihre Liebe - oder ihr Verlangen oder ihre Schwäche, was immer es war, muss ein Höherer entscheiden - überwältigten beide und sie fielen, so sagt

es der Chronist, übereinander her wie wilde Tiere.

So traf sie Allegretto Nuzzi. Er zog ohne Zögern seinen Dolch und erstach Ambrogio. Aber dieser fand noch Gelegenheit, den Freund und Rivalen mit seinem Schwert zu durchbohren. So starben sie beide in derselben Stunde.

Domenica Malaparte verlor den Verstand, floh in die Wälder und verschwand für immer. Dante hat die Geschichte der Malaparte in seinem Inferno verarbeitet. Der Dichter war der Meinung, die sündhaft Liebenden hätten jede Möglichkeit der himmlischen Erlösung verwirkt, weil sie der irdischen Gier gefolgt seien und nicht den göttlichen Geboten. Die Legende erzählt, dass Domenica Malaparte von einem der alten Götter, die noch durch diese Wälder streifen, in eine Nachtigall verwandelt wurde. Jetzt ruft sie klagend nach ihrem Geliebten Ambrogio. Sie sucht ein Wort, ein menschliches Wort, das sie und ihn erlösen würde, aber nur köstlicher Gesang quillt aus ihrer Kehle.«

Der Conte beendete seine Erzählung und griff erneut nach dem kostbaren Becher. Mühevoll und mit zitternden, unsicheren Händen führte er ihn zum Mund und nahm einige Schlucke.

»Ich habe Ihnen diese traurige Geschichte erzählt, liebe Freunde«, fuhr er dann fort, »damit Sie eine wichtige Tatsache verstehen. Ich nenne diese Terrasse den Limbus - die Vorhölle.

Die Geschichte von Ambrogio und Domenica Malaparte war vergessen, vielleicht auch verdrängt. Ich habe sie selbst sozusagen ausgegraben, aus kleinen Erwähnungen in Dokumenten, aus dem, was man sich in dieser Gegend immer noch erzählt. Irgendwann erkannte ich, was in diesen beiden Menschen an genau diesem Ort vorgegangen sein muss. Der Fluch der Liebe, das Ausgesetztsein an ein Schicksal, dessen perfiden Plan man ahnt. Das Brennen der Begierde Tag für Tag, Sekunde für Sekunde. Die Amputation des Ich, dessen Heilung im Antlitz des Anderen liegt, in seiner Umarmung, in seiner Berührung. Wundervoll und höllisch. Der Teufel muss ein großer Liebender sein. Viel-

leicht liebte er Gott zu sehr ... Und er verteilt den Fluch seiner Liebe an die Auserwählten ...

Darum eben Limbus - die Vorhölle. Und es ist ein passender Ort für uns alle, meine Freunde. Sie haben mein Collesalveti vielleicht als freundlichen Ort der Ruhe, der Gastfreundschaft erlebt. So sollte es auch sein. Aber ich bin sicher, dass keiner hier an diesem Tisch sitzt, der nicht auch Unruhe verspürt hat. Oder vielleicht auch mehr als Unruhe, nämlich Unsicherheit, Verwirrung, Schmerz.

Ich könnte jetzt sagen, dass ich es bedauere, Sie mit diesem Schmerz behaftet zu wissen. Aber ich will nicht lügen. Ich will auch kein Mitleid heucheln. Mitleid - das ist die Empfindsamkeit einer anderen Zeit. Seien Sie versichert, der Conte di Saloviva hat kein Mitleid und er verlangt auch keines. Warum sollten wir unsere seelische Energie an die präziösen Formen eines schönen Seelenlebens aus ferner Vergangenheit verplempern?«

Der Auftritt des Conte, seine überraschende Gebrechlichkeit, sein Auftauchen an der Seite der makellosen Schönheit Maddalena, seine ernsten Worte, seine anrührende Geschichte und sein edler, aufrichtiger Stil beeindruckte die Tischgesellschaft zutiefst. Vorsichtig schwangen die Zweifel in Bewunderung um, und in ein Gefühl der Zugehörigkeit, die in ganz weiter Ferne, nach einer dornigen Zeit voller Gefahren, eine ganz neue Dimension von Glück versprach.

Als würde ein effektbewusster Regisseur hier die Hand im Spiel haben, versagte die Stimme des Conte an dieser Stelle. Er sank in sich zusammen und senkte den Kopf. Und obwohl er sich mit dieser Geste vor den Blicken seiner Gäste zu verbergen suchte, musste jeder die Schmerzen erkennen, unter derer brennender Berührung der Körper des alten Mannes erschauerte und sich sein Gesicht verzerrte.

Keiner wagte aufzuspringen, um den Conte beizustehen. Jeder hatte diesen Gedanken, jeder hatte das Bedürfnis, aber keiner

hatte eine Idee, wie man dem Gastgeber helfen könnte.

Schließlich blieb ihnen nichts, als den Tisch vor ihnen zu fixieren und darauf zu hoffen, dass der Anfall vorbei ginge. Es gab ihnen Zeit, über die seltsamen Worte des Conte nachzudenken. Die Krankheit schien das Wesen ihres Gastgebers verändert zu haben, es mit Schärfe und Bitterkeit, vielleicht sogar Verbitterung vermischt zu haben.

So atmeten alle erleichtert auf, als sich der Conte wieder aufrichtete und einige Schlucke aus seinem Becher nahm. Zugleich verspürte jeder einen ahnungsvollen Schauer vor dem, was ihnen nun eröffnet werden könnte.

»Schmerz ...« der Conte ließ das Wort nachklingen wie eine Parole. »Ja, wir müssen Schmerzen zufügen. Und ich weiß, dass es niemandem hilft, wenn ich versichere, dass es der Schmerz der Heilung ist. Es wäre schön, wenn ich hier von dem goldenen Pfeil reden könnte, der die Herzen der alten Mystiker durchbohrte, bevor sie die Süße einer Vision schmecken durften. Nein, ich fürchte, wir haben nur eine weniger süße Speise zu bieten. Die Fraternidad kredenzt Ihnen das bittere Wasser der Wahrheit.

Keiner von Ihnen ist aus Zufall hier oder gar unwillentlich. Jeder von Ihnen hat Zeit seines Lebens mit einem Bewusstsein gekämpft, das ihn von allen anderen Menschen trennte. Dem Gefühl, an der falschen Stelle zu sein. Dem Verdacht, nicht in dieses Leben zu gehören. Immer wieder kam dieses Gefühl, plötzlich und erschreckend, es war immer da, wie eine Wunde, die sich nicht schließen will. Jeder von Ihnen hat dagegen gekämpft, hat dieses Gefühl übertüncht, hat die Spiele mitgespielt, die man von ihm verlangte und geglaubt, das alles müsste so sein. Und jeder ist daran gescheitert. Das Schicksal hatte mit Ihnen allen etwas anderes vor. Das Schicksal lässt sich vielleicht für Jahrzehnte überhören, aber einmal macht es sich bemerkbar. Dann blutet die Wunde wieder. So ähnlich wie die Wunde des Fischerkönigs in der Gralssage ...«

Der Conte unterbrach sich mit einem bitteren Lachen, das un-

passend wirkte und zugleich erschreckend wie der Anblick einer afrikanischen Maske zwischen Fastnachtslarven.

»Es liegt in Ihren Genen, liebe Freunde. Keiner der Forscher, die heute sich heute so lautstark ihrer Erfolge brüsten, würde dieses Gen finden. Aber ich versichere Ihnen, es ist - ein Erbe, das Sie mit Millionen anderer Menschen teilen, die sich dessen noch weniger bewusst sind, als Sie. Ein Erbe aus einer Zeit, die so weit zurückliegt, dass jedem Menschen ein Schauer überkommt, wenn er daran nur denkt.

Wir nennen ... ich darf nicht zu sehr vorgreifen ... *wir* meint natürlich die Bruderschaft der Weißen Väter ... wir nennen Menschen wie Sie Schläfer. Es entsprach über Jahrhunderte dem Prinzip unserer Gemeinschaft, der Entwicklung nicht vorzugreifen, keinen Zwang anzuwenden. Wir ließen die Schläfer in ihren schönen Träumen. Wir boten viele Möglichkeiten für die Menschheit, sich aus dem Schlaf zu befreien. Es gab Gedichte, die die Seele berührten, Bilder, die den Kern jedes Menschen erschüttern mussten, Musik, deren Klänge, die Seele dazu bringen musste, die Fessel des Schlafes abzuschütteln. Ja, es gelang uns. Wir weckten viele Menschen, und diese Erweckten traten in unsere Reihen - viele wussten es nicht, aber sie gehörten dennoch zu uns - und sie arbeiteten mit an dem grandiosen Bauwerk der Fraternidad. Durch Jahrhunderte, über alle Kontinente hinweg erschufen wir den Tempel, erschufen ihn aus Kunst, aus Menschlichkeit, aus Pflichterfüllung, aus Selbstüberwindung, aus Freundschaft, aus Aufmunterung, aus Mitgefühl.

Oh ja, es war ein großes Werk, und unser Scheitern war ebenso großartig wie schön und vollkommen. Vollkommenes Scheitern - beachten Sie die doppelte Bedeutung dieses Ausdrucks. Nur so können Sie verstehen, was mit Ihnen geschah.

Denn unsere Gegner kannten keine Skrupel. Sie verwendeten Menschenleben, das Dasein ganzer Völker, als wären es Steine, mit denen sie ihren Weg pflastern würden. Sie wissen, von wem ich rede. Ich erwähnte sie in den letzten Tagen oft genug. Die Ti-

tanen sind gewaltig in ihren Taten und sie sind großartig in ihrer Skrupellosigkeit. Sie sind wahrhaftig die Götter, zu denen sie die Mythen der verwirrten Menschen gemacht haben. Wir sprechen vom Orden vom Eisernen Zeitalter. Aber was sollen solche Namen? Sie lachen darüber. Sie lachen über uns wie Erwachsene über ein Kind lachen, das sich seine Burgen aus Sand baut und darin die Gestalten seiner Fantasie beherbergt.

Hier, an diesem Ort und zu dieser Zeit, liebe Freunde, muss ich bekennen, dass die Fraternidad völlig versagt hat. Sie ist untergegangen. Sie starb in Schönheit und Schwäche und verstand bis zu ihrem letztem Atemzug nicht, warum der sanfte Schimmer eines Madonnenbildes die Menschen weniger berührte als der Glanz von Gold, Juwelen und Macht.

Die Fraternidad ist tot - und doch lebt sie. Denn es gab einige unter uns, die sich an ihr versündigten. Rebellen der Bruderschaft, die sich auflehnten gegen das Gesetz, das eben diese Bruderschaft vergehen ließ wie eine wertvolle Blüte im Winter. Wir verleugneten die Bruderschaft, wir beschmutzten ihre Prinzipien, wie beschämten uns, indem wir sie weiterleben ließen. Wir begannen, die Schläfer zu wecken.

Wir luden Hass auf uns. Denn wir weckten die Menschen aus einem schönen Traum und stürzten sie in eine Wirklichkeit, die schlimmer ist als das, was je ein Schläfer in einem Albtraum durchleiden musste.

Oh nein, meine Freunde, es ist keine Freude, aus dem Schlaf gerissen zu werden und es ist kein Verdienst, einen Schläfer zu wecken. Warum nicht weitermachen wie bisher - die Spiele der Menschen mitspielen, ihre Freuden teilen, ihre Illusionen mittragen und den Stachel in der Seele betäuben, den Ruf aus dem eigenen Inneren überhören. Es gibt genug Möglichkeiten, ihn zu betäuben - Alkohol, Sex, Drogen, Macht, Karriere. Warum nicht das Spiel des Ordens vom Eisernen Zeitalter mitspielen, wo es doch umso vieles erfreulicher ist?

An dieser Stelle, meine Freunde, muss ich verstummen. Denn nur Sie können sich die Antwort geben. Nur Sie selbst wissen, warum es sein muss. Nur Sie selbst finden in Ihrem Inneren den Schlüssel zu der Schatztruhe, in der sich nur ein kleiner Zettel findet. Und auf diesem Zettel stehen nur die vier Worte *Weil es sein muss*. Weil das Leben es will. Weil die Erde es will. Weil Kräfte es wollen, die so groß und so gewaltig sind, dass sie kein Wort zu fassen vermag und die doch auf uns angewiesen sind. Und weil Ihr Ich es will. Weil das kleine, zarte, vergängliche, dem Tode geweihte Ich es will, weil es kämpfen will, weil es sich in die Schlacht stürzen will, auch auf die Gefahr hin zu vergehen im Nichts. Weil wir uns in jedem Moment die Frage gestellt haben, ob unser Leben gelingen kann, ob wir in diesem seltsamen lauten Karneval des Daseins, in dieser so leeren und so lauten Gesellschaft den Weg finden, auf dem wir gehen können, stolz, frei, selbstbewusst, weil es unser Weg ist. Weil es der Weg ist, auf dem wir, vielleicht in Lumpen, vielleicht armselig, vielleicht verkrüppelt, doch wissen, dass wir so sind, wie wir sein sollen, ein Ich, das Ich ist. Ein Ich, das einmalig ist, keines Menschen Untertan, keiner Mode verpflichtet, keinem Trend zugehörig, keiner Partei eingetragen. Ein Ich, das stolz auf seine Narben zeigt, das sich seiner Wunden nicht schämt, weil es weiß, dass jede Narbe Zeichen eines Sieges ist. Ein Ich, das sagen kann: Ich bin erwacht! Ich weiß, meine Freunde, wie schwer das Erwachen ist. Ich kenne das Gefühl, wenn sich die Wirklichkeit wie scharfe Klängen in unser Bewusstsein drängt. Wenn alles infrage gestellt wird. Wenn alle Sicherheit schwindet. Wenn wir nackt und bloß das Haus unserer Gewohnheiten verlassen. Wenn wir uns schreiend und schmerzgepeinigt häuten und schließlich unser altes Leben mit demselben Ekel betrachten müssen, mit dem wir die Wirklichkeit anschauen. Diese Wirklichkeit voller eitler Schwätzer und überheblicher Trautänzer, voller gieriger Dummköpfe, die Macht über uns haben, weil sie fähig sind, nicht an ihrer eigenen Dummheit zu ersticken und sich nicht an

ihrer eigenen Nebensächlichkeit zu vergiften. Oh ja, es gab einige, die sich gegen uns stellten, aus Hass, aus gerechtem Zorn wohl eher, dass wir sie aus ihrem süßen Schlummer gerissen hatten!«

Während der Conte verstummte und sich der Nachhall seiner Stimme zwischen den Bögen der Terrasse verlor, verschwamm für John Little die Außenwelt für einen kurzen Moment. Die Worte des Conte gingen ihm nicht aus dem Sinn, sie klangen nach, veränderten sich, wurden aus Klang zu Farbe und Form, gerannen zu einem Bild. Zuerst erschrak Little vor dem Chaos, das sich vor seinem inneren Auge dahinwälzte als eine brandende Flut sich überschlagender Gestalten und wechselnder Räume. Deutlich spürte Little, wie eine nasse Uniform an einem Körper klebte, auf den Lippen schmeckte er Salzwasser, Sand schmirgelte zwischen seinen Fingern. Obwohl Little nichts hörte, wusste er, dass ein höllischer Lärm herrschte - Flugzeugmotoren dröhnten, Panzer erschütterten die Luft, als sie sich im Brüllen ihres Antriebs durch den Sand wälzten und schwarze Schleier aus ihren Auspuffrohren bliesen, Granaten heulten über ihn hinweg und detonierten mit dumpfen Knall, Maschinengewehre spuckten ihre Geschosse wie hastige Hasstiraden, Stimmen schrien Befehle, andere Stimmen kreischten wortlose Gesänge von Schmerz und Panik. In seinem Rücken wusste Little nun das Brummen eines Schiffsmotors und es formte sich zugleich das Bild eines länglichen Bootes mit seltsamem, kantigem Bug. Immer noch wusste Little nicht, wohin ihn seine Vision führte. Er wusste, dass er den Gestank von brennendem Gummi in der Nase hatte, Gestank von Pulver, von Abgasen. Und von Angst. Über allem lag wie ein unsichtbares Giftgas eine elende, unbezwingbare Angst. Der Blickwinkel veränderte sich. Littles Magen krampfte sich zusammen, denn er wusste, wie erschreckend der nächste Anblick sein würde. Er ahnte den Schock - Little wusste, dass er oder vielmehr derjenige, dessen Erinnerungen sich in

diesem Moment in sein Bewusstsein drängten, schon mehrmals in diese Richtung geschaut hatte, zwanghaft - und als er dann das verzerrte Gesicht des neben ihm liegenden Soldaten, diese würdelose Karikatur eines menschlichen Gesichtes erkennen musste, war er vorbereitet.

Wie zufällig war das Kästchen mit den Goldstäben über den Tisch gewandert. Jeder hatte es unbewusst in die Hände genommen und wieder abgelegt, weitergelegt, weggeschoben, und nun, ebenso unbewusst, ergriff Jake Little das Kästchen. Aber er drehte es nicht in seinen Händen herum, er fingerte nicht damit, sondern er umschloss es mit beiden Händen und schien sich daran festzuhalten.

Der Blick, dem Little zu folgen hatte, als wäre er daran gefesselt, glitt weiter nach unten, wo sich Sand, blutiger Uniformstoff und Eingeweide vermischten. Bevor ihn der Schrecken dieses Anblicks erreichen konnte, wurde Little weitergezerrt. Der Geschmack von Salz verschwand von seinen Lippen, seine Haut wurde nicht mehr von der nassen Uniform wundgescheuert. Jetzt sah Little Gras vor sich. Ein ganz normales Büschel von langem, sattgrünem Gras. Fast eine Sommeridylle. Aber der Mensch, dessen Spuren Little folgen musste, betrachtete dieses Gras mit Ekel. Er wurde vor Abscheu geschüttelt angesichts des blinden, sinnlosen Wachstums der Pflanze, angesichts ihrer ebenso blöden wie boshaften und selbstsicheren Lebenskraft, mit der sie jedes menschliche Elend in diesem Universum leugnete und sich auf nichts anderes konzentrierte, als eine neue Zelle um die andere aufzubauen und zu wachsen, zu wachsen und zu wachsen und dann wieder zu wachsen. Der Hass des Betrachters war so groß, dass Little fast das Schnauben hören konnte. Der Mann - inzwischen war Little sicher, dass er einem Mann folgen musste - wandte sich angewidert ab. In seinen Gedanken kam die Frage, welche Kraft diesen blinden Trieb steuerte, diesen widerwärtigen Lebensdrang, diese Lust auf eine Frau, auf Essen,

auf Schlaf, auf den nächsten Atemzug, selbst wenn das Leben wie ein missgestalteter Fötus in einem Schauglas voll Ekel und Verzweiflung eingelegt zu sein schien.

Der Mann zermarterte sich das Hirn, er fand schließlich die Kraft, die das Leben als eine mutwillige Spielerei betrieb und er fand hinter dieser Macht eine andere, wartende, größere Macht, die dem Treiben des Lebens mit ebensolcher Verachtung zuschaute, wie es der Mann selbst tat. Für den Mann war diese Entdeckung eine Befreiung. Die Vision schwand. Als würden sich würgende Hände um seinen Hals lockern, konnte Little aufatmen und sich wieder sammeln. Aber bevor er die Bilder endgültig abschüttelte, sah Little eine letzte, kurze Szene ... und verstand. Er sah einen Mann in einem langen schwarzen Ledermantel.

»Brantley«, murmelte Little, für die anderen unhörbar. Brantley war einer der Schläfer, von denen der Conte di Saloviva gesprochen hatte. Brantley hatte sich gegen die Bruderschaft gestellt. Obwohl Little wusste, welches Monster Brantley war, verstand er nun den Weg, den dieser Mann gegangen war, bis er sich von allem Menschlichen abgewendet hatte. Und Little verstand auch, er verstand es auf einer ganz fundamentalen, körperlichen Ebene, wie grausam und rücksichtslos die Bruderschaft war, wenn sie den Schleier der Illusion von einem der Schläfer nahm.

Der Conte beugte sich vor und schaute jeden der Anwesenden lange an. Jeder spürte diesen Blick wie eine Prüfung, wie eine stumme Befragung. Besonders lange verweilten die Blicke des alten Mannes auf dem Gesicht Littles. Little schaute auf und hielt dem Blick des Conte stand. Sie teilten ein Wissen, das nur ihnen beiden zugänglich war.

»Gehen Sie, wenn Sie wollen«, stieß der Conte hervor. Seine Stimme stand kurz davor, sich zu überschlagen.

»Gehen Sie. Noch gibt es einen Weg zurück in Ihr altes Leben. Sie werden diesen seltsamen Greis, der sie hier begrüßte, bald vergessen. Gehen Sie, wenn Sie es wollen, vielleicht ist es besser so. Denn meine eigenen Schmerzen sind nichts als das Echo dessen, was hier nicht gesagt wurde, was verschwiegen wurde, was zwischen Ihnen im Raum steht. Ich hatte gehofft, Ihnen den Weg gewiesen zu haben. Aber ich habe versagt. Verzeihen Sie einem alten schwachen Mann.«

Damit wandte sich der Conte langsam ab. Er schwankte, erst der helfende Arm eines Bedienten gab ihm Sicherheit.

»Bitte bleiben Sie!«

Die Stimme Lucilles stach wie ein Glassplitter in die atemlose Stille. Die Worte verdeckten wie eine unvollkommene Tarnung, dass sie einen Schrei ausstieß, einen verzweifelten Hilfeschrei.

»Bitte, es ist alles nur meine Schuld.«

Der Conte stockte, zögerte und ließ sich schließlich auf seinem angestammten Platz nieder.

»Ich habe nie von Schuld geredet«, sagte er. »Nur von Versagen. Davon, dass wir unsere alten Schmerzen für Glück halten und uns davor fürchten, den Raum zu betreten, in dem unsere schlimmsten Ängste auf uns warten. Aber unsere Ängste sind auch unsere Freunde, die wir verstoßen haben und unsere Dämonen sind unsere Helfer, wenn wir ihnen ins Gesicht schauen. Entscheiden Sie sich, mein Kind.«

Lucille Chaudieu schien erstarrt zu sein. Ihr Gesicht wurde wieder zu einer Maske, unbewegt und stumm und für einen Augenblick erinnerte sie an eine leblose Wachsfigur. Dann trat ein Schimmer in ihre schönen Augen und Tränen flossen.

Tony Tanner schwankte für einen Moment, ob es angebracht sei, Mademoiselle Chaudieu mit einem Einstecktuch Hilfe ange-deihen zu lassen oder ob der Gentleman diese Gefühlswallung, die ihm zudem auch in gewisser Weise albern erschien, nicht erst einmal zu ignorieren hätte.

Dann war es Steele, der mit einer lässigen Geste ein Seidentuch

aus der Brusttasche seines Jacketts zog und es Lucille reichte. Die nahm das Tuch mit einem dankbaren Blick und einem schmelzenden Lächeln, und Tony Tanner tobte innerlich, und wieder einmal war er sich absolut und zweifelsfrei sicher, dass er genau das nicht gewollt hatte.

»Es ist eine fürchterlich banale Geschichte«, begann Lucille zögernd. »Wahrscheinlich sind alle Tragödien heutzutage banal. Ich meine, wenn man sich anschaut, warum Leute in die Todeszelle gehen, dann steckt nichts Besonderes dahinter, alles ist nur eine Folge von Kleinkram, Seelenmüll, was weiß ich. Ich wollte mir diese Tatsache nie wirklich bewusst machen - wie alltäglich meine Geschichte ist. Man trifft sich, man verliebt sich, man trennt sich. Das passiert tausendmal pro Tag. Wahrscheinlich hat mich das noch mehr zu Boden gedrückt, diese Alltäglichkeit. Dass man nichts Besonderes ist. Ich wollte es einfach nicht akzeptieren, dass ich nicht als Prinzessin auf einem weißen Pferd dem Drachen in die Klauen reite, sondern dass sich alles in einer mittelmäßigen Wohnung in einem mittelmäßigen Vorort abspielt.

Aber ich rede ständig von mir. Dabei müsste ich von Pierre reden. Er war der Mann meines Lebens. Dachte ich zumindest. Er war Militärpilot. In gewisser Weise entsprach er jedem Klischee, das in zweitklassigen Filmen gezeigt wird. Er sah gut aus, er war selbstbewusst, er liebte das Leben ... ich höre mich schon an wie ein Artikel aus einer Illustrierten ...

Er hielt sich für den Besten, und sicherlich hatte er damit nicht völlig unrecht. Er wurde zu einer besonderen Einheit versetzt, über die er mit mir nicht reden durfte. Aber es waren die Besten der Besten, wie er sich ausdrückte. Ihm gefiel das. Wir sahen uns nicht oft, aber wir hatten eine gute Zeit. Dann veränderte er sich von einem Tag auf den anderen. Er war wie ausgewechselt. Was ich sah, war nur noch eine Hülle. Irgendetwas war geschehen, irgendetwas hatte ihn aus der Bahn geworfen. Zuerst hoffte ich, es würde sich mit der Zeit geben. Dann versuchte ich, mit ihm zu

reden. Völlig vergeblich. Er war verschlossen wie ein Tresor.

Schließlich drang ich in ihn. Ich drohte, ich flehte, ich bettelte, ich machte ihm Szenen, ich demütigte mich. Es war so, als wäre er gar nicht mehr da. Oder als wäre ich nicht da. Als würde ich zu einer Wand sprechen. Ich wusste, dass er litt wie ein Tier. Ich wollte ihm helfen, ich liebte ihn und ich fühlte, dass meine Liebe stark genug war, um ihn zu heilen. Aber er stieß mich zurück. Er kam und ging, einfach so, als ginge ihn nichts mehr wirklich an. Er handelte wie eine mechanische Puppe. Er versah seinen Dienst, aber seine Seele war tot ...«

Lucille verstummte. Sie versank völlig in ihre eigenen Gedanken, biss sich mit einem weißen Eckzahn auf die Unterlippe, als wollte sie sich selbst verletzen. Ihre Fingernägel malten Kringel auf das Tischtuch, eine Bildersprache, die nur sie selbst entfernen konnte.

Schließlich straffte sie die Schultern und blickte wieder auf.

»Es hat keinen Zweck, wenn ich hier einen Roman abliefere«, sagte sie rau. »Es wäre sowieso mehr eine Groschenheftgeschichte. Außerdem sind es nur Worte ... niemand kann wirklich ausdrücken, was es bedeutet, wenn man derart zurückgewiesen wird. Wenn man einem anderen alles schenken will, was man hat und was man ist und wird dann zurückgestoßen und in den Augen des anderen ist nichts, keine Reaktion - polierter Marmor. Schließlich begann ich ihn zu hassen. Ja, das war das Ende. Ich weiß nicht, ob er es spürte. Ich selbst belog mich eine Weile, ich wollte nicht wahrhaben, dass ich versagte und dass ich dazu noch Liebe in Hass verwandelt hatte. Im Grunde war ich froh, als er sich umbrachte. Er war schon vorher tot, es machte keinen Unterschied. Ich weiß nicht, ob ich eine Möglichkeit brauchte, um meine Trauer zu verdecken ... jedenfalls fielen mir plötzlich Ungereimtheiten auf, ich meine Ungereimtheiten in dem, was offizielle Stellen über Pierre sagten ... na ja.«

Mit einer resignierenden Geste strich sich Lucille eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wieder kaute sie an ihrer Lippe und

starrte intensiv vor sich hin, als stünde auf dem Tisch irgendein Satz, der ihr Klarheit geben würde. Es schien so, als hätte sie ihre Erzählung beendet und Tony Tanner bemerkte, dass er während der ganzen Zeit völlig verkrampft gegessen hatte und dass ihm nun die Schenkel schmerzten.

Aber Lucille hatte noch nicht geendet. Sie holte tief Luft und sprach leise weiter.

»Es gab einen Brief für mich. Sozusagen sein Abschiedsbrief. Es gab Leute, die verhindern wollten, dass ich diesen Schriebs in die Hände bekam. Ich sage *Schriebs*, und so empfand ich es auch. Als ich ihn schließlich las, war ich enttäuscht. Es waren nur dürre Worte, nichts Persönliches. Auf der Schreibmaschine geschrieben, und unten hatte er seinen vollen Namen daruntergesetzt, als wäre das ein amtliches Schreiben. Ich war nur wütend und habe den ganzen Tag nur geweint. Dann habe ich mich betrunken und ein halbes Jahr lang mit jedem und jeder geschlafen, der nur irgend Lust darauf hatte. Ich sage das nur, um zu erklären, ich welchem Zustand ich war. Dann zerdepperte ich morgens den Badezimmerspiegel in irgendeiner Absteige, dann hing ich stundenlang über dem Klosett und erbrach Schlaftabletten, die ich genommen hatte. Nun ja, das Seltsame war, dass ich irgendwie trotzdem noch attraktiv aussah und das nutzte ich dann, um weiter zu suchen, was mit Pierre geschehen war. Pierre selbst hatte nur erwähnt, dass er sich schämte, den in ihn gesetzten Anforderungen nicht gerecht geworden zu sein.«

Lucille knüllte das Tischtuch vor ihrem Platz zusammen. Ihre Handknöchel waren schneeweiß.

»Man muss sich das vorstellen - er schämte sich, weil er Gewissensbisse hatte. Er gehörte zu den Besten der Besten und nun quälte ihn so etwas Kleinbürgerliches wie Gewissensbisse.«

Ihr Kopf sank nach vorne, ihre Schultern zuckten unter einem Gefühl, das Wut, Trauer, aber vielleicht auch ein sarkastisches Lachen sein konnte.

Dorkas war es schließlich, der sich ausgiebig räusperte und

dann die entscheidende Frage stellte.

»Warum hatte er Gewissensbisse?«

»Er schoss ein Flugzeug ab.«

Durch die folgende Stille war deutlich das Scharren der Absätze vernehmbar, als sich Steele aus seiner lässigen Haltung, die er bisher eingenommen hatte, aufrecht hinsetzte. Es hatte ihn durchzuckt wie ein Stromschlag.

»Was - war das für ein Flugzeug?«, stieß er hervor.

»Eine Passagiermaschine ... ein Linienflug, der von Palermo abging. Er wusste es nicht. Man hatte ihm etwas von einer Alarmübung erzählt. Er hatte wohl geglaubt, er würde mit einer entschärften Rakete ein spezielles Zielflugzeug angreifen. Später erfuhr er die Wahrheit aus der Zeitung oder vielmehr er ahnte sie wohl nur und stellte Mont-Alban zur Rede. Mont-Alban war sein Kommandant zu dieser Zeit. Es scheint so, dass ihm Mont-Alban die blanke Wahrheit gesagt hat. Eine Frage der nationalen Sicherheit, Abwägung von Nutzen und Schaden, die anderen Opfer als bedauernswerte, aber unvermeidbare Kollateralschäden - dieser ganze verlogene Kram wird uns doch tagtäglich in den Medien serviert. Ja, und Pierre schaffte es nicht, den richtigen Blickwinkel einzunehmen. Er schaffte es nicht, über ein paar jämmerliche zweibeinige Kollateralschäden hinwegzukommen und das war ihm so enorm peinlich, dass er sich umbrachte. Friede seiner Asche.«

Steele verbarg das Gesicht in den Händen. Jeder schwieg. Ein Beobachter hätte geglaubt, in ein Wachsfigurenkabinett zu schauen.

Endlich ließ Steele die Hände fallen. Wenn er gekonnt hätte, wäre er ewig in der milden Dunkelheit hinter seinen Handflächen geblieben. Gedanken rasten durch seine Kopf, überschlugen sich, verschwanden. Welche Absurdität, zu dieser Zeit und an diesem Ort eine Wahrheit zu erfahren, hinter der er selbst vergeblich hergejagt war. Immer hatte sich Steele schuldig ge-

fühlt, weil er seine Familie nicht schützen konnte. Und nun kam eine andere Schuld, ein anderes Versagen. Er überließ seine Hände der Schwerkraft, als gehörten sie ihm nicht mehr. Schwer schlugen sie auf den Tisch.

»Ich hatte Sie im Verdacht, immer noch, bis jetzt«, sagte Steele.

»Was???'« Tony Tanner zuckte zusammen. Er hatte Lucille angeschaut und erst jetzt, als sie den Kopf gehoben hatte und ihn anblickte und Tony sich plötzlich wie eine Fliege im Spinnennetz im Treffpunkt aller Blicke fand, erkannte er, dass Steele zu ihm gesprochen hatte.

»Sie hatten den Flug gebucht, und Sie waren als einziger Passagier nicht an Bord gewesen«, sagte Steele.

»Ich weiß, ich weiß«, murmelte Tony Tanner verwirrt. Natürlich hatte er das gewusst. Aber es gewann eine völlig andere Bedeutung.

»Erinnern Sie sich nicht?«, mischte sich unvermutet der Conte ein. Seine Stimme klang wieder erstaunlich frisch.

Tony rieb sich die Stirn. Seine Verwirrung nahm immer mehr zu. Plötzlich schien er Angeklagter zu sein. Er registrierte, dass ihn Lucille offen anschaute und versuchte, ihren Blick zu deuten.

»Äh, ich hatte die Sache irgendwie schon vergessen. Ich war damals in Palermo und sollte eine Einweihung vorbereiten ... richtig, irgendein Herzog sollte die neue *British Library* an der Universität einweihen. Ich glaube, ich war drei Tage da, Routinekram plus ein bisschen Sicherheitsgedöns, weil man Ärger mit der Mafia fürchtete. Ich gab die Bedenken an den MI 5 weiter, damit sich deren Experten darum kümmerten. Dann flog ich zurück.«

»Aber nicht mit der gebuchten Maschine«, stieß Steele hervor.

Tony stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und raufte sich das Haar. »Stimmt, aus irgendeinem blöden Grund verpasste ich die Maschine. Ist mir sonst nie passiert. Ich weiß nicht mehr genau, was damals genau geschehen ist - ist schon seltsam, so vergesslich bin ich doch sonst nicht. Ich weiß, dass die Sache ziem-

lich kurios war. Einer dieser Tage, an denen man - na ja, an denen alles schiefgeht. Es gab irgendwelche Anrufe, die mich aufhielten und dann hatte der Taxifahrer einen Motorschaden und sein Funkgerät war im Eimer und er konnte keinen Ersatzwagen rufen ...«

Langsam richtete sich Tony Tanner auf.

»Soll das jetzt heißen«, fragte er den Conte - obwohl Tony in diesem Moment nur zu sich selbst zu sprechen schien - »soll das heißen, dass diese Maschine meinetwegen, ich meine, dass man mich ... und dass diese Geschichte mit dem Taxi und den Anrufen und der Verspätung, dass ... dass ... irgendwer mich ...?«

»Die Antwort hatten Sie schon lange, mein Freund. Jetzt haben Sie endlich die Frage zu dieser Antwort gestellt«, antwortete der Conte di Saloviva ruhig und freundlich.

Tony kamen neue Zweifel. Jetzt fingen hier wohl alle nacheinander an zu beichten. Und doch - diese Absolution durch den Conte nahm eine kleine Last von ihm, und so war Tony Tanner gar nicht undankbar, obwohl es ihn verwirrte. Aber sein Gefühl, dass nunmehr eine Tür aufgestoßen worden war, gab ihm endlich die Hoffnung, nun an die bitter entbehrten Erklärungen herankommen zu können.

Die schmerzhaft helle Fläche, die durch Tony Tanners verquollene Augenlider schimmerte, entpuppte sich nach einer Weile als die Decke seines Zimmers.

Tony hätte die Erkenntnis sicherlich mehr genossen, wenn sie nicht in Begleitung einiger Bergleute gekommen wäre, die in diesem Moment in seinem Schädel Sprengungen vornahmen, um den Abraum seines Restgehirns fortzuschaffen. Stöhnend drehte Tony den Kopf zur Seite. Die Positionsänderung brachte keine Erleichterung, stattdessen kitzelte der weiche Flor des Teppichs in seiner Nase. Aber auch diese ihm ansonsten fremde Erfahrung hatte für Tony Tanner ihr Gutes, denn auf diese Weise wurde er sich erstmalig an diesem Morgen über seine geografische Lage

innerhalb des Zimmers klar.

Tony lag mit dem Rücken auf dem Teppich, die Unterschenkel hatte er auf einen Sessel gelegt. Diese weltraumbewährte Position hatte ihm über die Nacht geholfen, jetzt allerdings wurden ihm ihre Nebenwirkungen bewusst. Sein Nacken war hart wie ein implantiertes Stück Eichenholz, seine Gliedmaßen waren eingeschlafen und begannen sich nun mit Ameisenkribbeln zurückzumelden.

Nach mehreren Anläufen schaffte es Tony Tanner, die Beine herunter vom Sessel und neben den Restkorpus auf den Teppich zu hieven. Als Reaktion begannen die Schädelbergleute sein Resthirn mit schwerem Gerät zu bearbeiten. Der Rest-Tony hatte immerhin noch so viel Einblick in die Natur seiner Situation, dass er sich über eines klar war: Er war selbst nur noch ein Rest.

Mühsam und unter akustischen Hervorbringungen, die für ein ganzes Altenheim gereicht hätte, gewann Tony die Senkrechte.

Dann musste er sich erst einmal an der Sessellehne festklammern, als stünde er bei Seegang auf einem Deck und darauf warten, dass sich sein Kreislauf langsam ebenfalls in die Senkrechte arbeitete und die Sterne vor seinen Augen verschwanden.

Irgendeine astronomische Katastrophe musste passiert sein, jedenfalls hatte sich der Helligkeitsgrad der Sonne gegenüber dem Vortag bedeutend verstärkt. Mit zusammengekniffenen Augen tastete sich Tony über den Balkon. Auf dem Tisch erwarteten ihn eine silberne Schale mit Aspirintabletten, einige Flaschen Mineralwasser und Röhrchen, in dem sich Mineralstofftabletten befanden. Tony war zu matt, um sich über eine derartig fürsorgliche Gastlichkeit zu freuen, wenn sie auch mehr als bewunderungswürdig war. Er ließ sich in den Sessel fallen und begann systematisch, seinen Flüssigkeitsverlust der letzten Nacht auszugleichen.

Nach einigen Aspirin und nachdem er die Flaschen mit dem Mineralwasser geleert hatte, fühlte er sich stark genug, um den

Weg ins Bad anzutreten.

Im Zimmer stieß er an eine Flasche, die klirrend zur Seite rollte und klirrend - und fürchterlich laut - gegen eine andere Flasche schepperte.

Das Klirren leerer Flaschen, in denen ein exklusiver und sehr schwerer Rotwein gewesen war, stand in ursächlichem Zusammenhang mit Tonys Zustand. Eine ausführliche kalte Dusche, eine lang währende Körperwäsche und dazu Aftershave in beträchtlichen Mengen, gaben Tony das Gefühl zurück, lebendig zu sein.

Die Apokalypse in seinem Kopf hatte sich zu einem normalen gutbürgerlichen Hammer-Kater gewandelt. Und damit zu einer Strafe, die Tony gerne akzeptierte. Als Anlass zur Besserung sozusagen.

Lästig war nur, dass seine Hände so sehr zitterten, dass er fünfmal ansetzen musste, bis der Krawattenknoten saß. Das war absoluter Negativrekord.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ Tony, der gerade auf dem Weg zurück auf den Balkon war, abdrehen.

Zuerst glaubte er an einen dummen Scherz, weil niemand draußen stand. Dann erst beugte Tony den schmerzenden Nacken und sah den weißen kahlen, mit einigen Haaren bedeckten Schädel von Benevoglio.

»Ich hatte gehört, dass es dir nicht so gut ginge«, sagte Benevoglio entschuldigend und sah Tony besorgt aus seinen großen blauen Augen an. »Darum wollte ich dich einfach mal besuchen. Ich hoffe, es ist nicht aufdringlich ...«

»Keineswegs. Ich freue mich«, antwortete Tony und übertrieb nicht. Er reichte Benevoglio den Arm, und gemeinsam gingen sie zu der Sitzgruppe. Wegen seines riesigen Buckels konnte Benevoglio sich allerdings nichts richtig setzen und musste in einer ziemlich lächerlich-neckischen Haltung am Rand des Sessels hocken.

»Sag mal«, fragte Tony. »Habe ich mir heute zu viel Aftershave

gegönnt? Ich fürchte, meine Nase funktioniert nicht richtig.«

Benevoglio steckte die Nasenlöcher schnüffelnd in die Höhe. Dann bildete sich auf seinem Gesicht die hässliche Fratze, von der Tony inzwischen wusste, dass sie ein Lächeln andeutete.

»Ich fürchte, Du hast tatsächlich etwas reichhaltig aufgetragen. Es riecht hier ein wenig so, wie beim Abschlussball einer Tanzschule. Du weißt, wenn sich die Jungen in ihre neuen Anzüge quetschen und die Mädchen mit weltmännischen Qualitäten beeindruckt wollen.«

»Ja danke, ich kann es mir ungefähr vorstellen«, murmelte Tony halb verdrossen und halb verschämt.

»Macht doch nichts«, munterte ihn Benevoglio auf. »Das verfliegt schnell. Und ich habe auch eine empfindliche Nase, also ist es wohl gar nicht so schlimm.«

Sein Blick fiel auf die beiden leeren Weinflaschen, die immer noch auf dem Boden lagen.

»Ich habe mir gestern die Kante gegeben. Ich hatte das dringende Bedürfnis nach einem Vollrausch.«

»Was hast Du dir gegeben?«, fragte Benevoglio besorgt.

»Die Kante. Ist so ein Ausdruck dafür, dass man sich zuschüttet ... ich meine, dass man sich betrinkt. Pillbury hat den Ausdruck immer verwendet. Er ist ein Kenner auf diesem Gebiet. Pillbury unterschied noch zwischen Kante, Vollkante und Voll-Endkante.«

»Pillbury ist ein Freund?«

Tonys *Ja* kam ohne Zögern.

»Du hättest ihn gerne bei dir gehabt um ... dir die volle Endkante zu geben, stimmt's?«

Tony nickte und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Tatsächlich, Pillbury hatte ihm gestern wirklich gefehlt. Pillbury mit seiner vulgären, so wundervoll erd- oder besser *asphaltverbundenen* Cockneylebensweisheit.

Weißt du, Alter, hätte Pillbury an diesem Morgen zu ihm gesagt, solange du keinen Kater im Schniedel hast, ist alles halb so

schlimm. Auf deine Rübe kannst du locker ein paar Tage verzichten, aber das andere ...

Aus irgendwelchen Gründen kam Tony just in diesem Moment Lucille Chaudieu in den Sinn. Er war sicher, dass sie abgereist war. Wahrscheinlich zusammen mit Steele ... Ja, sagte sich Tony, so gehen Dinge zu Ende, die nicht mal angefangen haben.

»Ich fürchte, ich bin kein guter Kamerad, wenn sich jemand betrinken will«, bekannte Benevoglio etwas kläglich. Dann strahlten seine blauen Augen und er schaute Tony liebevoll an. »Aber wir können ja üben. Zuerst nur ein kleines Glas. Ich gewöhne mich vielleicht daran.«

»Ich weiß deinen guten Willen zu schätzen.« Tony rieb sich lächelnd den Nacken. »Aber solche Alkoholorgien sind bei mir eher die Ausnahme. Gestern war einfach ein bisschen zu viel für meiner Mutter Sohn. Als ich das letzte Mal derart betrunken war, war ich gerade zwanzig, glaube ich. Eine Abschlussfeier. Hinterher habe ich stundenlang die Kloschüssel studiert und mir geschworen, nie zum Alkoholiker zu werden. Pillbury sagt: Am großen weißen Telefon mit Gott sprechen: Goooott, Goooott. Apropos Kloschüssel: Dein Tipp mit Mademoiselle war übrigens ein totaler Griff ins Klo, wenn ich das hier mal in ungeschöner Form zum Besten geben darf.«

»Oh.« Benevoglio verzog das Gesicht. In diesem Fall war sich Tony nicht sicher, ob es ein Lächeln oder eine Art Stirnrunzeln andeuten sollte.

»Vielleicht hast du etwas falsch gemacht. Oder ich habe mich wirklich getäuscht. Frauen sind fürchterlich kompliziert, glaube ich. Ich bin froh, dass ich mit ihnen nichts zu tun habe. Außer beruflich, meine ich. Ich habe auch nicht so besonders viel Erfahrung, wie du dir denken kannst. Außer mit den Nonnen in dem Waisenhaus, wo ich zwischendurch war.«

Benevoglio überlegte einen Moment, dann nahm seine ungesunde Hautfarbe eine dunklere Tönung an.

»Verstehe mich bitte nicht falsch, das mit der Erfahrung habe

ich natürlich nur so ... also, ich meine natürlich nicht, dass ich ...«

Tony hielt es für angebracht, einen raschen Themenwechsel vorzunehmen, obwohl ihm eigentlich eine Menge von Fragen nach Maddalena auf der Zunge lagen. Zudem hatte er selbst wenig Lust auf ein tiefschürfendes Männergespräch über den weiblichen Teil der Menschheit im Allgemeinen oder Maddalena oder Lucille Chaudieu im Besonderen. Zudem hatte er auch Angst, den Kleinen mit seinen Fragen auszunutzen.

»Wie geht es dem Conte?«, fragte Tony daher und versuchte, möglichst unbefangen dreinzuschauen.

»Bestens, bestens. Er begann schon sehr früh, mit dem Herrn Dorkas im Saal des Pendels zu arbeiten. Vorher besuchte er mich in der Bibliothek und erkundigte sich nach meinen Fortschritten.«

Damit rutschte Benevoglio von der Sesselkante.

»Ich muss jetzt aber wieder an die Arbeit. Der Conte scheint sie tatsächlich für wichtig zu halten. Vielleicht wollte er ja nur nett zu mir sein, aber ich habe das Gefühl, dass er es wirklich ernst meinte. Ich werde nämlich heute mit dem ersten Teil der Übersetzung fertig. Das ist so eine Art Schlüssel, mit dem man das restliche Buch sehr schnell verstehen kann. Ich kann bin selbst ganz gespannt.«

Tony half Benevoglio zur Tür. Der kurze Weg strengte den Buckligen merklich an. Trotzdem lehnte Benevoglio jede weitere Hilfe ab.

»Wir sehen uns heute Nachmittag, ja? Vergiss es bitte nicht!«, sagte er zum Abschied.

Tony sah ihm nach, wie er den Flur zur Treppe entlangging, mit der einen Hand als Stütze an der Wand entlangschleifend und mit kleinen angestrengten Schritten. Der Besuch bei Tony, dass erkannte der jetzt in aller Deutlichkeit, bedeutete für Benevoglio eine körperliche Qual. Und trotzdem war es Benevoglio das wert gewesen ...

Der tiefen Rührung folgte bei Tony sehr schnell eine weniger erhabene, dafür drängendere Empfindung. Sein Magen verlangte herrisch und unter lautem Knurren nach einer Füllung. Tony bestellte sich ein entsprechendes Frühstück und kurz darauf kam vom Balkon her der verlockende Duft gebratenen Specks. Ein Klopfen an der Tür hinderte Tony, sich sofort auf das Essen zu stürzen. Sein erster Gedanke war Maddalena, und dafür schämte er sich sofort.

Für einen Moment überlegte er, ob er das Klopfen nicht besser überhören sollte. Dann obsiegte seine gute Kinderstube, er schluckte das Wasser, das ihm inzwischen schon im Munde zusammengelaufen war, herunter, ertrank fast daran und öffnete die Tür.

»Du hast schon mal intelligenter ausgesehen«, sagte Lucille Chaudieu.

»Vermutlich nicht in deiner Anwesenheit.«

»Mm«, Lucille senkte den Kopf und warf Tony einen Blick zu. »Vermutlich hätte ich erst *Guten Morgen* sagen sollen oder so was. Darf ich trotzdem reinkommen?«

»Du darfst«, entschied Tony mit großmütigem Timbre. »Aber mal was ganz anderes, sagt man Stewardessen, den französischen zumal, nicht eine ganz ausgesuchte Zuvorkommenheit nach?«

»Zu Recht. Aber ich bin nicht im Dienst.«

Lucille schaute sich interessiert in dem Zimmer um. Dann krauste sie ihr entzückendes Näschen.

»Ich mag dein Aftershave. Ich wusste nur nicht, dass man es in Zehnliterkanistern kaufen kann.«

Es war ja nicht so, dass Tony Tanner grundsätzlich zu einer passenden Antwort unfähig gewesen wäre. Aber in seiner persönlichen Geruchsempfindung stand zurzeit die Herznote *Rührei mit Speck* so weit oben, dass er Lucille diesen Punkt kampflos überließ.

»Auf dem Balkon ist frische Luft und was für einen knurren-

den Magen«, sagte er daher nur. Auf dem Weg zu seinem Traumziel trat Tony gegen die beiden Flaschen, die er immer noch nicht weggeräumt hatte.

»Vorsicht, hier liegen Flaschen.«

»Ich hatte mit gedacht, dass in diesem Raum viele Flaschen herumliegen«, antwortete Lucille versonnen.

Sie betrat hinter Tony den Balkon und nahm am Tisch Platz. Erst als sie sich schon gesetzt hatte, riss sich Tony für eine Sekunde von der begeisterten Betrachtung des reichlichen Frühstücksangebotes los und deutete mit einer beiläufigen Bewegung an, sie möge doch bitte Platz nehmen.

Lucille war verärgert. Mehr über sich, als über ihn. Sie hatte die Sache mal wieder versiebt. Eigentlich wäre es Tonys Pflicht gewesen, die Tatsache ihres Besuches als eine überirdische Gnade anzusehen und sich entsprechend zu verhalten. Stattdessen trug er sich mit den deutlichen Folgen einer durchsoffenen Nacht herum, roch aufdringlich wie ein Zuhälter und beglotzte den Teller mit Rührei mit einer Begeisterung, mit der sich ansonsten schlimmstenfalls notgeile Sekundaner die Pornohefte ihrer älteren Brüder anschauen. Nun gut, sagte sich Lucille, Tony Tanner war ein Mann und daher von Geburt an nur vermindert zurechnungsfähig. Sie konnte mit derartigen Exemplaren umgehen. Aber dieser Kerl mit seinem zerknautschten Charme brachte sie immer wieder auf die Palme und machte es ihr unmöglich, ihre spitze Zunge im Zaum zu halten. Er hatte eine für Lucille Chaudieu geradezu unanständige Mischung aus Weltläufigkeit und rührender Hilflosigkeit, wie er durch sein Zimmer taperte und gegen leere Flaschen dengelte. So eine Art von Teddybär, zu dem man *Sir* sagen muss.

Obwohl Lucille normalerweise äußerst schnell dachte, hatte Tony Tanner am Ende dieser ihrer Überlegungen schon die erste Brotscheibe mitsamt Rührei und Speck vertilgt. Nach dieser Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse war er auch wieder der Lage, sich seinem schönen Gast zu widmen.

»Möchtest Du vielleicht auch etwas ...?«, fragte Tony also höflich.

»Nein danke, ich habe schon vor einigen Stunden gefrühstückt. Ich bin heute spät aufgestanden.«

»Ein Tee vielleicht?«

»Nein danke.«

»Ein Glas Orangensaft?«

»Nein danke.«

»Tja ... ähm ...«

Eine längere Pause trat ein.

»Du willst doch nicht etwa diese Würstchen mit Senf zum Frühstück essen?«, erkundigte sich Lucille nach einer Weile.

Tony war zu beschäftigt, mit einem kleinen Löffel die exakt berechnete Menge Senf auf das abgeschnittene Wurststück zu träufeln, dass er nicht aufblicken konnte. Dann stopfte er sich beides genussvoll in den Mund, kaute mit glänzenden Augen und lauschte mit seinen Geschmacksnerven förmlich dem schon geschluckten Bissen hinterher.

»Doch, hatte ich vor.«

Lucille rückte ein wenig im Sessel und schlug ein Bein über das andere. Im Sonnenlicht, das in diesem Moment durch eine Wolke brach, schimmerte ihre Haut wie Seide.

»Ich bin eigentlich gekommen«, begann Lucille zögernd, unterbrach dann, weil sie irgendetwas an ihrem Sandalenriemen richten musste, wobei der Saum ihres roten Rockes ein wenig über die Knie nach oben rutschte und die zarte Haut ihrer Oberschenkel freilegte, »um mich ... nun ja, ich war gestern nicht allzu fair zu dir. Ich meine die Sache, dass ich unser Gespräch all den anderen weitererzählt habe. Das war mies von mir.«

Vorbei an zwei Gipfeln von Rührei, die sich aus der Toastebene in den Himmel wuchteten und von todesmutigen Speckstücken erstiegen wurden, peilte Tony in Richtung Lucille.

»Wir alle haben unsere schwachen Phase«, wusste er beizutragen

gen, bevor er die Landschaft in seiner Hand durch einen kräftigen Biss entscheidend veränderte.

»Es war nicht das. Weißt du, ich habe mich mit der Sache seit Langem herumgequält, ich habe sie verdrängt. Aber irgendwie kann eine Frau wie ich das nicht für alle Ewigkeit. Und jetzt, ich meine gestern Abend, da musste es eben raus. Als du gesagt hast, wir wären alle Versager und dich als erstes Beispiel nannstest, da wurde mir klar, wie es mit meinem Leben aussieht. Ich bin sicher, wenn Steele oder Little oder der putzige Dorkas damit angefangen hätte, dann wäre mir die Sache ... am verlängerten Rücken entlanggegangen. Aber, als du über dein Leben sprachst, Tony ...

Ein Rührei-Sturz nahm Tony Tanners Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Er rettete die Situation mit weltmännischer Routine und griff zur Serviette, um sich seine bekleckerten Finger zu säubern. Im Hintergrund seiner Aufmerksamkeit bemerkte er das Gesicht von Lucille Chaudieu. Ihre großen dunklen Augen waren auf ihn gerichtet, sie strömten Wärme aus und mehr als das und sie hätten ihn zweifelsohne interessiert, wenn er nicht vor der Frage gestanden hätte, ob er nicht doch noch diese würzige Tomatensoße mit einem weiteren Würstchen kosten sollte.

»Du warst so ehrlich, so illusionslos und doch so tapfer. Das ... das hat mich schwer beeindruckt, Tony und überhaupt, muss ich dir sagen ...«

»Kannst Du mir bitte mal die Schale mit der Tomatensoße reichen? Danke.«

»Du kannst mir glauben, dass ich nicht wirklich so ruppig sein will. Na ja, es ist einfach eine Art von Unsicherheit, weiß du. Mit Dorkas kann ich mich ganz locker unterhalten, er ist ja auch sehr nett und irgendwie absolut witzig, aber wenn wir, ich meine du und ich, dann ...«

»Klasse, ein kleines scharfes Ding.«

»Wie bitte?« Lucille befürchtete, dass jetzt die Konfrontation mit Maddalena käme.

»Hier sind Pepperoni drin. In der Soße. Absolut scharfe Dinger.«

»Ja, toll. Ganz toll.«

Daraufhin schwieg Lucille und betrachtete mit abgewandtem Gesicht den Garten. Ihre Arme hatte sie wie gestern Abend um den Oberkörper geschlungen wie einen Schutzschild. »Soll ich dir eine Decke besorgen«, fragte Tony nach einer Weile und in etwa fünftausend Kalorien später.

»Nein, wieso?«

»Ich dachte, du hättest gefröstelt.«

»So, dachtest du? Es ist eigentlich recht angenehm warm.«

»Verzeihung, ich wollte dir nicht zu nahe treten.« Tony hielt sich die Hand vor den Mund und demonstrierte, dass man auch einen kleinen Rülpsler zur Demonstration höchster Kultiviertheit nutzen kann.

Lucille stand auf.

»Danke für dein Verständnis«, sagte sie trocken und stand auf. »Ich gehe also davon aus, dass du mir wegen gestern nicht weiter böse bist?«

»War ich sowieso nicht.«

»Aha. Ja dann ...«

»Tut mir leid, wenn ich etwas unaufmerksam war«, entschuldigte sich Tony. »Ich hatte einfach einen Heißhunger. So was kommt wohl von dem Alkohol.«

»Du meinst von deinem, wie sagt man, Betrinken?«

»Exzess! Exzess ist das richtige Wort. Man kann auch Vollkante sagen.«

»Dann hat dich die ganze Sache gestern Abend wohl ziemlich mitgenommen?«

In Tony Tanners Hinterkopf begann eine Alarmglocke zu schrillen. Das Frühstück machte sich in seinem Magen breit wie der gute Onkel Joe im Plüschsessel und verbreitete Behaglichkeit. Jetzt hatte Tony keine Bohrmannschaft mehr im Kopf und keinen neandertalerischen Heißhunger mehr. Es blieb Zeit für

die feineren Sentiments, und in diesem Zusammenhang fiel ihm ein, dass Lucille durchaus sein plötzliches Interesse für Maddalena bemerkt haben musste, die ihn mindestens ebenso verwirrt hatte wie der Blick hinter die Türen seiner Zukunft. Er fühlte in diesem Moment, dass Lucille hier war, um verlorenes Terrain zurückzugewinnen, und das ehrte und rührte ihn.

Um einer Dame wie Lucille Chaudieu eine Freude zu machen, das wusste Tony, musste man ihr nur Gelegenheit zu einer schallenden Backpfeife geben. Kurz überschlug er alle Möglichkeiten, während er sie zur Tür begleitete.

Ja, jetzt hatte er die Wange gefunden, die er der Dame zum Abklatschen hinhalten konnte!

»Würdest du mir die Freude machen und mit mir einen kleinen Spaziergang unternehmen?«

Drei, zwei, eins, Tony konnte das Pfeifen der Granate hören und musste innerlich grinsen. Frauen waren ja so simpel.

»Ja.« Lucilles Stimme hatte etwas, einen Klang, den man normalerweise nur in spanischen Arenen hört, wenn der Matador den Stier mit einem Stich erledigt hat und das Publikum auf die Sitze steigt.

»Wie bitte?«

»Gern! Musst du dich noch umziehen?«

»Hä?«

»Was ist, was schaust du so verwirrt, Tony?«

»Nichts, nichts, ich dachte nur, dann könnten wir uns wirklich ... äh ... aussprechen, ja, aussprechen könnten wir uns.«

»Das wäre so schön, Tony!«

Der menschliche Geist ist von dem Schöpfer des Universums mit gewissen Mechanismen ausgestattet, die ihm jede Form wirklicher Zufriedenheit, um den Begriff Glück erst gar nicht zu erwähnen, erst nach einer langen Phase harter innerer Arbeit er-

möglichst.

Diese weise, dem Menschen jedoch nicht immer völlig einsichtige Einrichtung des Schöpfers brachte Tony Tanner an diesem Tag erneut in leichte Verwirrung.

Nachdem er am Vortag über genau dieses Gelände gestreift war, um ganz zufällig Lucille Chaudieu zu treffen und mit ihr ins Gespräch zu kommen, schritt sie nun neben ihm - und er bemerkte bei sich keinerlei Ansätze zu Ekstase und Jubel.

Es stimmte - Lucille hatte ihn gestern bloßgestellt, *in die Pfanne gehauen* wie Pillsbury es formulieren würde. Das hatte im ersten Moment wehgetan, sehr weh, wie sich Tony jetzt ehrlich eingestehen musste. Aber damit war der Abend ja nicht zu Ende gewesen. Und der Grund, warum sich Tony Tanner das Hirn weg-saufen wollte, war nicht die Boshaftigkeit einer schönen Frau, sondern die Tatsache, dass es Kräfte gab, die Dutzende von Menschen über die Klängen springen ließen, um ihn, Tony Tanner, zu beseitigen. Es war nicht Angst oder eine Art von nachträglicher Panik, die Tony so verwirrte, sondern die Vorstellung, knapp dem Tod entronnen zu sein.

Es war etwas anderes, das er nicht genau formulieren konnte, und genau darum quälte es, wie irgendein wichtiger Begriff, der auf der Zunge liegt, den man aber aussprechen kann. Nach längerem Nachdenken verglich es Tony mit der Empfindung, dass irgendjemand hinter einem steht. Man dreht sich schnell um und da ist keiner. Aber das Kribbeln im Nacken bleibt und man ist sicher, dass man sich nicht täuscht.

Um es kurz zu machen: Wenn Lucille ihm in diesem Augenblick gesagt hätte *Ich treibe es ständig mit Steele, ich bekomme bei ihm sieben Mal einen Orgasmus, und sein Dingeling ist so riesig, dass du eine psychiatrische Behandlung brauchtest, wenn du es sehen würdest*, dann hätte Tony freundlich gelächelt und es wäre ihm egal gewesen.

Dabei war Lucille sensationell. Sie war nicht gerade aufgedreht, aber sie wirkte wie frisches, kaltes Mineralwasser mit ei-

nem Spritzer Aquavit - oder irgendeinem anderen Zeug, das zugleich in der Kehle brennt und auf angenehme Art benebelt.

Als sie hinaustraten, berührten sich ihre Arme für einen Moment und Tony spürte die Wärme und Weichheit ihrer Haut wie eine ferne, aber köstliche Erinnerung - eine Mischung aus Streicheln und elektrischem Schlag.

Lucille ging vor ihm die Treppe hinunter, hüpfte in ihrer geschmeidigen Art, dass ihre Haare flatterten, und Tony wunderte sich, dass Frauen so schmale Schultern haben konnten und so zarte, schlanke Arme, die in unglaublich eleganten Händen endeten. Tatsächlich konnte Lucille Chaudieu diesen Stufen abwärts gleiten wie das klare Wasser eines römischen Brunnens, das von der oberen in die unteren Schalen fließt. Weniger poetisch: Sie war zum Anbeißen.

Spätestens, als sie unten an der Treppe ankam und mit einem klingenden Lachen um einen Gärtner herumhüpfte, der ihr aus Versehen in den Weg trat, war sich Tony Tanner sicher, dass Lucille einen Ersatz für den nächsten Alkoholexzess sein könnte.

»Wohin?«

»Ich würde mir gerne einmal den kleinen Wald anschauen«, erklärte Lucille.

Oh Mann ... Tony spürte, dass seine Haut prickelte, als würde ihm Champagner aus den Poren quellen. Mal abgesehen davon, dass Lucille bei ihren einsamen Streifzügen diesen Wald mit mehr als eintausend prozentiger Sicherheit schon ausführlich erkundet hatte, besaß dieser Hain mit seinen lauschigen Plätzen und seinen Lichtungen voller gedämpftem Licht auch eine hohe symbolische Bedeutung.

Und eine praktische. Tony schluckte. Auf irgendeine Art war die Sache schon entschieden. Es konnte nichts mehr schiefgehen und trotzdem war er jetzt am Zug und musste die richtigen Dinge zur rechten Zeit tun.

Während sich in Tonys Nase der Duft von frisch gemähtem

Gras mit dem Duft von Lucilles Parfum mischte, machte er sich Gedanken darüber, ob sein Deo allen kommenden Anforderungen gerecht werden könnte. Er hatte Zweifel. Unter seiner Achsel bildete sich so etwas wie eine feuchte Tropfsteinhöhle. Schweißflecken im Hemd wirkten sicherlich auch auf Französinen nicht erotisierend, sagte sich Tony und bemühte sich völlig verkrampft um Entspannung.

Lucille lächelte ihn an. Sobald das Mädels seine Kratzbürstigkeit ablegte, war sie schlicht süß. Besser als eine Meg Ryan, die man in Zucker gewälzt hat, stellte Tony fest und fand den Vergleich blöde, weil es immer Francine gewesen war, die ihn in Filme mit dieser Hollywoodsüßspeise geschleift hatte, die er eigentlich nicht ausstehen konnte, weil er jedes Mal einen letalen Zuckerschock im Kinossessel befürchtete.

»Was ist? Du bist so still.« Lucille stupste ihn sanft an. Die Berührung ging Tony wieder durch und durch. Dieses Mädels hätte einen altersschwachen Eunuchen zur Sexmaschine werden lassen ...

»Tut mir Leid«, murmelte er und ließ den Kopf etwas hängen. »Mir steckt wohl noch der Alkohol in den ... (hier hätte Tony fast *in den Gliedern* gesagt) ... im Kopf. Ist sonst nicht meine Art. Aber ich war gestern einfach fertig, hat mich alles ein wenig runtergezogen ...«

Kunstvoll ließ Tony den Satz in ein unverständliches Gebrabbel ausklingen und senkte den Kopf noch etwas mehr. Das war miesestes Schmierentheater, aber im Krieg und so weiter war jedes Mittel recht und Lucille fuhr total darauf ab.

Sag einer Frau, dass sie dich so richtig fertiggemacht hat und du sammelst Punkte noch und nöcher, sagte sich Tony und verdrängte erste Anflüge von schlechtem Gewissen. Das lästige Aber-Ich bekam keine Chance, sich weiter aufzuplustern, denn Lucille ging jetzt ganz nahe neben ihm und legte ihren Arm um den seinen.

»Vergessen wir bitte, was war«, hauchte sie. »Lass uns ganz neu anfangen. Ich habe gestern eine ungeheure Menge an Ballast

abgeworfen. Mein ganzes vorheriges Leben. Die Zeit mit Pierre - der mir klargemacht hat, dass er ein in der Wolle gefärbter, eingebildeter Mistkerl war, der mich nur als ein Schmuckstück ansah, das zu seinem Renault Alpine passte. Ich brauchte lange, um das zu akzeptieren. Und dann Mont-Alban. Er hat mich fasziniert und angewidert und ich hasste es, dass er mich faszinierte, ich kam mir so schmutzig vor, so erniedrigt, so nichtswürdig ...«

Sie hielt an und zwang damit auch Tony zum Stehenbleiben. Ihr Arm blieb um seinen geschlungen, aber nun drängte sie ihren geschmeidigen Körper gegen ihn. Sie schaute ihn an, mit Augen, dunkel von Verlangen und Hoffnung. Tony spürte Lucilles warmen Atem auf seiner Wange. Seine Hand fand ihre Hüfte und fuhr über die leise knisternde Seide ihres Rocks, über ihre straffe Taille. Sie seufzte kaum merklich, als er sie berührte.

»Tony«, flüsterte Lucille.

Es war ein Name, den Tony Tanner noch nie gehört hatte, ein Name wie ein Versprechen, wie ein neues Leben, das ihm geschenkt wurde. Ihre Augen trafen sich. Lucilles Blicke waren wie ein Abgrund, eine Tiefe, die darum bettelte, dass sich Tony darin stürzen möge.

»Lass uns noch einmal bei null anfangen«, hauchte Lucille.

»Bitte, wir vergessen alles, was war, und lassen alles neu sein. Wenn du nur willst ...«

Tony hörte jedes ihrer Worte und spürte zugleich ihren Atem auf seinen Lippen. Ihre freie Hand legte sich auf seinen Nacken, er erschauerte den Druck ihrer Finger, die unsicher waren, nervös, weich, voller Begierde, zugleich Frage und Bitte.

Lucille schloss die Augen, stellte sich auf die Zehenspitzen und überbrückte die letzten Zentimeter, die sie beide noch vom Paradies trennten.

Dann begann Tony Tanner wegzurennen.

Little saß zu dieser Zeit dort, wo er zu dieser Zeit immer saß ... an einem Tisch, von dem aus der Blick über das Gelände schweifen konnte. Sein Gesprächspartner war auch derselbe wie immer - ein bärtiger, langhaariger Mann, der mit seinen dunklen Augen, den wuchernden Augenbrauen und der großen Adlernase das Idealbild eines fanatischen Mönches abgab. Tatsächlich hatte es im Leben von Iohannis Panpopidis eine Reihe von Ereignissen gegeben, die dem Ideal der mönchischen Askese geradezu diametral entgegengesetzt waren. Panpopidis war der Sohn einer holländischen Mutter und eines griechischen Vaters, aufgewachsen in einer alternativen Kommune auf Rhodos.

Der Zufall wollte es, dass die Entwicklung seines Hormonsystems in etwa mit den ersten Beben der Hippiezeit und ihren sexuellen Gepflogenheiten zusammenfiel. So ergänzten sich kulturelle Umschwünge mit seiner persönlichen Prädisposition auf das Beste, und Panpopidis verbrachte glückliche, wenn auch schweißtreibende Jahre mit zahlreichen Mitmenschen, von denen er heute eigentlich nur wusste, dass sie jung, weiblich, willig und auf der Suche nach dem eigenen Ich, dem Glück, dem Geheimnis des Daseins und so weiter waren.

Dergleichen konnte Panpopidis nicht bieten, aber was er bot, reichte immerhin, um die Welt ein klein wenig glücklicher zu machen. Irgendwann kam Panpopidis einem temperamentvollen Begleiter einer solchen Schönen in die Quere, im Sinne des Wortes und mit seinen Rippen, zwischen die erstgenannter eine Messerklinge platzierte. Umgeben von außerordentlich unattraktiven älteren Krankenschwestern, über deren Oberlippen mehr Flaum wucherte, als sich so mancher erblühende Sechszehnjährige zu ersehnen wagt, hatte Panpopidis viel Zeit, über sein bisheriges Leben nachzudenken. Er fand es einfach klasse und nahm es erneut auf, sobald er sich aus dem Krankenhaus entfernen konnte.

Soviel wusste Little von seinem bevorzugten Gesprächspartner, und mehr war über das Leben des Panpopidis auch nicht zu berichten, weil nicht mehr stattgefunden hatte. Warum sich die-

ser Rauschebart hier auf Collesalvetti aufhielt, blieb Little ein Rätsel.

»Außenseiter sein«, sagte Panpopidis in diesem Augenblick und zupfte, wie es seine Gewohnheit war, an seinem Bart, »kann man ja durchaus von zwei Seiten sehen. Es kann ja durchaus auch die Mehrheit, die Masse der Menschen sein, die außen vor ist.«

»Das erscheint mir die Perspektive des Rolls-Roycefahrers.«

»Die deswegen aber nicht falsch sein muss.«

»Nein«, Little hörte seine Stimme wie die einer anderen Person, weil er mit den Gedanken schon viel weiter war.

»Noch einen Mokka? Sie sehen so blass aus, mein Lieber«, erkundigte sich Panpopidis.

»Gerne. Mir ist in diesem Augenblick etwas eingefallen. Es ist seltsam - manche Erinnerungen kommen so plötzlich, als würde sie erst in dem Moment entstehen ...«

Little starrte auf den braunen Schaum auf seiner Tasse.

»Erfreuliche Erinnerungen?«, erkundigte sich Panpopidis und zupfte dieses Mal an seinen Augenbrauen.

Little zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Es geht um einen Bekannten meines Vaters. Oder besser, um die Geschenke, die er mir manchmal schickte. Es waren nur selten Spielzeuge. Meistens Bücher oder irgendwas in dieser Richtung. Na ja, ich wusste damit selten etwas anzufangen, aber weil ich wusste, dass mein Vater vor diesem Mann ungeheuren Respekt hatte - und mein Vater hatte sonst nur vor Maschinen Respekt - beschäftigte ich mich mit diesem Kram, der mir eigentlich eher auf den Geist ging. Nun ja, gestern Abend kam mir ein Bild in den Sinn. Das Bild eines Mannes, den ich vor kurzen gesehen hatte.

Und da wurde mir klar, dass ich mir diesen seltsamen *Onkel Wock* immer genauso vorgestellt hatte. Geheimnisvoll, gefährlich, abgehoben, eine einsame Gestalt. Ein Außenseiter, der draußen bleiben will. Und einer, der Macht hat, ungeheuer viel

Macht. Im Grunde habe ich es gehasst, dass er mich mir diesen *Geschenken* beglückte. Meinetwegen hätte er einem anderen damit auf den Geist gehen sollen. Es war eher Furcht vor meinem Vater, dass ich mich damit beschäftigte, ich meine mit diesen kuriosen Gaben. Irgendwann hatte ich dann das Gefühl, dass an mir ja etwas Besonderes sein muss, wenn sich so eine Gestalt wie dieser Onkel Dingsbums die Mühe macht, mich auf seine spezielle Art zu beglücken. Also musste dieser Kram, den er mir zuschickte, auch eine besondere Bedeutung für mich haben.«

»Klingt überzeugend.«

»Ich war schließlich überzeugt. Heute frage ich mich, ob er mich damit nicht exakt dorthin gelockt hatte, wo er mich hinhaben wollte.«

»Und das wäre wo?«, fragte Panpopidis und zupfte an einem Nasenhaar. »Ich habe absolut keine Ahnung!«

Little hob seine Mokkatasse zum Mund, nahm einen Schluck und ließ die Tasse fallen. Klirrend zerbrach sie auf dem Tisch. Auf dem Tischtuch breitete sich ein brauner Fleck aus ...

Für Steele hatte der Tag gut begonnen. Sein morgendlicher Dauerlauf führte ihn über das taufeuchte Gras der weiten Rasenflächen von Collesalvetti. Seine Schritte hinterließen eine silbrig glänzende Doppellinie, von den Ästen rieselten kühle Tropfen, wenn ein Windstoß durch die Bäume fuhr.

Das graue Frühlicht enthüllte einen bedeckten Himmel - das erste Mal seit Steele mit seinen Begleitern an diesem Ort eingetroffen war. Diese Wetteränderung verursachte bei ihm ein kaum merkliches Unbehagen, als könnte er, fast unbewusst, ein bedrohliches Knacken und Knirschen in der Welt vernehmen. Der blaue Himmel und die Wärme des Frühherbstes schienen so selbstverständlich mit diesem Ort verbunden zu sein, dass jeder Wechsel eine andere Bedeutung bekam, die weit über das bloße meteorologische Faktum hinausreichte.

Ärgerlich schüttelte Steele diese Empfindung ab und konzen-

trierte sich völlig auf das Laufen. Der Rhythmus von Ein- und Ausatmen gewann die Oberhand über das Unbehagen, die Sicherheit seiner kraftvollen Schritte wirkte überzeugender als jede Grübelelei.

Steele lief sich warm, steigerte dann das Tempo und drehte seine Runden. Er schien, abgesehen von einigen Amseln, die aus dem Wäldchen auf den Rasen glitten und den Läufer mit hochgerecktem Schnabel zugleich herrisch und misstrauisch beäugten, bevor sie sich dem Wurmfrühstück zuwandten, das einzige Lebewesen weit und breit zu sein. Selbst das Gebäude schien noch zu schlafen.

Als Steele vom Gras herunter und auf den Kiesweg lief, der an der Seite des Gebäudes entlang führte, hörte er Stimmen und das Klappern von Geschirr aus der Küche. Zwei Mädchengesichter erschienen in einem offenen Fenster und schauten neugierig nach dem Mann, der schnaufend und mit wuchtigen Schritten über den Kies knirschend vorbeieilte. Steele hatte genug Atem, um ihnen einen vernehmlichen Gruß entgegenzuschicken. Sie antworteten fröhlich und verschwanden dann blitzartig. Aus dem leeren Fensterrahmen erklang ihr mädchenhaftes Gekicher - silbrig klingende, reizende Albernheit wie das Gezwitscher von bunten Paradiesvögeln.

Nach einer Stunde war Steeles Baumwollanzug bis in die letzte Faser schweißdurchtränkt. Seine Oberschenkel begannen zu brennen und Trockenheit machte sich in seiner Kehle breit. Die Schritte wurden kürzer, verloren ihre federnde Kraft. Jetzt übergab der Körper das Kommando an den Willen und so lief Steele mit erhöhtem Tempo eine weitere halbe Stunde. Er nahm seine Umwelt nicht mehr wahr, befand sich in einem Tunnel, der aus den nächsten Schritten bestand, die er zu erledigen hatte.

Dann konzentrierte er sich auf die letzte Temposteigerung seines Laufes. Er nahm sich vor, bis zur übernächsten Zypresse mit höchster Geschwindigkeit zu laufen. Das waren etwa zwanzig

Schritte mehr, als er sich bisher abverlangt hatte.

Steele beschleunigte bis zu dem Busch, den er sich stets als Marke gewählt hatte, erreichte höchstes Tempo und rannte wie von Teufeln gehetzt, rannte, während die Luft wie heißes Wasser in seine Lunge floss, sein Herz wie ein irregewordenes Tier tobte und der Kopf zu platzen schien. Vor seinen Augen wankte die Landschaft, durchgerüttelt von seinen eigenen, hämmernden Schritten nahm Steele nur noch unklare, verwischte Bilder wahr. Jede Bewegung war nur noch ein Ausdruck von purem Schmerz. Jeder Meter, den er zurücklegte, war für Steele eine Beute. In seiner raubtierhaften Entschlossenheit riss er den Weg Stück für Stück hinter sich. Er schaffte sieben Schritte mehr als geplant und pendelte dann mit schlenkernden Armen, nach Luft schnappend, aus.

Im Stehen kippte er seine isotonische Getränke, die ihm vor dem Eingang des Gebäudes serviert wurden. Die Szene entbehrte nicht einer gewissen Komik - ein völlig durchgeschwitzter Mann, der unruhig und immer noch schnaufend hin und her ging, während ein stoisches Hausmädchen in langem, blau-weiß gestreiftem Kleid und rüschenverzierten Handschuhen ein Silbertablett mit fünf Gläsern hielt.

Danach zog sich Steele um, machte sich etwas frisch und ging in den Raum, den er persönlich *Folterkammer* nannte. Niemand hätte beim Anblick von Collesalvetti erwartet, dass sich hinter der historischen Fassade ein Sportstudio befand, dass es mit allen derartigen Einrichtungen in einer Großstadt aufnehmen konnte. Allem Anschein nach war Steele der einzige Benutzer aller dieser chromglänzenden Maschinen.

Steele wurde von einem Trainer begrüßt. Nun ja, sagte sich Steele, dieser junge Mann schien neben ihm selbst der zweite Benutzer der Hanteln und Gewichte zu sein. Wie üblich kam die Frage, ob Steele musikalische Untermalung wünschte. Steele hielt musikalische Untermalung beim Gewichtstraining für eine Macke von Weicheiern und Hausfrauen, er wollte sich auf die

Anstrengung konzentrieren und gönnte sich auch bei der zehnten Wiederholung im dritten Durchgang derselben Übung keinerlei Ablenkung.

Jetzt aber reizte ihn die mit einer gewissen provokativen Selbstverständlichkeit gestellte Frage: »Wünschen der Herr vielleicht etwas Musik zur Unterhaltung?« und Steele antwortete: »So was wie Techno, hart, schnell und laut!«

Er gab diese Antwort, weil er von der Unerfüllbarkeit seines Wunsches überzeugt war.

Er sah (vielmehr *hörte*) sich getäuscht und war gezwungen, die nächste Stunde mit der akustischen Kulisse von hastigen Beats zu verbringen. Es war ungewohnt, ergänzte sich aber, so fand Steele nach einer Weile, ganz gut mit dem Surren der Seilzüge und einer gleichförmigen Tätigkeit, die äußerste Energie erforderte.

Der Trainer hatte die Aufforderung zu lauter Musik sehr wörtlich genommen. Als Steele auf der Hantelbank lag, konnte er spüren, wie die Bässe alles in Vibration versetzten.

So schlecht war das alles nicht, die hämmernden Klänge waren, obwohl Produkte elektronischer Instrumente, auf urtümliche, archaische Art mitreißend. Sie krochen förmlich unter die Bauchdecke, vermittelten Energie und Aggressivität.

So fiel es Steele leichter, sich durch seinen Übungsplan zu quälen. Zuletzt kamen die Brustmuskeln an die Reihe. Die Langhantel lag in ihrem Ständer bereit, Steele legte sich auf die Bank, schob sich unter sie und drückte das Gewicht nach oben.

Er war erneut schweißgebadet. Beim letzten Durchgang ließ sich Steele zehn Kilo mehr Gewicht auf die Hantel legen und begann dann verbissen, den Stahl gegen die Schwerkraft zu bewegen. Die ersten drei Wiederholungen schienen überraschend leicht, die nächsten drei forderten Steele alles ab, die siebte schaffte er nur noch unter äußerster Anstrengung.

Aber Steele wollte acht Wiederholungen. So ließ er das Gewicht auf seiner Brust ruhen, schnappte Luft und fing an, mit ro-

tem Kopf, zusammengebissenen Zähnen und gefährlich angeschwollenen Adern, das Eisen hochzudrücken. Seine Muskeln brannten, die Arme zitterten. Von der Person Steele blieb in diesem Moment nichts mehr übrig. Sein Körper hatte nichts mehr mit ihm zu tun, seine Muskeln waren lediglich die Hülle für einen Willen, der sich auf den Satz *Ich schaffe es* konzentrierte. Mit einer Mischung aus Zischen und Keuchen brachte Steele die Hantel zum achten Mal in die Höhe, zwang seine zitternden Arme, das Gewicht in die Ablage zu platzieren und erst dann ließ er die Arme sinken.

»Sehr schön, hat Spaß gemacht«, konnte er nach einigen Sekunden sagen. Er setzte sich auf die Bank und genoss das Prickeln in seinen geschwollenen Muskeln.

»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, so erscheint mir die Art Ihres Trainings nicht als optimal«, sagte der Trainer.

»Sicher ist sie nicht optimal. Aber sie ist die, die ich will.«

Im sprudelnden Wasser des Entspannungsbades betrachtete Steele die blauen Striemen, die seine Schultern, seine Arme und seinen Oberkörper überzogen. Jeder markierte einen Treffer von Meister Ki. Was der äußerlichen Betrachtung entging, waren die Einschlagspuren in Steeles Selbstbewusstsein. Meister Ki hatte ihn schon bei ihrer ersten Begegnung auf das Format eines - im Sinne des Wortes - *blutigen* Anfänger reduziert. Schlimmer noch, denn ein Meister, der erkennen muss, dass er ein Nichts ist, steht schlechter da als ein Anfänger, der auf dem langen Weg des Lernens die ersten Schritte unternimmt.

Trotzdem bedeutete es jetzt für Steele ein Vergnügen, sich in das weite, blaue Kendo-Gewand zu kleiden und über den kurz geschorenen Rasen zur Fechthalle zu gehen. Ein Blick zum Himmel zeigte ihm dicke weiße Wolken, die sich mit großmütterlicher Betulichkeit durch das Blau bewegten. Wenn sie die Sonne verdeckten, so geschah das in einer Art, als wollten sie den Menschen sagen: »Schont doch eure Haut, Kinderchen!«

Der Weg zur Fechthalle führte durch eine steinerne Pforte in einer dichten Dornenhecke. Dahinter lag das flache schmucklose Gebäude, das im ersten Augenblick wie ein misslungener Bastard aus westlichem Zweckbau mit japanischen Architekturformen wirkte.

Erst nach einigen Tagen hatte Steele festgestellt, dass das Gebäude tatsächlich schon mehrere Hundert Jahre alt war und dass die japanischen Versatzstücke, wie Wandschirme und Rollbilder wertvolle Originale darstellten. Auf einem dieser Bilder waren die Schiffe der europäischen Langnasen dargestellt, was Steele zu der Vermutung führte, dass einer der Vorbesitzer von Collesalvetti Kenntnisse der japanischen Kultur hatte, vielleicht aus eigener Anschauung, und versuchte, an dieser Stelle Orient und Okzident zu verschmelzen.

Wie üblich hatte Meister Ki schon die schweren Schiebetüren der Südseite geöffnet. Der Blick fiel auf den dunklen Holzboden, den Generationen lauender, angreifender und zurückspringender Füße blank poliert hatten.

Die beiden Männer begrüßten sich - Steele mit einem Vorbeugen des Oberkörpers, Meister Ki mit einem Kopfnicken.

Statt wie üblich sofort die Schutzrüstung anzulegen und zu den Bambusschwertern zu greifen, deutete Meister Ki auf einen dreibeinigen Schemel an der einen Seite der Halle.

»Ruhe finden zuerst du musst«, nuschelte Meister Ki mit seiner Fistelstimme. Ohne sich weiter um Steele zu kümmern, zog er sich auf eine Matte auf der gegenüberliegenden Seite zurück und versank in Meditation.

Etwas ratlos setzte sich Steele auf den Schemel. Er hatte mit Anspannung und Bewegung gerechnet, das stille Sitzen stellte ihn vor eine ungeahnte Herausforderung.

Meister Ki hatte Steele, das stellte der mit wachsender Verärgerung fest, einmal mehr ausgetrickst. Genauso wie bei allen Übungsstunden, wenn er Steeles Angriffsbewegungen schon im

Ansatz parierte, Steele mit unkonventionellen Finten ins Leere stolpern ließ oder, nachdem Steele selbst entdeckt hatte, dass auf diesem Fechtboden ein anständiger Kämpfer ein unfähiger Kämpfer war, den Hinterhältigkeiten seines Schülers mit Lehrbucheleganz begegnete.

Meister Ki hatte Steele eine Lektion erteilt. Wieder und wieder. Wenn Steele schnell war, war er langsam, wenn Steele rechts schlug, bestimmte Meister Ki, dass die linke Seite die richtige gewesen wäre. Er lächelte höflich, blieb undurchsichtig und schien seinerseits Steeles Absichten zu durchschauen, bevor der sich ihrer überhaupt bewusst werden konnte. Für Steele blieb die Sekunde voller Wut, wenn er erkannte, dass sein Schlag wieder nur pfeifend und sinnlos durch die Luft schnitt oder die Mischung aus Wut und unbewusst aufkommender Furcht, wenn sich der Treffer des Gegners nicht mehr vermeiden ließ.

Kleinere Erfolge Steeles wurden mit einem Hieb bestraft, den Meister Ki ungebremst ins Ziel brachte und dessen Klatschen ein Hinweis darauf war, welche Hautveränderungen durch die Berührung mit dem Bambusschwert hervorgerufen wurden.

Und dabei wirkte Meister Ki wie ein völlig harmloser und wohlwollender Onkel. Tatsächlich erschien er wie ein irdischer Verwandter der fülligen, weißen Wolkentanten, die Steele auf dem Weg zur Halle gesehen hatte. Jenseits der Sechzig war Meister Ki gute anderthalb Köpfe kleiner als Steele. Er war weder schlank noch füllig, hatte allerdings einen deutlichen Bauchansatz, der den Eindruck der Behaglichkeit nur noch verstärkte. Auf einem kurzen Hals saß ein runder Kopf, der sowohl an Kinn und Wange wie auch oben zwischen den Ohren einen Überzug aus kurzen Stoppelhaaren aufwies. Eine engagierte Hausfrau hätte wahrscheinlich beim Anblick dieses Kopfes sofort zum Staubtuch gegriffen, um die Kugel ordentlich zu polieren. Eine Stupsnase und ein kleiner Mund vervollständigten das Bild, das mit dem Attribut *putzig* treffend beschrieben wäre.

Eine Fliege kam von draußen und surrte mit unverschämter

Selbstverständlichkeit durch die Halle. Schließlich setzte sie sich auf den Boden, wo ein Sonnenstrahl das Holz wärmte, putzte sich und summte wieder hinaus. Mit den durchbrechenden Sonnenstrahlen kamen der Duft des Rasens, der Geruch des alten Holzes und ein Hauch von Räucherstäbchen, den Steele jetzt zum ersten Mal bemerkte.

Die Augen hätten mich vorsichtig machen sollen, dachte Steele. Die Augen und der Bart. Ich habe ihn unterschätzt. Der schlimmste Fehler, den ich machen konnte. Ohne sich zu bewegen, schaute Steele zu dem Japaner hinüber.

Meister Ki hatte kleine schwarze Augen, die wie flinke, neugierige Tierchen aus ihren Höhlen schauten. Ungefähr so, als würden sie gerne aus ihrem Stall heraus und durch die Welt flitzen, spähend und witternd. Die Vorstellung hatte was: Augen, die wie selbstständige Wesen aus dem Kopf des Besitzers krochen und sich umschaute ...

Jedenfalls machten sie deutlich, dass behäbige Wohlbürgerlichkeit nicht alles war, was den Meister Ki ausmachte. Natürlich, Steele hatte den Bart vergessen - ein langer, äußerst gepflegter und parfümierter Kinnbart in Frank Zappa- oder General-Custer-Manier. Zuerst hatte Steele den Haarschmuck mit innerlichem Grinsen mit einem Griff verglichen, der zur Handhabung des Billardkugelkopfes notwendig war. Manchmal strich Meister Ki durch sein Barthaar, vergewisserte sich sozusagen über das Vorhandensein seiner Manneszier und lächelte. Jetzt erst, als er sich an diese Gewohnheit erinnerte, wurde Steele bewusst, dass Meister Ki eitel war. Nicht in der schrillen, aufdringlichen Art einer Diva, sondern in der gesunden, notwendigen und mit Ironie gewürzten Weise eines Menschen, der etwas über sich weiß, der etwas auf sich hält, weil er sich kennt und der etwas von der Welt kennt, in der er leben muss.

Steele war nicht eitel. Jedenfalls nicht auf die sympathische Art, die er jetzt bei Meister Ki entdeckte. Trotzdem stand Steele

gestern kurz davor, diesem geschniegelten Lackaffen Tony Tanner schlicht und ergreifend die Fresse zu polieren. Dass dieser wandelnde Kleiderständer der Französin schöne Augen machte, ging Steele am verlängerten Rücken vorbei. Dass Tanner sich aber zum Oberpsychologen aufschwang, um dieser spitzzüngigen Zicke zu imponieren, versetzten Steeles Wangenmuskeln in mahrende Bewegung.

Gestern hatte Dorkas die Situation gerettet. Steele hatte sich beherrscht und den Dicken mehr oder weniger imitiert.

Blieb die Tatsache, dass Steele kurz davor war, auf die Provokation seitens Lucille Chaudieu bzw. Tony Tanner zu reagieren wie ein Knallfrosch auf das Streichholz. Das war nicht seine Art. Durfte es nicht sein. Temperament oder Gefühlsausbrüche waren Störfaktoren.

Blieb die Tatsache, dass Tony Tanner mit seiner Einschätzung ins Schwarze getroffen hatte. Ja, dieser Fatzke hatte recht. Steele war nicht eitel, weil er sein Leben hinter sich hatte. Weil er nicht mehr in dieser Welt lebte.

Während er regungslos auf dem Schemel saß, tobten in Steele die Gedanken. Man konnte Gedanken ganz gut vertreiben, indem man sich abends todmüde ins Bett fallen ließ und schlief wie ein Stein. Indem man sich körperlich bis an den Rand des Zusammenbruchs forderte. Indem man seine gesamte Aufmerksamkeit auf Kampfübungen richtete.

Aber sicherlich nicht, indem man sich auf einen Hocker am Rande einer leeren Holzfläche setzt.

Meister Ki hatte Steele einmal mehr in die Falle gelockt.

Steele hatte seine Familie nicht schützen können, hier lag die Ursache seiner Selbstverachtung. Oder?

Gestern hatte Steele die volle Wahrheit über den Tod seiner Familie erfahren. Es war, als ob ein Puzzle, dessen Einzelteile er alle schon kannte, in eine neue Position geschoben wurde und ein anderes Bild ergab. Alle die Dinge, die er geahnt und vermu-

tet hatte, nun aus dem Mund einer anderen Person zu hören, war erschreckend. Und es reizte Steele bis zur Weißglut, als hätte sich ein Fremder an etwas ganz Privatem vergangen.

Privat auf eine Weise, über die sich Steele bisher ungern Rechenschaft abgelegt hatte. Privat als seine ganz persönliche Rechtfertigung, die Welt zu verachten. Ihr ins Gesicht zu spucken, ihren Gesetze die ganz eigene Auffassung von Recht und Unrecht entgegenzusetzen. Sich sein eigenes Gesetz zu schaffen. Er nutzte das Ende seiner Familie als Maske, um dahinter die eigene Fratze zu verbergen.

Und hatte er seine Familie, diese über alles geliebten Menschen, nicht schon immer als Tarnung genutzt oder vielmehr missbraucht?

Ein Stöhnen entrang sich der Brust Steeles, als sich dieser Gedanke in seinem Bewusstsein formulierte. Die Frage saß wie ein Splitter in seinem Kopf. Sie enthielt eine unglaubliche Unterstellung, so unglaublich, dass Steele sie immer wieder verdrängen konnte. Jetzt hatte der Gedanke die Gelegenheit genutzt und sich in Worte gekleidet. Saß da wie eine fette Kröte und ließ sich nicht verscheuchen. Zog weitere Fragen mit sich, Zweifel, Vorwürfe. Wie war denn dein Leben, bevor du in Familie machtest? Hast du dir die Hörner abgestoßen oder hast du kapiert, dass du zwischendurch Ruhe brauchtest, ein kuscheliges, warmes Nest, um nicht völlig vor die Hunde zu gehen? Konntest immer auf das heile Familienleben verweisen, wenn dich irgendjemand oder du dich selbst fragtest, warum in aller Welt du das Bedürfnis hattest, den Walker-Pfeiler im Alleingang im Winter hochzukraxeln mit einer Überlebenschance von eins zu hunderttausend? Aber vor Elena hast du getan, als wäre es ein munteres Spiel für rosenwangige Knaben, bis sie dir irgendwann eine Drei-Kilo-Schwarte des Titels *Moderner Alpinismus* über den Kopf ramnte und dich anschrie: *Dann belüge mich wenigstens nicht, du Irrer.* Sie hat es geahnt, sie muss es geahnt haben und sie muss darunter gelitten haben. Wie viel Prozent Lüge also steckte in deinem Familienle-

ben und wie sehr passte es dir in den Kram, dass du den furchtlosen Rächer spielen kannst, musst, sollst, darfst??? Das passt dir alles nicht, Steele, stimmt's? Aber mich kannst du nicht weggehauen wie Tony Tanner oder all die anderen, die du weggehauen hast. Ich sitze in deinem Kopf.

Der Gedanke verschwand und hinterließ Leere.

Steele spürte einen Blick auf sich ruhen und hob den Kopf. Die schwarzen Augen von Meister Ki funkelten ihn neugierig an.

»Bereit jetzt du bist?«, erklang die Fistelstimme von der anderen Seite der Halle.

War Steele bereit? Er wusste es selbst nicht. Aber es war ihm egal. Er nickte und stand auf.

Meister Ki drückte sich in den Stand, als wären seine Beine Stahlfedern und ging zu einem der Schwertständer an der Wand.

In diesen Ständern ruhten ziemlich alle Werkzeuge, die jemals geschaffen worden waren, um ein Lebewesen ohne Knall und Kugel umzubringen. Die Auswahl begann mit einer Sammlung von Keulen, reichte von ägyptischen Sichelschwertern über aztekische Holzschwerter mit Feuersteinklingen bis zu modernen Sportdegen, von Morgensternen, Streitäxten, Hellebarden, Speißen bis zu den gefürchteten Assagais der Zulukrieger.

Bisher hatte Steele der Sammlung wenig Beachtung geschenkt. Er hielt sie für reine Dekoration.

Jetzt allerdings beschleunigte sich sein Herzschlag, als er sah, dass Meister Ki an dem Ständer mit den Bambusschwertern vorbeiging, ohne ihnen einen Blick zu gönnen und sich vor einige Claymore-Schwerter stellte. Egal ob diese Waffen geschliffen waren oder nicht allein ihr Gewicht machte sie tödlich. Was hatte der Japaner vor?

Meister Ki selbst schien unschlüssig. Er nahm eines der Claymore-Schwerter, beschrieb damit einige Achterformen in der Luft, wobei die Waffe ein schwer erträgliches, schrilles Pfeifen hören ließ, wog sie in der Hand und legte sie vorsichtig, als

könnte das kiloschwere Eisending zerbrechen, zurück.

Die Wieselaugen von Meister Ki sausten zwischen Steele und dem Schwertständer hin und her. Die rechte Hand des Japaners strich über den gepflegten Kinnbart, während er überlegend weiter an der Wand entlang schritt. Ein Bidenhänder erweckte sein offensichtliches Wohlgefallen. Der Japaner nahm das gewaltige zweihändige Schwert, das durch seine schiere Größe Furcht erregen konnte. Er setzte die Spitze auf den Boden. Der Handschutz war auf Höhe seines Scheitels, der lange Griff überragte ihn um eine Kopflänge.

Aus der Perspektive von Steele wirkte Meister Ki wie ein Kind, das sich mit dem Spielzeug eines älteren Bruders vergnügen will. Mit beiden Händen brachte Meister Ki die Waffe in Rotation. Wie ein Kreisel wirbelte die perfekt ausbalancierte Klinge um die eigene Längsachse. Ein plötzlicher Tritt gegen die Spitze schleuderte den Bidenhänder hoch in die Luft. Er schien leicht wie eine Feder gegen die Hallendecke zu schweben und fiel dann genau in die Hände des Meisters, als wäre sie ein gut dressierter Jagdfalke. Meister Ki nutzte den Schwung des Falls und formte ihn zu einem sausenden Sichelschnitt, bei dem er sich blitzschnell um die eigene Achse drehte. Die Klinge durchschnitt fauchend die Luft, der weite blaue Kendoanzug bildete dazu mit manchmal hart klingendem, manchmal weich tönendem Flattern die Untermauerung.

Für eine Weile blieben das die einzigen Geräusche in der Halle. Fasziniert schaute Steele zu, wie Meister Ki die schwere Waffe schwang. Er wirbelte sie um sich, drehte sich, wechselte die Griffhaltung, packte den Knauf mit der Rechten, fasste mit der Linken den ungeschliffenen Oberteil der Klinge und verwandelte sie in eine Stoßwaffe, mit der er einen imaginären Gegner durchbohrte, um im nächsten Augenblick die Waffe über die Schulter zu werfen, nach hinten zu stoßen und sich in der Bewegung umzudrehen, als müsste er einen von hinten angreifenden

Gegner abwehren. Die Hiebe, Stöße, Schläge, Schnitte gingen ineinander über, ergänzten sich wie Töne einer in stählernen Noten gesetzten Harmonie, formten eine Choreographie, in der sich Stärke und Leichtigkeit miteinander vereinigten. Steele verstand nun, warum die Elitetruppen der Landsknechte als *Schwertspieler* bezeichnet wurden.

Tatsächlich vollführte Meister Ki ein Spiel, nichts anderes als das *Guckt mal, was ich kann* eines Kindes. Aber um das Spiel überhaupt spielen zu können, waren die Energie, die Zähigkeit und die Entschlossenheit eines Mannes notwendig gewesen. Es war ein Spiel, das sich aus harter Arbeit entwickelt hatte. Ein Spiel, das sich darum nicht selbst ernst nahm.

Die Klinge fuhr in den Boden, Meister Ki schwang sich an dem Griff wie an einem Stab hoch. Seine Vorführung war so perfekt, dass sich vor Steeles Augen die Situation, die durchgespielt wurde, bildlich formte. Ein gepanzerter Reiter wurde durch den Tritt des Meister Ki aus dem Gleichgewicht gebracht, ein Stüber mit dem Schwertknauf ließ das Pferd steigen, der folgende weit ausholende Schlag warf den Reiter zu Boden, ein letzter Stoß erledigte den Gegner. Steele glaubte förmlich das erschrockene Wiehern des Pferdes, die Schreie der Kämpfenden, das Scheppern der Rüstungen und das Krachen, wenn sich Schwertstahl durch eine Panzerplatte bohrte, zu hören.

Vor seinen Augen wandelten sich zwei getrennte Dinge, ein Mensch und ein Schwert, zu etwas Neuem, dem Krieger.

Langsam, zäh, drängte sich das Verstehen durch alle Verkrustungen und Vorurteilen in Steeles Bewusstsein.

Meister Ki zelebrierte hier seine Eitelkeit, er wollte Steele beeindrucken. So dachte Steele und er war beeindruckt. Bis er verstand, dass Meister Ki so perfekt war, so vollkommen und eins mit sich und seinem Werkzeug, dass ihm jeder Beifall völlig egal war. Das hier war keine Vorführung, das war eine Lektion, eine besondere Lektion, geradezu ein Geschenk an Steele, den hartleibigen, unwilligen, vergesslichen, verständnislosen Schüler.

Meister Ki brachte ihm das bei, was Steele bisher nicht kapiert hatte. Vielmehr er hatte es verstanden und wieder verloren oder wieder verdrängt oder sich nicht genügend darum gekümmert.

Schau her, du verbohrt Narr, sagten Meister Kis mühelose Bewegungen, es ist alles so einfach und darum ist es für dich so schwer. Du verrennst dich, weil du glaubst, nur das Verworrene könnte eine Bedeutung haben. Nimm die Dinge, wie sie sind, du wirst sie nicht ändern können. Nimm die Schwerkraft, das Gewicht des Stahles, die Form des Schwertes, die Stärke deines Körpers. Akzeptiere sie, finde dich damit ab und mach das Beste daraus. Mach dein eigenes Ding. Du kannst, weil du willst. Weil du willst, kannst du. Werde etwas Einmaliges, Unvergleichliches und Unwiederholbares: Werde du selbst. Diejenigen, die selbst diesen mühevollen Weg gehen, werden dich verstehen. Und die anderen, die Masse, die Vielen und Ganzvielen? Scheiß drauf, wenn's dir die Mühe wert sein sollte. Die Masse hat noch nie gezählt.

Mit zwei Drehungen um die eigene Achse ließ Meister Ki den Schwung seines letzten Hiebes ausklingen, legte den Bidehänder zurück auf den Ständer und verneigte sich ehrfurchtsvoll. Ein prüfender Blick traf einmal mehr auf Steele, als Meister Ki mit zufriedenem Lächeln, eine Hand im Bart, wieder zurückging.

Dieses Mal zauderte Meister Ki nicht. Er griff nach einem japanischen Langschwert aus Holz, führte prüfend einige Schläge aus und warf dann ein zweites Schwert zu Steele hinüber.

Der Wurf war zu kurz, selbst mit blitzschneller Reaktion hätte Seele die Waffe nicht mehr auffangen können. Sie polterte über den Holzboden. Während Steele die drei, vier Schritte zurücklegte, dachte er an Musashi, den bekanntesten japanischen Schwertmeister, der sein letztes Duell mit einem Holzschwert ausgefochten hatte. Er hatte sein Schwert auf dem Weg zur Insel, auf der der Gegner wartete, selbst geschnitzt und den Gegner damit erschlagen. Das hier war also längst keine Übung, kein Spiel mehr.

Oder eben doch.

Steele bückte sich, aus den Augenwinkeln sah er den Schatten auf sich zustürmen. Meister Ki hatte keinen Moment gezögert, den Vorteil zu nutzen, den er sich selbst durch den zu kurzen Wurf des Schwertes verschafft hatte.

Für Steele blieb keine Zeit, seine Waffe in Position zu bringen. Mit einem senkrechten Hieb, in den er alle Kraft legte, hätte ihm Meister Ki den Schädel gespalten, wenn sich Steele nicht instinktiv zu Boden geworfen und zur Seite gewälzt hätte. Das Schwert diente ihm als Abwehr, aber weil er es nur mit einer Hand gefasst hatte, prellte ihm Kis Schlag die eigene Waffe schmerzhaft auf die Brust. Kis Schwert rutschte an Steeles Holzklinge ab und krachte auf den Boden, mit dem Donnern ihres Aufschlages noch Zeugnis für die Wucht des Hiebs ablegend.

Die eine Seite war Steele daher versperrt, er konnte sich nur zur anderen Seite wälzen, was für ihn ungünstiger war, weil er förmlich über die eigene Waffe hinwegrollen musste. Er kam herum, stützte sich auf ein Knie, als der nächste Angriff kam.

Das ist ein Holzschwert, du Obertrötel, man kann es auch an der Klinge anfassen, sagte sich Steele. Wie einen Stock hielt er das Schwert über den Kopf und im nächsten Augenblick prallte der Schlag von Meister Ki auf das Holz. Das Krachen dröhnte durch die Halle, war schmerzhaft laut in den Ohren.

Der Aufprall war ungeheuer hart, er ließ Meister Ki keine Möglichkeit, den vorhandenen Schwung in eine neue Bewegung umzuleiten. Der Japaner sprang einen Schritt zurück, hob seine Waffe für eine neue Attacke. Die zwei Sekunden genügten Steele, um auf die Beine zu kommen. Er hatte nicht die mühelose Eleganz seines Lehrers, sondern hätte einen Beobachter eher an die wuchtige Kraftentfaltung einer großen Katze erinnert. Für solche Selbstbespiegelungen blieb Steele indessen keine Zeit.

Er parierte den Angriff Meister Kis, indem er einen Ausfallschritt zu dessen Schwertarm machte, Kis Waffe an seiner Klinge abrutschen ließ, ging in die Bewegung des anderen, klemmte mit

seinem linken Arm den Schwertarm des Gegners ein und riss den anderen in eine Drehung. Dann wollte Steele Kis Schwertarm für einen weiteren Augenblick blockieren, um selbst zum Schlag zu kommen. Der Gedanke war genial, aber Meister Ki setzte auf dasselbe Prinzip, und so fühlte sich Steele kraftvoll um die eigene Achse gewirbelt, verlor einen Herzschlag lang die Kontrolle und konnte im nächsten nur noch den Kopf einziehen und passiv den Schlag abwehren. Wurde selbst wieder zum Angreifer, weil er Kis Schwert zur Seite abgleiten ließ und den Schwertarm zu fassen bekam, musste loslassen, weil ihn Ki zur Seite zu reißen versuchte, und wurde durch einen Tritt von den Beinen gerissen. Steele revanchierte sich, in dem er mit dem Fuß Ki umsäbelte, vielmehr umgesäbelt hätte, wenn der Japaner nicht im letzten Moment seine Attacke abgebrochen hätte und hochgesprungen wäre, was Steele die Möglichkeit bot, aufzuspringen und nach dem Gegner zu stechen, was der mit einem Seitschritt beantwortete, worauf Steele an ihm vorbeisprang und einen Hieb gegen die ungedeckte Seite des Gegners führte.

Zu seinem eigenen Erstaunen gelang ihm der Schwerthieb perfekt, Meister Ki konnte den Körper nur noch in geradezu akrobatischer Manier zurückbeugen. Das Schwert wischte knapp über dem in der Luft stehenden Kinnbart hinweg, dann konnte Steele seinerseits mit knapper Not einem Tritt ausweichen, den Ki zusammen mit einem Rückwärtssalto ausgeführt hatte. Zu gleicher Zeit setzten beide Gegner zu einer Attacke an.

Krachend trafen die Holzschwerter aufeinander, Brust an Brust standen sich Meister Ki und Steele. Die dunklen Augen trafen Steele mit einem munteren, amüsierten Blick. Meister Ki hatte ganz offensichtlich seinen Freude an diesem Duell.

Steele ließ sich nicht beirren. Er erhöhte den Druck, als wollte er den anderen nach hinten schieben, passte den Moment ab, in dem Ki zurückwich, um Steele ins Leere laufen zu lassen, ließ plötzlich nach und nutzte den entstandenen Raum zwischen ihnen für einen Schlag.

Ein Angriff folgte auf den nächsten, die beiden Kämpfer strickten mit dem Faden ihrer Aktionen ein kompliziertes Muster ohne Anfang und Ende und ohne Sieger und Verlierer.

Der Kampf forderte seinen Tribut, wo die Reaktionsschnelligkeit des einen nachließ, verminderte sich die Kraft des anderen.

Schweißperlen standen den beiden auf der Stirn, ihr Atem ging stoßweise, aber keiner war gewillt nachzugeben und keiner fühlte sich unterlegen.

So standen sie voreinander, belauerten sich, beobachteten das kleinste Zucken des anderen, das eine Aktion ankünden konnte.

Gemeinsam ließen sie die Schwerter sinken und schauten zur offenen Seite der Halle.

Sie hörten das, was in diesem Moment jeder auf Collesalvetti hörte.

Die friedliche Stille über dem weiten Anwesen wurde von Rotoren gestört, als würde ein übel gelaunter Sushikoch ein Stück Fisch zerhacken.

Steele setzte mit drei Sprüngen aus der Fechthalle, rannte über den Rasen zur Pforte. Seine weites Kendogewand rauschte um seine Beine und brachte ihn zum Stolpern. Zum Rennen war diese Kluft nicht gemacht.

Meister Ki erreichte direkt hinter ihm die Pforte.

Beide Männer wurden von demselben Instinkt zur Vorsicht getrieben. Sie schoben sich langsam vor und spähten auf das weite Gelände.

Zwei laut knatternde Hubschrauber pflügten in diesem Moment mit ihren Kufen durch die Baumwipfel, rissen einen Hagel von wirbelnden Blättern und Zweigen aus dem Wäldchen und setzten zur Landung an.

»Polizeihubschrauber dies sind. Blau die Farbe ist«, fistelte Meister Ki.

»Die italienische Polizei fliegt Lizenzbauten von Agusta. Dies hier sind Originale von Bell. Außerdem hat die Polizei kein

Kinnradar.« Jeremiah Steele zog Meister Ki am Ärmel nach unten.

Was Steele Kinnradar nannte, war ein topfförmiger Auswuchs unterhalb des Hubschrauberbugs. Obwohl Steele keine Vorstellung von dessen Funktion hatte, machte ihm der Anblick eines deutlich: Hier schwebten keine Transportgeräte für des braven Bürgers Freunde und Helfer ein, sondern fliegende Waffensysteme, bis unter das Dach mit Elektronik vollgestopft.

Im Vergleich zu den bulligen, dunklen Helikoptern schienen die beiden Gestalten, die über den Rasen hetzten, zerbrechlich und klein. Beim zweiten Hinsehen erkannte Steele, dass es Tony Tanner war, der eine immer wieder strauchelnde Lucille Chaudieu hinter sich herzog.

Der Anblick schenkte Steele eine plötzliche Klarheit. Er wusste, was zu tun war. Während er den Kopf einzog und auf das Gebäude zurannte, erfüllte ihn plötzlich eine heiße Freude. Dies hier war keine Übung, kein Spiegelfechten, kein Schattenboxen. Er hatte geahnt, dass eine solche Attacke kommen würde, nun war sie da - endlich - und Steele spürte die Klarheit und Sicherheit, die aus einer Entscheidung geboren wird. Er hatte als Waffe nur ein Holzschwert, aber das musste reichen. Die Zeit der Kompromisse, des Abwartens und Duckens war vorbei. Jetzt galt es!

»Besser zu gehen durch diese Pforte ist es«, fistelte Meister Ki neben ihm. Es war Steele ein Rätsel, wie sich der kleine Japaner so schnell bewegen konnte. Zumal er keinerlei Zeichen von Anstrengung zeigte. Rechts von ihnen war ein Nebeneingang in der Längsseite des Gebäudes. Die *Pforte* hätte jedem Grand Hotel zur Ehre gereicht, aber auf Collesalvetti war es nur ein Nebeneingang.

Vermutlich hat der Japaner recht, schoss es Steele durch den Kopf. Sie werden versuchen, frontal in das Gebäude einzudringen, einige werden die Nebeneingänge nehmen, aber das Gros geht vorne herein, sonst hätten sie ihren Angriff nicht so eingeleitet. Also kommen wir ihnen von innen entgegen, draußen haben wir sowieso keine Chan-

ce. Vielleicht schaffe ich es noch bis in mein Zimmer und kann meine Pistole holen ...

Vor ihm rannte, nein, sprang Meister Ki. Seine Füße berührten nur kurz den Boden, dann warf er sich mit einem weiten Satz nach vorne und ähnelte mit seinem flatternden Gewand für einen Moment einem Reklameplakat mit einem Zirkusartisten. Die zehn Stufen, die vom Rasen zum Eingang führten, überwand Meister Ki mit einem weiteren fliegenden Satz, während Steele hinter ihm zurückblieb und drei Sätze brauchte.

Oben fanden sie einen rauschebärtigen Panpopidis, der versuchte, einen völlig hysterischen Little durch die Tür zu bekommen.

»Wir müssen hinein, dort sind wir sicherer«, beschwor Panpopidis den anderen und zerrte ziemlich unbeherrscht an dessen Jackett. Little hingegen kniff die Augen zusammen, trampelte auf den Boden und ballte die Fäuste. »Nicht schon wieder«, schrie er, »ich will nicht, nicht schon wieder das alles, ich will nicht, ich will sterben.«

»Das können Sie haben«, mischte sich Steele ein und beendete die weitere Diskussion, indem er Little mit einem Fußtritt umsäbelte, den Stürzenden auffing und sich wie einen Sack über die Schulter warf.

Innen stellte er Little einfach ab und stemmte sich mit den beiden anderen gegen die schweren Bronzetüren, die hinter einem gläsernen Türpaar den eigentlichen Eingang bildeten. Ihrem Gewicht nach konnten die beiden Türflügel durchaus dem Beschuss durch eine Panzerfaust widerstehen, schätzte Steele.

Hier im Inneren des Palastes wurde das Hacken der Rotoren durch die dicken Wände gedämpft. Das Geräusch, das draußen noch Panik erzeugt hatte, wirkte wie das Hämmern eines friedlichen Handwerkers. Die Verbissenheit, mit der die Männer sich daran machten, den Eingang zusätzlich zu verbarrikadieren, wirkte in der gepflegten Salonatmosphäre völlig deplatziert.

Als sie die schweren Riegel vorgelegt hatten, wandten sie sich keuchend um. Little stand mit schuldbewusst gesenktem Kopf vor ihnen.

»Ich habe mich wohl etwas kindisch benommen«, bekannte er zerknirscht. »Tut mir Leid, soll nicht wieder vorkommen.«

»Zumindest können wir sicher sein, dass da draußen nicht bloß der Steuerprüfer kommt«, knurrte Steele. Dann wandte er sich zu der Seite des Haupteingangs.

Hastige Schritte erklangen, erste Rufe störten die noble Ruhe. Einige Bedienstete liefen vorbei. Auf ihren Gesichtern lag nicht unbedingt Panik. Aber immerhin etwas, das ausreichte, um die Salonatmosphäre so nachhaltig zu zertrümmern wie eine Abrissbirne einen Pappkarton.

Die Luft über ihnen vibrierte. Die Rotoren formten die Luft, ballten sie zu Wellen und schleuderten sie wie harte Materie von sich. Der Lärm prallte wie Hammerschläge auf das Trommelfell, wischte jeden klaren Gedanken aus dem Kopf, wirkte lähmend wie ein Pfeilgift.

Trotzdem vernahm Tony Tanner den verzweifelten Schrei Lucilles, als sie ins Straucheln kam und taumelte. Fast riss sie ihn mit. Im letzten Augenblick konnte Tony sich halten, den Arm um Lucilles Hüfte werfen und sie vor dem Sturz retten. Ihre Finger krallten sich in seinen Oberarm, als sie jetzt weiter auf die rettende Treppe zuhetzten.

Die Hubschrauber kamen über das friedliche Collesalvetti wie kristallisierte Stücke eines undeutlichen Albtraums. In dem Moment, als der erste Ton sein Ohr traf, wusste Tony Tanner, was ihn erwartete. Es gab kein Zaudern, keine Fragen. Hinter jedem Tag hatte eine Angst gelauert, und nun brach sie mit der Gewalt eines *du hast es schon immer geahnt* über ihn herein.

Die Sonne kam hinter einem Wolkenrand hervor. Die Land-

schaft war wieder in schweres, honigfarbenes Licht getaucht. Eine neue, erfrischende Helligkeit, in die sich Wärme kleidete, als wollte die Natur sich neu formen und alles Böse tilgen.

Aber die Hubschrauber verschwanden nicht. Ihre großen dunklen Massen blieben in der helleren Luft, ihre Schatten wanderten wie schwarze Schollen über den Rasen, die Schatten der Rotoren hackten wütend in das frische Grün.

Die Piloten mussten sich zwischen den Felsblöcken, die aus dem Rasen ragten, ihren Landeplatz suchen. Sie ließen ihre Maschinen noch einmal steigen, um über die Hindernisse zu hüpfen.

Diese kurze Verzögerung bedeutete für Tony und Lucille einen entscheidenden Vorsprung. Die Hubschrauber waren neben ihnen, so niedrig, dass sie die Kufen mit den ausgestreckten Händen hätten berühren können. Eine Schiebetür wurde aufgestoßen. Tony konnte aneinander gekauerte Gestalten in grün gefleckten Tarnuniformen erkennen. Auf den Köpfen trugen sie Kevlarhelme mit Visieren, Mikrofonen und hochgeklappten Nachtsichtgeräten, die ihnen das Aussehen von Insekten gaben.

Jetzt erst, als klar war, dass es sich um eine Finte handelte, bemerkte Tony die Aufschrift *Polizei* auf den Seiten der Hubschrauber. Einer der Männer brachte sein Gewehr in Anschlag. Dann kamen Tony und Lucille hinter einem Busch in Deckung.

Warum sind wir nicht in den Wald gelaufen, fragte sich Tony. Sein Herdentrieb hatte ihm die Richtung vorgegeben. Zurück zu den anderen, in Deckung hinter eine Mauer, eine Tür hinter sich zumachen. Inzwischen war die Frage nach der besseren Entscheidung nur noch akademisch.

Tony und Lucille kamen hinter dem ausladenden Busch hervor. Die Luftwirbel der Rotoren bliesen sie fast um, brachten sie ins Wanken wie Betrunkene.

Unter den Hubschraubern tanzten die Grashalme, die Kufen berührten mit ihrem hinteren Teil den Grund und zogen eine Furche, bis die Maschinen endgültig aufsetzen und die ersten

Männer heraussprangen.

Unter Tonys Sohlen knirschte der Kies des Weges. Lucille konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, kam immer wieder ins Stolpern und musste von Tony weitergezerrt werden.

Der Fuß der Treppe war erreicht. Eben noch das erwünschte Ziel war sie nun ein fast unüberwindliches Hindernis. Automatisch nahm Tony eine Stufe nach der anderen, zog den schmalen, zitternden Körper Lucilles mit sich. Wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf, Einfälle, die mit seiner Situation nichts zu tun hatten, die ihn zu verspotten schienen.

Die letzte Treppenstufe registrierte er kaum. Er sah den Eingang von Collesalvetti vor sich, rannte darauf zu. Nur noch der Instinkt trieb Tony weiter. Hinter sich hörte er scharfe Befehle und das Klappern von Koppelzeug, als die Angreifer die Treppe hochrannten.

Irgendwo krachte ein Schuss. Tony konnte nicht unterscheiden, aus welcher Richtung er abgefeuert worden war. Aber der Klang reichte aus, um seine letzten Energiereserven zu mobilisieren.

Als die ersten Angreifer die Treppe hinter sich hatten, verschwanden Tony und Lucille hinter den Säulen des Eingangs.

Lucille sank erschöpft zu Boden. Tony warf sich über sie, denn in diesem Moment eröffneten die Angreifer das Feuer. Die Mehrzahl der Kugeln prasselte gegen die Außenseiten der Säulen, einige aber fanden ihren Weg und knallten in die Wand des Gebäudes.

Glas splitterte, das Klirren der Scherben ging im Jaulen der Querschläger unter. Ein Staubschleier senkte sich über den Eingangsbereich.

Tony stemmte sich mit einem Arm gegen eine Säule und versuchte, Lucille mit seinem Körper zu schützen. Ihr Gesicht war hinter dem Vorhang der braunen Haare verborgen. Ein Zittern überlief sie, Hilfe suchend griff Lucille wieder nach Tonys Arm.

Nach dem Lärmen der Schüsse wirkte die jetzt einsetzende Stille als unpassende Unterbrechung. Sie war schlimmer als die Geräusche eben waren, sie machte es unmöglich, das Wummern des eigenen Herzens zu ignorieren, sie machte das Schnaufen des eigenen Atmens hörbar, als wollte sie die Angst und Panik bloßstellen. Sie war wie ein lauernes Raubtier, bereit, sich mit erneutem Kampflärm auf die gespitzten Ohren und überreizten Nerven zu stürzen. Sie war ein schwarzes Loch, in das adrenalinfüllte Angstvisionen purzelten.

Die Angreifer hatten die Treppe nun allesamt hinter sich. Sie verteilten sich, zögerten, nahmen miteinander Blickkontakt auf und gingen dann gegen den Palazzo vor. Sie waren aufeinander eingespielt, offenbar bestens ausgebildet, hoch motiviert und ohne eine Spur von Furcht. Sie verströmten die niederschmetternde Arroganz einer Eliteeinheit.

So wie sie nun geduckt, die Gewehre im Schulteranschlag vorrückten, hatten sie etwas von hungrigen Hyänen, die sich dem erschöpften Opfer nähern.

Wieder wurde Lucille von einem krampfhaften Zittern geschüttelt. In Tony Tanner keimte der Zorn und paarte sich in der nächsten Sekunde mit dem Gefühl völliger Hilflosigkeit. Er hätte alles getan, alles gegeben, um Lucille zu schützen und war sich klar, dass er nun nichts mehr tun konnte. Tony knirschte mit den Zähnen. Am liebsten hätte er sich schreiend auf die Angreifer gestürzt - nicht, weil er besonders mutig war, im Gegenteil, ihm war schlecht vor Angst - aber um etwas zu tun, um aus dieser Falle des Wartens, des Sich-Duckens, des Versagens zu entkommen.

Verflucht sollten sie alle sein, weil sie ihn zur Null degradierten!

Tony bemerkte jetzt, dass er völlig durchgeschwitzt war. Seine Unterlippe begann nervös zu vibrieren, als wäre er ein enttäuschter Knabe, der vor der Schulklasse die Tränen zu unterdrücken versuchte.

Neben sich hörte er ein Knirschen. Sein Kopf fuhr herum. Da waren sie also schon. Er war halb auf dem Sprung, als er das den blau-weiß gestreiften Rock eines Hausmädchens erkannte.

Ohne auf die beiden Knieenden zu achten, schob sie sich um die Säule. Vor sich hielt sie ein Sturmgewehr. Als sie weit genug um die Säule herum war, um die Gegner anzuvisieren, schwenkte sie den Lauf nach unten und begann, gezielte Feuerstöße abzugeben.

Ein greller Schrei klang noch in das Knattern der ersten Schüsse. Einer der Angreifer warf die Arme hoch ... die Waffe fiel ihm vor die Stiefel ... taumelte, den Kopf in den Nacken gelegt und stürzte dann zu Boden.

Den Kopf gegen die Deckung gedrückt, konnte Tony den Blick nicht von der Szene abwenden. Wie in Zeitlupe sah er den Sturz, das plötzliche Zusammenknicken der schwach gewordenen Knie, den ungebremsten, brutalen Aufprall auf die Erde, das wütende Zucken der Glieder, das letzte Aufbäumen, das Erstarren, das Rot, das plötzlich neben dem Kopf des Liegenden das Gras färbte. Der Anblick sollte in ihm Triumphgefühle auslösen, das war es doch, was er wollte. Er wollte Lucille schützen, als Held dastehen, die Feinde wegputzen.

Aber der Tod dieses Unbekannten erschreckte ihn und machte ihn auf seltsame Art traurig, als wäre er mitschuldig, weil er ihn sich gewünscht hatte. Und dann wurde er wieder zornig und fragte sich, warum diese Kerle ihm diese ganze Last von Zorn und Schuld und Scham aufluden.

Warum das alles?

Das Mädchen neben ihm schien die Antwort zu kennen. Oder sie stellte sich die Frage nicht. Sie nutzte den Moment der Verwirrung und feuerte, kühl, präzise und tödlich, denn sie erwischte noch einen weiteren Angreifer. Auch der schrie auf und taumelte, von den Einschlägen, die seine Schutzweste aus der kurzen Entfernung durchdrangen, nach hinten getrieben, wurde

zur komischen Figur, als er stolperte und rücklings auf den Boden schlug, wobei sich sein Helm verschob und wie eine Maske das verzerrte Gesicht verdeckte.

»Gehen Sie rein. Schnell. Na los doch!«

Die helle Mädchenstimme riss Tony aus seiner Erstarrung.

»Los, wir müssen rein!«

Es wurde höchste Zeit. Die Angreifer warfen sich auf den Boden, gingen in Anschlag und feuerten, was die Läufe hergaben.

Bevor die Kugeln heranpiffen, hatte Tony die willenlose Lucille rückwärts zum Eingang geschleift. Das Hausmädchen hatte sich mit einem Sprung aus der Deckung in Sicherheit gebracht.

Dann brach die Hölle los. Das Feuer der Angreifer war präzise, und die Kugeln kreischten unmittelbar über ihren Köpfen in die Eingangshalle. Wieder zerplatzten Glasscheiben, knallten wertvolle Kristalllampen auseinander und verteilten ihre rasiermesserscharfen Splitter.

Den Kopf an den Teppich gedrückt robbten sie alle drei rückwärts. Lucille folgte willenlos Tonys Bewegungen, als wären ihre Nerven, ihre Muskeln und Glieder miteinander verwoben.

Für einen Moment, als Tony den Druck ihres Schenkels gegen seinen spürte, vernahm er den heiseren Schrei der Sexualität, als würde sich aus dem Dickicht der Todesgefahr dieses Raubtier noch einmal melden wollen, bevor es alle Ansprüche verlor.

Tony bemerkte den letzten Hauch von Lucilles Parfüm, spürte ihren weichen Arm, der seine Wange berührte und schüttelte mit einem wütenden Knurren alle diese drängenden Bilder von sich. Das sah ihm ähnlich - Interview vor der Himmelpforte: »Und woran dachten Sie in Ihrem letzten Moment Herr Tanner« »Ich dachte ans ... Oh peinliches Schweigen im Engelschor Herr Petrus prüfen Sie doch bitte noch mal die Zugangsberechtigung

...

Unter seinen Füßen war nichts, ein Moment des Erschreckens, dann Klarheit, natürlich, das waren die Stufen, die in die Halle

herunterführten, gute Stufen, brave Stufen, Tony liebte Stufen, eine und noch eine, gib mir eine dritte, ja, da ist sie, jetzt kann man den Kopf sogar heben ...

»Weiter, wir können die Stellung nicht halten!«

Verdammt, warum trugen diese Schnuckis eigentlich blau-weiß gestreifte Röcke und schlugen beim Servieren des Drei-Uhr-Tees schamhaft die Augen nieder, wenn sie diese militärische Terminologie draufhatten und mit der Knarre umgingen, als entstammten sie einem B-Film mit Michael Dudikoff und Eric Roberts?

Ruhig bleiben, Tony, noch liegst du nicht auf dem Kompost. Du musst Lucille in Sicherheit bringen. Denk nicht wieder ans ..., du geiler Sack! Ich brauche eine Waffe. Ich brauche keine Waffe, ich kann damit nicht umgehen. Hoffentlich mach ich mir nicht in die Hose. Ich will nicht mit vollgeschissener Hose abtreten. Verflucht, warum muss ich mir darüber Gedanken machen, ich krieg die Krise, warum hilft mir keiner, wir müssen irgendwie in einen Nebengang, ja, das ist die Rettung, Nebengang ...

»Zur Seite«, rief Tony, vielmehr wollte er rufen, aber er brachte nur ein Krächzen hervor. »Zur Seite«, der Versuch klappte, das Mädels mit der Knarre reagierte sogar.

Sie leerte das Magazin, schoss aus ihrer tieferen Position flach über den Boden und zeigte dann auf eine Tür.

Was sich draußen abspielte, konnte Tony nicht sehen, aber er wusste es dennoch. Es war das erhebende Schauspiel einer perfekt durchgeführten militärischen Attacke, das ineinander gleitende Zusammenwirken von Einzelpersonen, als hätten sie nur einen Willen. Einige hielten den Eingang von Collesalveti unter Feuer, andere gingen geduckt vor und warfen sich dann wieder zu Boden, um zu feuern und den Nachrückenden Schutz zu geben.

Es war die Automatik tausendfach eingeübter Routine.

Unbezwingbar wie eine Sturmflut.

Das Hausmädchen hatte einen Schlüssel am Gürtel, mit dem sie die Seitentür aufschloss. Sie zog die Tür auf und wartete darauf, dass Tony und Lucille durchgingen.

»Das geht nicht«, stieß Tony hervor. Plötzlich war ihm ein Gedanke gekommen und ließ ihn zaudern.

Das Mädchen schaute halb erbost und halb verwirrt auf Tony.

»Was geht nicht?«, fragte sie und ihre Stimme nahm als anerlernten Reflex wieder den sanften, dienstbeflissenen Klang des Hauspersonals an.

»Benevoglio ist noch in der Bibliothek«, stieß Tony hervor. »Man muss ihm helfen. Nehmen Sie Fräulein Chaudieu und ich gehe in die Bibliothek. Benevoglio kommt ohne Hilfe nicht in Sicherheit.«

»Nein, lass mich jetzt nicht allein!«

Mit diesen Worten klammerte sich Lucille an Tony, als wäre der ihre einzige Rettung vor dem Ertrinken. Für einen Moment fühlte sich Tony hin- und hergerissen. Lucille wusste er bei dem Hausmädchen in Sicherheit, während Benevoglio vielleicht gerade völlig hilflos in der Bibliothek auf Rettung wartete.

Andererseits, so wie sich Lucille an ihn krallte, erweckte sie nicht den Eindruck, als ob ihn sie freiwillig ziehen lassen würde.

Das Problem fand zum Glück eine schnelle Lösung. Aus einem Seitengang kam ein junger Mann herangelaufen und startete die Gruppe verwirrt an.

»Sie müssen hier schnell weg«, rief er.

Mit drei Sätzen schilderte Tony die Lage. Er kannte den anderen als einen der Bedienten, die immer in der Nähe des Conte waren und dessen besonderes Vertrauen genossen.

»Ich werde mich um Benevoglio kümmern«, versprach der sofort. »Machen Sie, dass Sie in Sicherheit kommen. Ich kenne mich in diesem Gebäude besser aus. Ich komme im Notfall immer noch durch einen Seitengang weg. Machen Sie sich keine Sorge um Benevoglio!«

Am Eingang gab es eine Explosion. Durch den Qualm stichelten helle Mündungsflammen.

Der Bediente rannte zur Bibliothek.

Tony schob Lucille, die einer Ohnmacht nahe schien, durch die Tür.

Sie befanden sich in einer Art Abstellkammer. Das Hausmädchen steckte den Schlüssel in die Tür.

»Drücken Sie auf die linke Wandseite«, befahl sie Tony, während sie noch mit dem Umschließen beschäftigt war.

Unter seinem Druck gab die Wand nach und entpuppte sich als leichte Konstruktion aus Holzlatten und Gipsplatten, auf die man eine täuschende Putzschicht angebracht hatte. Eine senkrechte Achse ließ sie geräuschlos aufschwingen.

Dahinter lag ein schmaler Gang, der durch einige Notlichter schwach erhellt wurde. Zwischen den beleuchteten Stellen, die wie Flecken von Lichtschimmel wirkten, lagen lange dunkle, bedrohlich wirkende Abschnitte. Warme, abgestandene Luft voller Modergeruch, drang ihnen entgegen.

Sanft schob Tony Lucille in den Gang, obwohl er selbst wenig Lust verspürte, sich in dieses Loch zu begeben.

»Bitte beeilen Sie sich«, kam die fordernde Stimme des Hausmädchens.

Lucille löste die Umklammerung, in der sie Tony immer noch gefangen hielt.

»Tut mir Leid«, flüsterte sie Tony ins Ohr. »Ich wirke wohl nicht besonders souverän.«

»Es hat mir durchaus gefallen«, antwortete Tony.

»Gewöhne dich besser nicht daran.«

Tony rollte die Augen. Fräulein Chaudieu ging es wieder besser. Sie zeigte erste Anzeichen, pampig zu werden. Das Schlimmste hatte man also anscheinend hinter sich gebracht.

Es gab nur eine Richtung, also enthob sich Tony der Mühe der Nachfrage und schob die zögernde Lucille energisch vorwärts. Hinter ihnen drückte das Mädchen die Wand wieder in die ur-

sprüngliche Position.

Der Gang hatte gerade Schulterbreite und eine Höhe, die es angebracht erscheinen ließ, den Kopf ständig zwischen den Schultern zu ziehen.

Obwohl die Notlichter natürlich moderne Einbauten waren, musste dieser Gang, der mitten durch die enormen Wände von Collesalvetti führte, aus der Zeit von dessen Errichtung stammen.

Es gab einige Abzweigungen. Von hinten dirigierte sie das Hausmädchen. Tony hatte schon nach dem ersten Abbiegen die Orientierung verloren, zumal er die Empfindung hatte, dass der Gang manchmal abwärts und an anderen Stellen recht spürbar aufwärts führte.

Zwei-, drei Mal begann das Notlicht zu flackern, erlosch sogar für einige Sekunden. Obwohl sie hier sicher zu sein schienen, wurde ihnen nur allzu klar, dass in dem Gebäude eine regelrechte Schlacht tobte.

»Was war das?« Lucille hielt an. Tony lief auf sie auf. Aneinander gedrängt lauschten sie auf das Grollen, das hinter ihnen durch den Gang herzulaufen schien.

»Handgranaten«, erklärte das Hausmädchen trocken. »Sie haben einen der Zugänge gesprengt. Sie werden in das Gangsystem eindringen. Wir müssen uns beeilen, sonst haben wir in dieser Enge keine Chance mehr.«

Die Köpfe noch tiefer eingezogen eilten sie weiter. Tony kamen Zweifel. Wie sollte sich überhaupt ein Mensch in diesem Labyrinth zurechtfinden? Hatte sich also ihre Führerin verirrt?

Oder war alles ganz anders? Wurden sie von einer Verräterin bewusst in die Irre geführt? Er erinnerte sich an die Schießerei vor dem Eingang und war wieder beruhigt. Aber der Zweifel nagte und blieb wie ein leiser, aber schriller Hintergrundton. Dass Tony überhaupt mit dem Gedanken spielte, auf Collesalvetti könnte es so etwas wie Verrat geben, dies war der eigentli-

che Stachel.

»Da vorne links. Bis zur Tür, von dort kommen wir direkt in einen Flur«, kam die Anweisung von hinten.

Tony tippte Lucille, die vor ihm lief, auf die linke Schulter. Sie nickte und bog in den Quergang. Zwanzig Schritte vor ihnen lag die Holztür im matten Schein eines Notlichtes.

Lucille beschleunigte. Sie wollte endlich aus diesem Labyrinth heraus. Die Enge erdrückte sie, die Luft legte sich wie eine Schicht auf die Bronchien und machte das Atmen schwer. Nur raus hier.

Tony Hände fielen auf ihre Schultern und hielten sie fest. Bevor Lucille protestieren konnte, legte er ihr eine Hand auf den Mund.

»Still«, flüsterte Tony. »Ich habe etwas an der Tür gehört.«

Lucille schüttelte wütend den Kopf. Sie hatte nichts gehört. Da war auch nichts. Sie war sicher. Sie wollte hier nur raus! Ihr Ellenbogen traf Tony in die Seite, sodass er sich stöhnend krümmte und losließ. Lucille sprang vorwärts.

Sie machte große Schritte, näherte sich der Tür.

Da hörte auch Lucille Geräusche. Stimmen, Kratzen ... Zischen ...

Von hinten sprang Tony sie an und warf sich über Lucille. Keine Sekunde zu spät. Die Explosion warf die Tür aus dem Rahmen und schleuderte sie meterweit in den Gang. Splitter, Steinbrocken flogen durch die Luft, prallten gegen die Wand und rieselten dann zu Boden. Die Tür knallte gegen die Decke, verkannte sich im Niederstürzen. Das war der Augenblick, in dem Tony im Kriechen Lucille wie einen Sack nach hinten zog. Dann fräste sich die Kante der schweren Tür durch den Wandputz und sie polterte zu Boden.

Als Tony sich aufrichten wollte, spürte er einen Fuß im Nacken.

»Unten bleiben«, zischte das Hausmädchen. Es feuerte einige

Salven in die Staubwolke, wandte sich dann ab.

»Schnell, kommen Sie!

Gedeckt vom aufquellenden Staub, zogen sie sich zurück und liefen durch einen andern Gang.

»Ich kann nicht glauben, dass diese Schweine es bis hierhin geschafft haben. Irgendetwas stimmt hier nicht.«

Der Haarknoten des Hausmädchens hatte sich gelockert, Strähnen ihres blonden Haares flatterten wie Schlangen um den Kopf einer Furie, als sie jetzt vorlief, an einem Abzweig zögerte und sich dann für eine Richtung entschied.

Lucille schien dem Zusammenbruch nahe. Sie hatte sich die Knie verletzt und konnte kaum den Anschluss halten. Manchmal entkam ein Wimmern ihren verkniffenen Lippen.

Endlich standen sie vor einer weiteren Tür. Vorsichtig wurde aufgeschlossen und durch den Spalt auf den Flur hinaus gespäht. Alleine schon die frische Luft, die jetzt hereinwehte, war eine Erlösung.

»Wir können raus. Leise jetzt!«

Das Hausmädchen verschloss die Tür wieder, dann schlichen sie den Flur entlang. Durch ein rundes Fenster direkt unter der Decke konnte Tony nur grüne Baumwipfel erkennen, fand aber keinen Anhaltspunkt, in welchem Teil des Gebäudes sie sich jetzt aufhielten. Jedenfalls konnte Tony sicher sein, noch nie vorher einen Fuß in diesen Flügel gesetzt zu haben.

Entfernter Lärm war zu hören. Es klang harmlos, als würde lediglich im Nebenzimmer ein Fernseher laufen. Das Hausmädchen blies eine Haarsträhne zur Seite, die ihr vor dem Gesicht hing und versuchte, sich zu orientieren. Nachdem sie gelauscht hatte, deutete ihr Daumen die Richtung an.

»Dort müsste es eine Möglichkeit geben, in den Garten zu kommen«, flüsterte das Mädchen. Sie klapperte mit ihrem Gewehr und sicherte nach hinten. Tony half Lucille weiter. Die Französin lief mit steifen Schritten und hatte offensichtlich Schmerzen, die sie tapfer zu unterdrücken suchte.

Ihr Angstschrei klang in Tonys Ohr, bevor der die Gefahr erkannte. Etwas traf Tony an der Schulter. Der Schlag war auf seinen Kopf gezielt, aber Lucilles Schrei hatte ihn zu einer Wendung veranlasst, die ihn rettete. Dennoch wurde Tony umgeworfen. Er sank zu Boden, sein Rücken rubbelte an der Wand entlang. *Das Jackett kann ich vergessen*, dachte Tony und wunderte sich selbst, wie sehr er gedanklich alles im Griff hatte. Etwas stürzte über ihn, schwer und doch weich, Hände versuchten, ihn zu würgen. Es gab ein heftiges Gerangel, untermischt von Lucilles Rufen, dann starrten sich Tony und Dorkas an.

»Sie hat mich getreten«, murrte Dorkas vorwurfsvoll und rieb sich die Seite.

»Gehen Sie erst mal von mir runter, dann werden Sie merken, was ICH mit Ihnen mache«, blaffte Tony.

Dorkas lief rot an und wälzte sich von seinem Opfer herunter. Dann bemächtigte er sich seines Schlagwerkzeugs, das er fallen gelassen hatte. Es handelte sich um das Tony schon bestens bekannte Paket, jetzt allerdings mit völlig unpassendem Weihnachtspapier umwickelt. Tony starrte einen Moment auf den debil grinsenden Weihnachtsmann, der vor einer Mauer aus bunten Paketen stand, in der er - sein dämliches Grinsen ließ keinen Zweifel - den Kinderlein Haschtütchen bester Qualität zukommen ließ, von denen er selbst schon genascht hatte.

»Wie kommen Sie hier her?«, erkundigte sich das Hausmädchen.

»Der Conte hat mir die Sachen in die Hand gedrückt und mir gezeigt, wo ich hingehen sollte, als dieser Lärm begann. Vorher musste ich die Sachen ja erst verpacken und dann bin ich auf der Wendeltreppe hamnhmnamh.«

»Wie bitte?«

»Ich bin in der engen Wendeltreppe stecken geblieben. Ich habe bei dem guten Essen hier etwas zugelegt, fürchte ich. Meine Hosen kneifen auch schon.«

»Brave Hosen«, entschied Tony. Der Schreck steckte ihm noch

in den Gliedern, mehr noch als die Empfindung, von einer Dampfwalze überrollt worden zu sein.

Zu viert gingen sie weiter. Dorkas presste sein Paket wie gehabt an sich, nur ab und zu rieb er sich die Seite und warf Lucille einen anklagenden Blick zu, allerdings ohne auf eine Reaktion zu stoßen. Trotz aller Vorsicht machten ihre Sohlen auf dem Steinboden ein vernehmliches tappendes Geräusch. Nach jedem Schritt hielten sie den Atem an und lauschten. Aus der Ferne erklangen manchmal Schüsse, dann herrschte wieder bedrohliche Stille.

Alle fuhren zusammen, als hinter ihnen eine Tür klappte.

»Sieh an«, sagte Steele, der sich durch den Türspalt schob und Little hinter sich herzog, »da ist man ja wieder in trauter Gesellschaft. Wir müssen aufpassen, die Söldner streifen hier überall durch das Gebäude.«

»Bis hierhin werden die Angreifer nicht kommen«, versicherte das Hausmädchen. »Ich muss jetzt zurück.« Sie hob das Gewehr, um anzudeuten, weswegen sie zurückmusste. Nach einer kurzen Erklärung des Weges huschte sie durch eine Seitentür davon.

Über eine Folge von kurzen Treppen, Fluren und querliegende Räume setzten Tony und seine Begleiter die Flucht fort. Steele erwähnte kurz, dass er und Little zusammen mit Panpopidis und Meister Ki in das Gebäude gekommen, dass sie sich aber bald getrennt hatten. Little war halb betäubt, hatte glasige Augen und musste geführt werden. In seinem Kopf herrschte ein chaotisches Durcheinander von Impulsen und Empfindungen, die er nicht in Worte fassen konnte.

»Wir haben uns verlaufen«, stellte Tony an einer Stelle fest, an der vier Gänge zusammenliefen. »Wir sollten nach rechts gehen.«

»Warum rechts?«, fragte Dorkas.

»Als ich zuletzt aus dem Fenster geschaut habe, waren dort Pflanzen auf dem Hügel zu sehen. Vielleicht kommen wir von

dort in den Garten.«

»Papperlapapp«, schimpfte Dorkas und ging geradeaus. »Wenn wir uns jetzt auch noch auf Theorien verlassen, sind wir bald völlig geliefert. Wir gehen geradeaus, da kommen wir sicher ans Ziel. Hinten hat das Haus bestimmt eine Tür.«

»Welch ein kluger Mann« zischte Panpopidis, der sich in dem Gang befand, den Tony wählen wollte. Er nahm seine Hand vom Mund des Conte und stieß den alten Mann brutal vorwärts. Versteckt in einer Nische hatte er mit seinem Gefangenen abgewartet, als die Stimmen der Gruppe hörbar wurden. Gegen Steele hätte Panpopidis keine Chance gehabt, selbst vor Dorkas hatte der bärtige Feigling Respekt, weil er ihn verdächtigte, heimlich die Kunst des Sumoringens zu betreiben. Nun, wo die Gefahr vorbei war, überkam Panpopidis ein wildes Triumphgefühl. Er schlug dem Conte seine Faust zwischen die Schulterblätter.

»Es muss doch wehtun, wenn man auf Idioten vertraut, nicht wahr, Alterchen?«

Steele brachte sein Holzsword in Position, als aus einem Seitengang Schritte auf sie zueilten. Es war der junge Bediente, den Tony schon am Eingang getroffen hatte.

»Nicht dorthin«, rief der junge Mann warnend. »Die Feinde kommen aus dieser Richtung.«

Er führte die Gruppe ein Stück und deutete dann auf einen niedrigen Eingang.

»Dort kommen Sie in den Garten!« Damit wandte er sich um und rannte fort.

»Was ist mit Benevoglio?«, rief Tony ihm nach.

»Die Sache ist erledigt!«

Ausgetretene, rutschige Steinstufen führten steil abwärts. Wände aus groben Felsblöcken vereinten sich über ihren Köpfen zu einem Gewölbe. Im Licht der Deckenlampen schimmerte der Stein feucht. Bald war der Anfang des Ganges hinter den Treppentufen verschwunden und ein Ende noch nicht abzusehen.

Ihr Weg machte eine leichte Biegung, als sie alle erstarrten. Von oben erklang eine Stimme. Die Stimme des jungen Mannes, der sie zu diesem Gang geführt hatte.

»Dort unten sind sie«, schrie die Stimme. Dann erklang lautes Getrappel. Jeder wusste, wodurch dieser Lärm verursacht wurde. Es waren Kampfstiefel.

»Schneller, wir haben eine gute Chance« sagte Steele. Er griff Littles Arm und zog ihn weiter. Tony musste Lucille weiterhelfen, während sich Dorkas alleine zurechtfinden musste.

So war auch Dorkas der Letzte, der es bemerkte. Hinter der letzten Stufe erhob sich eine Wand.

Sie saßen in der Falle.

Im matten Schein der Lampe begann Steele, auf die Steine zu schlagen. Irgendwo musste ein Auslöser sein, der ihnen eine Tür öffnete. Es war nicht logisch, dass man einen solchen Gang mit großem Aufwand baute und ihn vor einer Wand enden ließ. Es sei denn, man wollte Feinde irreführen. Oder spätere Generationen nahmen eine Änderung vor. Oder ...

Für einen Moment hämmerten sie alle gegen die Steine, verzweifelt und von letzter Hoffnung getrieben. Unter ihren Fäusten bewegte sich der Fels nicht, ihre tastenden Finger fanden in den Fugen keinen Mechanismus, der ihnen den rettenden Ausgang öffnete.

Über ihnen, näher und näher, klang das Trampeln der Stiefel.

Steele wirbelte herum. Sein Holzschwert pfiß durch die Luft, zertrümmerte die Deckenlampe und hüllte die Szene in Dunkelheit. Trotzdem nahm Steele drei Stufen in einem Sprung, als er jetzt den Gegnern entgegeneilte. Die nächste Lampe splitterte und verlösch.

Steele war sicher, dass oben auf der Treppe nicht mehr als vier Mann waren. Ein einzelner Kämpfer mit einem Holzschwert hatte nicht eben die besten Chancen gegen schwer bewaffnete Söldner, aber es war auch nicht von vornherein ein Selbstmordunternehmen. Das war die rationale Schicht in Steeles Überlegungen.

Die andere, tiefer liegende und eigentlich herrschende, war schlicht von dem Willen bestimmt, nicht wie eine Ratte im Loch zu sterben.

Das Trappeln der Stiefelsohlen verstummte. Die Männer oben auf der Treppe hatten das Klirren des zerschlagenen Glases gehört, wurden misstrauisch und zögerten.

Steele versuchte abzuschätzen, wie weit sie noch entfernt waren. Wegen der leichten Krümmung konnte er den Gang nicht völlig überblicken. Wenn er sich zu weit vorwagte, lief er ihnen direkt vor die Mündung. Für Steele blieb diese Überlegung dennoch theoretisch. Er sprang weiter aufwärts, drückte sich dann an der Wand entlang und erreichte die nächste Lampe. Als das Holzschwert auch diese Beleuchtung zum Erlöschen brachte, hatte Steele eine Idee.

Er warf sich auf die Stufen, bevor sein Bewusstsein eine Meldung abgab. Erst als die Kugeln, viel zu hoch gezielt, über ihm in die Wand schlugen, wurde Steele klar, was ihn alarmiert hatte. Er hatte das Rauschen von Stoff vernommen, als ein Gewehr in den Anschlag gerissen wurde.

Die Abpraller jaulten, die Wand spie Staub und Funken. Der ersten Salven folgte Stille. Aus einer Fuge rieselte Sand.

Der rote Lichtpunkt des Laserzielgerätes tanzte jetzt suchend über Wand und Decke. Systematisch wie ein Stöberhund glitt der grelle Fleck nach unten, erreichte die Treppenstufen. In den Staubschwaden wurde der Laserstrahl sichtbar, er begann, wie ein Insektenfühler den Gang abzutasten.

Steele rollte sich die Stufen herunter. Glassplitter bohrten sich in seine Ellbogen, das Schwert schlug gegen die Wand und wurde ihm fast aus der Hand geprellt.

Steele stoppte seinen Rückzug und schob sich das Schwert im Rücken unter den Gürtel.

Von oben wurde hastiges Flüstern hörbar. Steele erstarrte, hielt den Atem an und konzentrierte sich. In seinen Ohren pulste das Blut und schien ihn bösartig behindern zu wollen. Er glaubte,

schleichende Schritte zu hören. Dann knirschte Glas unter den Sohlen. Jetzt mussten sie ihre Nachtsichtgeräte aufsetzen. Natürlich hatten sie Geräte der neuesten Generation mit zuschaltbarer Infrarotquelle. Für die Angreifer gab es also keine Dunkelheit.

Oder sie verließen sich schlicht und einfach auf die gute alte Taschenlampe.

Steele versuchte, sich in die Gedanken seiner Gegner einzufinden. Sie brauchten keine Gefangenen zu machen, sonst hätten sie eben nicht geschossen. Sie waren immer noch vorsichtig und rechneten damit, dass ihre Beute Widerstand leisten würde, sonst wären sie einfach die Treppe heruntergestürzt, hätten zwei Magazine geleert und ihren Job als erledigt betrachtet.

Jemand hatte sie vor der Beute gewarnt. Gut so. Steele verzog den Mund zu einem zynischen Grinsen. Die Furcht, die diese Vorsicht auslöste, war für ihn vorteilhaft. Vorteilhafter als es die Vorsicht für die Angreifer selbst war.

Die vier Männer schlichen geduckt die Treppe hinunter. Die katzenhafte Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen verriet das jahrelange Training, das die Männer geformt hatte. Sie waren für diese Mission ausgewählt worden, weil sie die Besten waren. Sie waren es gewohnt, durch ihre Sichtgeräte auf eine Welt aus blassroten Schemen und schwarzen Schlagschatten zu schauen, die Zeichen zu lesen und zu erkennen und darauf zu reagieren.

Und trotzdem hätte Steele sie um ein Haar überrascht. Nur einer bemerkte das seltsame Bündel, das unter der Decke hing. Sein Warnschrei war zugleich das Signal für Steele. In der völligen Dunkelheit musste er sich nach dem Gehör orientieren. Er ließ das Stromkabel, das die Lampen mit Energie versorgte und an das er sich geklammert hatte, aus den Fingern fahren und fiel in die Schwärze.

Er lag immer noch senkrecht in der Luft, als er auf den Gegner aufprallte. Der Mann klappte unter Steeles Gewicht zusammen, bog sich aber noch instinktiv geschickt zur Seite, sodass Steele

auf eine Treppenkante traf. Der Schmerz zuckte durch seinen Unterarm und machte ihn unbrauchbar. Aus dem Dunkeln sauste eine Stiefelspitze und traf Steele in die Rippen. Stöhnend drehte sich Steele zur Seite. Während sein Oberkörper gelähmt war, trat er automatisch zu, als hätte sich sein Körper in zwei Teile gespalten. Er spürte den Aufprall, ein wütender Fluch auf englisch quittierte den Treffer.

Zeit zu Triumphgefühlen blieb Steele nicht, denn ein Gewehrkolben traf seine Schulter. Sein nächster Tritt, ziellos in die Schwärze gesetzt, traf auf eine Kevlarweste. Der Träger der Schutzweste verlor das Gleichgewicht und kippte mit einem Schrei nach hinten. Er war außer Gefecht, für einige Sekunden zumindest. Aber es blieben drei andere, und einer von diesen zog Steele den Gewehrkolben über den Schädel. Der Schlag kam für Steele völlig unvermutet, vielleicht hatte er eine Zehntelsekunde vorher das Pfeifen der Luft gehört. Sterne explodierten vor seinen Augen, Steele fiel nach hinten und kroch in letzter Not zur Seite. Die drei rissen ihre Waffen hoch.

»Hier entlang, der hohe Herr«, höhnte Panpopidis und furzte laut und unverschämt. Er stieß den Conte di Saloviva in einen kleinen Raum und rammte ihm einen Stuhl in die Kniekehlen. Der Conte fiel auf die Sitzfläche und blieb regungslos, während Panpopidis ihn wie eine Hyäne umkreiste. Dann unterbrach er seine lauerten Runden und stellte sich hinter seinen Gefangenen.

»Das muss doch wehtun. Das muss doch so richtig wehtun«, zischelte er dem Conte ins Ohr. Auf jedem Laut, den Panpopidis ausstieß, hockte sein unbändiger Hass wie ein feuriger, apokalyptischer Reiter auf seiner Schindmähre. Panpopidis Augen funkelten in triumphierender Erregung.

»Alles aus«, zischte er. »Alles aus und alles so schön ausge-

dacht. Glaubst du dämlicher alter Mann wirklich, ich hätte nicht gewusst, wozu du mich brauchst? Weswegen du mich in deiner esoterischen Irrenanstalt durchfütterst? Mann, bist du mir vielleicht auf den Sack gegangen mit deinem Gesülze, du alter Seiberer. Steck dir deine Lebensweisheiten in den adligen Arsch.« Zur Bekräftigung dieser Gemeinheit ließ er wieder eine fette Blähung abstreichen.

Panpopidis richtete sich erneut auf und begann eine unruhige Wanderung durch den Raum. Seine Augen blieben an dem Conte hängen, der gerade und unbewegt auf seinem Platz blieb. Im Gesicht des alten Mannes zeigte eine wachsende Schwellung, wo Panpopidis' Faust ihn getroffen hatte. Wütend zerrte der an seinem Bart und schoss wieder auf den Conte zu.

»War ja wohl nichts - mich als Indikator einzusetzen. Panpopidis der Intrigant, Panpopidis der Judas. Nur auf Panpopidis schauen und schon weiß man, welcher von den Hausknechten und den Küchenmädchen bereit zum Verrat ist.«

Der Conte di Saloviva blieb unbewegt. Er schien sich hinter die Fassade seines Äußeren zurückgezogen zu haben, ein alter Mann, dessen Wesen sich in den Schutz unbelebter Gesichtszüge geflüchtet hatte. Panpopidis bemerkte diesen Rückzug, diese Flucht nach innen, dorthin, wo er seinem Gefangenen nicht folgen konnte. Kochend vor Wut beugte er sich über den Conte. Seine Augen glühten, sie sprühten eine hypnotische Kraft aus wie schwarze Funken. Es fiel dem Conte unendlich schwer, sich diesem Einfluss zu entziehen. Er ahnte die dämonische Energie, die sich den Bärtigen zunutze machte.

Während das dumpfe Krachen von Schüssen und Explosionen die Luft erschütterte, fand in dem abgelegenen Raum ein Duell der anderen Art statt, ein stiller, wortloser Kampf zweier Willen, die sich gegeneinander pressten wie Ringer, die sich abtasteten, die Schwäche des anderen suchten, mitleidlos nach einer Wunde suchten, in der man stochern konnte. Panpopidis war der An-

greifer, der Conte di Saloviva verteidigte sich und er ließ es nicht zu, dass Panpopidis Macht über ihn gewann. Beide hatten ihr Zeitgefühl verloren. Vielleicht waren nur Wimpersschläge vergangen, vielleicht Ewigkeiten, als Panpopidis sich mit einem plötzlichen Wutschrei abwendete, sich dann auf den Conte stürzte und ihn mit Faustschlägen quälte.

»Ich schlage vor, Sie strapazieren Ihre körperlichen Kräfte nicht über das notwendige Maß und bringen mich jetzt um«, sprach der Conte kalt. Seine Lippen begannen zu schwellen, er nuschelte etwas. Was bei einem anderen vielleicht komisch und sogar entwürdigend gewirkt hätte, erweckte bei dem Conte den Eindruck einer unzerstörbaren Überlegenheit.

Mit gefletschten Zähnen wollte sich Panpopidis auf den alten Mann stürzen, zwang sich dann jedoch, den Schlag, der die Nase des Conte zertrümmern sollte, anzubrechen.

»Warum so eilig, alter Mann«, keuchte er, heiser vor Wut. »Wir wollen das Beste doch nicht verpassen. Wer geht denn aus einer Show, bevor die Hauptattraktion kommt?«

Er drehte sich ab, stolzierte steif, als könnte er seine Gliedmaßen nur schwer unter Kontrolle halten, durch den Raum. Schließlich traktierte er die Wand mit Fußstritten. Mit mühsamer Ruhe, unter der man die Vibrationen seiner Wut spüren konnte, wandte er sich wieder an seinen Gefangenen.

»Das Gegenteil ist eingetreten, alter Mann. Ich habe dich nicht zu möglichen Verrätern hingeführt. Ich habe deine Leute zu Verrätern gemacht.« Die Stimme von Panpopidis triefte vor Hohn, und nun bekam sie einen schmerzhaft schrillen Unterton, in dem Triumph mitschwang.

»Und wie macht man die Leute des großen Conte Hercole di Saloviva zu Verrätern ... Ich habe sie ... wie sagt man in Ihren Kreisen, entehrt? Oder geschändet?«

Wie ein Raubvogel auf sein Opfer stürzte sich Panpopidis auf den Conte und brachte seine verzerrte Visage vor die starre Maske des alten Mannes.

»Ich haben sie alle ge ... schändet«, flüsterte Panpopidis mit heiserer, sich überschlagender Stimme. »Ich habe sie ge ...« Es folgte eine unbeschreibliche Aufzählung aus den vulgärsten Wörtern, und Panpopidis verschonte die Ohren des Conte nicht mit Details seines Umgangs mit den jungen Mädchen und Männern aus dem Umfeld des alten Adligen.

Panpopidis saugte schlürfend den Speichel ein, der ihm schon aus dem Mund zu tropfen begann, und legte den Kopf in den Nacken wie ein Hahn, der zu krähen beginnen will. Ein irres, höhnisches Lachen brach aus ihm heraus. Die nächste Blähung roch ebenso abscheulich wie die Beschreibungen seiner abartigen Praktiken und Gemeinheiten.

»Ich bin Ihnen dankbar, dass ich so kurz vor meinem Tode noch meinen Wortschatz erweitern durfte«, sagte der Conte. Der mühsame, aber von eiskalter Beherrschung durchdrungene Satz beendete wie ein Messerschnitt Panpopidis irres Gewieher.

»Ich darf annehmen, dass Sie mir demnächst den Namen Brantley nennen werden«, fuhr der Conte fort.

Mit aufgerissenen Augen starrte Panpopidis ihn an. Der Name ließ ihn vor Ehrfurcht erschauern. Zugleich blitzte einen Moment lang ein Verdacht in ihm auf. Hatte dieser alte Mann etwas gehäht oder sogar gewusst? Hatte der alte Trottel eine Schlange an seinem Busen genährt, wohl wissend, wessen Diener er sich ins Haus geholt hatte? Panpopidis schüttelte diese Zweifel ab und überließ sich wieder völlig seinem Hass.

»Du solltest den Meister nicht nennen, alter Narr.«

Conte di Saloviva verzog das Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse, der man den Spott nicht ansah, der sie verursachte.

»Warum nicht? Hatten Sie die Ehre, vom Meister persönlich ... wie nannten Sie es doch so poetisch ... genagelt zu werden?«

Vor Empörung begann Panpopidis zu zischen wie ein wütender Ganter. Er lief rot an. Trotzdem bemühte er sich um Beherrschung.

»Mitnichten, du alter Trottel, es war eine wundervolle, blonde

Holländerin mit endlosen langen Beinen und kleinen Titten. Klein, aber fest, und mit harten Nippeln. Die Nippel an ihren Möpsen waren so hart wie und fett wie Radschrauben mit Zierkappen. Nur verchromt waren sie nicht. Schade eigentlich! Gerade das, was in eine Hand passt.«

Begeistert schaute Panpopidis seine Hand an, als wären dort noch Überbleibsel der beschriebenen niederländischen Herrlichkeiten zu entdecken. »Und einen kleinen knackigen Apfelsch, wirklich süß«, fuhr er dann fort. Er umkreiste den sitzenden Conte und beobachtete dessen Reaktion, während er wie ein Wasserfall redete.

Jetzt beschrieb er mit unflätigen Wörtern, was er mit diesem Mädchen getrieben haben wollte, und er sparte nicht mit epischer Breite. Er brüstete sich, er furzte wieder, und er griff zwischen seine Beine, während er immer neue schmutzige Einzelheiten vortrug.

Der Conte schien nicht sonderlich beeindruckt zu sein. »Hatte sie blaue Augen?«

Panpopidis fiel darauf herein. »Keine Ahnung, Gesichter haben mich nie interessiert«, antwortete Panpopidis kurz und stutzte dann, verwundert darüber, dass er den Conte überhaupt beachtete.

»Gesichter vergesse ich immer sofort. Aber an das, was zwischen den Beinen ist ...«

Nun begann er, hasserfüllt und wie ein Besessener weitere Abartigkeiten preiszugeben, wobei sich seine Stimme regelrecht überschlug. Er ärgerte ihn maßlos, den Conte damit nicht quälen zu können, denn dieser blieb weiterhin fast stoisch hinter seinem geschwollenen, blassen Gesicht verbogen blieb.

Panpopidis verstummte und schöpfte tief Atem. Seine Hand legte sich mit einer herablassenden Geste auf die Schulter des Conte.

»Du hast was verpasst, Alterchen.«

»Ich beginne zu zweifeln. Ihr Beispiel zeigt mir, dass diese Be-

tätigung das Hirn enorm schädigt.«

Mit einem lauten Aufschrei formte Panpopidis die Hände zu Krallen, legte sie um den Hals des Conte und drückte zu.

Es war die Hölle. Um ihn war undurchdringliche Nacht, Lucille krallte sich an ihn, wühlte mit ihren Fingernägeln in seiner Haut, Dorkas schnappte schnaufend nach Luft, Little wimmerte wie ein kleines Kind. In seinem Rücken lag die Mauer, dieses feste, sture, hassenswerte, fürchterlich wirkliche Hindernis, der zu Stein gewordene Albtraum, die kristallisierte Todesangst.

Tony Tanner schob Lucille von sich. Sie reagierte nicht, klammerte sich fester an ihn und er musste sich in einem absurden Ringkampf von der Frau befreien.

»Ich muss Steele helfen«, murmelte er. Er wollte sich selbst überzeugen, aber in seinen Ohren klang eine fremde Stimme, die keinerlei aufbauende Wirkung entfalten wollte. Mechanisch begann Tony, die Stufen heraufzusteigen. Nachdem er einige Mal ins Stolpern kam, bewegte er sich auf allen Vieren vorwärts.

Vor ihm krachten Schüsse, Tony hielt an. Seine Muskeln zuckten, jeder Reflex zwang ihn zum Rückzug, seine Furcht riss an ihm, aber nach einer Sekunde des inneren Kampfes kroch er weiter nach oben.

Ein Glassplitter bohrte sich in seinen Handballen. Mit einem Schrei fuhr Tony auf. In diesem Moment polterte etwas die Treppe hinunter, erfasste ihn und riss ihn mit. Über sich den schweren Körper eines Mannes, unter sich die Stufenkanten, rutschte Tony Tanner nach unten. Die abgetretenen Stufen wirkten, als ob sie mit Schmierseife eingepinselt wären.

Der Kerl über ihm stank nach Schnaps und Zigaretten. Das Gewicht schien Tony zu erdrücken, irgendein kantiger Gegenstand, der an der Schutzweste befestigt war, bohrte sich in Tonys Rippen, versetzte ihm bei jeder Stufe einen Stoß. Die Wand hielt sie

auf. Über Tony krachte der Helm des Söldners gegen den Stein. Trotzdem nahm der Aufprall auch Tony den Atem. Fast hätte er sich selbst die Zunge abgebissen. Vor seinen Augen kreisten Funken. Er schauten ihnen nach und fragte sich, woher diese Fünkchen ihre unverschämte Helligkeit nahmen.

Erst dann bemerkte er, dass er sich strampelnd und schiebend unter dem ohnmächtig gewordenen Gegner herausarbeitete.

Tonys Hand erfasste einen metallischen Gegenstand. Sein Instinkt ordnete das Ding als potentielle Schlagwaffe ein und befahl den Fingern zuzupacken und zu ziehen. Mit dem Gegenstand in der Hand versuchte Tony, die Treppen wieder hochzusteigen. Sein Kopf dröhnte und erlaubte keinen klaren Gedanken, jede Bewegung wurde zur Qual.

Wie zur Ablenkung tastete Tony den Gegenstand ab. Eine Taschenlampe, erkannte er. Eine schwere Stablampe. Wo war der Schalter? Die Frage kam von ganz allein in den dumpf pochenden Mechanismus seines Denkens und ließ keine Nachfragen zu.

Der Griff war glatt, da konnte kein Schalter sein. Tony stapfte halb betäubt die Stufen hoch, wankte und dachte daran, dass man wohl den Kopf der Lampe drehen müsse, um die bezweckte Leuchterscheinung zu erlangen. Er tastete, drehte, schob. Ein zufriedenes Grunzen erklang, als Tony Tanner merkte, wie sich der Ring um die Glasscheibe bewegen ließ.

Ein Lichtstrahl stach in die Dunkelheit.

Die drei Angreifer fuhren herum.

Die Haut des Conte verlor alle Farbe, auf seine Augen hauchte der nahe Tod eine glasige Trübe. Ernst und unbewegt erwartete der Conte Hercole di Saloviva sein Ende.

Aufheulend vor Wut warf Panpopidis die Arme hoch, eine hässliche Travestie einer Freudengeste, als wären die Arme Jagdhunde, die in ihrer Gier dem Besitzer nicht mehr gehorchen wol-

len.

»Nicht so einfach, alter Trottel«, heulte Panpopidis. »So einfach hatten wir uns den Abgang wohl gedacht. Aber darauf falle ich nicht rein. So blöd bin ich nicht. Da musst du dir was Besseres einfallen lassen.«

Er blickte um sich.

»Wir könnten ja schon einmal die Behausung wechseln.«

Mit einem Griff packte er den Conte am Kragen und halb schleifend, halb stoßend zwang er den alten Mann zum Aufstehen. Eine Tapetentür brachte sie zu einer engen Wendeltreppe. Rücksichtslos stieß Panpopidis den Gefangenen vorwärts, trat ihm in den Nacken, als der alte Mann nicht schnell genug die schmalen Stufen herabging.

Als sie unten angekommen waren, brach der Conte zusammen, aber wieder griff ihn Panpopidis hart zu und schleifte ihn wie eine zerbrochene Puppe über einen Flur und in einen größeren Raum.

Das niedrige Gelass hatte keine Fenster. Einige Kerzen flackerten auf groben Eisenständern. Ihr unruhiges Licht riss die umherstehenden Personen aus der Dunkelheit und schob sie eilig wieder zurück in den Schatten. Der modrige Geruch eines unterirdischen Raumes legte sich auf die Lunge, die verbrauchte Luft machte das Atmen schwer.

Die Augen des Conte waren geschlossen, als er durch die Tür geschleift wurde. Jetzt öffnete er sie mühsam und unter großem Schmerz. Ein wehes Stöhnen kam von seinen Lippen.

»So viele«, murmelte er fast unhörbar.

Den gierigen Ohren des Panpopidis waren diese beiden Worte voller Verbitterung nicht entgangen.

»Ja, alter Hosenstinker, so viele«, krächte er mit sich überschlagender Stimme.

»Aber ich habe noch etwas für dich!« Mit diesen Worten ließ Panpopidis den alten Mann los. Der Conte fiel in sich zusammen, als wäre nur ein Bündel Kleider in den Raum geschleppt

worden. Keiner rührte sich, um ihm zu helfen. Die zitternden Hände gegen die Wand gestemmt, raffte sich der Conte auf und blieb an die Wand gelehnt stehen. Sein Körper war fast zerstört, aber sein fester Blick bezeugte, dass seine Seele ungebrochen war.

Panpopidis ging in den hinteren Teil des Raumes, der vom Licht der Kerzen kaum erhellt wurde. Eine schmale, von einem Umhang umhüllte Gestalt drückte sich dort in den Schatten. Am Arm von Panpopidis schritt sie nun auf den Conte zu. Erst als sie unmittelbar vor dem alten Mann stand, schob sie die Kapuze zurück, die ihr Gesicht verdeckte.

»Auch du, meine Tochter Maddalena«, flüsterte der Conte mit blutigen Lippen.

»Das gefällt dir also doch, altes Arschloch«, kreischte Panpopidis. Er brachte seinen Mund nah an das Ohr des Conte, bleckte die Zähne, als wolle er zubeißen.

»Ich habe sie dir durchgebrögelt, deine teure Maddalena. Du alter Schwachkopf hast nichts bemerkt, du hast geglaubt, dir kann nichts passieren, deine herzensgute Maddalena hat ein Auge auf Panpopidis und sagt dir, wenn sich der Aasgeruch des Verrates in den hehren Hallen deines Domizils breitmacht.«

Den letzten Satz artikulierte Panpopidis mit boshaft übertriebenem Pathos. Dann stellte er sich neben Maddalena. Sein linker Arm schlang sich um ihre Hüfte, mit der rechten Hand begann er, den Busen des Mädchens zu kneten.

»War wohl nichts«, spottete Panpopidis. »Der alte Trottel hier spielt hier den König der Fischer und macht ein Laienschauspiel vom Gral. Tja und währenddessen hab' ich seine Maddalena durchgebrögelt. Hat's dir gefallen, du Rose des wahren Glaubens?«

Das Mädchen wendete ihre großen dunklen Augen dem bärtigen Kopf von Panpopidis zu. Sie lächelte ihn an und nickte. »Es war wundervoll. Deine Peitsche ist besser als die Worte der alten Propheten, dein Samen ist süßer als das heilige Brot.«

Der Widerspruch zwischen ihrem sanften Gesicht, ihrer fast überirdischen Schönheit und den gemeinen Worten, die von ihren Lippen kamen, war zugleich faszinierend und abstoßend.

So muss der Satan sein, fuhr es dem entsetzten Conte durch den Kopf, engelhaft schön und widerwärtig verworfen ...

»Siehst du«, Panpopidis bleckte die Zähne wie ein Schimpanse, als er den Conte höhnisch angrinste.

Darauf folgte ein abstoßender und ekelhafter Bericht, in dem Maddalena und Panpopidis sich ungehemmten Scheußlichkeiten hingaben, und der, könnte ein begnadeter Schriftsteller ihn nachvollziehen, einen Bestsellerroman im pornografischen Genre garantiert hätte.

Damit steckte Panpopidis die Zunge weit heraus und leckte Maddalena vom Kinn bis zur Stirn über das Gesicht. Das Mädchen reagierte mit einem wonnevollen Schnurren.

Tony starrte in drei Gewehrmündungen. Der Anblick wirkte wie Aspirin und drei Wochen Strandurlaub zusammen. Im Licht der Lampe sah er die Nachtsichtgeräte, die die Söldner vor dem Gesicht trugen. Und Tony tat das einzig Richtige. Er hielt die Lampe auf die Gegner gerichtet und ließ sich gleichzeitig fallen.

Die Nachtsichtgeräte hatten einen automatischen Blendschutz. Aber das menschliche Auge reagierte schneller als diese Abblendautomatik. Als die drei Bewaffneten herumfuhrten, war dies ein antrainierter Reflex. Sie hatten keine andere Wahl gehabt. Nun explodierte für eine Sekunde gleißende Helligkeit vor ihren Augen, stach wie eine Stahlspitze in ihre Pupillen. Es schmerzte höllisch, und es machte sie blind. Trotzdem krümmten sie die Finger um den Abzug und schossen.

Der erste Feuerstoß heulte durch den Platz in der Luft, den Tony Tanner noch eine Sekunde vorher für sich in Anspruch genommen hatte. Drei Daumen fuhrten zu den Umstellhebeln und

schwenkten auf Dauerfeuer. Immer noch waren die Söldner halbblind, immer noch schmerzten die Augen, als hätten sie Sand unter den Lidern.

Immer noch agierten sie mit der kühlen Ruhe des perfekten Soldaten. Schulter an Schulter stehend wollten sie den Gang vor sich mit Kugeln füllen, bis die statistische Trefferwahrscheinlichkeit bei hundert Prozent lag.

»Ich vergaß zu erwähnen, dass ich deiner Maddalena eine Rasur verpasst habe. Sie hatte wirklich so was von einem Busch im Höschen, das muss ja geradezu Hygieneprobleme gegeben haben, und das mit neunzehn Jahren, also wirklich, mit fünfundzwanzig hätte sich ein Bärenfell entwickelt ... tztststs ...«

Höhnisch schüttelte Panpopidis den Kopf und schnalzte in gespielter Besorgnis mit der Zunge. Dabei fuhren scheele Blicke unter seinen buschigen Brauen wie Schlangen hervor und betasteten das starre, weiße Gesicht des Conte.

Triumphierend witterte Panpopidis seine Chance, den Willen des Conte doch noch zu brechen. Für den Bärtigen ging es um alles. Er hasste den Conte von ganzem Herzen, wie man nur etwas hassen kann, dessen Existenz das eigene Wesen leugnet und niedrig macht. Wie oft hatte sich Panpopidis diesen Sieg ausgemalt! Das Personal, dem der Conte vertraute, zu seinen Gespielen zu machen, war für Panpopidis nur ein erster Vorgeschmack. Selbst als es ihm gelang, Maddalena Strozzi von dem hohen Ross ihrer höchstkatholischen Jungfernschaft zu stürzen, sie abhängig zu machen und zu den widerwärtigsten Perversionen aufzustaecheln, war dies nur ein Vorgeplänkel. Eingehüllt in die schweren Wolken seiner Wollust spürte Panpopidis immer noch den Widerstand Maddalenas, musste in ihren Lustschreien den bitteren Hilferuf vernehmen, das Aufbäumen einer reinen Seele, die sich von dämonischen Kräften gefesselt weiß.

Maddalena selbst interessierte Panpopidis nicht. Sie war bloß eine Frau. In all den Jahren, in denen sich Panpopidis wie eine Echse durch eine Einöde von Fleisch gewälzt hatte, von hellem oder dunklem, bereitwilligem, bereitliegendem Menschenfleisch, von auffordernd gespreizten Schenkeln, von aufreizend präsentierten Hinterteilen, war ihm das menschliche Fleisch immer mehr zu einem Sumpf geworden, in dem er zu versinken drohte. Jeder neue Körper war der Versuch, sich vor dem Verschlungenwerden zu retten, einen Halt zu erlangen, eine Insel der Rettung in Meer gleichförmiger, gleichgültiger Leiber und der schalen Lüste, die sie ihm brachten.

Der Widerstand, den Maddalena ihm entgegengesetzte, reizte ihn. Ihn zu brechen bereitete Panpopidis ein Feuerwerk der Lust. Sie zu erniedrigen, sie zu den perversesten Handlungen zu treiben und zu wissen, dass in dem jungen Mädchen zwei Seelen miteinander kämpften, daraus erwuchs für Panpopidis eine verfeinerte Form des Genusses. Aber sie wurde ihm vergällt, als er erkannte, dass selbst die Einflüsse seines Meisters Brantley nicht ausreichten, Maddalena vollständig zu dem hohlen Gefäß seiner Geilheit zu formen, das er sich wünschte.

Sie war Panpopidis zu Willen, sie wälzte sich vor Lust in seinen Armen, sie litt und sie verachtete sich selbst. Und diese letzte Glut von Scham konnte Panpopidis, das erkannte er schließlich, erst austreten, wenn der Conte sich gebeugt hatte.

Nun bereitete es ihm einen lustvollen Kitzel, den alten Mann langsam an den Rand der Klippe zu drängen, hinter der die völlig Leere der Selbstaufgabe und Selbstverachtung lagen. Würde der Conte springen, dann erst würde Maddalena den letzten Funken Reue in sich tilgen - und dann erst hatte Panpopidis sie wirklich gehabt und konnte sie zur Seite schieben.

»Sie hat es genossen«, flüsterte Panpopidis dem Conte ins Ohr. »Oh Mann, sie wurde ganz wild, als ich sie rasierte. Zuerst warmes Wasser, dann der Schaum schön mit den Fingerspitzen einmassiert, und dann kam die Wolle endlich runter. Du hast sie

nicht zufällig mal im Bad beobachtet oder so? Das war ein echter Schwamm, den sie mit sich rumschleppte, ein Kilo Haare mindestens, du könntest dir eine Perücke daraus machen lassen. Sie hat richtig gequiekt und gezittert, als ich ihr mit dem Rasiermesser das Zeug runterholte. Und jetzt sieht es so süß aus. Süüüüüüüß! Dieser kleine weiße Bauch und dieser Spalt, so klein und rosig. Du müsstest dir das eigentlich mal angucken, Alter! Weißt du, wenn sie geil wird, dann kommen ihre Schamlippen zum Vorschein, das musst du dir einfach mal vorstellen, diese weiße glatte Haut und dann kommen diese roten Blüten hervor, es sieht absolut stark aus und ein bisschen abartig, so wie eine Fleisch fressende Pflanze. Weißt du was, Schnucki ...« Panpopidis machte zwei Schritte zu Maddalena und bückte sich, um ihren Rock hochzuheben.

»Du sollest dem Conte mal etwas von dir zeigen. So was kennt der gar nicht mehr. Und dann mach ich dich ein bisschen geil und du lässt was raushängen, ist doch scharf!«

Bevor er seine Absicht verwirklichen konnte, wurde die Tür aufgestoßen und zwei Personen betraten den Raum.

Beim Anblick der einen überlief ein Schauer den zu Tode geschwächten Körper des Conte di Saloviva.

Meister Ki strich sich seinen Bart und schaute dem Conte ins Gesicht.

»Wie Fassade von Haus des Menschen Antlitz sein. Nie wer dahinter wohnt du wissen wirst«, sagte er mit einem sarkastischen Lächeln.

Steele reagierte nach einem erlernten Muster. Halb betäubt, wie er immer noch war, musste er sich auf die Spuren verlassen, die die jahrelange Übung in seinen Nervenbahnen hinterlassen hatte. Seine Hände griffen nach hinten, seine Finger suchten eine vertiefte Fuge. Dann zog Steele sich hoch, stemmte den Rücken gegen die Wand und trat mit aller Kraft zu. Er traf den ersten der drei Söldner. Der Mann geriet ins Taumeln, schob sich gegen den

neben ihm stehenden und dieser wiederum brachte wie ein fallender Dominostein seinen Nachbarn aus dem Gleichgewicht. Bevor sie sich wieder fangen konnten, war Steele, leicht schwankend, wieder auf die Füße gekommen und warf sich mit voller Wucht auf die Männer.

Jetzt hatten sie keine Chance mehr, das Gleichgewicht zu halten, ohne die Position zu ändern. Sie machten Ausfallschritte, kamen sich gegenseitig in den Weg, mussten sich völlig darauf konzentrieren, nicht zu stürzen. Einem gelang es nicht. Er prallte gegen die Mauer und rutschte über die glatte Stufe ab.

Die anderen beiden hatten weniger Glück. Den Ersten erwischte Steele von hinten mit einem Tritt, der den Mann von den Beinen riss und ihn fast waagrecht in der Luft liegen ließ. Bevor er zu Boden fallen konnte, war Steele bei ihm, schob sein Knie wie einen Amboss unter den Rücken des Gegners und dann hämmerte er ihm mit einigen Ellbogenstößen die Luft aus der Lunge.

Die Aktion war hübsch erdacht und sauber ausgeführt, (eine Sechs-Komma-Null für die technische Ausführung und eine Acht-Komma-Sieben für den künstlerischen Eindruck, lobte sich Steele in diesem Moment selbst), aber Steele hatte die Kevlarweste nicht einberechnet und brauchte daher einige Ellenbogenhämmer mehr als geplant und als seiner Lebenserwartung förderlich war. Als er den erschlafften Körper des Söldners zur Seite rollte, hatte ihn derjenige, der in der Mitte stand, schon als Angreifer identifiziert. Er schwenkte zur Seite, seine Waffe nahm die Bewegung vorweg.

Im Licht der schwankenden Taschenlampe hasteten Schatten über Wand und Decke, ein schwarzer Stachel richtete sich auf Steele.

In diesem Moment wurde es wieder dunkel, der Lichtstrahl hüpfte hysterisch den Gang entlang. Ein Schrei ertönte. Noch niemals hatte der Söldner daran gedacht, sich Schienbeinschoner anzulegen. Als die Lampe genau unter seinem Knie einschlug, war es zu spät, das Versäumnis nachzuholen. Tony Tanner hatte

sich das Vergnügen eines weiten Ausholens gegönnt und knallte nun die schwere Stahllampe geradezu liebevoll gegen das gegnerische Schienbein. Der Schlag sandte rot glühende Schmerzexplosionen durch die Nervenstränge des Söldners, trieben ihm ein Gurgeln aus der Kehle, lähmten für den Bruchteil einer Sekunde alle seine jahrelang eingeübten Reflexe. Dann erst gewann das andere Programm erneut die Oberhand, unterdrückte alle Schmerzimpulse und machte die Bahn für den puren Tötungsinstinkt. Der Finger des Mannes krümmte sich um den Abzug.

Für Steele war dieser Sekundenbruchteil ausreichend. Er verzichtete auf alle Schnörkel und Feinheiten. Sein Instinkt sagte ihm, dass er keine Zeit hatte, um den Ellbogen zum Ausholen nach hinten zu bringen. So stieß er ansatzlos den Arm vor. Seine Handfläche traf auf das Nachtsichtgerät. Die Wucht des Treffers versenkte das Gerät halb im Gesicht des Söldners, sein Kopf wurde nach hinten geschleudert und wurde nur durch den Kragen der Weste aufgehalten. Seine Salve hämmerte los, die Kugeln schlugen Steinbrocken aus der Decke. Wie eine Lawine prasselten die Splitter auf die Männer im Gang herab.

Tony Tanner hatte inzwischen die Lampe auf den dritten Gegner gerichtet. Er konnte nicht genau erkennen, was Steele machte, aber er spürte die feinen Tropfen, die durch die Luft wirbelten wie Nebel und er roch geradezu, welche Farbe diese Flüssigkeit hatte.

Schwer schlug der Körper neben ihm auf und Steele stürzte sich wie ein Tiger auf den Liegenden, der die Waffe abwehrend vor den Körper hielt. Steele trat sie zur Seite.

Mein Gott, dachte Tony dann, er hat diesem Kerl den Zeigefinger durch die Stirn gerammt ...

Der Gedanke war absolut unfasslich. Tony war gelähmt und fühlte sich eingefangen wie eine Mücke im Bernstein in diesem Moment, wo sich um ihn ein Kampf abspielte, der ebenso grausam und archaisch war wie die Revierkämpfe urzeitlicher Raubosaurier. Dann kam ihm das Gesicht Maddalenas in den Sinn, und

obwohl es ihm selbst weniger passend erschien, nahm Tony Tanner diese hehre Erscheinung zum Vorwand, um dem dritten Söldner, der sich gerade wieder aufrichten wollte, einen Schlag gegen das Kinn zu verpassen. Selbst das Mikrofon, das der Mann vor dem Kinn trug, konnte die Wucht des Schlages nicht mindern. Der Söldner verdrehte die Augen und sank gegen die Wand, gerade als sich Steele auf ihn werfen wollte.

Tony empfand eine tiefe Befriedigung. Wieder einer weniger, der die wunderschöne Maddalena bedrohte!

Steele schaute Tony an, als würde er sich mit ihm um die liegenden Opfer streiten wollen.

Achtung, jetzt kommt eine blöde Bemerkung, fuhr es Tony durch den Sinn, bevor er den Mund aufmachte. Aber er musste jetzt etwas sagen, da war er sich sicher, um Steele davon abzuhalten, mit seinem Gemetzel weiterzumachen, und sich den kleinen Tony als nächstes Opfer vorzuknöpfen. Dieser Blick hatte Tony alles gesagt. Für Steele war in diesem Moment jeder Zweibeiner ein Jagdwild.

»Haben Sie für den Zeigefinger einen Waffenschein?«

Erstaunt, als würde er sich erst jetzt dieses Körperteils bewusst werden, betrachtete Steele seinen rechten Zeigefinger und bemühte sich dann, die Masse unter dem Nagel zu entfernen.

»Der Trick besteht darin, alle Energie zu konzentrieren«, erklärte er dann und der etwas pedantische Ton beruhigte Tony Tanner in diesem Augenblick sehr. »Alle Körperenergie an einem Punkt. Meister Ki sagte, man kann damit auch Beton durchbohren. Hab ich aber noch nicht versucht.«

Die Mauern der Umgebung werden sich freuen, dachte Tony.

Dann zuckte er zusammen, weil hinter ihm, aus der Tiefe des Ganges, Schüsse knallten.

Der Mann, der mit Meister Ki eingetreten war, wandte sich an

Panpopidis.

Ein weiter, bis zum Boden reichender Umhang, der ihm das Aussehen eines mittelalterlichen Mönches gab, umhüllte eine hagere, nur durchschnittlich große Gestalt. Der Kopf war unter einer tief herabhängenden Kapuze verborgen.

Nur die Tatsache, dass der Umhang aus schwarzem Leder gefertigt war, bewies, dass der Träger anderen Zielen als denen eines frommen Ordensbruders verpflichtet war.

Jeder empfand sofort die bedrohliche Aura, die den Mann umgab. Er wirkte wie ein ruhiger Fluss im Sonnenschein. Ein Fluss, von dem man weiß, dass er von Krokodilen wimmelt.

»Ich entbiete dir den Gruß des Meisters«, sagte der Neueingetretene. Seine Stimme schien aus einer Gruft zu erschallen. Als er den Kopf hob, wurden für einen kurzen Moment eine große, schmale Nase, ein strenger Mund und fanatisch glitzernde Augen unter der Kapuze sichtbar.

Panpopidis war verwirrt. Das Erscheinen der beiden Männer hatte seine schönsten Hoffnungen zunichtegemacht. Er ahnte, wie nah er daran war, den Conte endgültig zu zerstören. Maddalenas Rock gehoben, ein bisschen an ihr herumgespielt, im Notfall einen der umstehenden Kerle herbeibefohlen, der es ihr besorgte, wie Panpopidis es schon oft praktiziert hatte - der Conte hätte das nicht überstanden. Seine Seele wäre zerbröckelt wie mürber Ton. Er, Panpopidis, hätte über ihn triumphiert.

Es war das Aufzucken eines Aufbegehrens, nicht mehr. Dann zog Panpopidis den Kopf zwischen die Schultern und machte eine tiefe Verbeugung.

»Ich entbiete meinen Gruß dem Boten des Meisters.«

Panpopidis Hand zeigte auf den Conte, der sich mühsam aufrecht halten konnte. Der alte Mann lehnte an der Wand. Sein Gesicht war geschwollen und blutig. Aber sein Blick hatte die Härte und das Funkeln geschliffener Diamanten, die auf einem zerrissenen Tuch ausgestellt sind.

Der Bote wandte sich dem Gefangenen zu. Verborgen unter

der Kapuze betrachtete er den Conte, lange und ausführlich, lauernd und abschätzend. Für den Conte war es eine Folter mehr, der er tapfer standhielt. Er hob die Augen, schaute in das schwarze Loch unter dem Rand der Kapuze, aus dem ihm boshafte Blicke wie tastende Insektenfühler entgegendrangen.

Mit einem Rauschen des Umhanges wandte sich der Hagere ab.

»Seid Ihr zufrieden, Nuntius?«, schmeichelte Panpopidis. Er hatte Maddalena losgelassen und stand jetzt leicht gebeugt wie ein Bittsteller auf einem alten Gemälde.

»Er ist ein tapferer Mann«, antwortete der andere. »Seine Seele ist stark, sehr stark. Er hat Mächte auf seiner Seite, die ihn stützen.«

»Gebt mir nur noch fünf Minuten. Fünf kleine Minütchen, und ich werde ihn brechen«, bettelte Panpopidis und deutete zwischen Daumen und Zeigefinger an, wie wenig Zeit er nur noch brauchte.

»Schweig, du feiger Narr!«, antwortete die tiefe Stimme. »Merkst du nicht, wie er dich in die Irre führt? Du glaubst, du kannst ihn brechen? Aber er nimmt dir alle deine Kraft! Nein, wir brauchen eine starke Seele, es ist ganz recht so. Also auf, um den Herrn zu loben!«

Mit kriecherischer Höflichkeit wies Panpopidis dem anderen den Weg. Nicht ohne vorher seine Hand zwischen Maddalenas Beine geschoben und ihr ein albernes, lüsternes Kichern entlockt zu haben.

»Hier ist alles vorbereitet. Schaut und prüft, ob es eure Zustimmung findet.«

Damit drückte Panpopidis auf einen Stein an der gegenüberliegenden Wand.

Alle hielten vor Spannung den Atem an. Zuerst geschah nichts, dann wurde ein Knirschen hörbar, das aus der Mauer zu kommen schien. Es wurde lauter, untermischte sich mit mechanischem Knacken und dem Quietschen schlecht geölter Räder. Die

Wand ruckte, Staub drang aus den Ritzen, dann schob sich ein Teil zur Seite und gab den Blick auf den angrenzenden Raum frei.

Der Bote trat gemächlich an die Öffnung. Eine Wolke von Weihrauch quoll aus dem Raum hervor und verdeckte fast die Konturen des hageren Mannes. Nach einer Weile nickte er.

»Ich bin zufrieden. Holt den Gast!«

Sofort eilte Panpopidis zum Conte und riss ihn nach vorn. Der geschwächte Greis fiel auf den Boden, Panpopidis begann, ihn wie einen Sack fortzuschleifen.

»Würde! Etwas mehr Würde!«, erklang die tiefe Stimme. Der Ärger des Boten über diese widerwärtige Szene war unüberhörbar. Panpopidis knickte zusammen, als hätte er einen Keulenschlag in den Nacken erhalten. Er ließ den Conte los und stand mit hängenden Armen wie ein gemäßregelter Schulbub.

Es war Meister Ki, der dazu trat und den Conte aufhob. Zusammen mit einem Diener half er dem Conte in den nächsten Raum und setzte ihn auf einen Stuhl.

Meister Kis Haltung war von oberflächlicher Höflichkeit geprägt. Eine menschliche Verbindung zu dem Conte schien er nie gehabt zu haben.

Panpopidis und Maddalena blieben als letzte zurück.

»Ich hätte jetzt so richtig Lust auf so eine Kleine!«, erklärte der Bärtige. Dabei legte er die Hand um die schmalen Hüften des Mädchens und knetete ihr Hinterteil.

»Bist du schon schön feucht, Schnucki?«

»Feuchter als der Jordan, an dem der Täufer stand«, antwortete Maddalena sanft.

»Scheiße, da winkt schon einer. Du könntest mir wenigstens zwischendurch die Segnungen deines Schnullemundes zuteilwerden lassen, Baby.«

»Ich gäbe meine ewige Seligkeit dafür«, versicherte Maddalena.

»Ist mir klar, Honey, wenn du's gut machst, erlaube ich dir

vielleicht auch noch bei mir, denn ich habe eine dunkle Kehrseite.«

»Meine Zunge wäre ein eifriger Diener, du guter Jüngling.«

»Ja doch, ihr Penner, wir kommen ja schon. Dreifach verfluchte Scheiße, weiß diese Scheißgesellschaft eigentlich, dass sie ihre Jugend neurotisiert, wenn sie sie ständig von einem gesunden Sexualleben abhält?«

Grunzend stapfte Panpopidis los und zog Maddalena mit sich. Das engelgleiche Gesicht des Mädchens zeigte seine bittere Enttäuschung.

»Du hast mir etwas versprochen, bitte, bitte!!«, bettelte sie und zog ein herzallerliebstes Schmolmündchen.

»Halts Maul!«

Schneller als Tony Tanner denken konnte, federte Steele in die Höhe und hastete den dunklen Gang hinunter.

»Licht!« Steeles Schrei war so laut, dass er donnernd durch den Gang rollte.

Tony raffte sich auf und eilte steifbeinig hinter Steele her. Im Schein der Lampe tauchte Steeles Rücken auf, ein groteskes Schattenspiel huschte über die Wände.

»Planquadrat F, wiederhole Planquadrat F, brauchen Verstärkung!«

Steele fluchte. Er war zu spät gekommen. Der vierte Söldner war aus der Ohnmacht erwacht, hatte noch halb betäubt eine Salve abgegeben und war nun klar genug, um seine Kumpane her-zupfeifen.

Der Söldner hörte den herantrampelnden Steele, sah den Lichtschein, drehte sich mühsam zur Seite. Der Sturz hatte ihn halb zerschlagen, jetzt erst fühlte er den brennenden Schmerz, der von einem gebrochenen Armknochen rührte.

Mit einem Aufschrei wälzte sich der Mann blitzschnell herum,

hielt die Waffe eingeklemmt zwischen Oberarm und Achsel und griff mit der anderen Hand nach dem Abzug.

Der Rückschlag prellte seine gebrochenen Rippen. Sein Schrei übertönte selbst den Lärm der Abschüsse.

Die Kugel waren gut gezielt, trotz alledem. Sie hätten Steele durchlöchert.

Nun waren sie allenfalls dazu geeignet, einen Tony Tanner in Panik zu versetzen, zu dessen rechter Seite sie in die Wand einschlugen. Ein Querschläger surrte an Tonys Ohr vorbei, dass der Luftzug spürbar war. Das schrille Geräusch schmerzte.

Steele hatte trotz der wankenden Beleuchtung, die der hinterherstolpernde Tony Tanner mit der Lampe bot, schon den Ansatz der gegnerischen Aktion richtig erkannt und gedeutet. Er warf sich der Länge nach auf die Stufen und rollte abwärts.

Über ihm sirrten die Kugeln. Steele verlor die Orientierung, wusste nicht mehr, wo oben und unten war. Seine Schulter prallte gegen ein Hindernis. Ein gurgelnder Schmerzensschrei wurde ausgestoßen. Direkt neben seinem Ohr krachten Schüsse, so nah, dass er die Hitze des Abschusses spürte. Steele war zwischen der Stufe und dem Körper seines Gegners eingeklemmt. Er hatte sich, vom Schwung getrieben, wie ein Keil zwischen beide gesetzt.

Der Söldner winselte vor Schmerz, würgte kehlige Laute zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Seine Hand, auf der Steele mit seinem gesamten Gewicht lag, tastete nach dem Messer, das er am Oberschenkel trug. Gleichzeitig rückte er ein wenig zur Seite, um sich herumwälzen zu können. Damit hatte er die Möglichkeit, Steele die Mündung seiner Waffe direkt in die Rippen zu drücken und ihn zu zerfetzen.

Steele war in diesem Augenblick nicht in der Lage, den Schachzügen seines Gegners zu folgen. In seinem Kopf waberte noch immer der Dunst einer halben Betäubung. In seinem Ohr kreischte ein unerträglicher Ton, laut und schrill, das Ergebnis eines überstrapazierten Trommelfells.

Was für eine Idiotie, dachte Steele, was mache ich hier?

Derjenige, der auf genau diese Frage spezialisiert war, ersparte ihm weitere Grübeleien.

Tony Tanner hatte sich die Treppe hinuntergearbeitet, war mehrmals um ein Haar ausgerutscht und heulte innerlich vor Wut über seine Ungeschicklichkeit und die Schmerzen, die ihn so behinderten.

Er sah den reglosen Steele und das zur Grimasse verzerrte Gesicht des Söldners. Zwischen Helmrand und dem heruntergerutschten Nachtsichtgerät nahm dieses Gesicht im Schein der Taschenlampe die Züge einer Dämonenfratze an.

Erschreckender als, war die Mündung, die direkt auf seinen Bauch gerichtet war. Der Anblick reichte, um in Tonys Bauch ein Kribbeln auszulösen, als würde dort eine Brausepulverdetonation stattfinden. Diese Mündung hatte etwas Endgültiges an sich. So wie sie, rund und schwarz, im Lichtschein erschien, war sie wie eine Verurteilung ohne Revisionsmöglichkeit.

Tony spürte, wie ihm das Herz stockte.

Dann schoss seine Hand vor, traf den Lauf und prellte ihn nach hinten.

Die Salve krachte. Über ihm sprühten die Funken der Abpraller.

Hilflos schlug Tony zu. Der Schlag war ungezielt und geradezu lächerlich schwach. Aber er traf einen Arm, durch dessen Haut sich schon die Zacken eines Splitterbruches gestoßen hatten.

Der Söldner stöhnte auf und fiel in Ohnmacht.

Aus der Tiefe des Ganges, dort wo Dorkas, Little und Lucille festsaßen, ertönte ein verzweifelter Schrei.

Der unterirdische Raum war wie eine einzige Demonstration aller gängigen Klischees. Selbst der fantasiöseste Ausstatter hätte diese blakenden Fackeln gewählt, diese Kerzen, die sich auf ihren Ständern zu gleißenden Pyramiden auftürmten, diese

schwarzen Tücher voller silberner und goldener Symbole und diese Weihrauchfässer, aus denen es blau, schwer und betäubend wölkte.

Aber es war kein mittelmäßiger Film. Es war die Wirklichkeit - auch sie sehr mittelmäßig. Aber die Einzige, die der Conte hatte. Und die er bald verlassen sollte.

Der Bote traf seine Vorbereitungen. Ruhig und konzentriert gab er Anweisungen, ließ Kerzen zu einem Kreis zusammenstellen, prüfte die Position der Symbole auf den Tüchern.

In seinen Handlungen war weder Triumph noch Fanatismus merkbar. Was ihn antrieb war die ruhige Gewissheit eines Mannes, der die Dinge tat, die er tun musste.

Nur einmal stockten die Vorbereitungen. Der Bote bemerkte eine Bewegung eines Tuches, das mit anderen die Wand schmückte. Er zögerte, trat dann zu der Stelle und schob das Tuch zur Seite.

Dahinter öffnete sich ein Durchgang, gerade groß genug, dass ein Erwachsener sich mit Mühe durchschieben konnte.

Der Bote winkte er Panpopidis heran.

Der bärtige Mann ließ die Finger vom Hinterteil Maddalenas und ging leicht gebückt, als wolle er schon im Vornherein einem Schlag ausweichen, auf den Boten zu.

»Was ist das?«, fragte er streng.

»Nichts, gar nichts«, dienerte Panpopidis.

»Du hast recht, mein Gefährte. Da ist nichts. Nichts, wo eine Mauer sein sollte. Was soll das?«

Mit blödem Gesicht starrte Panpopidis in den Durchgang und wühlte erst in seinem Bart, dann in seinem Haar.

Ein kalter Luftzug wehte nun aus der Öffnung. Die Fackeln und Kerzen, die in der Nähe standen, brannten unruhig und begannen zu qualmen. Deutlich mischte sich der Geruch von feuchtem Moder in den Weihrauchduft.

Stotternd schaute Panpopidis in die Öffnung, schaute dann Hilfe suchend in den Raum, knetet am Ende seiner affenartig

baumelnden Arme die Finger und schien immer mehr zu schrumpfen.

Neben sich spürte er die gewaltige Präsenz des Boten. Der aufkeimende Ärger war wie fernes Donnern aus einer schwarzen Wolkenwand.

Der Schweiß klebte die Haare an Panpopidis Stirn fest.

Endlich kam ihm einer der Hausdiener zu Hilfe.

Mit gesenktem Kopf blieb er vor dem Boten stehen.

»Nun, was hast du mir zu sagen?«, fragte der Bote. Der Ärger veränderte den Klang seiner tiefen Stimme, als hätte sie Zähne, an denen man sich die Ohren aufreißen konnte.

»Der Durchgang führt zu einem Gang ... vielmehr zu einem Gangsystem«, erklärte der Diener mit mühsam unterdrückter Furcht.

»Das ist nicht gut. Das ist überhaupt nicht gut. Man hätte einen anderen Raum wählen müssen.«

»Die Gänge sind verschlossen. Es gibt keinen Zugang, außer durch diesen Raum hier«, versicherte der Diener und gewann wieder an Sicherheit.

»Bist du sicher?«

»Absolut. Die Gänge sind seit Jahrhunderten verschlossen. Keiner wagte sich, sie zu betreten.«

»Nun gut.« Der Bote schwieg überlegend. »Ich vertraue dir«, entschied er dann. Mit einer entschlossenen Bewegung brachte er das schwarze Tuch zurück in die ursprüngliche Position, entließ den Diener mit einem Kopfnicken und scheuchte Panpopidis mit einer ungeduldigen Geste von sich. Der brauchte keine zweite Aufforderung und flitzte zurück zu seiner Maddalena.

Eine lange Zeit brauchte der Bote nun, um sich erneut zu konzentrieren. Die anderen Personen standen stumpf herum, sie wirkten puppenhaft und ohne eigenen Willen, nur dazu geeignet, auf Anweisungen des Boten zu reagieren.

Nur Panpopidis, der wieder Maddalena wie einen Hefeteig

durchknetete, machte eine Ausnahme.

Die Stille in dem Raum wurde so schwer wie der blaue Dunst des Weihrauchs. Nur einzelne Atemzüge, das Knistern einer Kerze oder das unterdrückte Stöhnen des Conte di Saloviva zeigten, dass es überhaupt noch eine Welt der Klänge gab, die sich auch in diesen unterirdischen Raum gerettet hatte.

Als wären sie in diesen Augenblick eingegossen wie in durchsichtigen Kunststoff, erstarrt vor Erwartung und Furcht, füllten die leblosen Gestalten den Raum.

Mit einem Rauschen seines Umhanges setzte sich der Bote wieder in Bewegung und gab neue Befehle.

Seine Worte waren wie das Umlegen eines Schalters, mit dem eine Maschine in Betrieb genommen wird. Eifrig wurden Kerzen umhergetragen, Fackeln in Position gebracht. Drei Männer schleppten eine Kiste herbei und stellten sie vor den Boten.

Ein leichtes Heben der Finger deutete ihnen, den Deckel zu öffnen. Im Schein der Kerzen glänzten auf schwarzer Seide silberne und goldene Gerätschaften. Es waren Dolche, Nadeln, Becher, Medaillons.

Die Becher schienen auf den ersten Blick kirchliche Vorbilder nachzuahmen. Der zweite Blick offenbarte, dass diese Ähnlichkeit nur flüchtig war, während die Bildwerke, die die Becher schmückten, auf widerwärtigste Weise alle menschliche Moral und jeden Wert der westlichen Kultur leugneten.

Die schmalen Hände des Boten strichen zärtlich über die offensichtlich wertvollen Gegenstände. Er bewunderte sie ausführlich, nahm jeden in die Hand und betrachtete ihn ausführlich, stieß manchmal ein gehässiges Lachen aus, wenn ihm eine Darstellung besonders gefiel, und brummte bei anderen wohlgefällig.

»Alles ist bestens bereitet«, entschied er nach einer Weile. »So wollen wir denn beginnen!«

Als das Gefühl des Eingekeitseins schwand, holte Steele tief Luft. Diese Luft roch muffig, trug den Geruch von Blut und Schießpulver mit sich, aber sie half ihm, wieder einen klaren Gedanken zu fassen.

»Wo wollen Sie hin«, blaffte er Tony Tanner an, der sich aufmachte, in der Manier eines alten Mannes die Stufen herunterzusteigen.

»Der Schrei«, antwortete Tony. Er war über die Frage derart verblüfft, dass er ins Stottern kam. Wo sollte er denn hin, wenn nicht nach unten, zu den anderen?

»Haben Sie den Schrei nicht gehört? Jemand könnte verletzt sein ... oder ...«

Oder Lucille könnte getötet worden sein, hämmerte es in Tonys Kopf. Sie könnte tot sein und du wirst sie nie wieder, nie wieder ...

»Das war Little«, sagte Steele, während er sich über den ohnmächtigen Söldner beugte und nach dessen Waffe griff. »Little schreit doch immer.«

»Aber es könnte was Ernstes sein. Man muss ihm helfen«, beharrte Tony und stieg aus Trotz eine weitere Stufe nach unten.

Steele richtete sich auf. Den Rücken zu beugen, bereitete ihm Schmerzen. Er verzog den Mund und stützte einen Arm in die Hüfte.

»Helfen, ja? Gute Idee? Und wie? Händchen halten, vielleicht? Oder Notarzt spielen? *Emergency Room* für Arme, *wir legen ihn auf die Bahre, eins, zwei, drei, geben Sie schon mal dreihundert Milliliter Trihexapipapo, Doktor Schönling?* Tatsache ist, werter Herr, dass Sie nichts machen können. Gar nichts!«

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

»Habe ich, of course, naturalmente. Wir gehen hoch und schauen, wie wir in den Garten kommen. Irgendwo in der Nähe muss ein Ausgang sein.«

»Dann nehmen wir die anderen aber mit«, verlangte Tony.

»Schwachsinn. Wir müssen schnell handeln. Dieser hysterische

Hühnerhaufen behindert uns nur. Wir holen die anderen nach! Oder wollen Sie mit der Frau auf dem Buckel rumlaufen? Oder lieber unseren dicken Gelehrten?»

Auf eine unklare Art fühlte sich Tony geschmeichelt, dass Steele mit *uns* sich und ihn meinte. Und im selben Moment witterte er Unrat, als wollte Steele einen Graben aufwerfen, der ihn von Lucille trennte ... und von Dorkas.

»Dieser Kerl hat Verstärkung gerufen. Dieser Palast ist riesig aber nicht so groß, als dass diese Verstärkung nicht in der nächsten Minute hier sein kann.«

»Richtig. Darum gehen wir nach oben und machen sie oben fertig. Wir werden sie überraschen. Wir erwischen sie, wenn sie nicht mit uns rechnen, das ist die einzige Chance, die wir haben. Sonst nageln sie uns in dieser Rattenfalle fest. Soll ich Ihnen sagen, wie man es richtig macht? Handgranaten! Fünf Handgranaten - und die Kerle können uns von der Wand abkratzen. Also ... nehmen Sie ein Gewehr mit!«

Ohne weiter auf Tony zu achten, drehte sich Steele um und stürmte nach oben.

Er hatte wieder eine richtige Waffe in der Hand - das Holzsword war bei seiner letzten Rutschpartie zerbrochen und hatte ihm zum Abschied einige Splitter in den Rücken gerammt. Aber nun hielt Steele eine britische SA-80 zwischen den Fingern, voller Patronen im Kaliber 5,56, die nur darauf warteten, Löcher in menschliches Fleisch zu reißen, Blutgefäße zu zerfetzen und das Lebendige zu toter Materie zu degenerieren. Der Gedanke gefiel Steele. Jede Patrone in dem Gewehr war für ihn wie ein Reißzahn, und wenn er eben noch zahnlos und ausgesetzt war, dann hatte er mit dem Gewehr die Initiative auf seiner Seite.

Er hetzte wieder die Treppen hoch. Jede Bewegung schmerzte, aber nun war es ein willkommener Schmerz, die Akupunktur des Kampfes, die ihn aufstachelte, die ihn wütend machte, die ihn böse machte.

Tony schaute nach unten und lauschte. Nichts war zu hören. Hin- und hergerissen zögerte er und machte sich dann auf, Steele zu folgen. Das hatte nichts mit Mut zu tun, gestand er sich selbst. Es war die blanke Feigheit. Er wollte nicht alleine dort im Gang bleiben und Entscheidungen treffen müssen. Wenn er bei Steele war, bekam er Befehle. Das hatte etwas Tröstliches.

Die Notwendigkeit, den vorausseilenden Steele einzuholen, zwang Tony zu einer schnelleren Gangart. Er wünschte sich sehnlichst, sich niemals wieder so alt zu fühlen.

Keuchend erreichte er den Beginn des Ganges. Dort drückte sich Steele an die Wand und beobachtete den Flur. Er deutete auf ein Gewehr, das vor ihm auf dem Boden lag.

»Aber bedienen Sie sich doch! Ich wusste, dass Sie vergessen würden, sich selbst eines zu besorgen«, sagte er, ohne Tony anzublicken.

Außer ihren hastigen Atemzügen war nichts zu hören.

Tony schob den Kopf vor und schaute auf den Flur. Er erstreckte sich etwa zehn Meter nach links und etwa dieselbe Strecke nach rechts. Dann mündete er jeweils in einen Gang.

»Klingt gut«, sagte Steele.

»Ich höre nichts.«

»Eben!«

Noch einmal vergewisserten sie sich. Bei Tony Tanner war es ein Zaudern. Bei Steele hatte dieses Abwarten etwas von verlängerter Vorfreude. Er war wieder im Spiel. Sie sollten es schon bald merken.

Sein Daumen schwenkte zur Seite.

»Sie rechts, ich links. Schießen Sie auf alles, was sich bewegt, sofern es nicht zum Hauspersonal oder zu unserer kleinen Schicksalsgemeinschaft gehört. Hinlegen, Armauflage, Kimme und Korn und abdrücken. Halten Sie das Ding fest an die Schulter, sonst schlägt der Rückstoß Ihnen die Kinnlade in Stücke. Und passen Sie auf, dass Sie keine leere Patrone ins Gesicht kriegen, der Ausstoß ist bei diesen *Bullpup*-Schießeisen ungewohnt

weit hinten, wenn sie eine M 16 gewohnt sind.«

Nach dieser Einweisung in die Kunst des Kriegshandwerks huschte Steele zur Seite. Er sprang an die gegenüberliegende Wand, drückte sich an ihr entlang. Seine Waffe hielt er in Schussposition, als könnte er kaum erwarten, ein Ziel zu finden.

Tony nahm das Gewehr auf. Er wusste nicht, was in aller Welt ein Bullpup-Schießeisen war. Und er hatte auch nie gewohnheitsmäßige Begegnungen mit einer M-16 gehabt. Was immer M-16 auch war.

Ohne Enthusiasmus humpelte Tony zur rechten Seite hinüber. Das Gewehr schleppte er wie einen Fremdkörper mit sich. Er kam sich damit schlicht lächerlich vor. So etwa wie ein Junge, der für eine Studiofotografie die viel zu große Militärmütze seines Vaters aufsetzt.

Sein Blick fiel auf ein Gemälde an der Wand und sein Herzschlag stockte. Konnte das Zufall sein? Oder hatte hier das Schicksal seine Hand im Spiel? Das Bild zeigte die Szene, die der Conte am Vortag beschrieben hatte: die Begegnung von Ambroglio und Domenica.

Die Farben des Gemäldes waren verblasst, die Gesten der Figuren schienen auf lächerliche Weise übertrieben und ihre Gestalten teilweise sogar ungeschickt dargestellt. Aber das Gesicht Domenicas! Dieser Anblick fesselte Tony Tanner und ließ ihn alle Gefahr vergessen. Dort auf der Leinwand war das liebeliche, das überirdisch schöne, das engelgleiche Antlitz der Maddalena dargestellt!

Tony wusste nicht, ob es ein Zufall war oder ob der Conte vielleicht einem genialen Fälscher den Befehl gegeben hatte, die Züge seines Lieblings in diesen zwar alten, aber ziemlich nebensächlichen Ölschinken einzufügen, um ihm einen Glanzpunkt zu geben. Es war auch egal. Tony starrte auf das Bild und wusste, was zu tun war. Er musste sich in den Kampf werfen - für Maddalena. Es war seine innere Überzeugung, klar und rein. Er

musste alles tun, was in seiner Macht stand, um sie vor dem Bösen zu bewahren.

Mit einer neuen Entschlossenheit fasste Tony Tanner seine Waffe und humpelte bis zur Einmündung des Ganges. Dort legte er sich auf den Boden und schob sich vorsichtig um die Ecke.

Er hatte nicht einmal Zeit, die Situation zu überblicken, da krachte eine Salve. Die Kugeln schlugen direkt neben seinem Gesicht ein. Tony zuckte zurück. Sein Körper begann zu zittern.

Er legte sich flach auf den Boden, bemühte sich wütend, das nervöse Zittern zu unterdrücken und fummelte ungeschickt das Gewehr in Position. Das erste Durchziehen des Abzuges brachte kein Ergebnis.

Sein kämpferischer Enthusiasmus hatte das gegnerische Feuer nicht überlebt. Obwohl ihm das Adrenalin förmlich aus den Haarspitzen troff, kam sich Tony Tanner in diesem Moment lächerlich vor. Als spiele er ein Spiel, für das er bei Weitem zu alt war. Als bemühe er sich, einen Helden in einem Rambazamba-Streifen zu imitieren. Aber der Gedanke an diese Filme war hilfreich. Er erinnerte sich an solche Dinge wie Sicherungshebel und drückte auf den einzigen Hebel, den er erkennen konnte. Dann zog er wieder den Abzug durch.

Eine Salve brach los und riss ihm die Waffe fast aus der Hand. Tony hatte gefeuert, ohne zu zielen und die Schüsse konnten allenfalls Decken bewohnende Spinnen getroffen haben. Er drückte die Waffe fest auf den Boden, stemmte sich gegen die Wand und feuerte erneut. Die Vorstellung, dass dieses tödliche Gerät auf seinen Willen antwortete und Kugeln spuckte, hatte etwas Überraschendes.

Es kam kein Gegenfeuer. Stattdessen kollerte etwas über den Steinfußboden.

Bevor Tony den Begriff *Handgranate* im Kopf formulieren konnte, knallte es schon.

Nicht so schlimm, dachte er im nächsten Augenblick. Aber eine orangefarbene Wolke quoll auf und verdeckte jede Sicht.

Durch das Zischen des ausströmenden Tarnnebels hörte er heranstürmende Schritte.

Ihm blieb nur der Rückzug.

Wütend feuerte er eine weitere Salve in den Nebel und stellte dann fest, dass sein Magazin leer war.

Tony wollte sich zu Steele retten, da sprang ein olivfarbener, kugelförmiger Gegenstand an ihm vorbei und kullerte in Richtung auf den Gang, in dem Lucille und die anderen fest saßen.

Das Gewehr fallen lassen und losspurten, war für Tony Tanner eins. Er überholte den immer noch kullernden Gegenstand, warf sich auf den Boden, rutschte die letzten beiden Meter auf dem Bauch und tauchte in den Gang ein. Hinter ihm explodierte die Handgranate in einem Hagel von kantigen Splittern.

Mit eingezogenem Kopf rutschte Tony Tanner wie ein Skelettfahrer am Beginn der Bahn die glatten Stufen herunter. Hinter ihm brach die Hölle los. Die Splitter krachten heulend in Wand und Decke, alles war plötzlich in Staub gehüllt.

Tony rappelte sich wieder auf. Er wusste nicht, was er jetzt tun sollte. Über den Flur zogen dicke Rauchwolken und nahmen ihm die Sicht.

Schüsse krachten, eine Salve nach der anderen wurde systematisch abgefeuert. Eine schemenhafte Gestalt sprang aus dem Nebel und näherte sich Tony.

Es war Steele.

»Keine Chance zum Durchbruch«, rief er Tony zu. »Wir können nur versuchen, uns hier zu halten und hoffen, dass irgendwann Hilfe kommt.«

Aber sie konnten sich nicht halten. Aus dem orangefarbenen Nebel wurden sie mit Schüssen eingedeckt, die immer präziser zu werden schienen.

Steele und Tony zogen sich über die Treppe zurück. Steele versorgte sich mit allen Magazinen, die er bei den Söldnern finden konnte. Er fand auch einige Handgranaten und schleuderte sie in den oberen Flur.

Die Schießerei hörte für einen Moment auf, setzte dann aber mit unverminderter Heftigkeit ein.

Was als Rückzug begonnen hatte, wurde zu einer Flucht.

»Ich mache mir Sorgen um den Conte«, sagte Tony Tanner plötzlich.

»Der ist bei Meister Ki und diesem bärtigen Kerl in guten Händen.«

Aber Tony Tanner war sich da nicht so sicher.

Die unbegreifliche Böswilligkeit des Zufalls hatte es gefügt, dass die letzte Salve des Söldners, den Tony Tanner mit der Lampe außer Gefecht gesetzt hatte, gegen die Decke des Ganges gerichtet war. Eine der Kugel wurde wie alle anderen von dem harten Stein zurückgeworfen. Aber von nun an nahm sie ihren ganz eigenen Weg, prallte wie eine Billardkugel gegen Decke und Wände, wurde immer wieder zurückgeschleudert, verlor Energie, wurde bei jedem Aufprall brutal aus der Form gehämmer, bis sie einer Art von metallenen Pilz ähnelte, flog weiter in die undurchdringliche Dunkelheit am Ende des Ganges und schlug in den Körper eines Menschen ein. Sie durchschlug Haut, Muskelgewebe, Blutgefäße und Nerven, zerriss erneut Haut, als sie wieder aus dem Körper austrat, beendete schließlich ihren ersten und einzigen Flug an einer Wand, die am Ende eines Ganges aufragte.

Little schrie. Es war weniger der Schmerz als der Schreck, der ihm den Schrei aus der Kehle trieb.

Er fühlte den Treffer an der Schulter, wurde halb umgerissen und fing sich wieder durch einen instinktiven Griff an die Mauer, vor der er stand.

Little verstand die Welt nicht mehr. Etwas hatte ihn getroffen. Er konnte es einfach nicht begreifen, als wäre er in einer fremden Sprache angesprochen worden, könnte den Satz nicht entziffern und wüsste doch, dass sein Dasein von diesem Verstehen abhing.

Seine Hand tastete über die Schulter. Der Stoff seiner Jacke war zerrissen. Seine Finger fühlten Feuchtigkeit. Automatisch streckte Little die Zunge heraus und leckte an seiner Fingerspitze. Der metallische Geschmack von Blut füllte seinen Mund.

Mit dieser Erkenntnis kam auch der Schmerz. Little spürte, wie das Blut floss. Seine anatomischen Kenntnisse waren nicht ausreichend, um einschätzen zu können, ob in dieser Körperregion große Blutgefäße waren, deren Zerstörung tödlich war.

Das Wort blieb in seinem Kopf hängen: tödlich.

Die Dunkelheit hing an ihm wie ein Raubtier. Sie deckte ihn ein, umfing ihn, spottete seiner Furcht. Little begann zu keuchen, fühlte einmal mehr nach seiner Wunde, spürte erneut zerfetzten Stoff, schob seine Finger zu weit vor und schrie auf, als er den Wundrand berührte. Der Schmerz wühlte sich durch seinen Körper und erreichte sein Denken und seine Seele.

Der Schmerz beherrschte ihn, sein Fleisch war nur noch ein verrotteter Fetzen über einem Gestell von Schmerz, er war zu der Gestalt einer hässlichen Vogelscheuche geworden, die auf einer Stange steht.

Wimmernd lehnte sich Little gegen die Mauer, Tränen flossen aus seinen Augen. Aus der Schwärze hörte er Lucilles angstvolles Atmen und beruhigende Worte, die Dorkas in seine Richtung murmelte.

Das beruhigte ihn ein wenig. Für einen Moment glaubte Little, dass er von Dorkas Verständnis und Zuwendung erwarten konnte und er atmete tiefer und ruhiger. Es dauerte nur einige verstörte Herzschläge lang, dann peitschte ihn der Schmerz wieder fort von allen Hoffnungen auf menschliches Verstehen. Es gab nur diesen Schmerz, es war nicht mehr *sein* Schmerz, sondern er war es, der dem Schmerz gehörte.

Little ging in die Knie. Er verstand, dass er sterben musste. Weder Aufbäumen, noch Resignieren, noch Einverständnis bestimmte ihn. Es war bloßes, kindliches Staunen über die Tatsa-

che, dass er jetzt starb. Das Blut sickerte aus der Wunde, sein unverständiges Herz pumpte weiterhin seinen Lebensflüssigkeit zu diesem Leck und diente als dummer, eifriger Helfer für den kalten Gebieter, den Little kommen spürte.

Es war so gänzlich anders, so unvermutet ... der Tod entwickelte eine ganz eigene Kreativität und zeigte sogar, dass er Humor hatte. Wie oft hatte sich Little in den Gefilden der Vernichtung, der Auflösung, des Schreckens befunden? Aber hier, in diesem dunklen, modrigen Gang in einem riesigen Palast in der Toskana war es zum ersten Mal sein Körper, der ihn in die Arme des Sensenmannes schob. Bisher war es die Seele gewesen, die Psyche - das Tor zu den Schrecknissen lag in seinem Inneren.

Jetzt war es der Körper, der versagte. Welche Ironie!

Little hockte auf den Fersen, startete in die Dunkelheit und lauschte auf die Stimme seines Schmerzes. Plötzlich spürte er Dorkas neben sich.

Der beleibte Mann tastete umher, ging dann schnaufend in die Knie.

»Sie sind getroffen?«, fragte er.

Little nickte. Er brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass Dorkas ihn nicht sehen konnte. »Ja«, flüsterte jemand mit einer fremden Stimme und Little brauchte erneut Zeit, um sie als die seine zu erkennen.

»Wo?«

»Schulter.«

»Gott sei Dank, ich dachte schon, es wäre etwas Ernstes.«

»Es tut höllisch weh«, verteidigte sich Little. Dorkas hatte sein Recht zu sterben unterminiert. Der Schmerz setzte sich durch Littles Mund zu Wehr.

»Das kann ich mir denken. Ich verstehe von diesen ganzen Widerwärtigkeiten zwar nichts, aber der gesunde Menschenverstand sagt mir, dass eine Kugel, die einige Male gegen eine Wand prallt, ziemlich deformiert sein muss und dadurch üble Wunden schlägt. Steckt sie noch?«

»Nein, sie ist durchgegangen.«

»Mhm. Gut und nicht gut. Gut, weil Sie dann keine Operation benötigen, denk ich mir mal. Aber wenn sie noch stecken würde, dann würde es vielleicht nicht so sehr bluten. Aber es ist auch gut, wenn es blutet, weil die Wunde dann gesäubert wird ...«

Dorkas schwieg. Er grummelte vor sich hin.

»Können Sie den Arm bewegen?«, fragte er dann.

Little machte den Versuch. Er konnte, aber er jammerte vor Schmerzen.

»Ich kann ihn bewegen«, teilte er das Ergebnis seines folternden Selbstversuches mit. »Und was ist damit nun bewiesen?«

»Keine Ahnung, ich bin doch kein Arzt«, antwortete Dorkas empört, als müsste er sich plötzlich gegen Zumutungen seitens Little wehren. »Aber ich glaube, es war so, dass man den Arm nicht bewegen könnte, wenn der Knochen verletzt wäre. Oder waren es die Muskeln? Ich hätte einige Semester Medizin mitnehmen sollen. Nur aus praktischen Gründen. Und Jura natürlich, Jura sollte man auf jeden Fall belegen. Aber wer denkt schon an so etwas, wenn er ehrfurchtsvoll zum ersten Mal die Stufen der Alma Mater heraufsteigt?«

»Ich verblute.«

»Sie verbluten? Sind Sie sicher?«

Bevor Little eine Antwort geben konnte, fühlte er Dorkas tastende Finger. Er selbst hatte schon keinen Mut mehr, sich dieser verwundeten Stelle zu nähern. In seiner Vorstellung sah er einen riesigen Krater aus rohem, blutigem Fleisch, der sich aus der weißen Haut aufwölbte wie ein Vulkan.

»Wenn ich der Wunde zu nahe komme, sagen Sie Bescheid«, meldete sich Dorkas völlig überflüssigerweise.

Er klopfte, tastete und fühlte, zupfte sachte am Stoff.

»Also hier unten ist es noch nicht feucht. Da oben ist alles durchgeblutet, aber da unten noch nicht. Und da Sie keinen Stoff mit besonders saugenden Eigenschaften tragen, darf ich an dieser Stelle in meiner Eigenschaft als medizinischer Laie einmal

schließen, dass der Blutverlust zwar merklich, aber noch nicht lebensbedrohlich ist.«

»Noch!«

»Na ja, ich will mal ehrlich sein, auch wenn Sie mir nicht ansehen könnten, wenn ich lügen würde. Die Wunde muss irgendwann in der nächsten Zeit geschlossen werden, sonst gibt es möglicherweise ein ernsthaftes Problem. Aber unmittelbar droht sowohl Ihnen als auch allen anderen Personen in diesem Gang eine Gefahr von anderer Seite.

Dorkas hatte den Satz noch nicht beendet, als eine Detonation den gesamten Gang schüttelte und ihnen eine Druckwelle entgegenfauchte.

Der hagere Mann stellte sich vor die Kiste mit den Gerätschaften. Geradezu genießerisch betrachtete er die Auswahl. Seine Finger waren an den Spitzen zusammengelegt, trennten sich wieder, bewegten sich, als müssten sie Tropfen abschütteln. Es war die Pantomime eines Kenners, der sich vor einem gut bestückten Büfett noch nicht so ganz zu entscheiden weiß.

Vor dem Hintergrund flackernder Kerzen und schwarzer Tücher, die die Wände deckten, war diese Szene in ihrer heiteren Verspieltheit geradezu teuflisch.

Der Bote hatte sich entschieden. Seine langen, skelettartigen Finger griffen zu einem Dolch und einer Nadel. Beide Gegenstände waren aus Gold. Er legte sie auf einen Hocker zu seiner Seite.

Ihre glänzende Oberfläche warf den Schein der Lichter träge zurück.

»Bevor wir beginnen«, erklang die tiefe Stimme des Boten unter der Kapuze hervor, »wollen wir die Akteure bestimmen.«

Ein Murmeln erhob sich unter den Anwesenden. Ihre Lebendigkeit schien schlagartig zurückgekehrt. Ihre Sohlen schlurften

über den Steinboden, als sich ihr Kreis um den Boten enger zog. Begierige Hände erhoben sich, um nach dem Dolch und der Nadel zu greifen. Keiner wagte jedoch, sich dem Boten ungebührlich zu nähern.

»Ich, ich«, erklang Panpopidis freche Stimme. Mit den Armen sich den Weg durch den Menschenkreis freischaufelnd, erschien der Bärtige vor dem Boten.

»Ich ... Ich will den Dolch führen«, rief er. »Ich muss ihn haben, ich will dem Alten die Haut durchbohren, ich will ihm das Herz ausreißen!«

Ein dumpfes Raunen antwortete diesen hastig hervorgestoßenen Sätzen. Der Bote schien beeindruckt. Er wartete, ergriff dann den Dolch und hob ihm mit beiden Händen in die Höhe. So wandte er sich Panpopidis zu, der schon den Arm ausstreckte, um das Mordgerät zu ergreifen. Als der Bote zögerte und die angefangene Bewegung nicht zu Ende führte, gefror auch Panpopidis gieriger Zugriff.

»Gibt es unter euch einen anderen, der die größeren Rechte hat?«, fragte der Bote.

Erneutes Raunen erklang, dann fiel Schweigen über die Versammlung. Ein gespanntes, abwartendes Schweigen.

»Ja, ich«, hörte man die helle, liebliche Stimme eines Mädchens.

Maddalena brauchte sich nicht durch den Ring der Umstehenden zu drängen. Ihr machte man freiwillig Platz.

So trat sie in den Kreis und stand vor dem Boten. Ihr schönes, reines Gesicht erhob sich zu der schwarzen Finsternis, die unter der Kapuze des Boten lag.

»Ich habe größere Rechte«, wiederholte sie klarer, fester Stimme.

»Erkläre dich, meine Gefährtin.«

»Mistziege ...«, heulte Panpopidis auf. Er hätte sich auf Maddalena gestürzt, wenn sich nicht die Kapuze des Boten unmerklich in seine Richtung gewandt und er die Blicke aus dem Verborgenen

nen wie Eiszapfen gespürt hätte, die sich in sein Herz bohrten.

»Schweig, Verworfener«, donnerte der Bote. »Wage nicht noch einmal die Würde des feierlichen Augenblickes zu stören, sonst werde ich dich bestrafen.«

Panpopidis ließ den Kopf hängen, sodass niemand sehen konnte, wie seine Lippen trotzige Entgegnungen formulierten.

Maddalena wartete, bis ein aufforderndes Nicken sie zur Erklärung ansetzen ließ. Zuerst wandte sie sich an den Boten. Dann aber war es der Conte, den sie direkt ansprach.

»Ich habe das Recht, erhabener Bote, weil dieser Mann, der hier sitzt, mich demütigte, tyrannisierte, quälte und verkrüppelte. Seine väterliche Liebe, derer er mich tagtäglich auf seine lästige und aufdringliche Art versicherte, war nichts anderes als eine eiserne Klammer um meine Seele.«

Maddalenas blütengleiche Hand deutete auf den Conte, sie beugte sich herab und ihre dunklen Kirschenaugen bohrten sich in den stoischen Blick des alten Mannes. »Von Reinheit sprach er zu mir. Mich, das junge Ding, verkrüppelte er mit seinem frommen Gerede. Täglich vergoss ich Tränen, weil ich fürchtete, nicht gut genug zu sein, zu fehlen, zu versagen. Meine Tage waren wie ein ängstlicher Gang durch einen Sumpf, in dem mich jeder Fehltritt das Leben kosten könnte. Meine Nächte waren ein ständiger Kampf, ein Wühlen in meiner Seele, ein Trauern um meine eigene Schwäche.«

Die Stimme des Mädchens wurde lauter, während sie ihre Anklage vorbrachte. Sie erhob die Arme und schaute gegen die Decke, rauft sich die wallenden Haare und schlug die Handflächen gegen die Brust. Ohne sich dessen bewusst zu sein, imitierte sie die Altarbilder, die sie gesehen und die bunten Drucke der Andachtsbildchen, die sie in ihren Brevieren gefunden hatte - Darstellungen voller Pathos und großer Gestik, geraufter Haare und bitterer Zähnen.

Es hätte Schmierentheater genannt werden können, wenn nicht die klare Stimme des schönen jungen Mädchens von furchtba-

rem Ernst durchdrungen gewesen wäre und sich mehr und mehr ein schriller Ton eingeschlichen hätte, der ihre Erregung bezeugte.

»Verkrüppelt hast du mich, du widerlicher alter Mann, mich in eine Form gepresst, die mir zuwider war, mich beladen mit deinen Weisheiten, die man an jeder Straßenecke um eine Lira kaufen kann. Edel, rein und gut wolltest du mich, zeigtest mir mein Bild, wie du es malen ließest, und erschrecktest mich, die ich doch wusste, welche dunklen Stellen auf dieser Seele waren. Ich kannte doch den Zorn, der in mir aufwallte. Ich kannte doch die Gedanken, die in mir aufkamen. Meine Hände waren es doch selbst, die über meinen Leib glitten und meiner Fantasie vorspiegeln, es wären die Hände eines anderen. Deine Hände sollte es sein, die mich von der Qual meiner Reinheit befreien, das war mein Wunsch, meine erträumte Rache, mit dir wollte ich sündigen, oh du mein Vater im Geiste, deine Sünde sollte mir das Lebensrecht meiner Sündhaftigkeit bezeugen. Wie viele Nächte kasteite ich mich, strafte ich mich, rang ich die Hände im Gebet. Aber nie kam eine Antwort. Nur die Sünde war mein Teil, sie blieb mir treu, nur meine Unreinheit verließ mich nicht und antwortete mir. Dafür, für diese Qual darf ich dich hassen, alter Mann. Denn ich bin unrein. Ich bin ein Gefäß der Gier und der Geilheit. Der Mann Panpopidis befreite mich, indem er mir zeigte, wie ich wirklich bin, er trieb mir die schmerzenden Dämonen des Guten aus und machte mich zu der, die ich schon immer war. Ich bin schlecht, schlecht, schlecht, ich bin abgrundtief schlecht. Ich war nie die, die du in mir sehen wolltest. Du warst zu blöde zu begreifen, alter Mann, du hast mich belästigt und gequält mit meinem eigenen Spiegelbild, das du mir vorhieltest und das mich rein und gut zeigte, aber so war ich nicht, niemals war ich so. Deine Güte war wie Salz in meinen Wunden, diese Langmut war die Geduld des Foltermeisters. Mein Dank gilt diesem Mann, der mir meine Schlechtigkeit gezeigt hat, mit dem ich in meiner Verworfenheit wühlen kann!

Aber dir will ich Schmerzen bereiten und den Tod geben, als Rache für die Qual der Tage und das Weinen der Nächte!«

Ihre schrille Stimme verklang nur langsam in dem Raum. Sie schien nicht gehen zu wollen und blieb als scharfer Splitter eines Klanges erhalten.

»Wahrlich, dir gebührt es, den Dolch zu führen«, entschied der Bote.

»Aber dir«, wandte er sich an Panpopidis, »weise ich auch ein Recht zu. Und ich erkenne den Hass in deinem Herzen. Darum sollst du die Nadel führen, bevor dieses junge Weib den Dolch spielen lässt.«

Triumphierend nahm Panpopidis die lange goldene Nadel und grinste den Conte hasserfüllt an.

Die Feinde hatten kein Gesicht. Sie waren das Getrappel von Schritten ebenso wie das lauernde Abwarten in der Stille.

Steele hätte sich am liebsten eine Waffe mit frischem Magazin und einige Handgranaten gepackt und wäre aus dem Gang gestürmt. Aber er verwarf diese Idee, weil sie nicht effektiv war. Man würde ihn innerhalb von Sekundenbruchteilen zusammenschießen und nichts war gewonnen.

Nein, entschied Steele, ein solcher heroischer Abgang hatte den Beigeschmack von feiger Desertion. Die Sache musste bis zum bitteren Ende durchgezogen werden, auch wenn das Drehbuch inzwischen nur allzu offensichtlich war und das Ende nicht mehr fern sein konnte.

Durch den Rauch waren ihre Gegner gedeckt. Steele und Tony Tanner konnten also nicht gezielt schießen, sondern mussten ihre Munition verballern, einfach um den anderen das Leben schwer zu machen.

Beim Militär nannte man so etwas früher ein *Rock 'n Roll-Gefecht*, erinnerte sich Steele. Jeder ballerte wie blöde in der Gegend

herum, und wenn man ihn fragte, *Sag mal, Kumpel, wen hattest du denn im Visier*, dann erntete man ein lang gezogenes *Ääääh*, aber auch nur dann, wenn der Soldat intelligent und kommunikationsbegabt war.

Steele hasste so etwas. Es war pubertär, schlampig, unintelligent, einfach mieses Handwerk. *So etwas gehörte sich einfach nicht!*

Jetzt machte er es selbst. Er belegte den Eingang mit kurzen Feuerstößen, variierte Höhe und Seitenrichtung, um kein Schema erkennen zu lassen. Dabei war er sich darüber im Klaren, dass solche taktischen Finessen so viel bedeuteten wie eine klassische Musikausbildung für den Pianisten in einer Stripteasebar.

Neben ihm ließ Tony Tanner einige Magazine auf die Stufen fallen.

»Mehr ist nicht«, sagte er knapp.

»Handgranaten?«

»Fehlanzeige. Die Sicherungsstifte hängen noch an den Westen, aber die Granaten sind weg.«

Steele machte sich nicht einmal mehr die Mühe zu fluchen. Höchstens, dass sein Zeigefinger einen Wimpernschlag länger am Abzug blieb.

Wie viele Handgranaten hatten diese Männer mit sich gehabt? Sechs oder acht, vielleicht sogar noch mehr. Und wenn sie alle schon eingesetzt worden waren, konnte das nur auf ein Gemetzel in den Hallen und Gängen des Palastes hindeuten. Undeutlich kam Steele die Möglichkeit in den Sinn, dass sie hier die letzten Überlebenden waren.

Er ließ es nicht zu, dass diese Vorstellung ihn tiefer berührte. Er beließ es bei der rein technischen Betrachtung - Verlust 100 Prozent minus fünf Gestalten, die noch fehlten, um die Quote dreistellig zu machen.

Jetzt legte Steele eine Pause ein. Seine Finger, die die Waffe hielten, verkrampften sich. Er lauschte, versuchte mit aller seiner Erfahrung zu erkennen, welche Überlegungen die Gegenseite jetzt anstellte.

Sie wurden misstrauisch. Sie konnten einen Trick wittern. Aber vielleicht war den Kerlen im Gang auch schon die Munition ausgegangen. Je länger die Waffe schwieg, desto wahrscheinlicher wurden seltsamerweise beide Theorien. Sie schlichen sich an. Sie bemühten sich, unhörbar zu sein. Jetzt standen sie vor dem Eingang. Oder auch nicht. Es schwer mit einem Gegner zu spielen, wenn man die Regeln nicht kennt.

Steele zog den Abzug durch. Die Waffe hämmerte in seiner Hand, die leeren Patronen sprangen aus dem Verschluss, purzelten unter ihm auf die Stufen. In den Pausen zwischen den Feuerstößen konnte man sie klicken hören.

Das Magazin war leer. 30 Kugeln waren verbraucht. Fünf Magazine blieben. Machte 150 Patronen oder einen langen Feuerstoß.

Kollernd und klackernd hüpfte etwas auf sie zu.

»Verflucht!«

Steele sprang hoch, bekam das Ding zu fassen, schleuderte es durch den Eingang und ging in Deckung. Die Handgranate explodierte auf dem Flur.

Die Detonation betäubte sie, legte auf die Taubheit durch den Lärm der Schüsse noch eine weitere Wattedecke. Tony Tanner schüttelte wütend den Kopf, um das Pfeifen im Ohr loszuwerden, aber das war kein Wasser, das man so einfach ausschüttern konnte.

Trotzdem hörte er von oben ein lautes Stöhnen, dann schabte etwas Metallisches über den Steinboden und entfernte sich.

»Zumindest einer wird uns nicht mehr länger belästigen«, kommentierte Steele trocken.

»Toll und wie viele bleiben übrig?«

Die Frage hatte sich Steele auch schon gestellt. Oder genauer, er versuchte zu berechnen, wie viele Angreifer in den beiden Helikoptern gewesen sein mochten.

Ursprünglich war die Bell Uh-1 für 2 Piloten und 10 Passagiere

ausgelegt.

... Wir rechnen im Kopf - macht 20 Mann. Schmeiß die beiden Co-Piloten raus und du kommst auf 22 Mann, die aus dem Chopper springen und ihren Auftrag ausführen. Weiterhin könntest du ein wenig an den Turbinen arbeiten und die Hubschrauber stärker machen. Du könntest dich sogar in den Feinheiten der Militärtaktik üben und Sprit sparen. Sagen wir mal, du bist ein richtig Cleverer, dann fährst du deine Leute unauffällig mit Lieferwagen an einen idyllischen Ort, wo sie ein Picknick machen und Zigaretten ohne Filter rauchen. Dann kommen zwei Hubschrauber, pumpen die Tanks leer bis auf drei Flugminuten, die du bis zum Angriffsziel brauchst, zwei für den Rückflug und fünf zur Sicherheit, damit die Versicherung dich nachher nicht am Arsch kriegt.

Dann hast du natürlich Jungs, die a) so was gewohnt sind, will heißen, es geht ihnen am Arsch vorbei, wenn sie sich einige Minuten in einen Chopper quetschen, als wären sie in einem Aufzug zwei Minuten nach Büroschluss, wenn alles zum Parkplatz will. Einige können halb in der Tür sitzen oder sich sogar außen festhalten. Außerdem, Punkt b) tragen deine Jungs auch kein Sturmgepäck und keinen Rucksack mit dreißig Kilo Gewicht und so feinen Sachen wie MRE-Rationen und Lokuspapier für zehn Tage und zweimal kacken pro Tag ...

Am Ende sah sich Steele mit der Möglichkeit konfrontiert, dass mehr als dreißig, vielleicht sogar über vierzig Söldner bei diesem Angriff eingesetzt waren. Eine Feuerkraft, von der die Armee Preußens zu Zeiten des großen Friederich nur träumen konnte.

»Wir müssen zurück«, befahl Steele.

»Mit mir immer«, antwortete Tony Tanner trocken. Er war inzwischen jenseits von Panik und Furcht, dort, wo ihm alles egal war. »Aber was machen wir dann?«

»Hinhalten, irgendwann muss jemand merken, dass in dieser idyllischen Landschaft etwas abgeht, was nicht den Normen des zivilisierten Zusammenlebens entspricht.«

»Sie dachten an die Sozialpädagogen von der achten Kavallerie, nehm' ich mal an?«

Stufe um Stufe wichen sie zurück. Steele feuerte und warf

Tony Tanner einen ärgerlichen Blick zu.

»Vielleicht haben die Leute da oben ja auch bald Feierabend. Oder wir können natürlich auch aufhören, uns in die Tasche zu lügen und uns eingestehen, dass wir im Arsch sind.«

»Den Zustand kenne ich.«

»Total im Arsch.«

»Das könnte was Neues sein.«

Jetzt musste wieder die Lampe herhalten.

Steele kniete sich auf die Stufen und feuerte eine weitere Salve nach oben. Er bot ein Bild, das Tony Tanner aus so vielen Filmen kannte, dass es seltsam vertraut wirkte. Vertraut genug, um für Bruchteile von Sekunden so etwas wie eine beruhigende Wirkung auszuüben.

»Das war das vorletzte Magazin«, stellte Steele fest und schob den kalten, länglichen Metallkasten in die Aufnahme seines Gewehrs. »Wenn die da oben nicht blöd sind, werden sie uns jetzt einfach mit einigen Handgranaten bewerfen. Zurückschmeißen kann ich die Dinger nicht mehr. Wir können ganz nach unten gehen, aber dann werden die anderen auch sofort in Stücke zerlegt. Wir haben hier keine Deckung, also war's das dann wohl.«

»Nicht wirklich«, sagte Tony Tanner.

»Was?«

»Das mit der Deckung. Wir haben nicht wirklich keine Deckung.«

»Versteh ich nicht.«

Tony machte eine Handbewegung und Steele verstand. Er musste schlucken.

»Abartig. Wie kommt man auf solche Ideen?«

»Schlechte Filme und eifrige Lektüre von Groschenromanen.«

»Da lernt man was fürs Leben«, sagte Steele.

Es war unglaublich. Nicht die Seele zerfraß den Körper, sondern der Körper verweigerte den Dienst. Little spürte kalten Schweiß auf der Stirn, ein Fieber schüttelte ihn, dennoch war ihm kalt. Die Materie schlug zurück. Bisher hatte er ihren Einfluss stets gering geschätzt. Jetzt zeigte sie ihre Macht.

Jetzt ließ sie ihn im Dunkeln verbluten wie ein angeschossenes Tier.

Little fiel zur Seite. Ein harter Gegenstand steckte in seiner Tasche und drückte schmerzhaft gegen seinen Hüftknochen.

Was mochte das sein? Little überlegte. Für einen Moment vergaß er seine Todesfurcht und seine Schmerzen. Es war das Kästchen, das der Conte die Saloviva gestern wie zufällig auf dem Tisch liegen gelassen hatte. Keiner hatte sich weiter darum gekümmert, darum hatte es Little eingesteckt, um es dem Conte bei der nächsten Gelegenheit zurückzugeben. Heute Morgen hatte er eine andere Jacke angezogen und das Kästchen aus der alten in diese neue getan. So musste es gewesen sein, obwohl Little keine Erinnerung mehr an den Moment hatte, in dem er das Kästchen angefasst hatte. Es musste eine völlig automatische Handlung gewesen sein.

Es war seltsam. Dieser Gegenstand hatte ihn begleitet wie ein treues Hundchen. Little griff in die Tasche und zog den kleinen Kasten heraus. Es war eigentlich nichts Sensationelles - ein vier-eckiger Holzkasten mit schöner glatter Oberfläche und einer Ledereinlage am Boden, damit man sich nicht den Tisch verschrammte, wenn man ihn darauf stellte. Uhren oder Schmuck wurden in solchen Kästchen untergebracht. Little strich über den Gegenstand. Er brauchte dazu den Arm nicht zu bewegen. Es tat ihm wohl, diese polierte Oberfläche zu spüren, dieses Zeichen für solide Handwerkskunst und ein Symbol für ein kultiviertes Dasein, jenseits von modrigen Gängen ohne Ausweg.

Sanft streichelte Little den leblosen Gegenstand, während von oben Schüsse dröhnten. Das alles ging ihn nichts an. Er starb und er hatte diesen kleinen, tröstlichen Kasten in der Hand.

Ob man ihn öffnen konnte? Little fühlte, spürte Scharniere, aber kein Schloss. Nach einigen gescheiterten Versuchen konnte er den Deckel aufklappen.

Glatter kühler Stoff schmeichelte sich an seine Fingerspitzen. Dann spürte Little etwas Hartes. Er tastete. Es musste ein kleiner Stab sein. Ohne nachzudenken, nahm Little ihn heraus, bemerkte im gleichen Moment, dass es noch ein Gegenstück gab. Auch dieses nahm er und hielt beide zwischen den Fingern. Sie waren kühl, hart und glatt und erschienen ihm als köstliche, erfrischende Erinnerung an eine verlorene Welt.

Eine laute Detonation erschütterte den Gang. Staub rieselte aus der undurchdringlichen Schwärze herab. Vor Schreck ließ Little die beiden Stäbe aus den Fingern gleiten. Im selben Moment überfiel ihn Panik. Er durfte die Stäbe nicht verlieren!

Hektisch, ohne Rücksicht auf Schmerzen, tastete er im Dunkeln nach den Gegenständen. Fand einen, wollte ihn greifen und hörte nur noch, wie er weiter entfernt auf den Boden schlug, tastete weiter, schabte sich die Fingerspitzen wund, berührte einen Stab, kroch in die Schwärze, dorthin, von wo er das leise Klingeln des Aufpralls vernommen hatte, kam sich verloren vor, als wäre er plötzlich in einer endlosen schwarzen Wüste und fand endlich auch den anderen Stab.

»Dorkas?«

»Was ist? Was hampeln Sie so herum, bleiben Sie doch ruhig.«

»Ja, doch.«

Little wollte nur wissen, wo die anderen waren. Keine nachfarbene Einöde, Dorkas' Stimme holte ihn zurück aus dieser Angst und wies ihm die Richtung, in die er kriechen musste.

Jetzt hatte er in jeder Hand einen Stab. Spielerisch berührte Little damit die Mauer, die den Gang abriegelte. Es gab keinen Grund dafür. Einfach so.

Aber etwas geschah. Little konnte es nicht formulieren. Eine Veränderung fand in seinem Bewusstsein statt. Schatten von Bil-

dern, ein Hauch vom Flüstern eines Wortes wurde spürbar.

Schmerzhaft, quälend wie ein schöner Traum, an den man sich am Morgen nicht erinnern kann, weil sein Gespinnst zu fein ist, um vom groben Werkzeug der Sprache erfasst zu werden und während man sucht und sich müht, verblassen die letzten Bilder im Morgenlicht und man weiß nichts, nur, dass man einem bitteren Verlust erlitten hat, dass man vielleicht die Lösung aller Rätsel für einen Moment in der Hand hatte, das Feenwort, das jede Tür öffnet ...

Ein Schweißtropfen suchte sich seinen Weg über Littles Stirn. Sachte wie eine Katze schlich er heran, kroch durch die Brauen und glitt in das Auge. Es brannte wie Feuer.

Brannte ... Feuer ... Feuer ... Brennen ...

Little griff instinktiv nach diesen Begriffen wie nach einem Halteseil. Feuer. Ja, da war ein Feuer. Etwas brannte. Schmerz. Schreie. Fesseln. Ein Kopf, in den Nacken gelegt, aufgerissene Augen, ein aufgerissener Mund, Schmerz, unaussprechlicher Schmerz, aufgerissene Nüstern, Gestank von verbranntem Fleisch, ein Schrei von Zorn und Schmerz, der die Kehle zerfetzte ...

Little zögerte. Hatte er sich getäuscht?

Er spürte die Stäbe in seiner Hand und schlug sie noch einmal gegen die Mauer. Ein leiser Ton erklang. Leiser als erwartet. Die Stäbe vibrierten in seiner Hand. Wollten ihm entgleiten.

Er griff fester zu, zitternd, mit krampfartigen Fingern. Übelkeit überkam Little, Schmerz peinigte ihn.

Loslassen ... die Stäbe loslassen.

Die Stäbe saugen dich aus.

Die Stäbe saugten ihn aus. Sie schlürften genüsslich seine restliche Lebensenergie. Und sie gaben ihm Bilder. Do ut des - eine Gabe für eine Gabe. Das alte Spiel des Lebens. Little konnte mitspielen oder es lassen. Aber DIESE Regel konnte er nicht ändern.

Er konnte es versuchen. Die Stäbe flüsterten ihm zu. Vielleicht

konnte er etwas erkennen, das seinen Freunden half, ihnen einen Ausweg bot.

Aber nur ihnen, denn die Stäbe fraßen ihn auf. Little musste sich entscheiden. Stirb mit den anderen. Oder sterbe für die anderen.

Little zauderte. Ich bin kein guter Mensch, dachte er. Ich bin ein Feigling. Ich habe solche Angst vor dem Tod.

Dann traf Little eine Entscheidung.

»Fluch dem Schöpfer«, sang der Bote mit seiner Stimme, die aus einem Abgrund zu kommen schien.

»Fluch dem Schöpfer«, murmelten die Umstehenden.

Die helle Stimme Maddalenas klang aus dem dumpfen Stimmentepich hervor wie eine weiße Rose.

Sie sangen die Litaneien der Verfluchung.

Es war nicht so, dass sie Gott leugneten. Sie verfluchten ihn vielmehr als Schöpfer einer unvollkommenen Welt, in der keine Sekunde ohne den Schmerzensschrei eines gequälten Wesens verstreicht, einer scheußlichen Welt, in der jede Schönheit nur das allgegenwärtige Leiden zu überdecken sucht, wie ein zu stark aufgetragenes Parfüm den ekligen Geruch eines verfallenden Körpers.

Der Conte di Saloviva musste diese Abfolge von geifernden Hasstiraden, eingehüllt in die feine Seide höchster Poesie und getragen von Worten aus inspiriertem Dichtermund über sich ergehen lassen.

Er litt. Seine körperlichen Schmerzen konnte er verdrängen. In seinem Alter kannte man die peinigenden Gebrechen des Leibes oder man war schon gestorben.

Aber seine Seele litt. Er erkannte, dass dieses hier seine persönliche Vorhölle war, der Limbus des Conte di Saloviva.

Der alte Mann war unsicher - durfte er die Wahrheit leugnen,

um seine Seele vor dem Zerbrechen zu schützen? Konnte seine Seele die Wahrheit ertragen, ohne sich in einem Meer von Scham aufzulösen wie ein trockener Erdklumpen?

Konnte das Böse ihn besiegen, indem es ihm Wahrheiten ins Gesicht schleuderte?

Wahrheiten ... kannte das Böse Wahrheiten? War das Böse böse, wenn es Wahrheiten kannte, die das Gute leugnete, übersah, mit einem Lachen wegwischte?

Wie sehr hatte er Maddalena gequält! Hatte sie mit der Geißel des Guten gepeitscht. Hatte sie gewürgt mit seinen Ansprüchen. Er, der Conte Hercule di Saloviva hatte diese Rose zertrampelt, hatte dieses junge Leben verdorben, indem er sein eigenes, ungeliebtes Leben auf dieses zarte Wesen pflanzte. Er war es gewesen, der Maddalena in die Arme dieses Ungeheuers Panpopidis getrieben hatte.

Er schämte sich. Er schämte sich so grenzenlos. Aber durfte er sich schämen? Gab er damit nicht nach, willigte ein in das Zerbrechen seines Selbst, führte selbst den tödlichen Streich aus, der Panpopidis und seiner kindischen Gemeinheit nicht gelungen war?

Der Conte di Saloviva schämte sich. Tränen quollen aus seinen müden Augen.

Während die große Litanei der Verfluchungen an seinen Ohren vorbeizog, kämpfte er mit einem aufwachsenden Verstehen für diese Leute.

Wie sollte man dieser Welt nicht fluchen, nicht dem Schöpfer dieses Missgebildes seine Verachtung entgegenschleudern?

Ja, in diesem Moment starben Menschen. Sie verhungerten, sie krepitierten an Krankheiten, weil sie arm waren, die falsche Hautfarbe hatten, die falsche Religion, das falsche Vaterland. Oder sie starben, weil ein boshafte Geschwulst ihnen die Kraft des Lebens fortsaugte, weil ein dämlicher Zufall sie zur falschen Zeit an der falschen Stelle sein ließ, weil ... weil ...

Der Conte ließ das Kinn auf die Brust sinken.

Er ergab sich.

Sie hatten recht.

Ab jetzt wusste Tony Tanner, was die Hölle war. Sie war nicht nur ein Name. Er kannte ihren Geruch - den stechenden Geruch seines eigenen Angstschweißes. Sie hatte ein Gewicht - das Gewicht von Toten, unter denen man sich verkroch, um Deckung zu haben. Sie hatte ein Geräusch - das harte Klacken von Metallgegenständen, die die Treppe hinuntersprangen.

Tony lag auf einer Stufe, drückte sich gegen die Kante und versuchte, sich so klein zu machen, wie es ihm nur möglich war. Über ihm lag die Leiche eines Söldners und drückte ihn mit ihrer starren, erkaltenden Schwere hart auf den Rücken. Er durfte sich seiner Situation nicht bewusst werden, dann ging es. Er durfte nicht tief einatmen, sich nicht fragen, ob ihm etwa schon der Gestank von Fäulnis in die Nase stieg.

Er musste sich bemühen, sein Ich unabhängig zu machen von seiner Außenwelt, es zurückweichen zu lassen wie in eine Muschelschale.

Es gelang ihm gut, aber sobald er sich sagte *Verflixt, da drückt aber irgendetwas Hartes in meinem Rücken*, brach die gesamte sorgfältige Konstruktion der Wirklichkeitsverleugnung zusammen, er spürte den toten Körper auf sich, ihm wurde übel, und nur die Lähmung seiner Furcht hinderte ihn, aufzuspringen und wild schreiend die Stufen heraufzurennen.

Steele lag einige Stufen über ihm, ebenfalls unter einer Barrikade von Leichen. Er hatte Tony Tanner noch geholfen, einige beruhigende Worte über Kevlarwesten abgelaßen und sich dann nach oben verzogen.

»Falls ich überlebe, muss ich in Position sein, um die Kerle noch einmal zurücktreiben zu können«, hatte Steele gesagt.

Falls ...

Und dann?

Es klang wie eine kleine Gerölllawine. Ein entferntes Pockern,

bei dem man an Steinchen, die auf Felsen schlagen, denken konnte. Dann kam das Geräusch näher, gewann an Härte, entpuppte sich als das Klacken von Metall auf Stein. Für einen kurzen Moment hatte der Lärm etwas Befreiendes. Das Warten hatte ein Ende. Es ging los. Die Entscheidung fiel. Erleichterung ...

Der Moment verging und machte Panik Platz. Es passiert. Es passierte wirklich. Es war keine Angstvision, es war Realität. Etwas war in Gang gesetzt worden, etwas begann abzulaufen, mechanisch wie ein Uhrwerk, mit der kalten Präzision physikalischer Gesetze.

Aber es meinte ihn. Ihn, der jetzt zitternd, mit klappernden Zähnen und bibbernden Händen, das Gesicht an die glatte Steinstufe gepresst dalag und wieder wartete. Auf eine andere Art wartete. Der die Sekunden zählte. Für den die Qual des Abwartens plötzlich Sicherheit bedeutete, gesicherte Lebenszeit, solange er noch zitterte, lebte er noch. Angst war Leben.

Dieses Pochen, dieses hinterhältige Rollen und dann wieder dieses Klacken, wenn die Handgranate die nächste Stufe herunterrollte! Er konnte es nicht ausblenden. Es drängte sich in sein Ohr, beherrschend und sieghaft wie die unbekanntenen Söldner, die diesen Gang jetzt endgültig freimachen wollten.

Dieses Klackern ... wie das Ticken einer Uhr ... wie der Schritt eines Scharfrichters ... wie ...

Dann erkannte Tony Tanner, dass er bisher nicht einmal geahnt hatte, was *Hölle* wirklich bedeutete.

Der Conte di Saloviva legte den Kopf in den Nacken und lachte.

»Der Alte ist irre geworden«, schrie Panpopidis und unterbrach den Fortgang der Zeremonie durch den rostigen Klang seiner sich überschlagenden Stimme.

Bevor jemand anderes reagieren konnte, war der Bärtige zu

dem sitzenden Conte gesprungen und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Eine Schwellung brach unter dem Aufprall der Knöchel auf und ein weiterer Blutfaden zog sich über das farblose Gesicht des Greises, als würde es von einem Spalt zerteilt. Der Kopf des Conte flog zur Seite, fast wäre der alte Mann von seinem Sitz gestürzt, aber er hielt sich gerade und erwartete stoisch den nächsten Schlag.

»Genug!«, befahl der Bote. Der Ärger ließ seine Stimme grollen wie ein fernes Gewitter.

Panpopidis hörte nicht auf diesen Befehl. Das Aufrichten des Conte, das Aufblitzen von unzerstörbarem Stolz und Würde, wirkte auf ihn wie ein rotes Tuch. Seine Halsader schwell, sein Gesicht nahm eine dunkelrote Farbe an.

Mit unbändigem Hass, schnaubend und prustend, starrte er auf den Conte und holte zu einem neuen Schlag aus. Er wollte den alten Mann erschlagen, er wollte ihn brechen, er wollte ihn kalt machen, dieses unerträglich sture alte Aas, dieses Monstrum, er wollte ...

Mit einem Schmerzensschrei brach Panpopidis zusammen. Meister Ki ließ das Handgelenk des bärtigen Mannes nicht los, auch als sich Panpopidis auf dem Boden wälzte und mit den Beinen um sich trat. Nicht etwa, um sich zu wehren, sondern weil ihm der stählerne Griff des Japaners unerträgliche Schmerzen bereitete.

Ki schleifte ihn vom Conte fort und stellte Panpopidis mit einem Schwung wieder auf die Beine, was einen erneuten Schmerzensschrei hervorrief.

Immerhin hatte diese Erinnerung an seine körperliche Verwundbarkeit die Wut des Panpopidis etwas abgekühlt. Er rieb sich jammernd das Handgelenk und warf Meister Ki tückische Blicke unter den wuchernden Brauen zu.

Meister Ki selbst verbeugte sich völlig gelassen vor seinem Opfer, beugte sich dann vor dem Boten und nahm erneut seinen Platz ein.

Der Bote zögerte. Allen stockte den Atem. Der Lederumhang des Boten schabte über den Boden, als er einige Schritte zur Seite machte. Unter der Kapuze war kein Gesicht erkennbar, nur ein schwarzes Loch, drohend und unberechenbar wie eine Gewitterwolke.

Dann, als wäre nichts geschehen, kehrte der Bote an seinen Platz zurück und führte das Ritual fort.

Conte Hercule di Saloviva achtete nicht weiter auf die Worte, die von dumpf murmelnden Stimmen wiederholt wurden.

Er hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich nur mühsam durch den Schmerz in seinem gepeinigten Kopf spannen. Fast wäre er in die Falle gelaufen. In die tückische Falle, die ihm von Maddalena, von Panpopidis, von den anderen in diesem Raum gestellt worden war. Hilflos hatte er in den Fängen seines eigenen Mitgefühls gezappelt, hatte sich selbst in das auflösende Säurebad des Verstehens geworfen.

Das war vorbei. Die Wahrheit hatte sich durchgesetzt. Und diese Wahrheit lautete: Sie hatten die Wahl gehabt. Egal, mit welcher Berechtigung Maddalena ihm ihren Hass und ihre Verachtung entgegenspie, so hatte sie doch die Wahl gehabt. Der Conte hatte sie nie gezwungen, weil er es gar nicht gekonnt hatte. Es gab einen Ort in der Seele, zu dem kein anderer Mensch Zugang hatte, so sehr er auch darum kämpfen, manipulieren, tricksen mochte. Es gab diesen einsamen Platz, an dem ein *Ja* oder ein *Nein* ausgesprochen wurde, eine Zustimmung oder eine Ablehnung, die schwarze oder die weiße Kugel. Der Tempel im Inneren, bei dessen Anblick jede Ausrede verdorrte. Es gab eine Verantwortung, die nur der Einzelne zu tragen hatte. Nur dieses Individuum und nicht der Conte di Saloviva.

Maddalena hatte eine Entscheidung getroffen. Sie hatte die Last der Schuld auf ihn gewälzt und der Conte hatte sie in der ersten Stunde der Verwirrung und des Schmerzes auf sich genommen, hatte in seiner Scham wie in einer Feuergrube gehockt.

Vorbei. Auch Scham konnte ein Schleier der Täuschung sein.

Auch Schuld konnte ein Schleier der Salome sein, hinter der sich das geile Fleisch von Eitelkeit, Selbstüberhebung, moralischer Protzerei zeigte.

Kein Leid der Welt konnte zur Rechtfertigung dienen, anderen Leid zuzufügen. Die Menschen in diesem Raum hatten die richtige Frage gehört und die falsche Antwort gegeben. Sie hatten gewählt.

Seltsam, dachte der Conte, bisher habe ich es doch auch gewusst, aber es waren nur Ideen, luftige Gebilde, Gedankengespinnste, philosophisches Gewebe. Aber jetzt weiß ich es alles wirklich, jede Zelle meines Körpers spürt die Wahrheit dieser Ideen. Wie schade, dass ich sterben muss, um diese Erkenntnis zu erreichen. Wie schade, dass Maddalena mir diese Weisheit auf solche Weise schenken muss!

Zugleich spielte ein bitteres Lächeln um die geschwollenen Lippen des alten Mannes und schimmerte eine Träne in seinem Auge.

Die Schnitte in die Haut ... Fesseln ... ein junger, geschmeidiger Körper, der sich gegen die hinterhältige Bedachtsamkeit der Fesseln aufbäumt. Der sich windet, der sich beugt und sich dreht. Grobe Fesseln, die in weiße, samtige Haut schneiden ... Schmerz ... Blut, das sich in skandalöser Frechheit aus den Adern befreit und wie ein irrer Lustmolch über das makellose Alabasterweiß eines vollkommenen Mädchenkörpers streicht. Hitze ... erstickende heiße Luft ... Gesichter, die im Kreis stehend starren, offene Münder, aus denen Hassworte wie Rabenschwärme flattern ... Verzweiflung, die keine Verzweiflung ist, weil es für die wahre Verzweiflung keinen Begriff gibt ...

Little wurde von Krämpfen geschüttelt. Er fühlte, wie seine Kräfte schwanden, wie ihn jeder Herzschlag näher an das endgültige Verlöschen brachte. Die Stäbe, die er immer noch in seinen verkrampften Händen hielt, saugten ihn aus. Oder vielmehr,

die Stäbe dienten als eine Leitung, durch die seine Lebensenergie floss. Sie waren nichts als der materielle Ausdruck einer Verbindung, die weit jenseits der körperlichen Dimension war.

Little's Herz stockte. Er spürte das Aussetzen des Pulses. Der Schreck hüllte ihn ein wie ein Eisblock.

Ich bin tot, dachte Little.

Steele drückte das Gesicht gegen die kalte Stufe. Er versuchte, sich über seine Überlebenschancen klar zu werden. Es war für ihn eine simple Aufgabe der statistischen Wahrscheinlichkeit und hatte nichts mit Angst, Überlebenswillen oder dem Bedürfnis, sich vorzubereiten zu tun.

Es gab keine Möglichkeiten, sich weiter vorzubereiten. Er hatte sich wie eine Ratte unter toten Körpern versteckt, er hatte seine Waffe bereitgelegt, um bei Gelegenheit aufspringen und die Söldner zurücktreiben zu können. Jetzt konnte er nur noch warten, selbst wenn das an den Nerven zerrte bis zur Grenze des Erträglichen.

Und Angst? Es ging doch nur um sein Leben. Um etwas also, das für Steele keinen Wert mehr hatte. Kurz bedachte er die Möglichkeit, schwer, aber nicht tödlich verletzt zu werden. Die Antwort auf diese Variante hatte Steele auf der Stelle parat. Es ging ihm besser als Tony Tanner, denn er hatte eine Waffe bei sich, die er auch gegen sich selbst richten konnte, falls es keinen anderen Ausweg gab.

Das SA-80 lag neben ihm, der Lauf war noch heiß und der Geruch von Waffenöl und Pulver stieg aus dem Verschluss auf.

Aber noch war es nicht so weit.

Obwohl, und das war das Fazit von Steeles Überlegungen, bevor er sich in eine Art von Denkstarre flüchtete, es so gut wie keine Chance gab, dieser Falle jemals heil zu entkommen.

Panpopidis brachte seine verschwitzt Nase nahe an das Gesicht

des Conte di Saloviva. In der rechten Hand hielt er die lange, spitze, goldene Nadel.

»Schau sie dir an, du alter Kotzbrocken«, zischte Panpopidis und seine Bartspitzen berührten das Kinn des Conte.

»Du wirst sie zu schmecken bekommen. Ich überlege gerade, wo ich sie dir zuerst verabreichen werde. Ganz langsam natürlich, ich weiß doch, wie kultiviert unser geliebter und verehrter Conte ist. Vielleicht zuerst mal am Arm? Ein wenig unter die Haut und dann ein Stück durch das Fleisch. Jaaaaaa, da kommt Freude auf. So etwas hat man immer wieder gern. Wer hat noch nicht, wer will noch mal?«

Plötzlich brach unter dem Sadismus des Panpopidis die blanke Albernheit hervor. Er kicherte kindisch, riss sich am Bart, hüpfte von einem Fuß auf den anderen und streckte dem Conte den Zunge heraus. Dann, als würde er sich selbst besinnen, fiel das alles wieder von ihm ab und er näherte sich erneut wie ein hungriger Hai dem Conte. Seine Stimme war heiser vor Hass.

»Vielleicht kratzen wir ein wenig am Knochen, das soll besonders wehtun. Und dann schieben wir die Spitze auf der anderen Seite wieder aus der Haut raus! Sieht bestimmt affengeil aus! Wie bei einem Fakir. Bist du ein Fakir, altes Ekelpaket? Bist du? Bestimmt nicht. Du wirst schreien, jede Wette. Ich freue mich drauf. Dich zum Schreien zu bringen, ist bestimmt ebenso gut, wie deine geliebte Maddalena zu stoßen. Aber den Vergleich kannst du ja nicht verstehen. Du hast sie ja nie rangenommen. Das arme Kind, bricht sich in der Nacht fast die Fingerchen ab beim Selbstbefummeln in ihrem überfließenden Brunnlein, im Gedenken an den guten Opa Saloviva oder an irgendeinen Lümmel von Messdiener. Hast du Trottel eigentlich nie mitgekriegt, wie endlos geil dein Engelchen war? Frommer Augenaufschlag und immer tropffeucht zwischen den hübschen Beinchen. Na ja, diese so verzweifelt leere Stelle in der Biografie von Maddalena Strozzi hat der gute Panpopidis ja erfolgreich ausgefüllt ...!«

Mit einem meckernden, höhnischen Lachen zog sich Panpopi-

dis wieder zurück.

»Was sagen Sie dazu, werter Gast?«, rief er noch aus der Entfernung.

»Sie sollten etwas gegen Ihren Mundgeruch tun«, antwortete der Conte di Saloviva. Er nuschelte, aber er war deutlich zu vernehmen.

Little spürte er einen schmerzhaften Stich in der Brust. Es war, als würde aus dem Dunkel ein Messer zwischen seine Rippen gestoßen. Etwas wühlte in ihm, schloss die kalten Fingern um sein totes Herz und quetschte es zusammen wie eine überreife Frucht.

Schwankend versuchte Little, sich auf den Beinen zu halten, in seinen Ohren war ein kehliges Ächzen, ein *Kchchch* wie aus einer lange vergessenen Ursprache - lästig, er wurde es nicht los, es drängte sich immer lauter in seine Ohren und machte sich in seinem Kopf breit.

Nein, versuchte Little zu schreien und konnte seine Stimme nicht gebrauchen, weil dieses Ächzen aus seiner eigenen Kehle kam.

Aber mit diesem *Nein* trieb Little den Schmerz aus seiner Brust. Sein Herz krampfte sich zusammen und begann aufs Neue zu schlagen, heftig und zugleich langsam wie der Kolben einer schlecht gewarteten Dampfmaschine.

»Was ist los?«, kam Dorkas' Stimme von der Seite.

»Was soll sein?«

»Sie haben eben so seltsam geächzt. Als wäre Ihnen schlecht geworden.«

Mir war nicht schlecht, ich bin gestorben, du Trottel, dachte Little und wollte Little auch sagen, aber jetzt hatte er die Empfindung, als würde er selbst durch die Stäbe wie durch ein enges Rohr hindurchgezogen.

Loslassen, befahl Littles Instinkt, lass endlich diese elenden Stäbe sausen.

Er wollte es. Jetzt wollte er es wirklich, jetzt, mit seinem stolpernden Herzen, seinem keuchenden Atem, seinen wankenden Knien, wollte Little loslassen.

Zu spät, er hatte die letzte Chance verpasst.

Er wurde eingesogen, mitgerissen, fortgewirbelt und wieder ausgeschleudert. Nicht in ein Leben, sondern in tausend Leben, in ein Kaleidoskop wirrer, gegensätzlicher Empfindungen und Gedanken. Er sah zugleich durch die Augen einer jungen Frau eine geifernde Zuschauermenge, die, entmenschte von ihrem Blutdurst wie eine dämonische Horde wirkte und im selben Moment sah er durch die Augen derselben Umstehenden dieselbe junge Frau, die sich auf dem Scheiterhaufen gegen ihre Fesseln stemmte, und empfand die dumpfe Last tagtäglicher Fron und entwürdigenden Schuftens, die Mühsal von knotigen Händen, die Sicheln hielten, um die Ernte vor Unwetter, Wildsauen, Söldnerhorden, Steuereintreibern, adligen Jagdgesellschaften zu retten, damit sich dieses gebückte Dasein noch einige Monate weiter durch die Zeit schleppen konnte, bevor ein morgendliches Fieber den Tod am Abend oder erste Gebrechen ein langsames Siechtum ankündigten.

Little verstand den Stolz der jungen Frau, ihre Liebe, ihre Begierde, ihren Hochmut, ihre Unvorsichtigkeit, ihre Selbstüberschätzung, ihre Hofärtigkeit. Little verstand den Hass der Gegenseite, deren johlenden Rachedurst, Gerechtigkeitsinn, Aberglauben, alpträumhafte Lebensangst, blinde Gläubigkeit, die sich an kaum verstandene Symbole klammert.

Und Little erkannte, was diese Stäbe in sich trugen - sie waren Yin und Yang, Links und Rechts, Oben und Unten, Tag und Nacht, Schwarz und Weiß. Sie verdarben dem Betrachter das Vergnügen der Einseitigkeit. Sie rissen den Vorhang zur Seite, hinter dem sich eine Tragödie abspielte, deren Protagonisten im Käfig festgelegter Regeln agierten, um sich und die anderen dem

unvermeidbaren Untergang zuzutreiben.

Das Flackern der Bilder, der Gedanken und Sichtweisen nahm Little fast das Bewusstsein. Wie in einer irrsinnig rotieren Trommel, so als müsste er jedes einzelne Bild eines Filmes einzeln betrachten, zugleich blitzschnell und peinigend lange, schlichen und huschten sie alle zugleich an ihm vorbei.

Alles lief nach Regeln ab, die sich gegenseitig aufhoben, sich ergänzten und negierten, sich wie Zahnräder eines von einem boshaften Wahnsinnigen konstruierten Mechanismus gleichzeitig gegenseitig zertrümmerten und wieder aufbauten.

Ich kann meine eigenen Regeln machen, dachte Little. Ich weiß es doch, ich habe vor langer Zeit diese Formel aufgestellt, wie war sie noch

...

Der Wasserfall von Eindrücken schlug auf ihn ein, ein Hagelschauer tausender Geräusche, Gerüche, Gefühle. Little war klar, dass er nicht mehr viel Zeit hatte, sonst würde ihm der Geist gesprengt wie ein überdehnter Ballon.

Spiele das Spiel, erkenne die Regeln, mach deine eigenen Regeln ... mach dein eigenes Spiel ...

Vergesst es alle, rief Little. Ihr könnt mich mal ... Ich lasse mich nicht länger verarschen. Ich habe genügend durchgemacht, um hier nicht den Deppen abzugeben!

Es war ein Gedanke, zugleich ein zorniger Ruf.

Stille. Die Szene war wie eingefroren. Wenn er wollte, konnte Little sie weiterlaufen lassen.

Er betrachtete sie in aller Ruhe. Zeit hatte keine Bedeutung. Er stand außerhalb ihres Machtbereiches.

Little betrachtete den schmierigen Priester, einen schwarzäugigen, bärtigen Kerl, der zwischen dem Scheiterhaufen und der Zuschauermenge stand, der jungen Frau höhnisch ein Kreuz entgegenhielt, das sie zugleich mit Abscheu und Ehrfurcht betrachtete und mit der anderen Hand wedelte, um die Menge aufzuhetzen.

»Wer bist du?«, fragte die Stimme.

Little antwortete nicht. Er konnte nicht erkennen, woher diese Stimme kam. Sie erschien ihm bekannt - eine helle, klare Mädchenstimme, die mit unendlicher Traurigkeit sprach.

»Wer bist du«, wiederholte sie, und als Little erneut die Antwort verweigerte, mischte sich ein Schluchzen in ihren Klang, als sie fortfuhr: »Bitte antworte mir.«

Klack.

Klack. Klack.

Klack, Klack, Klack.

Das metallische Geräusch wurde zum Herzschlag der Angst.

Klack. Klack.

Wie viele?

Klack.

Wo explodieren sie? Klack. Klack. Wann? Wann endlich? Ich halte das nicht mehr aus. Schluss damit. Macht endlich Schluss damit! Ihr wollt uns umbringen? Dann fangt doch endlich damit an!

Klack.

Wissen diese Kerle, wo wir sind? Haben sie die Zeit berechnet, die die Handgranaten brauchen, um uns zu zerfetzen?

Dieses Warten macht mich wahnsinnig. Vielleicht bin ich ja schon durchgeknallt.

Bestimmt bin ich das.

Ich will endlich aufwachen. Das ist doch alles gar nicht wahr. Was mache ich hier?

Klack.

Anschwellender Gesang, Murmeln, das sich zu machtvoller, gebrüllter Beschwörung steigerte, zum schmerzhaft lauten, im Raum nachklingenden Klangteppich.

Gebrüll, als würden junge Stiere auf der Frühlingsweide ihre Lebenskraft in die Welt hinausprotzen.

Dann wieder Stille, nur der Klang der Atemzüge, manchmal ein leises Räuspern. Dann erneut eine einsetzende Stimme, flüsternd, verschwörerisch, eine Verräterstimme, die Geheimnisse preisgibt, Liebhaberstimme, die verführerisch lockt, Herrenstimme, die eine Antwort befiehlt.

Dann die Antwort aus vielen Mündern, erst leise, dann sich steigernd, dann eine Melodie aufnehmend, dann zum brausenden Chor wachsend.

Der Bote nutzte seine Stimme wie einen Blasebalg, der das Glimmen der Erregung bis zur auflodernden Flamme schürte.

Selbst der Conte di Saloviva konnte sich der Macht des Rituals nur mit Mühe entziehen. Selbst seine geistige Disziplin konnte nicht verhindern, dass die mit Fanatismus und Erwartung aufgeheizte Atmosphäre wie Gift durch seine Poren drang und ihn mehr und mehr erschütterte. Er stand hier einer Erscheinung gegenüber, die alleine durch ihre Machtfülle jede Frage nach ihrem Sinn, ihrem Zweck, ihrer Rechtfertigung zerschmetterte, ja sogar lächerlich machte.

Der Conte stemmte sich dagegen, flüchtete sich in schöne Erinnerungen, memorierte alte Gedichte, die er in seiner Jugend auswendig gelernt hatte.

Es half. Aber es war nicht mehr als der Versuch, mit etwas Stoff ein Leck abzudichten, durch das sich ein Ozean drängen wollte. Lange konnte er nicht mehr standhalten.

Er war sogar froh, als eine Pause eintrat. Kerzen wurden aus den Ständern geholt und gemäß den Anweisungen des Boten auf den Boden gestellt. Mit einer Spitze wurden Zeichen in den Stein geritzt und die hellen Rillen sogleich mit roter Farbe gefüllt.

Schließlich wurde der Conte mitsamt seinem Stuhl aufgehoben und in die Mitte des entstehenden Kreises gestellt. Die Träger achteten sorgsam darauf, dass sie von der Seite kamen, die noch nicht mit Kerzen bestückt oder durch Zeichen verschlossen war.

Panpopidis führte am Rand des Kreises einen albernem Tanz auf und schwenkte die goldene Nadel.

»Nicht mehr lange, Alterchen, und dann komme ich dich besuchen. Diese Rinne da ist übrigens für dein Blut bestimmt. Wollen doch mal sehen, wie viel davon du in deinem adligen Hautsack spazieren trägst!«

Der Gedanke *Jetzt explodieren sie* war nicht mehr möglich.

Er formte sich in Tony Tanners Bewusstsein und wurde im nächsten Augenblick weggefeigt von dem Donnern der Detonationen.

Mit geschlossenen Augen glaubte Tony die Blitze sehen zu können, mit dem die Handgranaten barsten. Das Krachen war so laut, dass es die Ohren förmlich zuschüttete, sie überfüllte, bis zwischen Stille und Lärm kein Unterschied mehr zu sein schien.

Die Wucht der Explosion raste wie eine Lokomotive durch den Gang, schüttelte an den Wänden, ließ den Boden beben, wie unter dem Schritt eines Riesenmonsters. Der Druck kam wie eine Keule auf die Ohren, zertrümmerte um eine Kleinigkeit die Trommelfelle.

Tonys Deckung wurde von den Einschlägen geschüttelt. Scharfkantige Eisenteile hagelten gegen die Wand und ließen sie Steinsplitter spucken, prasselten gegen die Decke und schlugen Kaskaden von Mörtelstaub los.

Die Luft war in einem Moment ein erstickendes Gemisch aus Staub, Sprengstoffdampf, Gestank zeretzter Gedärme.

Tony lag ohne Deckung auf einer Stufe. Der Boden war von einer feuchten, schmierigen, beißend stinkenden Schicht überzogen. Irgendetwas tropfte von der Decke.

Tony versuchte, die Augen offen zu halten und fragte sich, wann die nächste Attacke kommen würde.

»Domenica?«

Keine Antwort kam auf Littles Frage, nur ein Hauch, ein leise verwehender Seufzer.

»Domenica? Antworte, du bist es doch!«

»Woher weißt du meinen Namen?«

»Ich weiß ihn.«

»Keiner weiß meinen Namen. Man hat ihn getilgt.«

»Wer?«

»Alle. Der Priester. Die Feinde, die dieses Haus eroberten ... Ich bin ausgelöscht. Ich bin nicht mehr.«

»Doch, ich kann dich hören.«

»Einbildung.«

»Und einer Einbildung einen Namen geben?«

»Woher weißt du, dass ich Domenica bin?«

»Ich weiß es eben.«

»Antworte! Woher?«, beharrte die Stimme. Ihr Klang war flehend.

»Der Herr dieses Hauses nannte ihn. Er erzählte deine Geschichte.«

»Der Herr dieses Hauses? Wie ist das möglich? Ich bin ausgelöscht.«

»Du bist nicht ausgelöscht. Conte di Saloviva suchte nach deiner Geschichte und erzählte sie seinen Gästen.«

»Meine Geschichte ...« Ein Seufzer beendete den Satz, so traurig, so voller trostlosem Weh, dass es Little wie ein Eishauch überkam.

»Keiner kennt meine Geschichte, wer immer du auch sein magst.«

»Ich kenne sie, du wurdest als Hexe verbrannt.« »Woher weißt du ...?«

»Ich konnte es sehen.«

»Du konntest es sehen?« Zugleich mit dieser erstaunten Frage wurde Little eines schemenhaften Gesichtes gewahr. Er wusste nicht, wo es war, aber er wusste, dass es da war.

»Warum sollte ich lügen?«, fragte Little.
»Wenn du nicht lügst, dann ist etwas geschehen, das in tausend Ewigkeiten nicht geschehen sollte. Hilf mir.«
»Wie?«
»Erkenne den Rest meiner Geschichte.«
»Erzähle ihn.«
»Ich kann es nicht. Andere müssen sie finden, erst dann bin ich frei.«
»Auch ich kann es nicht. Ich sterbe, weil alle Lebenskraft aus mir geflossen ist. Und selbst wenn es anders wäre, würde ich sterben, weil mich Feinde verfolgen und ich in der Falle sitze und sie mich töten werden.«
»Welche Falle?«
»Ich stehe vor einer Mauer und kann nicht weiter fliehen.«
»Ich bin die Falle.«
»Ich verstehe nicht.«
»Ich bin die Mauer.«

War es der Dunst der verschwitzten Leiber? War es der Rauch der Kerzen und Fackeln? Oder war es die Ohnmacht, eine Schwäche seines Hirns?

Der Conte di Saloviva wusste es nicht. Sein heimlicher Wunsch war, dass es sich um eine Täuschung handeln möge, um ein Lügengespinnt, das sein eigener, dem Irrsinn naher Geist spann.

Die Luft schien sich zu verändern. An manchen Stellen wirkte sie, als ob flirrende Hitze sie glasig machte. Aber es konnte keine Hitzequelle die Ursache sein, denn diese Säulen aus flimmernder Luft wanderten. Sie erschienen, zogen langsam im Kreis, als ob sie den im Boden eingegrabenen Spuren folgen wollten, und blieben dann für eine Weile in ihrer Position.

Der Conte zählte mit. Neun dieser Säulen waren dort und in diesem Moment entstand eine zehnte.

Unter dem Gesang, in den sich jetzt immer öfter schrille Schreie, lallendes fanatisches Kreischen, irrwitziges Stöhnen mischten, bildeten sich die Säulen immer schneller.

Der Conte wusste, wie viele es sein mussten.

Dreizehn. Dann war alles bereit.

Alsdann.

Steele sprang auf und rutschte im nächsten Moment auf der ekelhaften Schleimschicht aus, die die Stufen bedeckte. Halb betäubt, wie er war, angeschlagen, wie er war, vermochte er nur eine halbherzige Schutzbewegung zu machen und schlug mit Knie und Ellbogen auf den Stein.

Bevor er sich von dem lähmenden Schmerz erholen konnte, rutschte Steele abwärts.

Er fing sich wieder, als er auf einen Widerstand traf. Mit der Rechten tastete Steele und fühlte den Stoff eines Hosenbeines. Dann schob er seine Linke nach hinten und griff auf eine schleimige Stufe.

Das Gewehr war ihm aus den Händen geglitten. Es lag etwas oberhalb und war außer Reichweite.

Steele musste sich bewegen. Jede Muskelkontraktion fügte dem Schmerz eine weitere Variante hinzu.

Ächzend, mit den Bewegungen eines schlafwandelnden Reptils, kroch Steele aufwärts.

Es war ein Rätsel.

Little konnte es nicht sehen, denn ein schwarzer Nebel verhüllte die Szene.

Das ist mein Spiel, dachte Little, ich will keinen Nebel.

Der Nebel lichtete sich etwas, aber dennoch war Little die Sicht

versperrt. Er opferte wertvolle Energie, um sich gegen den Nebel zu behaupten.

Inzwischen war ihm deutlich, dass es kein wirklicher Nebel war, sondern ein magischer Nebel, eine Wolke schwarzen Unwissens, in der das Schicksal Domenicas auf ewig verborgen bleiben sollte.

Die Vorstellung widerstrebte Little. Nicht nur, weil er plötzlich Ehrgeiz entwickelte, sondern auch, weil das Gesicht, so scheuenhaft es war, von geradezu unwiderstehlichem Liebreiz sein musste. Little konnte nicht sagen, warum er es wusste, aber er wusste es.

Eine mächtige Magie musste diesen Männern zur Verfügung gestanden haben. Eine Ehrfurcht gebietende Kraft, die nicht aus den Quellen dieser Welt stammen konnte.

Mein Spiel, schrie Little. *Mein verdammtes Spiel*. Er schrie es, lautlos und dennoch mit all jener Kraft, die ihm noch zur Verfügung stand. Seine Reserven schwanden, Little spürte es und er akzeptierte es.

Ein Triumphgefühl stieg in ihm auf, als er jetzt den Nebel schwinden sah.

Er erkannte zwei Männer: Der eine war der Priester, der am Scheiterhaufen gestanden und die Menge aufgehetzt hatte. Der andere trug einen schwarzen Umhang, unter dem er sein Schwert und seine wertvolle Kleidung verbarg. Ohne Zweifel war er ein Adliger. Und wenn es so war, dann konnte es sich nur um den neuen Herrn des Palastes handeln.

Hallo Arschloch, sagte Little, *ich sehe dich*.

Der Adlige hob den Kopf mit einem Ruck und lauschte. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer zähnebleckenden Maske. Die Hand zuckte zum Schwert, riss es aus der Scheide. Die scharfe Spitze fuhr suchend durch den Raum und stach plötzlich ins Leere. Die Schneide pfiß schrill durch die Luft, versuchte einen unsichtbaren Lauscher zu treffen. Verbissen schlug der Mann nach einem Schemen, das er mehr ahnte, als erkannt hatte. Auf

seiner Stirn glänzten Schweißperlen, seine Bewegungen wurden nur noch von blanker Wut gesteuert.

Schließlich war es die Erschöpfung, die ihn wieder beruhigte. Mit einem lauten Fluch, den er zwischen schweren Atemzügen hervorkeuchte, stieß der Mann die Waffe wieder in ihre Scheide, dann trieb er den Priester zur Eile.

Sie hatten die Asche des Scheiterhaufens gesammelt. Sie hatten alle Dämonen beschworen, die sie sich untertan machen konnten. Sie hatten die Asche in den Mörtel gemischt. Sie hatten eine Mauer gebaut.

Die Luft kochte. Die dreizehnte Säule hatte sich erhoben, war aus einem Flirren der Luft entstanden und zu einem glasigen Gebilde geworden, das man mit der Hand berühren konnte. Ein leichter Schimmer ging von ihr aus, manchmal wurde es zu einem grellen Blinken, als wäre ein Sandsturm über ein Feld aus reinem Goldstaub gefahren und hätte glänzende Teilchen mitgerissen.

Wie aus weiter Ferne vernahm Conte di Saloviva ein Gewirr von Stimmen, die über den Anblick dieser Säule jubelten.

Sehen konnte er die Umstehenden kaum noch. Sie verschwanden hinter den Gebilden aus kochender Luft, waren nur noch schemenhafte, undeutliche Farbflächen. Die Flächen tanzten, verschwammen, hüpfen, vermischten sich - ein abstraktes Gemälde der Erregung und fanatischen Hingabe. Dazwischen erschien immer wieder als ruhig wandelnder schwarzer Schatten der Bote.

Ein leises Knistern ertönte. Zuerst schien es dem Conte, dass irgendwo durch einen elektrischen Kurzschluss die Funken sprühten.

Aber hier gab es keine elektrischen Leitungen. Das Knistern kam von den dreizehn Säulen, die sich mehr und mehr materialisierten.

sierten, sich endgültig zu Glas verfestigten. Ihre Drehung wurde langsamer. Zugleich wurde das Knistern lauter, entwickelte sich zu dem Prasseln, den ein Funkensturm mit sich bringen würde.

Der Lärm überdeckte jedes andere Geräusch. Conte di Saloviva war eingekerkert in dieses Chaos, gebannt zwischen diesem Lärm und den zu Materie gerinnenden Säulen.

Und es war nicht einfach nur laut. Die Geräusche stachen ihn wie Spitzen, jedes Knistern war ein Funke, der auf seiner Haut kleben blieb und im Verglühen zubiss.

Eine Stimme übertönte das Getöse.

»Salz auf dieses Feld, Gift in diesen Brunnen ...« schrie der Bote. »Nacht auf diesen Tag ... Zuunterst zuoberst und zuoberst zuunterst ... das Dach in die Tiefe, den Boden zur Höh' ... Wirrnis und Irrnis auf diesen Ort!«

Während diese tiefe Stimme ertönte und den Raum mit ihren Schwingungen erfüllte, veränderten sich die Säulen aufs Neue. Ein feiner senkrechter Faden lief durch ihre Mitte, dem Kern eines Wasserwirbels ähnlich. Zuerst unbewegt begann der Faden zu tänzeln, verdickte sich, beulte sich aus, suchte Form, verlor sie und wurde wieder dünner. Wie suchend, unsicher, wo sie hingehörten, stiegen Blasen den Faden auf und ab, setzten sich fest, wölbten sich, zogen andere Blasen an, wuchsen.

Die Umrisse gewaltiger Gestalten schälten sich langsam heraus. In der dreizehnten Säule entstand ein monströses Etwas, von dem der Conte nur zwei riesenhaften Hörner erkennen konnte, die wie ein waagerechter Balken auf einem Schädel saßen.

Zwischen den Säulen tauchte Panpopidis auf. Kichernd legte er einen Finger auf die Spitze der goldenen Nadel.

»So ein Ärger, was?«, höhnte er. »So viel Arbeit, so viele Tricks, soviel Reinheitsgesülze und Wahrheitsgesums und Erkenntnisbrimborium, um Collesalvetti zu einem besonderen Ort zu machen. Und jetzt ist es Colle-am-Arsch, ein Ort, wo sich die Würmer und die Skorpione Gute Nacht sagen. Herr Conte, verzeihen

mir die kleine poetische Freiheit. Aber wozu solche Höflichkeit? Schließlich sind Sie ja auch der Conte-am-Arsch. Und damit keine Zweifel kommen, fangen wir jetzt gleich mit dem Vergnügen an!«

Sie hatten eine Mauer gebaut.

Ein Mauer und zugleich ein Gefängnis, ein Gebilde aus Stein und zugleich ein ewiges Flüstern bannender Beschwörung. Ein Kerker für die Seele von Maddalena Malaparte.

Die Lösung des Rätsels. Little bedachte sie voller Unverständnis, als läge ein Gegenstand auf seiner Handfläche, den er sehen, aber nicht völlig begreifen könne.

»Du bist die Mauer«, stammelte er.

»Ja«, hauchte die Mädchenstimme.

»So etwas kann nicht sein.«

»Kann es sein, dass eine Schwester den Bruder liebt und begehrt? Kann es sein, dass ein Bruder die Schwester begehrt mit jeder Faser seiner Seele und seines Körpers? Kann es sein, dass der Fluch, der auf mir lastet, von mir genommen wird? Kann es sein, dass ein Mensch kommt, zu rechter Stunde am rechten Ort mit dem rechten Mittel, um zu erkennen? Befreie mich.«

»Wie?«

»Bringe die Mauer zum Einsturz.«

»Ich bin zu schwach. Sie ist fest wie ein Fels. Wir haben es versucht.«

»Jetzt hast du meine Geschichte erkannt, jetzt wird es gehen.«

»Aber ich bin immer noch zu schwach.«

»Dann gib den Befehl.«

»Befehlen soll ich?«

»Ja, gib den Befehl, so wird die Kette nicht durchbrochen. Dann ist die Mauer kein Hindernis mehr.«

»Ich kann fliehen?«

»Ja, du kannst es. Aber sei schnell, denn meine Feinde haben eine Falle gestellt. Einen

Steinblock, der auf dich stürzen wird, wenn du nicht schnell

bist. Ich kann ihn zurückhalten, aber nur für wenige Atemzüge. Dann wird er fallen.«

»Und du?«

»Ich werde frei sein. Frei von der Schuld, die in jedem Stein der Mauer auf mir lastet. Wirst du es tun? Darf ich frei sein?«

»Ja«, sagte Little. Er schaute voller Erstaunen auf das Gesicht, das plötzlich vor ihm erschien. Es hatte eine Schönheit, die ihn zugleich in die Höhen jubelnden Triumphes und in die Tiefen der Verzweiflung stürzte. Auf seiner Wange spürte er einen Hauch - kühl und doch so, dass es ihn heiß überlief.

»Sagen Sie doch endlich was«, kam die drängende Stimme von Dorkas in sein Bewusstsein. Schwärze umfing ihn. Little war wieder zurück. Seine schwachen Arme konnten die Stäbe kaum noch halten. Mit Mühe steckte er sie in die Jackentaschen zurück. Danach musste er sich erst erholen, bis er ein Wort über die Lippen brachte.

»Werfen Sie die Mauer um«, flüsterte er Dorkas zu.

Sein Befehl wurde nicht verstanden. Er ging in dem Krachen von Explosionen unter.

Die Berührung mit dem harten Metall war wie ein Schalter, der in Steele eine Kette von gespeicherten Reaktionen abrief. Seine schwieligen Hände umschlossen die Waffe. Das Gewicht des Gewehrs machte Steele zu schaffen, zugleich gab es ihm Sicherheit. Es war die völlig archaische und irrationale Empfindung eines Urmenschen, der eine möglichst schwere Keule in der Faust halten will.

Wie eine Marionette an den Fäden seiner antrainierten Programmierung stolperte Steele die Treppe hinauf. Unter diesem Schutz fiel ihm nun auch das Denken wieder leichter.

Von oben fiel Licht durch den Eingang. Die Lampen, die Steele nicht zertrümmert hatte, waren durch die Explosionen in tau-

send Splitter zerlegt worden. Für Steele war diese Konstellation von Vorteil. Er konnte seine Gegner gegen das Licht gut erkennen. Sie hingegen schauten in eine dämmerige Röhre, in der ihre Nachtsichtgeräte noch nicht richtig arbeiteten, das menschliche Auge aber schon überfordert war.

Mit dem Rücken zur Wand schob sich Steele vorwärts. Er setzte alles auf eine Karte. Wenn von oben wieder Handgranaten flogen, war er ohne Schutz.

Aber seine Rechnung ging auf. Sie hatten keine Granaten mehr, vielleicht wollten sie ihre Vorräte an dieser Munition noch nicht völlig aufbrauchen.

Steele erstarrte, als sich das einfallende Licht verdunkelte. Zwei Männer standen oben auf der ersten Treppenstufe. Sie verhielten dort für eine Weile, dann begannen sie, vorsichtig und nach allen Seiten sichernd die Stufen herabzusteigen.

Nach etwa zehn Schritten blieben sie wieder stehen. Steele vernahm das leise Murmeln, mit dem sie in ihre Kehlkopfmikrofone sprachen. Zwei weitere Söldner tauchten am Kopf der Treppe auf und machten sich auf den Weg in die Tiefe. Ihr Abstand zu den Vorhergehenden blieb gleich groß.

Steele lauerte auf ein Zeichen der Lässigkeit oder Unaufmerksamkeit bei seinen Gegnern. Er wünschte sich einige Sekunden, in denen er zwischen ihre Unachtsamkeit und ihre Abwehrreaktion schlüpfen konnte, um den selbst gestellten Auftrag zu erledigen.

Er hoffte vergeblich. Sie gaben sich keine Blöße. Das Gewehr im Anschlag, den Finger am Abzug, den Kopf leicht geneigt, um das Visier im Blick zu haben, stiegen sie auf ihn zu.

Millimeterweise näherte sich Steeles Finger dem Druckpunkt des Abzugs. Jeder Schritt, den sie in seine Richtung machten, erhöhte das Risiko und zugleich die Erfolgchance. Steele musste abwägen. Er krümmte den Finger ein wenig mehr und wartete.

Dann wurde ihm die Entscheidung abgenommen. Mit einem lauten Fluch schwenkte einer der Söldner seine Waffe ein Stück

nach unten.

Steele bemerkte die plötzliche Bewegung, die aus der geschmeidigen Ruhe ihres Vormarsches herausstach. Ihm blieb gerade noch Zeit, den Kopf zwischen die Schultern zu ziehen, dann schmetterten die Kugeln über ihm schon gegen die Wand und rissen Steinsplitter los. Querschläger jaulten an Steeles Ohr vorbei, die vielzackigen Splitter rieselten in sein Haar. Er zog durch.

Ihm blieben zehn Salven zu je drei Schuss, dann konnte er das Gewehr nur noch als Knüppel verwenden. Die ersten Schüsse brachen los, der Rückschlag traf Steeles Schulter. Über den Mündungsblitz sah er das Funkeln, als die Kugeln auf der anderen Seite gegen die Wand droschen.

Steele korrigierte und traf den ersten Schützen. Er hatte nicht auf die Schutzweste gezielt, sondern auf einen Punkt zwischen Helmrand und Westenkragen. Der Kopf des Mannes wurde nach hinten gerissen, der Körper folgte, prallte auf die Stufe und rutschte seitwärts ein Stück in die Tiefe.

Zwischen dem scharfen Knallen der Abschüsse war das dumpfe Geräusch dieses Aufpralls hörbar.

Mit zwei Sprüngen war Steele auf der anderen Seite des Ganges und warf sich gegen die Wand. Er feuerte seine nächsten Kurzsalven ab. Die Söldner antworteten mit ungezieltem Feuer, gingen dann in die Knie.

Ein heißes Triumphgefühl brandete in Steele auf. Aber er täuschte sich tödlich. Sie hatten begriffen, dass sie gegen den hellen Hintergrund wie Schießscheiben wirken mussten und versteckten sich.

Im Knien begannen sie zu feuern. Steele konnte kaum mehr erkennen als die Mündungsblitze, die aus dem Dunkel stachen. Die langen Salven der Söldner kamen näher. Er schob sich zwei Stufen tiefer und riss erneut das Gewehr an die Schulter. Die Einschläge ratterten an der Wand entlang auf ihn zu. Staubfontänen schimmerten gräulich im Zwiellicht.

Obwohl Steele nicht mitgezählt hatte, wusste er instinktiv, dass

ihm nur noch wenige Patronen geblieben waren.

Er setzte alles auf eine Karte. Mit einer Drehung rollte er sich in die Mitte des Ganges, ignorierte jeden Schmerz, der ihn fesseln wollte, und stolperte los, das Gewehr im Anschlag.

Er war sicherlich nicht besonders schnell. Was die Söldner überraschte, war die selbstmörderische Rücksichtslosigkeit dieser Attacke. Sie konnten mit trainierten Gegnern umgehen, die bei aller Verbissenheit dennoch dem eigenen Leben einen Wert beimaßen. Sie konnten ebenso mit Gegnern umgehen, die sich selbst als Waffe betrachteten und nur das eine Ziel hatten zu zerstören, auch wenn es das eigene Leben kostete. Aber diese Leute ersetzten Erfahrung durch Fanatismus und Können durch Wut.

Was sich jetzt jedoch von den Stufen erhob, aus dem Dunkel des Ganges auf sie zukam, vereinte beides - perfekte Beherrschung des Waffenhandwerks und völlige Missachtung des eigenen Existenzrechtes.

Für Sekundenbruchteile kam Steele die Absurdität der Situation zu Bewusstsein. Wäre es hell gewesen, hätte er die Gesichter seiner Feinde erkennen können. Sie waren nicht so nah, wie es bei einem Schwertkampf oder einer simplen Prügelei der Fall gewesen wäre. Aber sie waren auch nicht so weit entfernt, wie es bei Schießereien üblich war. Es war ein Abstand, der *irgendwo dazwischen* lag, ebenso schwer zu fassen und auf quälende Weise von aller Realität entfernt wie das alles hier.

Steele knipste diesen Gedanken mit Entschiedenheit aus und nutzte die Schmerzen in seinen Gliedern als Ablenkung. Zum ersten Mal schaltete er das Laserzielgerät ein. Der rote Lichtpunkt zitterte über der Brust eines Söldners, stabilisierte sich, wurde für Sekunden zu einer Besitzmarke des Verderbens. Steele jagte den Rest seiner Munition diesem Lichtpunkt hinterher.

Auf die kurze Distanz und angesichts der fast identischen Auftreffpunkte hatte die Weste keine Funktion mehr. Der Mann wurde umgerissen, seine Knie versagten und er brach zusam-

men.

Für einen Moment war sich Steele unschlüssig, ob er sich zu dem ersten erledigten Gegner springen sollte, um an dessen Waffe zu kommen. Sein Instinkt trieb ihn dazu, wollte ihn weiterreißen, hin zu einer neuen Waffe, zu einem weiteren Kampf.

Aber eine andere Stimme in seinem Inneren sagte ihm, dass er keine Chance haben würde. Die Söldner würden ihm nicht die Zeit lassen, die Waffe an sich zu bringen, die vielleicht - er konnte es nicht genau erkennen - unter dem Körper des Gegners verborgen lag oder mit einem Schulterriemen gesichert war, den er erst einmal lösen müsste. Das Fazit dessen, was diese innere Stimme sagte, war ein Rückzug Steeles. Steele versuchte, sein Leben zu erhalten, so sinnlos es auch war.

Sinn hätte es gemacht, sich von den Söldnern erschießen zu lassen, nachdem er eine möglichst große Zahl von ihnen erledigt hatte. Sich zurückzuziehen war dagegen völlig irrational.

Die Gestalten in den Säulen gewannen mehr und mehr an Festigkeit. Wie in einem Alptraum, dessen Bilder sich von huschenden Schemen zu Seelen erschütternder Realität entwickeln, wurden sie zu scheußlicher Wirklichkeit. Der Conte di Saloviva konnte sie nicht leugnen. Er konnte nichts auf seinen Zustand schieben, sich nicht mit Schmerzen, Schwäche, beginnender Ohnmacht herausreden.

Er sah sie. Sie waren da. Sie entwickelten sich vor seinen Augen. Sie entstanden in den Kokons aus wirbelnder, glasiger Luft. Boshaft und herrschsüchtig, schon bevor sie den Fuß aus ihrer Brutstätte setzten, drängten sie sich dem Conte auf, schienen ihn zu verspotten, ihn alleine durch ihr Dasein zu verhöhnen.

Boshaft glimmende Augen wandten sich hinter den wirbelnden Schleiern auf den Mann, der reglos in der Mitte des Kreises saß. Funkelnd wie die gierigen Augen nächtlicher Hyänen ge-

nossen sie ihre Beute schon, bevor sie endgültig in ihren Klauen war.

Der Conte di Saloviva spürte, wie sich unter ihm ein eisiger Schacht zu öffnen schien. Schon oft in seinem Leben hatte er in die Fratze des Bösen blicken müssen. Schon oft hatte er diesen kalten Hauch der Verderbnis gespürt, der die menschliche Seele im Angesicht des unsagbar Bösen berührt und sie schwächt, indem sie Bitternis sät und Zweifel, ob außer der Boshaftigkeit überhaupt noch eine andere Kraft im Universum existieren kann.

Solche Momente des Zweifels waren dem Conte nicht unbekannt. Im Nachhinein konnte er sie als Stufen erkennen, als mühsame Schritte hinauf auf einen Berg, an dessen Gipfel sich vielleicht ein Blick auf die Erkenntnis öffnen mochte. Und dennoch, so sehr Conte Hercule di Saloviva im Verlauf seines langen Lebens sich der Mühen der Erkenntnis, der Meditation und der strengen Selbstprüfung unterzogen hatte, wurde er dennoch niemals von der Empfindung frei, dass er sich wie ein hungriger Geier der Weisheit vom Aas dieser scheußlichen Welt nährte. Manchmal sah er förmlich das Bild aneinander gedrängter befiederter Rücken, die sich um einen Leichnam scharten und mit den Schnäbeln pickten, zogen, zerrten und dann mit glänzenden Augen ein *Ich habe verstanden* signalisierten.

Nein, der Conte verstand in diesem Moment, dass er nichts verstanden hatte. Er hatte sich immer nur selbst belogen. Er hatte Erkenntnis als Überlebenstaktik entwickelt. Purer Egoismus in der Tarnung des hohen Bestrebens. Panpopidis war ehrlicher. Ihm war alles egal, außer seiner kurzen körperlichen Lust und er machte sich nicht die Mühe, sich selbst ein hehres Ziel darüberzulügen. Panpopidis brauchte den Moment, in dem der Samen aus ihm Herausschoss, in dem er mit zuckendem Glied in die Tiefe der Wollust taumelte, so wie Luzifer in einem letzten Triumph aus dem Himmel gestürzt sein mochte, nur um sich vier

Herzschläge später in der kalten Hölle der Ernüchterung und des *Vorbei* wiederzufinden.

Panpopidis war ehrlicher ...

Es gab ein Bild, das dem Conte sich mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr aus dem Sinn ging. Eine Kinderleiche, er wusste nicht einmal mehr, ob der lockige, runde, pausbäckige Kopf einem Jungen oder einem Mädchen gehörte. Vielleicht vier oder fünf Jahre alt, geboren als der Krieg, dessen namenloses Opfer es werden sollte, noch nicht entfacht war. Abgerissen gekleidet, weil die Menschen schon lange auf der Flucht waren, lag der kleine leblose Körper abseits der Straße und schaute mit starren Augen in einen abgewandten Himmel. Der Staub, den die Fahrzeuge aufgewirbelt hatten, lag wie ein grauer Schleier über der Leiche.

Was hätte er damals tun können? Er hatte nicht einmal das Werkzeug, um dem toten Kind ein Grab zu schaufeln. So blieb er eine Weile neben der Leiche hocken und schwor sich, niemals dieses Bild zu vergessen. Wenn seine Erinnerung schwinden würde, dann wäre auch das Kind endgültig verloren. Nur er konnte es bewahren, ihm eine letzte Ruhestätte bieten. Während er alleine dort hockte, hörte der Conte von ferne den Lärm des Krieges. Flugzeuge jaulten vorbei, es gab knallende Abschüsse und dumpfe Einschläge und dunkles Brummen von Panzermotoren. All das fand statt, während der Conte di Saloviva neben der Leiche eines Kindes hockte und weinte und in sich einen unermesslichen Hass verspürte auf alle, die so etwas möglich machten - auf alle, die die Welt einmal mehr vor dem Bolschewismus, dem Kapitalismus, der jüdischen Plutokratie, der Barbarei, der Versklavung retten wollten, auf alle Führer, Duci, Präsidenten, Generäle dieser Welt, auf diese eitlen, schwafelnden, Zigarren rauchenden, halb verdorrten, halb irren Narren, die von den brackigen Wässern der Zeitläufe hochgespült worden waren und nun meinten, sie säßen ganz oben, weil es so sein müsste, auf alle die *Wir müssen es tun* und *Wir dürfen es nicht tun*, auf alle

diese Opportunisten und Laienschauspieler der Macht und vor allem auf alle die bereitwilligen Toren, die ihren Wegweisern hinterherstolpern, auf die Millionen Nullen, die die Zahl bildeten.

So wie Hercule di Saloviva einer gewesen war. Zugleich Opfer und Täter, Getriebener und Antreiber.

Als sich der Conte di Saloviva, von Weinkrämpfen erschüttert, damals erhoben hatte, schwor er sich und diesem toten Kind, den Kreis zu durchbrechen. Er wollte verstehen. Er wollte alles in die Waagschale werfen, um dem Tod des fremden Kindes einen Sinn zu geben, in dem er sich selbst zu einem Werkzeug des Guten machte.

Welche Eitelkeit! Welcher Mangel an Demut, welche Selbstüberhebung, welche Selbstverliebtheit unter dem Schutz ethischer Gemeinplätze, welche moralische Koketterie!

Wie abscheulich er doch war und wie hohl. Jahrzehnte um Jahrzehnte, die in diesen Moment mündeten, in dem ihm klar wurde, dass er nicht der Gute gewesen war. Er war der Eitle gewesen. Er war der gewesen, der das Glück hatte, seine Jahre in einer stillen Ecke des Jahrhunderts leben zu dürfen. Keiner war zu ihm gekommen und hatte ihm einen gelben Stern angeheftet oder ihm erklärt, dass er verschwinden müsse, weil in den Schriften stehe, dass das Land, auf dem er seit Jahrhunderten wohnte, anderen gehöre, die dort vor Jahrtausenden einmal gelebt hatten, nachdem sie andere vertrieben hatten, die vor ihnen dort gelebt hatten, weil es ein Gott ihnen so befohlen hatte oder keiner erklärte ihn, dass er nun in einer befreiten Zone wohne, keiner fragte ihn nach seiner Meinung, keiner wollte etwas über die politische Haltung seiner Eltern wissen, keiner taxierte ihn nach Klassenzugehörigkeit, nach seiner Haltung zu der großen Revolution des Volkes, keiner fragte ihn danach, ob er Hutu oder Tutsi sei ... keiner ... keiner ...

Nur eine Bande von korrupten Politikern und eine Menge

Atomraketen hatten ihn davor bewahrt in eine der zahllosen Opferlisten Eintrag zu finden. Es war ein Zufall. Nichts, auf das er stolz sein konnte. Die Kriege wurden anderwärts abgefeiert und der Conte di Saloviva vergnügte sich damit, zu den Guten zu gehören, mit der naiven Selbstverständlichkeit, die ansonsten nur US-Fernsehserien zu eigen war.

Selbst seine Kasteiungen waren eitel. Nichts an ihm hatte Bestand. Eine Null.

Ein Hauch über einer grundlosen Tiefe.

Hier war die Macht. Hier war das, was der Conte böse nennen würde. Es drängte in die Welt, endgültig die Herrschaft zu übernehmen. Es verkörperte sich, es regte sich, es streckte die Glieder aus seinen Kokons, es leckte sich die Lippen im Angesicht seiner Qualen. Es war Böse, aber es würde bald herrschen und dann würde es die Maßstäbe neu festlegen. Das Böse würde das Gute sein. Weil es herrschte. Weil es die Macht hatte. Weil es die Menschen beeinflusste. So wie es immer war. Aber jetzt, am Ende der Zeiten, zeigte sich die ganze Wahrheit dieser Umwälzung. Der Schleier hob sich. Die Apokalypse war da ...

Tränen rannen über das Gesicht des Conte di Saloviva. *Panpoidis war ehrlich, er ist besser als ich*, dachte der Conte. *Wenn er mir Schmerzen zufügt, dann ist das richtig so. Ich habe es verdient. Es ist die gerechte Strafe für einen eitlen Dummkopf, der nichts verstanden hat. Ich bin nicht besser, als alle die, die auf ein totes Kind schauen und sagen Hoppla, war anders geplant, tut mir Leid, ließ sich aber nicht verhindern, Kollateralschaden, Sie verstehen, old Boy. Auch ich hatte meinen großen Plan ...*

Die Tränen, die heiße Spuren über seine zerschundenen Wangen zogen, erinnerten den Conte an die Tränen, die er damals vergoss. Kann das Böse weinen? Haben diese Gestalten, die sich jetzt dort im Glanz ihrer Macht recken, Tränen?

Trägt das Gute nicht die goldverzierten Zeremoniengewänder moralisierenden Geschwätzes von aufgeblasenen Gutmenschen

und birgt sich stattdessen in einer Träne, die um ein Kind vergossen wird?

Sollte es diese Träne sein, die den Conte Hercule di Saloviva davor bewahrte, in den eisigen Schlund zu stürzen, der unter ihm gähnte? Hatte Luzifer geweint, als er verstoßen wurde? Oder hatte er begonnen, das *Buch der wahren Werte* zu verfassen ...

Lucille Chaudieu kauerte in einer Ecke, presste sich gegen die Wand und hielt die Arme über den Kopf. Sie wirkte wie ein verstörtes Kind. Keiner konnte es sehen, aber ihr Schluchzen war zu hören und deutlicher als jede Foto.

»Werfen Sie die Mauer um«, flüsterte Little. Durch das Echo der Abschüsse war seine Stimme kaum zu hören.

»Sind Sie verrückt?«, keuchte Dorkas. »Wir haben es doch versucht, diese Mauer kann man bestenfalls wegsprengen!«

»Schieben Sie die verdammte Mauer weg, Sie starrköpfiger Trottel«, fauchte Little und wurde sofort nach dieser Anstrengung von einem Hustenanfall geschüttelt, der ihn in die Knie zwang.

Über ihnen krachten die Schüsse salvenweise. Sie konnten sich nur ausmalen, was dort oben geschah und darum wuchsen aus dieser Unkenntnis die fürchterlichsten Ängste.

Ein Lichtstrahl wurde sichtbar, taumelte wie ein suchender Finger über Wände und Decke. Waren das schon die Feinde?

Dorkas blickte sich zu dem Schimmer um und stöhnte auf. Schutz suchend drängte er sich gegen die Wand. Er stockte. Tastete. Unter seinen schweißigen Fingern schien sich ein Stein zu bewegen.

Das konnte nicht sein! Das war das Ende. Der Wahnsinn!

Dorkas fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, dass es schmatzte. Der fette Ton ging im Hustenanfall Littles unter. Vor-

sichtig drückte Dorkas mit den Fingerspitzen gegen die raue Oberflächen eines Steins. Nichts.

Aber eben, da hatte doch ... da war er sich sicher gewesen ...

Er drückte noch einmal, fester diesmal.

Es gab ein schabendes Geräusch. Also, blitzte es Dorkas durch den Kopf, sind derartige akustische Effekte nicht alleine durch das Aufbringen menschlicher Fingerspitzen auf Gesteinsflächen erklärbar, sondern entstehen durch die physikalische Reibung von Flächen aneinander.

»Los runter«, hörten sie die Stimme Steeles. »Schnell, Granaten!«

Der Lichtstrahl begann wild zu schwanken. Zugleich hörte man das Getrappel von Füßen.

Als Erster erschien Tony Tanner. Er bewegte sich wie schlecht geschmierte mechanische Puppe.

Ein dumpfer Abschuss ließ die Luft vibrieren. Es folgt eine berstende Explosion, die den Gang erschütterte.

Ein Körper rollte die Stufen herunter, traf Tony Tanner und riss ihn von den Beinen. Gemeinsam rutschten sie weiter in die Tiefe.

Dorkas merkte, dass er nur noch eine Handbreit von völliger Hysterie entfernt war. Er trat zwei Schritte zurück und warf sich dann mit einem unterdrückten Schrei auf die Mauer. Der Aufprall war hart, aber bei Weitem nicht so hart, wie er vermutet hatte.

Das Schaben verstärkte sich, es knirschte und knackte.

»Zurück«, rief Dorkas.

Er konnte im Laternenlicht neben sich den Schatten Little erkennen. Seine Finger griffen zu und zogen den Amerikaner nach hinten. Da sich Little nicht richtig bewegen konnte, kam Dorkas ins Stolpern und fiel auf den Rücken.

Der angstvolle Schrei Lucilles ging in der nächsten Granatexplosion unter. Tony hatte sie in ihrer Ecke entdeckt und riss sie

von der bröckelnden Mauer weg.

Jetzt folgte eine Explosion nach der anderen. Jede war näher als die vorige. Der Luftdruck peitschte sie, der Lärm betäubte ihre Ohren.

Plötzlich standen sie in einer Staubwolke, der Strahl der Taschenlampe wurde zu einem milchigen Schein, der nicht weit reichte, alles um sie herum war hellgrau, der Staub legte sich auf die Zunge, brannte in der Kehle, verstopfte die Nase.

Es waren nur wenige Momente, dann blitzte eine Explosion und fegte den Staub zur Seite.

Vor ihnen lag ein Haufen Steine. Dahinter öffnete sich ein breiter Gang.

»Los doch«, Tony Tanner stieß Lucille energisch von sich. »Nimm die Lampe, ich muss Steele helfen.«

Lucille griff nach der Lampe und stolperte über die Steine. Dorkas bekam Little zu packen und schwankte hinter der Französin her.

»Falle«, flüsterte Little.

»Keine Falle«, betätigte sich Dorkas. »Das ist ein Ausweg. Stellen Sie sich doch nicht wieder so unmännlich an.«

»Falle«, wiederholte Little. Sie waren inzwischen auf der anderen Seite des Steinhaufens und so konnte sich Dorkas zu Little herunterbeugen und sein Ohr an die trockenen, staubbedeckten Lippen des Amerikaners legen.

»Es ist ... es gibt eine Falle, ein Steinblock wird fallen ... einige Atemzüge, dann müssen wir im Gang sein ...«

»Schnell«, rührte Dorkas los. »Die Decke bricht gleich ein.«

Die Warnung war an Tony Tanner gerichtet. Tony hatte von hinten beide Arme um Steeles Brust gelegt und zog ihn mühsam vorwärts.

Steele hatte sich nicht rechtzeitig zurückgezogen. Er hatte den Söldner oben am Gang gesehen und das Rohr unterhalb des Gewehrlaufes bemerkt und die typische Handbewegung, mit der eine Granate geladen wurde. Ihm blieb noch Zeit, um Tony Tan-

ner zu warnen und sich wie ein Wasserspringer abwärts zu werfen. Dann krachte es über ihm, er glaubte, deutlich den fahlen rotgoldenen Blitz der Explosion zu sehen. Steele wurde von den Beinen gerissen, verlor die Kontrolle und konnte nur noch eines tun, seinem Sturz weiterhin die Richtung zum Ende des Ganges zu geben.

Halb betäubt stürzte er in die Tiefe, stieß gegen ein Hindernis, hörte ein lautes Stöhnen und blieb liegen, unfähig sich aus dieser Lähmung zu befreien.

»Keine Panik, alles unter Kontrolle«, hörte er plötzlich Tony Tanners gepresste Stimme neben seinem Ohr. »Wir schaffen das schon.«

Herrgott noch mal! Diese elenden Männerfloskeln, dieses Herumgeschwafel, das nichts anderes war als das männliche Äquivalent zum weiblichen Heulanfall. Es machte Steele derart wütend, dass die Wut wie ein Aufputzmittel wirkte. Er konnte sich zwar noch nicht aufrichten, aber er konnte mit den Beinen treten, sich nach hinten schieben und seinen Helfer unterstützen.

»Schnell, die Decke, die Decke ...« hörte Tony die sich überschlagende Stimme von Dorkas.

Sorg lieber dafür, dass diese blöde Kuh die Scheißtaschenlampe endlich mal richtig hält, fuhr es Tony durch den Kopf.

Natürlich schaffte es Lucille nicht, die Taschenlampe richtig zu halten. Warum konnten diese Bewahrerinnen des Lebens, die schon im zarten Alter von drei Jahren die Stadt nach jeder räudigen Katze absuchten, um das Viech aufzupäppeln, warum konnten diese Wesen mit den tollen Beinen eigentlich ihr soziales Engagement nicht so weit ausweiten, dass sie einem Kerl den richtigen Schraubenschlüssel angeben oder ihm einen Lichtstrahl nicht direkt ins Gesicht sondern vor die Füße, wo er hingehörte, legen konnten? Es musste irgendein göttlicher Ratschluss sein, Tony war sich da sicher. Immerhin half ihm diese Überlegung, alles andere zu vergessen. Er vergaß den Fuß, den er sich

schmerzhaft verdrehte, als er von einem Stein abglitt, er vergaß den strampelnden Steele, der mit Blei ausgegossen zu sein schien, dem Gewicht nach zu urteilen.

Selbst das Knacken über sich konnte Tony Tanner in diesem Moment vergessen. Kleine Staubfäden rieselten von der Decke.

Das Licht verschwand. Lucille, du blöde Kuh, was soll das? Im nächsten Augenblick war Lucille neben ihm und zerrte Steele weiter und auf der anderen Seite schnaufte Dorkas und begann Steele zu erwürgen, indem er dessen Gewand packte und zog.

Ein Knacken, das sich wie eine Kaskade von Lärm steigerte.

Ein riesiger Quader stürzte aus der Decke und krachte zu Boden. Steele konnte die Beine einziehen. Als ihn seine Helfer jetzt erschöpft losließen, stießen Steeles Knie gegen den Quader.

»Das ist meine Definition von *knapp*«, keuchte Tony Tanner.

»Ich nenne so was *optimalen Erfolg bei minimalem Einsatz*«, brachte Steele heraus. Er lag auf dem Boden und zwängte eine Hand zwischen Kragen und Hals, um wieder Luft zu bekommen.

Ganz von ferne war eine Reihe von Explosionen hörbar.

»Dieser Quader hat auch seine Vorteile«, stellte Tony fest. Das war ungefähr eine Sekunde, bevor ihn die Vorstellung überfiel, von diesem Gewicht zerquetscht worden zu sein. Viel hatte ja nicht gefehlt. Ihm wurde etwas schwindlig.

Alle vier spürten den kühlen Hauch, der plötzlich durch den Gang wehte. Und jeder glaubte auch, etwas zu hören - einen Hauch, etwas wie ein tiefes Aufatmen, vielleicht auch ein verwendender Gruß.

»Was war das?«, fragte Dorkas.

»Keine Ahnung«, bekannte Tony.

»Ich weiß es«, flüsterte Little. »Ich werde es Ihnen bei Gelegenheit sagen.« Das Sprechen fiel ihm unendlich schwer. Er fragte sich, ob auch die anderen diese Berührung verspürt hatten, etwas wie einen hingehauchten Kuss auf der Wange, der unend-

lich süß war und Little völlig verwirrte.

»Jetzt wäre eine Gelegenheit«, antwortete Dorkas. »Wir haben bestimmt viel Zeit. Bis wir verdurstet oder verhungert sind.«

»Unfug«, protestierte Tony. »Wir suchen einen Ausgang und dann sehen wir weiter.«

»Es gibt keinen Ausgang.«

»Natürlich gibt es einen Ausgang. Solche Gänge haben immer einen Ausgang. Es sind Fluchtwege. Fluchtwege sind Wege, die einen Eingang haben und einen Ausgang, der irgendwo versteckt liegt.«

Tony fand, dass er ein wenig wie ein übermäßig enthusiastischer Gebrauchtwagenverkäufer klang. Diese Miesmacherei von Dorkas ging ihm auf den Geist und zwang ihn dazu, sich selbst überzeugen zu wollen.

»Das ist kein Fluchtweg. Das ist ein Grab«, beharrte Dorkas und bekam den schwingenden dumpfen Unterton, den Tony aus Horrorfilmen mit Boris Karloff nur zu gut kannte. »Es ist wie in Ägypten. Der Torstein versperrt den Ausgang, nicht einmal eine Seele würde noch aus dieser Falle entkommen.«

»Wir sind nicht in Ägypten«, mischte sich Steele ein. Er hatte sich während des Gespräches von Tony und Dorkas auf den Bauch gewälzt und war hochgekommen, mühsam aber verbissen wie ein angeschlagener Boxer, der bis *Acht* auf die Beine kommen muss.

»Die Renaissance hatte durchaus Kenntnisse der ägyptischen Kultur und ihrer speziellen Grabarchitektur, wenn auch nicht durch direkte Inaugenscheinnahme, so doch durch die großen Schreiber der Antike und durch arabische Reisebeschreibungen, die ...«

»Quatsch«, Steele schnitt Dorkas mit diesem Wort und einer Handbewegung den Satz ab.

»Dieser Gang stammt aus dem Mittelalter, er ist also höchstens umgebaut worden, aber nicht neu erschaffen. Also hat er einen Ausgang oder mehrere. Die sind vielleicht verschüttet, aber wir

können ja graben.«

»Das kann Wochen dauern, bis dahin sind wir ja verhungert«, muckte Dorkas aufs Neue auf.

»Die Überlebenden werden eben die Leichen der Toten essen. Und Wasser finden wir hier allemal, gehen wir!«, beendete Steele die Unterhaltung.

Was er gehen nannte, war zwar nur ein mühsames Humpeln, mit der einen Hand an der Wand entlang. Aber es riss die Gruppe aus ihrer Lethargie.

Tony nahm wieder die Lampe an sich und folgte. Lucille drängte sich an ihn, es folgten Dorkas, der Little stützte.

So merkte keiner, dass Dorkas zwischendurch mit einem Ausdruck von stiller Bewunderung seinen Bizeps betastete.

Der Gang war niedrig, jedoch recht breit, sodass es keine Schwierigkeiten bereitete, nebeneinander zu gehen. Die Luft war dumpf und erweckte kaum die Hoffnung, dass hier jemals von außen ein frischer Luftzug hereingefahren war.

Sie kamen zu einem Abzweig, wählten nach kurzer Beratung den Seitengang - für diese Richtung hatte sich besonders Steele ausgesprochen - und standen nach kurzer Zeit vor einem Felshaufen, der den Gang versperrte.

»Leuchten Sie mal nach oben«, befahl Steele, zu Tony Tanner gewandt. Im Licht der Lampe betrachteten sie die Decke. Sie war aus dem blanken Fels geschlagen und zeigte direkt über ihnen tiefe Risse, aus denen Wasser tropfte.

»Eingestürzt«, urteilte Steele. »Da hat keiner nachgeholfen. Jedenfalls bin ich mir ziemlich sicher. Der Fels scheint hier ziemlich brüchig zu sein.«

Dorkas warf einen misstrauischen Blick nach oben und trat den sofortigen Rückzug an.

»Hier ging es wohl zum Ausgang. Da bin ich sicher. Jetzt ist alles aus. Wir sind abgeschnitten. Das wäre unsere Rettung gewesen!«

»Eben waren Sie doch noch der Meinung, dass es überhaupt keinen Ausgang geben könnte!«

»Zumindest haben wir hier Wasser«, bemühte sich Tony Tanner, der Situation noch etwas Positives abzugewinnen.

»Und wenn es so weitergeht, werden Sie auch bald eine Leiche zum Verspeisen haben«, murmelte Dorkas düster und stapfte zurück zum Abzweig.

Sie schleppten sich weiter. Nach kurzer Zeit kamen sie erneut zu einem Abzweig.

»Rechts«, sagte Tony Tanner.

»Wir reden hier nicht über Politik«, wurde Dorkas plötzlich energisch. »Ich sage, geradeaus. Mir nach!«

Mit diesen Worten ging er weiter und zwang den Rest der Gesellschaft, seinem Diktat zu folgen.

»Oh diese süße Stunde«, flüsterte Panpopidis. »Die süße Stunde fremder Qualen.«

Er wollte die goldene Nadel ansetzen, als der Bote die Hand hob.

»Still«, befahl er. »Was war das?«

Jeder wurde zur Salzsäule und lauschte. Tatsächlich - man konnte Stimmen hören.

Sie erklangen aus dem Zugang, den der Wandbehang verdeckte.

Sie wurden deutlicher und kamen näher und näher.

Der Bote stieß ein wütendes Grollen aus, das keiner menschlichen Kehle zu entsteigen schien.

Die gesamte Gemeinschaft erstarrte, gab sich völlig dem Lauschen hin. Kein Geräusch störte diese Konzentration, selbst das Brausen der Luftsäulen verlor sich zu einem Flüstern, das an das Rauschen eines weit entfernten Meeres erinnerte.

Deutlich waren die Stimmen aus dem Gang vernehmbar.

Durch einen akustischen Effekt schienen sie sehr nahe zu sein.

Der Stimmenklang wurde lauter, blieb eine Weile gleich stark. Es schien eine Diskussion zu geben. Dann wurden die Stimmen leiser und verklungen.

Der Bote, der in der vorgebeugten Haltung eines gespannten Bogens gelauert hatte, richtete sich nun wieder auf.

Das war das Zeichen für die anderen, auch ihre Konzentration aufzugeben. Ein erleichtertes Raunen klang durch den niedrigen Raum.

»Wie konnten diese Menschen in den Gang kommen?«, fragte der Bote barsch.

Wieder war es der Diener, der ihm antwortete.

»Sie müssen einen Zugang gefunden haben, den wir nicht kennen ... Es gibt keine andere Erklärung.«

»Gab es Sperren, die jenseits der Möglichkeiten dieser Welt sind? Magie ...?«

Der Diener zuckte bei dem Wort *Magie* in abergläubischer Furcht zusammen. Dann schüttelte er energisch den Kopf, als müsste er durch die Vehemenz seiner Gestik auch sich selbst überzeugen.

»Ich weiß es nicht ... mir ist nichts dergleichen zu Ohren gekommen ...«

Der Bote antwortete nicht und schickte den Mann mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück an seinen Platz. Die Kapuze wendete sich unruhig dem Wandbehang zu, hinter dem der Zugang zum Gangsystem verborgen lag. Ein Lichtschein fiel unter die Kapuze und riss noch einmal das hagere Gesicht mit der schmalen Nase aus seiner Verborgenheit. Die Falte über der Nasenwurzel, die Unruhe und Wut signalisierte, war deutlich zu erkennen. Die dürre Hand des Boten rückte die Kapuze zurecht und sein Gesicht verschwand aufs Neue in der Schwärze.

»Was soll's«, sagte er. Er schien zu sich selbst zu sprechen, aber die Stimme war so laut, dass es jeder im Raum vernahm. »Was soll's! Sie könnten nichts mehr ändern. Wir werden uns später

um sie kümmern. Jetzt wollen wir den Rest des Weges bis zum Triumph zurücklegen. Los denn, bereite dem Gast Schmerzen.«

»Nichts lieber als das«, antwortete Panpopidis. Er dienerte in unterwürfiger Haltung zum Boten hinüber. Dann wandte er sich dem Conte di Saloviva zu.

»Ruhe mal!«

Steele schob ein Ohr in die Richtung, aus der er ein unbestimmtes Geräusch vernommen hatte. Er selbst konnte es nicht einordnen, es schien eine Art Brausen zu sein, und er hatte sofort das Bild eines Felsenloches, durch das der Wind rauscht, vor sich gesehen. Es könnte die Rettung sein.

Als jetzt weder ein Wort noch ein Atemzug aus seiner Umgebung zu hören war, lauschte Steele mit einer Intensität, der eine Prise Verzweiflung beigemischt schien. Aber er musste sich getäuscht haben. Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, zurück zum Abzweig zu humpeln, wo er größere Gewissheit gewinnen würde. Dann gab er es auf und arbeitete sich hinter den anderen her. Sie hatten nur eine Lampe, deren Kapazität begrenzt war und sie mussten zusammenbleiben, das war wichtiger als windige Hoffnungen.

Langsam entfernte sich Steele immer weiter von dem Abzweig. Manchmal zögerte er und lauschte erneut. Dann bemühte er sich, den tanzenden Lichtschein einzuholen, der vor ihm wie ein gelber Schiffsbug durch die Dunkelheit schnitt, Mauern und Felsdecken hervortreten ließ und scharf die Umrisse von Little, Lucille, Dorkas und Tony Tanner ausschnitt. Ein letztes Mal wandte er sich zurück.

Der Conte di Saloviva erwartete geduldig den Schmerz. Im

Grunde war die körperliche Folter nichts gegen die seelischen Qualen, die ihm die letzten Stunden bereitet hatten. Ein Blick in den Abgrund des Verrates, die Erkenntnis, dass er selbst hilfloser Zeuge bei der Geburt des Bösen sein musste, hatten den Conte auf eine Art belastet, die die meisten anderen Männer zerbrochen hätte.

Der Conte hingegen vermochte es immer wieder, sich in ein kleines Reservat in seinem Inneren zu retten, von dem er sich inzwischen selbst wunderte, dass es noch existierte und ihm sogar neue Kraft geben konnte. Er hob die Augen und begegnete dem klebrig-lauernden Blick Panpopidis.

Der Bärtige spürte, dass sein Opfer ihm immer noch seelischen Widerstand entgegensetzte und knirschte mit den Zähnen.

Dann griff er brutal nach dem schwachen Arm des Conte, riss den Ärmel zur Seite und quetschte die Haut des alten Mannes zwischen Daumen und Zeigefinger. Seine andere Hand packte die Nadel fester.

»Ein kleiner Vorgeschmack, verehrter Conte im Arsch«, krächzte er.

Ein Schrei ertönte. Panpopidis' haariger Kopf fuhr zur Seite.

»Ein Kabel«, beschied Dorkas und sperrte den Mund auf, während sich sein Nacken zu mehreren speckigen Lagen übereinander faltete.

»Vielleicht wohnt da oben ja einer«, antwortete Tony Tanner sarkastisch und betrachtete, wie alle anderen, mit zurückgelegtem Kopf die Wurzel, die als dicker Strang von der Decke hing. Der Hauptstrang lief in zahlreiche Verästelungen aus, kleine Wurzeln umschlossen immer noch Erdklumpen, als wollten sie diese Rechtfertigung ihrer Existenz nicht so einfach fahren lassen.

Das Licht der Taschenlampe begann schon merklich zu

schwänden, trotzdem reichte es noch, um die Umgebung auszu-
leuchten. Direkt vor ihnen lag ein Haufen aus Erde und Felsbro-
cken.

Vermutlich hatte die Pflanze, die über ihren Köpfen wuchs, mit
der dicken Wurzel das Erdreich soweit gelockert, dass eine große
Scholle in den Gang gestürzt war. Ihre Hoffnung, irgendwo eine
Treppe oder einen Ausgang zu finden, erfüllte sich nicht. Hinter
dem Erdhaufen endete der Gang.

Das Licht flackerte.

»Los, helfen Sie mir, ich muss auf Ihre Schultern steigen«, sagte
Tony plötzlich. Dorkas starrte ihn entgeistert an.

»Ich soll doch nicht ... kein Pfadfinder ...«

»Machen Sie schon«, mischte sich jetzt Steele ein. »Er hat recht,
das ist eine Chance, und wenn wir sie nicht nutzen, stehen wir
gleich im Dunkeln, ohne es überhaupt versucht zu haben.«

»Wir müssen zurück«, murmelte Dorkas. Er versuchte einen
Rückzug, aber Little hing an ihm wie ein Bremsgewicht und so
blieb Dorkas nach zwei Schritten resigniert stehen.

»Die hohe Kunst der Pfadfinderei gehörte bisher nicht zu mei-
nen Lebenserfahrungen«, bemühte er sich um Haltung.

Er ließ Little los, der auf der Stelle zusammensank, und plat-
zierte sich direkt unter die Wurzel. Zwischen seiner ausgestreck-
ten Hand und dem Pflanzenteil war kein großer Abstand, Tony
schätzte ihn auf anderthalb Meter.

Er warf einen Blick zu Steele.

»Vielleicht sollten Sie den Versuch machen?«, schlug Tony zö-
gernd vor.

Statt einer Antwort zeigte Steele seine Unterarme, die voller
Schrammen und blauer Flecken waren.

»Ich fürchte, jetzt sind Sie an der Reihe«, antwortete er.

Was jetzt kam, erinnerte in übler Weise an Selbsterfahrungsse-
minare für Manager.

Dorkas bewies, dass seine Abwesenheit von allen Aktivitäten
der Pfadfinderschaft sehr zum Wohl der letzteren war.

Nach mehreren Versuchen schaffte er es tatsächlich, so etwas wie eine Indianerleiter aus seinen gefalteten Händen zu bilden. Als Tony seinen Fuß hineinsetzte, erntete er einen bösen Blick und musste erklären, dass hierin der Sinn des Ganzen lag, auch wenn dadurch die Regeln des bürgerlichen Umgangs verletzt wurden.

Anstelle einer Antwort presste Dorkas die Lippen aufeinander und glubschte auf den Fuß, der so völlig nutzlos in seinen Händen lag.

»Achtung, ich komme.«

Vergebliche Warnung. Als sich Tony mit einem Satz hochschwang, wich Dorkas mit einem Schnaufen zurück. Tony erwischte gerade noch den Nacken des anderen, um sich festzuhalten, dann hüpfte er einbeinig und ziemlich unelegant hinter dem zurücktaumelnden Dorkas her, dessen Retirade an dem Erdhaufen endete, wo beide aufeinanderflatschten wie vom Schicksal füreinander bestimmte Sandwichscheiben.

»Sie haben mich in den Bauch getreten«, beschwerte sich Dorkas, als er sich wieder aufgerappelt hatte. Dann begann er mit panischen Blicken nach dem Paket zu suchen, das er abgelegt hatte. Zu seiner Beruhigung hielt Lucille es in sehr herziger Manier vor die Brust gepresst.

»Ich brauche doch etwas Schwung, um überhaupt in die Höhe zu kommen«, entschuldigte sich Tony.

Inzwischen hielt er selbst seinen Vorschlag für ziemlich daneben und war gerne bereit, auf einen zweiten Versuch zu verzichten. Nachdem er sich dies gesagt hatte, kam ihm wieder ihre Situation zu vollem Bewusstsein. Tony rappelte sich auf.

Der Sturz war zwar durch den menschlichen Airbag Dorkas gut abgefedert worden, dennoch taten ihm alle Knochen weh und er wusste wovon. Noch einen Versuch, dann würde ihn der Schmerz lähmen. Nicht auf die heroische Weise, sondern auf die miese hinterhältige Tour und er könnte jeden Versuch, an der blöden Wurzel hochzuklettern vergessen.

»Auf geht's«, sagte Tony und bemühte sich um energischen Ausdruck.

Leise winselnd arbeitete sich Dorkas wieder in die Senkrechte und schlurfte unter die Wurzel. Als er schicksalsergeben wieder die Handflächen zur Trittstufe formte, traf er auf den skeptischen Blick Steeles.

»Diese Position hat etwas durchaus Entwürdigendes«, klagte Dorkas einige Minuten später. Er hatte völlig recht.

Die Hände auf die Knie gestemmt, beugte Dorkas den Oberkörper vor und streckte den voluminösen Hintern heraus.

Links und rechts wurde er von Lucille und Steele gestützt, während Tony mit einem herzhaften Schritt das bisher unerforschte Gebiet des Dorkas'schen Südpols betrat und sich vorsichtig balancierend erhob. Lucille reichte ihm die Hand und half ihm, sich aufzurichten.

Ihre dunklen Augen schauten ihn ernst an, nicht aufmunternd, nicht prüfend, sondern in einer Art, die Tony nicht deuten konnte oder wollte.

Er grinste zu ihr hinunter und sagte: »Wird schon klappen!«

Tatsächlich wurde ihm sofort klar, dass gar nichts klappte. Er bekam die Wurzel zu fassen, aber wenn er die Finger fester darum schloss, zog er die äußere trockene Haut ab und darunter war eine feuchte Schicht, die glatt war wie mit Schmierseife eingerieben.

Wütend machte Tony einen zweiten Versuch. Auch hier schälte sich unter seinem Zugriff die Außenhaut ab und seine Hand fand keinen Halt.

Aber etwas weiter oben war eine abzweigende Wurzel ...

Bevor er sich über den eigenen Entschluss richtig klar geworden war, ging Tony leicht in die Knie und stieß sich ab. Unter ihm fiel Dorkas mit einem hellen Aufschrei zur Seite und riss Steele mit.

Noch bevor er zugriff, sagte sich Tony, dass er Dorkas das Rückgrat zerschlagen könnte, wenn er jetzt abstürzte. Seine Fin-

ger krallten sich um die Nebenwurzel. Das Holz knackte, ein Riss bildete sich, aber sie hielt.

Mit der anderen Hand bekam Tony eine ähnliche Wurzel zu packen und musste erst einmal verschlaufen.

Der Versuch, sich an den Armen hochzuziehen, scheiterte. Er schien Bleigewichte um die Hüfte zu tragen und außerdem gab es in seinem linken Gelenk einen Punkt, der sofort brennend schmerzte, wenn Tony den Arm über eine bestimmte Position hinausbewegte.

Er strampelte mit den Beinen, kam ins Schwingen und nutzte den Schwung, um mit dem anderen Arm höher zu greifen.

Du siehst aus wie ein alterschwacher Orang-Utan, fuhr es ihm durch den Kopf. Wie gut, dass Maddalena ihn nicht so sehen konnte!

Ächzend zog sich Tony nach oben. Erde rieselte ihm entgegen. Er musste die Augen schließen und tastete. Da war etwas Hartes. Als er mit den Fingerspitzen Erde zur Seite geschoben hatte, konnte er eine waagerechte Wurzel umfassen.

Die zweite Hand folgte. Wieder hing Tony schnaufend an beiden Armen. Sein Herz pochte, aber ihm fehlte jeder Antrieb, um sich zu bewegen. So blieb er wie gelähmt hängen und spürte, wie die Anstrengung in seinen Schultern saß und sie hart wie Holz machte.

Entweder jetzt oder du kannst es vergessen, sagte er sich. Er baumelte ein wenig mit den Beinen und warf sie wie bei einer Reckübung nach oben.

Inzwischen lag die Wurzel soweit frei, dass er einen Fuß darunter schieben konnte. Jetzt hing er zwar ziemlich sicher, aber er konnte sich kaum bewegen.

Diese ganze Aktion war nur eine einzige Folge von Peinlichkeiten. Nichts, aber auch gar nichts funktionierte und nun hing er hier wie ein Affe und wusste gar nicht mehr, was er eigentlich sollte.

Wütend trat Tony mit dem freien Fuß gegen die Decke. Wieder

rieselte Erde, einige härtere Lehmbrocken fielen nach unten.

»Sehr gut, weiter so«, hörte er Steeles Stimme von unten.

So ein Idiot! Er hing ja nicht unter der Decke! Die Wut gab Tony Kraft und so konnte er noch einige Male zutreten. Bei jedem Mal kam mehr Erde aus dem entstandenen Loch, aber bei jedem Mal lockerte sich auch die Wurzel, an der Tony Halt gefunden hatte. Schließlich hielt ihn ein Felsbrocken auf. Tony stöhnte vor Schmerz, als seine Zehen auf den Widerstand trafen. Er ließ das Bein hängen und drehte sich soweit, dass er mit dem Arm in das Loch fahren konnte.

Seine Finger tasteten über den Stein, schabten Erde zur Seite, ruckelten und zerrten.

Tony hatte das Gefühl, dass ihm jeden Moment die Adern an seinen Schläfen platzen würden. Blut prickelte heiß hinter seiner Stirn, Schweiß brannte in seinen Augen.

Der Felsbrocken schien sich zu bewegen. Er glitt etwas tiefer, setzte sich dann wie ein bequemes Dickerchen in den vorbereiteten Sitz.

Tony hörte sich ächzen, während er an dem Stein ruckelte und dabei selbst ins Schwingen kam. Aber der Stein bewegte sich! Er rutschte unmerklich tiefer, dann spürte Tony plötzlich das Gewicht auf seiner Hand und dann stürzte der Brocken nach unten und schleuderte Tonys Hand zur Seite.

Staub und Erde nahmen ihm die Sicht. Aber Tony spürte etwas auf der Hand, als er jetzt wieder nach dem Loch tastete. Es war die Wärme eines Sonnenstrahls.

Jetzt musste sich Tony nur noch, die Beine voran, durch das Loch schieben. Laub, Zweige und starke Äste drängten sich ihm in den Weg.

Als er es geschafft hatte, erkannte er sofort den Busch, unter dem er lag. Er befand sich auf der großen Rasenfläche vor dem Gebäude. Und die beiden Hubschrauber standen keinen Steinwurf von ihm entfernt. Der Anblick jagte ihm Schrecken ein. Er machte sich klein und schob sich soweit vorwärts, dass er die

Hubschrauber im Blick hatte. Die beiden Piloten saßen in der Kanzel und schienen mit ihren Instrumenten beschäftigt. Sie erweckten nicht den Eindruck besonderer Wachsamkeit.

»Was ist da oben, was sehen Sie?«, kam dumpf die Stimme Steeles aus dem Gang. Tony kroch zurück, schob den Kopf durch das Loch und schilderte die Situation.

»Ich muss hoch«, antwortete Steele darauf.

»Wollen Sie fliegen? Oder soll ich nach einer Leiter fragen?«

»Leiter ist gut. Knoten Sie Ihre Hose und das Jackett zusammen und lassen es herunter!«

Tony quiekte fast vor Empörung, vor allem weil er zugeben musste, dass dies die naheliegende Methode war. Er stand kurz davor, sich mit Steele einen Disput über die Reißfestigkeit bester italienischer Sommerhosen zu liefern, verzichtete aber doch darauf. Für so was war Steele nicht der richtige Gesprächspartner.

Methode hin, Methode her, es war schlicht entwürdigend. Dorcas hatte dieses Attribut für seine Aktion in Anspruch genommen. Tony Tanner fand es jetzt nur für ihn passend, als er sich bemühte, seine Hose auszuziehen, ohne dabei den Busch in auffallende Bewegung zu versetzen. Seine Finger waren zerschunden und er musste die Zähne zu Hilfe nehmen, um den Stoff zu einem festen Knoten zu binden.

Schließlich wickelte er die improvisierte Kletterhilfe an der einen Seite um den Stamm der Pflanze und ließ das andere Ende herab. Noch einiger Zeit konnte er das Schnaufen von Steele hören, er streckte die Hand in das Loch und hatte das Gefühl, ein Pitbull hätte zugeschnappt, so klammerten Steeles Finger.

Tonys erste Aktion bestand darin, sich wieder seiner Beinkleider zu bemächtigen. Sie hatten Fassung verloren, aber wirkten dennoch wie eine wohl tuende Versicherung der eigenen moralischen Integrität. Es bedurfte der Geschicklichkeit eines Schlangemenschen, um sich den Stoff überzuziehen, und Tony schaufelte Erde in den Hosenbund, aber als er den Knopf verschloss, hatte er das Gefühl eines persönlichen Sieges.

»Wir müssen einen Hubschrauber in die Hand bekommen«, flüsterte Steele an seinem Ohr. Sie lagen nun Seite an Seite unter dem Busch und schauten über den Rasen.

»Warum um alles in der Welt müssen wir einen Hubschrauber in die Hand bekommen?«

»Weil wir die Schweine damit nervös machen. Sie brauchen beide Chopper für den Rückzug. Sie werden also glauben, dass der Rückzug in vollem Gange ist. Und wenn nicht, kann ich irgendwo Hilfe holen. Oder wollen Sie fliegen?«

»Kann ich doch nicht!«

»Eben!«

Nach dieser recht trocken geratenen Antwort schob sich Steele ein Stück weiter vor. Deutlich konnte er die Schatten der beiden Piloten hinter den spiegelnden Frontscheiben ausmachen. Die beiden Männer wirkten seltsam abwesend, eingesponnen in ihre eigene Welt von Knöpfen und Schaltern.

Ein Anlasser rasselte, dann erklang das erste Sirren einer Turbine. Sie machten sich startbereit.

»Die wollen abhauen«, stellte Tony Tanner neben ihm fest.

Steele mochte den Klang von Beruhigung in der Stimme seines Nebenmannes nicht. Ja, sie wollten verschwinden, aber es war nicht Steeles Manier, ihnen das zu erlauben. Natürlich hätte er sich hier klein machen können und darauf hoffen, dass er nicht entdeckt wurde und sich dann, wenn die Angreifer weg waren, ums Saubermachen kümmern. Aber als Steele das kleine Loch gesehen hatte, durch das Sonnenlicht fiel, waren seine Lebensgeister trotz aller Schmerzen zurückgekehrt. Die Aussicht, nun selbst wieder anzugreifen, wirkte auf ihn wie ein Dopingmittel.

So sollten sie nicht davonkommen!

»Ich schnappe mir den ersten Hubschrauber. Sie lenken die Piloten ab!«, befahl Steele.

Tony brachte nur ein verblüfftes *Uff* heraus, bevor er zum Protest ansetzen konnte.

»Soll ich vielleicht bei denen an die Tür klopfen?«, sagte er.

»Es reicht, wenn Sie quer über den Rasen bis zum nächsten Busch rennen ...«

»Ich kann nicht mehr rennen ...«

»Dann schreiten Sie majestätisch daher!«

»Toll und dann entdecken mich die Bewaffneten und holen mich unter dem Busch wieder hervor. Toller Plan«, sprudelte Tony bockig hervor. Er wollte es nicht, nein, er wollte es einfach nicht!

»Wenn ich den einen Hubschrauber starte, werden die sich nur noch um ihren Freiflugplatz kümmern, verlassen Sie sich drauf. Außerdem habe ich dann eine Revolverkanone zur Verfügung. Das beeindruckt.«

Tony hörte das *Los jetzt* Steeles hinter sich und rannte los. Das heißt, er kroch unter dem Busch hervor und wetzte ohne größere stilistische Ansprüche an seine Fortbewegung auf den nächsten Stein zu, an den sich ein großer Busch schmiegte.

Während er lief, spürte er, wie sich die Erde durch seine Hose arbeitete und seine verschwitzte Haut mit einer Schicht überzog. Aus den Augenwinkeln sah er die Hubschrauber. Er konnte die Reaktion der Piloten nicht erkennen. Aber von der anderen Seite hörte er Rufe, und als er den Kopf dorthin drehte, waren da Söldner auf der Terrasse, und sie hoben ihre Gewehre an die Schulter.

Es war der Schrei eines Triumphes. Metallisch, röhrend, unirdisch, getrieben von einer Kraft, die in dieser Welt keinen Platz gefunden hatte, brachte er die Luft zum Erzittern. Wände, Decke begannen zu vibrieren, ein dünner Staubfaden rieselte aus einer Fuge.

Der Klang kam von einer der wirbelnden Säulen. Ein Horn drängte sich durch die glasige Hülle, bohrte sich in die Luft und stieß sie, als wäre dies die erste Übung des kommenden Herr-

schers.

Dann erklang ein weiterer Schrei. Der schrille Schrei aus einer menschlichen Kehle. Einer der Diener taumelte in den Kreis.

Dort, wo sein Arm sein sollte, war eine klaffende Schulterwunde, aus der das Blut in weiten Stößen spritzte. Der Mann legte den Kopf in den Nacken und kreischte. Dann stolperte er, seine Knie gaben nach und er stürzte zu Boden. Mit zuckenden Beinen blieb er liegen. Unter seiner Schulter quoll Blut und bildete eine Lache.

Panpopidis schnaubte vor Überraschung und fuhr hoch.

Im nächsten Augenblick sah er Meister Ki, der einen der Kerzenständer hob und als Waffe wirbelte. Nur durch einen blitzschnellen Sprung nach hinten konnte sich der Bote retten. Der Japaner wischte die anderen Kerzenständer zu Boden, kratzte mit dem nackten Fuß über den gezeichneten Kreis und zerstörte ihn an einer Stelle. Die Säulen verschwanden. Als wären sie weggewischt. Alle, bis auf eine. Die dreizehnte Säule blieb stehen.

Eigentlich war sie keine Säule mehr, nicht mehr der schwirrende Wirbel, den die Beschwörungen herbeigerufen hatten. Sie wirkte nur noch wie eine matte Hülle um eine hünenhafte Gestalt, die sich unter der milchigen Schicht streckte und reckte. Zwei mächtige Hörner waren schon durch die Schicht gedrunken, hatten sich sieghaft emporgereckt und zugleich eine stumme Drohung ausgestoßen.

Nun schob sich ein Kopf hervor, ein gewaltiger, kantiger Schädel, wie mit der Axt aus einem Holzblock geschlagen. Aus den Schläfen wuchsen die Hörner.

Von feuerroter Farbe, konnte man zwischen einem schweren Kinn und der Stierstirne so etwas wie ein Gesicht ausmachen. Ein Augenpaar funkelte hellgrün, darunter lag eine breite Nase, unter dieser der schmale lippenlose Mund.

Mit einem kehligen Grollen drehte sich der Kopf, die stechenden Augen suchten. Zwei Falten gruben sich zornig zwischen die Augen, und schwarze Adern begannen zu pulsieren. Eine

Schulter wurde sichtbar, wollte sich durch die Umhüllung drängen.

»Töte ihn, Machtvoller«, schrie der Bote und deutete mit beiden Zeigefingern auf Meister Ki. »Zeige dich in ganzer Fülle und vernichte den Verräter, zertrete das Gewürm, das sich auf dem Weg deines Sieges krümmt!«

Die tief dröhnende Stimme des Boten und das Brüllen des Gehörnten wurden durch einen hellen Kampfschrei zerschnitten.

Meister Ki ging ohne Zögern zum Angriff über. Der schwere Kerzenständer war fast so groß wie der Japaner selbst, dennoch schwang er in mit der Leichtigkeit, mit der man eine Weidenrute durch die Luft peitschen lässt. Die Kerzenflammen flackerten und fauchten, erloschen und zogen dünne Rauchspuren, die den Weg des Schlages beschrieben.

Meister Ki legte alle Kraft und alles Können in diesen Schlag. Ein Leben des Studiums, des Verzichtes und des harten Übens verdichtete sich zu einer Bewegung, die von Rauchfädchen wie mit leichtem Pinselschwung nachgezeichnet wurde.

Das schwere Metall traf den Schädel des Gehörnten. Brüllend, mit zum Zerreißen gespannten Nackenmuskeln, stemmte sich der Hüne gegen die Wucht dieses Angriffes. Ein Horn brach ab, wurde zur Seite geschleudert, prallte auf den Boden, sprang wieder in die Höhe und zerbarst in einer Funkenwolke.

Die Umstehenden spritzten schreiend zur Seite. Wo ein Funke menschliche Haut traf, brannte er ein schwarzes Mal hinein.

»Kain, unser Vater, vernichte den Verräter, Seth, unsere Hoffnung, zerschmettere ihn«, schrie der Bote. Sein machtvolleres Organ füllte das Gewölbe. Wie unter Zwang vereinten sich die Stimmen der anderen, die eben noch ein angstvolles oder wütendes Gewirr gewoben hatte, zu einem gemeinsamen, hasserfüllten, von Fanatismus schwingendem Aufschrei.

»Töte ihn, Vater!«

Der Conte riss sich von dem Bild des Hünen los. Um sich sah er aufgerissene Augen, aufgerissene Münder, aus denen bei je-

dem Wort der Speichel spritzte, geballte, drohend gehobene Fäuste. Die Gesichter hatte jede Individualität, ja jeden menschlichen Zug verloren und waren nur noch Werkzeuge, Besessene in den Händen einer finsternen Macht.

Irgendwo unter ihnen musste auch Maddalena stehen, der Engel, der sich selbst in diese Hölle gestürzt hatte. Der Conte zwang sich, nach ihrem Gesicht zu suchen, erkannte es jedoch nicht in diesem tobenden Kreis von Fratzen und nahm es als eine Gnade.

Töööööteeee ihn, Vaaaterrr!«

Die Vokale zogen sich in die Länge, wurden kreischend und seibernd wie ein Seidenfaden gedreht, den sie Meister Ki um den Hals legen wollten, ihn zu würgen.

Es war die Bestie Mensch, die hier von der Leine gelassen wurde, der Albtraum frommer Visionäre, das, was ein Hieronymus Bosch auf Leinwand bannen wollte, das, was jeder Duodezführer sich als Gefolgschaft wünschte. Hier auf Collesalvetti brach die Eiterbeule der menschlichen Seele auf. Hier, vor den Augen des Conte Hercule di Saloviva, geschah diese Wundertat der Hölle.

»Töte ihn!«

Der Bote ruderte mit den Armen und peitschte seine Anhängerschaft noch weiter auf. Ein Gestank von Schweiß füllte die Luft, ein stechender Gestank nach Raubtierkäfig, als würden sich alle vormenschlichen Instinkte in tranigen Tropfen durch die Poren der Besessenen drücken.

Neben dem Conte stand noch immer Panpopidis. Er kreischte aus voller Kehle, fuchtelte mit den Armen, um den Boten zu imitieren und trampelte dabei, als stünde er auf einer heißen Herdplatte.

In dem Wirbel dieses Chaos blieb Meister Ki kühl und gelassen. Seine Bewegungen behielten die Reinheit und Eleganz einer frisch geöffneten Blüte, ja, man müsste sagen, dass die Art, wie er jetzt erneut zu einem Hieb ausholte, geradezu von einem

schimmernden, sonnenglänzenden Weiß war.

Als schmerzhafter Kontrast dazu stand das Toben des Halbgehörnten. Brüllend legte er den Schädel in den Nacken, stieß seine wilden Schreie gegen die Gewölbedecke, rammte die Schulter gegen den Kokon, aus dem er sich noch nicht befreit hatte, versuchte, einen Arm freizubekommen, trampelte mit den Beinen. Er bot das abstoßende Bild ungebremsten Irrsinns.

Der Schlag traf die Schläfe, warf dieses Mal den unförmigen Schädel bis auf die Schulter und brach das zweite Horn ab. Gurgelnd vor Wut saugte der Hüne die Luft ein, die grünen Augen quollen aus den Höhlen.

»Töte ihn«, brüllte es unvermindert aus Dutzenden Mündern und schenkte dem Monster neue Kraft.

Es schüttelte den Schädel, immer wieder, schwarzes Blut peitschte in langen Strähnen heraus und befleckte die Umstehenden.

Panpopidis wurde an der Handfläche getroffen und leckte die schleimige Flüssigkeit gierig auf.

Nun sprang Meister Ki in die Höhe, und während er noch aufstieg, schwang er seine Waffe aufs Neue. Mit fürchterlicher Wucht schmetterte er sie, als seine Zehen eben den Boden wieder berührten, in die dreizehnte Säule, in den Kokon des Hünen. Sein Schlag schien die milchige Hülle nicht durchbrechen zu können, die Gewalt des Aufpralls reichte nicht aus. Fast wurde Meister Ki von dem zurückprallenden Metall umgeworfen. Aber er formte sofort den Widerstand des Gegners zu seinem eigenen Nutzen um, überließ sich für einen Moment scheinbar hilflos dem Rückprall, ließ sich mitziehen, zwang seine Waffe dann in einen Kreisbogen und gab ihr neuen Schwung. Mit vermehrter Wucht traf er die Hülle an der Vorderseite. Der Kerzenständer drang ein, wurde abgebremst, aber Meister Ki zog ihn weiter, zog und zog ihn durch die Hülle, bis er auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam.

Auf dem Gesicht des Japaners zeichnete sich der Glanz der Zu-

friedenheit ab. Dies war der perfekte Schlag. Ihm war gelungen, wofür er sich ein Leben lang geschunden hatte. Die perfekte Einheit von Waffe und Wille, Technik und Geist. Nicht die lächerliche Waffe eines Kerzenständers hatte gesiegt, nicht Muskeln oder blanke Gewalt.

Nein, es war der Mensch, der sich auf den Gipfel der Perfektion geschleppt hatte, der für einen kurzen Moment zu völliger, zu mystischer, jedem Wort unfassbarer Einheit verschmolzen war, eins mit sich und dem Universum, so weit es reichen mochte – Meister Ki hatte sich in die Waagschale geworfen und er wog schwerer im Gefüge des kosmischen Planes als die tobende Bestie Mensch um ihn.

Die dreizehnte Säule verschwand. Ein lärmendes Brüllen stieg auf und versiegte in einem leisen Misston.

Meister Ki wandte sich zum Conte und deutete eine leichte Verbeugung an. Seine Hand ließ den Kerzenständer zu Boden gleiten und strich sich über den Bart. Ein Lächeln, in das sich ein wenig kindlich unschuldige Eitelkeit mischte, kräuselte seine Mundwinkel.

»Reißt ihn in Stücke!«

Der Schrecken hatte den Boten für einen Moment gelähmt, er sog heulend Luft ein.

Dann fasste er sich und warf seine Arme in Richtung auf Meister Ki.

»Reißt ihn in Stücke!«

Der Japaner beugte leicht den Kopf, als wolle er einen Gegner im Duell grüßen.

Wie eine wandelnde Mauer, wie eine kompakte Masse stürzten sie sich auf ihn. Mit ausgestreckten Armen, Krallenfingern, aufgerissenen schwarzen Löchern, aus denen Zähne blinkten, glotzenden Augen, brandeten sie auf ihn zu und umringten ihn.

Plötzlich hatte Meister Ki ein Schwert in der Hand. Er trat einen schnellen Schritt zurück, schaffte sich mit einem Ellenbogenstoß Platz und führte einen sausenden Hieb aus. Die Spitze der

Klinge wühlte sich durch die Leiber der Anstürmenden, schlitzte sich mit der unerbittlichen Entschiedenheit einer Rückenflosse, die das glatte Wasser vor einem belebten Badestrand teilt, durch die Bäuche. Wutschreie wurden durch die Klinge des Schwertes in Schmerzensschreie verbogen, in missklingendes Heulen und Jammern gewandelt.

Die Angreifer stürzten wie Grashalme unter dem Sensenhieb, fielen krampfartig zuckend übereinander, röchelten. Die Energie ihres Hasses versickerte in müden, ungezielten Gesten.

So wie ihre Seelen aus den Hürden des Menschlichen geflohen waren, so boten ihre sterblichen Leiber nur noch den Anblick eines unerträglichen Ekels und Schreckens, geformt aus Wunden, Blut und Eingeweiden.

Der Conte fing einen Blick auf, den Blick eines aufgerissenen Auges, in dem das Weiße gegen die blutbespritzte Haut abstach. Jetzt, in der letzten Sekunde seines Lebens, im Sterben, kehrten die menschlichen Züge zurück auf das Gesicht des verräterischen Dieners, und der Conte verspürte Mitleid, Trauer und Entsetzen über dieses sinnlose Drehen des Schicksalsrades, das über sie alle hinweggerollt war.

Fäuste prügelten von hinten auf Meister Ki ein, Finger verkrallten sich in seine Kleidung, griffen in sein Gesicht. Stoff ging in Fetzen, bis der sehnige Körper des Japaners fast nackt war, und dann kratzten Fingernägel blutige Striemen über seine Haut.

Sie bedrängten ihn so sehr, dass er sein Schwert nicht führen konnte. Selbst einer der Sterbenden hob den Arm und griff nach dem Fußknöchel des Japaners. Meister Ki wollte einen Schritt zurückweichen, kam durch den unerwarteten Angriff fast aus dem Gleichgewicht und verlor es vollends, als er auf der blutigen Schicht, die den Boden bedeckte, ausrutschte.

Ein Jubelschrei begleitete den Sturz des Meisters.

Es war der kurze, bittere Triumph des Wahnsinns, der durch die kühle Beherrschung des Japaners zur Seite gefegt wurde.

Noch im Fallen wirbelte Meister Ki um die eigene Achse, als

hätte sich plötzlich eine Feder gelöst. Die Hand, die sich um seinen Knöchel krallte, wurde wie ein Papierschnipsel zur Seite gewischt.

Geschmeidig wie eine Katze landete Meister Ki auf den Zehenspitzen und den Fingerspitzen einer Hand. Sein Schwert pfiff durch die Luft. Mit derselben Bewegung, mit der Meister Ki einen Hieb ausführte, wirbelte er noch einmal um die eigene Längsachse, stieß sich mit der freien Hand ab und landete auf beiden Beinen.

Sein erster Schlag war über die Schienbeine der Angreifer gefahren. Sie kreischten vor Schrecken und Schmerz, taumelten zurück, fingen sich dann wieder und wurden von einer unmenschlichen Wut, deren Marionetten sie nur mehr waren, zurück in den Angriff gepeitscht.

Es war ihr Untergang, das Schwert Meister Kis wütete unter ihnen wie ein Wolf unter Schafen. Aber in ihren irrsinnigen Augen glitzerten nur Hass und Wut, bis sich der glasige Hauch des Todes über sie legte.

Wie ein Rachedämon stand Meister Ki, von Kopf bis Fuß mit Blut besprenkelt, auf dem Schlachtfeld.

Da regte sich etwas unter den leblosen Körpern.

Von links hörte Tony Tanner das Sirren der anlaufenden Hubschrauberturbine. Von rechts kamen hell und peitschend drei Schüsse und dann sofort das Hornissenbrummen der Kugeln, die hinter seinem Kopf vorbeizogen.

Jedes seiner Gelenke schien mit Sandpapier ausgeschlagen zu sein, rieb bei jeder Bewegung und protestierte mit grellen Schmerzimpulsen gegen seine Überforderung.

Tony stampfte im Stil eines Langläufers der 20er Jahre vorwärts, mit hochgeworfenen Knien, Armen, die wie ein Lokomotivgestänge an seiner Seite hin- und herwirbelten, stocksteifem Rücken und hoch erhobenem Kopf. Es wirkte wie eine clowneske Imitation, dargebracht zum Ergötzen des werten Publikums.

In einem klaren Moment, zwischen zwei Schritten, ahnte Tony,

welche lächerliche Figur er abgeben musste. Aber ihm blieb keine andere Möglichkeit, außer stehen zu bleiben und sich auf den Boden zu werfen. Jeder Schritt war eine Qual. Vor seinen Augen tanzten der Busch und der Felsblock, die ihm als Deckung dienen sollten. Jedes Mal, wenn er seine Sohlen auf den Boden rammte, hüpfte dieses Ziel und verwischte vor seinem starren Blick. Näher schien es nicht zu kommen, die Entfernung blieb dieselbe, als würde er es vor sich herschieben.

In der Ferne krachten Schüsse. Tony hörte sie an sich vorbeisiren und erkannte erst dann, dass sie auf ihn gezielt waren. Er hatte keine Furcht mehr. Diese Kugeln gingen ihn nichts an. Alles lag in der Ferne, alles war weit entfernt und er befand sich allein in einer eigenen Welt, die nur aus den hämmernden Bewegungen seiner Beine und dem Pendeln seiner Arme bestand.

Was für ein Glück, dass Maddalena mich nicht so sieht, blitzte es ihm durch den Kopf. Erst dann wäre alles wirklich fürchterlich. Maddalena Strozzi war der Schlüssel, sie allein war der Maßstab, der für Tony Tanner in diesem Augenblick galt. Sie allein drängte sich in diesem Moment in seine Gedanken, während vor ihm der Felsblock tanzte und sprang und nicht näher kommen wollte. Die Tatsache, dass Maddalena existierte, rechtfertigte diese Welt.

Der Rotor des ersten Hubschraubers begann sich schwerfällig zu drehen, wischte mit weichem Klang durch die Luft, wurde schneller und begann mit hartem Knattern zu wirbeln.

Meister Ki schleuderte mit einer eleganten Bewegung das Blut von der Klinge, bückte sich dann und wischte die Waffe mit einem Fetzen seines Gewandes, das ihm vom Leib gerissen worden war, ab. Sorgfältig polierte er das Metall, bis es den Schein der verbliebenen Fackeln zurückwarf. Meister Ki war so in seine Tätigkeit versunken, dass er das Schlachtfeld zu seinen Füßen

völlig verleugnete. Seine ruhige Gelassenheit umgab ihn wie eine glänzende Muschelschale.

Er warf den Lappen zur Seite, betrachtete dann noch einmal, den Kopf mit Kennerschaft zurückgelegt und mit einem zusammengekniffenen Auge, die glänzende Klinge.

Erst danach trat er an die Seite des Conte Hercule di Saloviva.

Der Conte selbst hatte den Kampf mit derselben Teilnahmslosigkeit und äußeren Ruhe betrachtet, derselben scheinbaren Versteinering, die er während seiner Gefangenschaft beibehalten hatte. Nur dort, wo seine Tränen das verkrustete Blut von seinen Wangen gewaschen hatten, waren die Zeichen des Sturmes erkennbar, der in der Seele des Conte tobte.

Jetzt lächelte er den Japaner an, der neben ihn trat.

»Geglaubt nicht Du ernsthaft hast, ein Verräter ich würde sein«, fragte Meister Ki mit seiner hohen Stimme.

Der Conte schüttelte das Haupt. »In keiner Sekunde, mein Freund. Aber ich hatte tatsächlich kaum Hoffnung, dass Du es schaffen würdest!«

Mühsam versuchte der Conte, sich aufzurichten. Trotz aller Disziplin lief ein Zittern über seinen Glieder und schwächte ihn. Erst die helfende Hand des Japaners brachte das Gelingen. Schwankend stand der Conte an der Seite von Meister Ki. Seine Blicke schweiften über die Leichen, schienen nach etwas zu suchen.

Plötzlich zuckten beide Männer zusammen. Unter den leblosen Körpern bewegte sich etwas.

Etwas wühlte sich hervor, drückte die erkaltenden Überreste menschlichen Daseins zur Seite, als würde es sich aus dem Boden eines Höllenplaneten hervorarbeiten.

Meister Ki wollte sofort losspringen, erinnerte sich dann daran, dass er die Stütze des Conte war, und half dem alten Mann, die wenigen Schritte zu dem Stuhl zurückzulegen.

In dieser kurzen Zeit wurde ein lebloser Körper zur Seite geschoben und eine Gestalt schob sich hervor. Blut hatte ihre Klei-

dung durchtränkt, den Stoff schwer gemacht wie eine Rüstung, jede Falte steif werden lassen. Wie ein Wesen aus einer anderen Welt erhob es sich, rang klagend die Hände beim Anblick der Vernichtung und begann dann, mit winselndem Kreischen, zwischen den Leichen zu wühlen.

Und doch hatte der Zufall oder eine andere Macht es nicht zugelassen, dass auch das Gesicht besudelt wurde. So schien dieses unbefleckte Antlitz nun wie eine fremdartige Maske über dem Körper eines Dämons.

Steele wartete ab, bis sich Tony Tanner die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht hatte. Dann glitt er unter seiner Deckung hervor und lief los. Auch bei ihm ging der Versuch des schnellen Laufens sofort in ein steifes, ungelinktes Stolpern über.

Der Rotor des Hubschraubers verwirbelte das Gras mit seinem Luftzug zu einem Kreis voller hektischer Bewegung. Weiß glitzerten die Blattunterseiten, dann verschwand ihr Glimmen in dem bekannten Grün.

Auch Steele konnte den Luftdruck schon spüren. Nach vorne gebeugt, setzte er seine Schritte, schien mehr nach vorne zu stürzen als sich willentlich vorwärts zu bewegen.

Durch die Cockpitscheibe konnte Steele den Kopf des Piloten erkennen, der sich in seine Richtung drehte.

Die Überraschung war dahin, der Gegner war gewarnt.

Die Wut über diesen Fehler gab Steele neue Energie. Er ignorierte alle Schmerzen, die die Nervenbahnen seines Körpers heiß laufen ließen wie Telefondrähte bei einem Börsencrash. Die nächsten Schritte brachten ihn bis zur offenen Seitentür des Hubschraubers. Er hechtete in das Innere und prallte sich auf den harten Aluminiumboden.

Zwischen Cockpit und Laderaum war eine gepanzerte Abtrennung mit einem schmalen Durchgang in der Mitte. Er reichte ge-

rade aus, um sich hindurchzuschieben und wurde allenfalls dazu gebraucht, den Oberkörper in das Cockpit zu schieben, um sich mit den Piloten zu verständigen.

Während Steele die Härte des Bodens unter seinen Schulterblättern allzu deutlich spürte, formte er in seinen Gedanken so etwas wie ein Drehbuch. Der eine Teil seines Hirns geriet in heftige Aktivität, beobachtete, verglich und folgerte, bis ein Plan vorhanden war. Die andere Hälfte schaute zu und nörgelte nur:

»Vergiss es, funktioniert sowieso wieder nicht!«

Immerhin - es beruhigte ungemein.

Der Pilot war, wie Steele erwartet hatte, bewaffnet. Er trug seine Pistole am rechten Unterschenkel. Also musste er sich nach vorne beugen, die Waffe in die Hand bekommen und sich dann nach links hinten drehen, um auf Steele zu schießen.

Alternativ hätte er aus der Kanzel springen und den Angreifer nach einer halben Drehung durch die Schiebetür erledigen können. Aber das wäre eine Variante gewesen, wie Steele sie bevorzugt hätte. Der durchschnittliche Revierverteidigungstrieb zwang den Piloten geradezu, für klare Verhältnisse zu sorgen, ohne sich dabei aus dem Hubschrauber zu bewegen.

Für Steele blieb genug Zeit, um sich auf den Rücken zu drehen, sich in die richtige Position zu bringen und näher an den Durchgang zu schieben. Es war eine einzige Bewegung, ausgeführt in der einzigen Sekunde, die Steele noch blieb. Dann hatte der Pilot seinen Einsatz. Er warf sich herum und stach seine Hand, die eine schwere Pistole umklammerte, in den Laderaum. Er brauchte eine weitere Zehntelsekunde, um das Ziel zu erfassen. Zeit, die Steele nutzte, um den Rücken durchzubiegen, sich mit einer Hacke abzustützen und das andere Bein in die Höhe zu schleudern wie ein Fußballer.

Seine Schuhspitze traf die Pistole in dem Moment, in dem der Pilot den Finger krümmte. Der harte Tritt prellte die Waffe nach oben. Der Schuss löste sich und fuhr durch die Decke.

Steele ließ das Bein zurückfallen und krümmte den Oberkörper

vor. Er erwischte die Hand des Gegners, riss ihn zu sich. Der Mann prallte gegen den Durchgang, schrie auf und stürzte dann in den Laderaum. Zuerst stürzte er, dann gewann er die Kontrolle zurück, steckte den Ellbogen des freien Armes heraus und zielte auf Steeles Plexus solaris.

Steele war durch den explodierenden Schmerz für Augenblicke gelähmt. Der Pilot lag halb auf ihm und blockierte seinen freien Arm. Steeles Instinkt erlaubte ihm gerade noch, die Finger in das Handgelenk des Piloten zu verkrallen und so die Pistole von sich abzuhalten. Trotzdem feuerte der andere, mit Unterbrechungen, als würde er die Schüsse genießen. Es krachte oberhalb von Steeles Ohr, das Dröhnen setzte sich bis in seinen Schädelknochen fort, betäubte ihn ebenso, wie es ihn antrieb.

Der Pilot wollte seine Leute aufmerksam machen. Steele verstärkte seinen Druck, bis ein Aufschrei und das Poltern der herabfallenden Waffe seinen Erfolg anzeigten. Steele ließ die Hand los und wollte einen Griff ansetzen, als ihn ein Knie zwischen die Beine gerammt wurde. Die Stelle war nach anatomischen Gesichtspunkten gut ausgewählt. Steele gurgelte und fuchtelte mit dem freien Arm. Jetzt blieb ihm nur noch übrig, sich dem eingeübten Programm zu überlassen. Und das lautete *Klammern* und *Clinchen*.

Der Kampf hatte nichts Heldenhaftes oder Männliches. Wie zwei Rotzungen auf einem Hinterhof umklammerten sie sich, quetschten, kniffen und drückten. Sie keuchten und stöhnten und versuchten verbissen, sich in eine bessere Position zu bringen. Steele spürte, dass der andere nach seinen Augen tastete. Der Pilotenhandschuh glitt über Steeles Stirn, die Finger suchten nach den Augenhöhlen.

»Du Sau! Du Sau!«, presste Steele zwischen den Zähnen hervor. Er stieß den Kopf gegen die Schulter des anderen und nahm noch einmal alle Kräfte zusammen. In seinen Ohren war ein schrilles Sausen, durch das ein unmenschliches Knurren und Ächzen drang - Geräusche, die Steele selbst produzierte, ohne

sich dessen bewusst zu sein.

Es gelang ihm, seine beiden Hände über dem Körper des anderen zusammenzuführen. Dann warf er den Piloten herum und wuchtete ihm den Ellenbogen mit aller Kraft in den Rücken. Der Körper wurde schlaff. Keuchend schob Steele ihn zur Seite und erhob sich. Er schwankte, vor seinen Augen kreisten helle Funken. Er sehnte sich nach einigen Minuten Erholung und wusste, dass er mit jeder Verzögerung einem ewig langen Kuraufenthalt unter der Grasnarbe näher kam.

Er schob sich durch den schmalen Durchlass und ließ sich mit einem schweren Plumps auf den Pilotensitz fallen.

Der Anblick der Instrumente erschreckte ihn. Bisher war er der Überzeugung gewesen, dass er sich sofort zurechtfinden würde. Nichts dergleichen war der Fall. Er starrte auf eine Fülle von Monitoren und elektronischen Anzeigen, mit denen er nichts anfangen konnte.

Dieser Hubschrauber hatte mit einem gewöhnlichen Firmenprodukt sowenig zu tun wie ein Rallyewagen mit einer Serienlimousine. Steele zwang sich zur Konzentration. Alle derartigen Instrumentenbretter folgten einer strengen, inneren Logik. Er brauchte nur einen Ansatz, dann war der Rest ein Kinderspiel.

Seine linke Hand fand den Pitch, mit der rechten umfasste er den Steuerknüppel, seine Füße standen auf den Pedalen. Das war Steele vertraut und mit diesem Gefühl der Vertrautheit kam auch neue Zuversicht.

Etwas anderes war geeignet, Steeles Zuversicht zu mindern. Die Söldner machten sich auf den Weg zu ihren Transportmitteln. Und sie schienen keine Zeit verplempern zu wollen.

Mit einer Mischung aus Abscheu und Entsetzen beobachteten Meister Ki und der Conte die jammernde Gestalt, der zwischen blutigen, leblosen Körpern wühlte.

Maddalena schien sie überhaupt nicht zu bemerken. Wie eine Irre winselte sie in schmerzhaft hohen Tönen, stieß manchmal Satzketzen aus und machte sich an den Leichen zu schaffen.

Der Anblick trieb dem Conte Tränen in die Augen. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass Maddalenas engelgleiches Antlitz von Hass und Irrsinn auf solche Weise verzerrt werden könnte.

Meister Ki machte eine Bewegung, aber der Conte hielt ihn zurück.

»Lass sie, alter Freund«, flüsterte er müde. »Sie ist besessen. Wir wollen sie vergessen.«

Er wollte sich zur Seite wenden, als ihn ein Schrei voll triumphierender Bosheit erstarren ließ.

Maddalenas Irrsinn hatte Methode. Nun hatte sie gefunden, wonach sie gesucht hatte. Mit beiden Händen hielt sie die bluttriefende Pistole und richtete sie mit ausgestreckten Armen auf die beiden Männer. In Maddalenas Augen funkelte der Hass. Sie ließ den Pistolenlauf langsam zwischen den beiden Zielen hin und her pendeln. Heiser und zugleich schrill stieß sie wüste, abgehackte Beschimpfungen aus, stotterte mit sich überschlagender Zunge die übelsten Gemeinheiten, die die Sprache kennt. Wie eine schwarze, übel riechende Flut ergoss sich in Worte geklumpfter Hass über die schönen Lippen des Mädchens und bildete einen Widerspruch, der dem Conte fast den Verstand zu rauben wollte.

Langsam schob sich Meister Ki zur Seite, bis er vor dem Conte stand und ihn mit seinem Körper deckte. Dann zuckte die Hand des Japaners zu einem Dolch, den er verborgen im Gürtel trug. Die Klinge blitzte, die Hand fuhr zurück, um die Waffe zu schleudern. Dann zögerte Meister Ki. Kaum merklich, den Bruchteil einer Sekunde nur, stockte die elegante, fließende Bewegung, die den Dolch auf seinen tödlichen Weg schickte.

Es war nur die Zeit eines Lidschlags und doch lange genug, um eine Wendung herbeizuführen.

Maddalena krümmte ihren schlanken Finger um den Abzug und schoss. Die Kugeln trafen Meister Ki in die Brust und schleuderten ihn nach hinten. Aber noch bevor ihn die Geschoße zerfetzten, hatte Meister Ki den Dolch geworfen. Die Waffe wir-

belte durch die Luft, der Knauf traf die Pistole und schlug sie aus Maddalenas Hand.

Der Conte stürzte neben Meister Ki auf den Boden und hob den Oberkörper des Sterbenden. Durch den blauen Stoff des Gewandes sickerte Blut. Der Japaner atmete röchelnd, die Augen waren geschlossen. Sein Gesicht wirkte eingefallen und spitz, so als wäre er plötzlich um Jahrzehnte gealtert.

Mühsam öffnete Meister Ki die Augen. Die Anstrengung, die ihn diese Bewegung kostete, ließ den gesamten Körper erzittern. Mit glasigen Blicken schaute Meister Ki gegen die Decke des Gewölbes. Dann kehrte langsam die Klarheit zurück und er lächelte.

»So mein Schicksal ich gefunden heute habe«, flüsterte er.

»Du hast mir das Leben gerettet, alter Freund«, antwortete der Conte di Saloviva. Seine Stimme war brüchig, er musste sich räuspern, ehe er fortfahren konnte. »Und du hast Maddalena geschont und dabei dein eigenes Leben geopfert.«

Das Lächeln auf dem Gesicht des Japaners wurde breiter und gewann förmlich strahlenden Glanz. Seine zitternde Hand erhob sich von der Seite und strich über den Bart.

»Leben nichts ist, Ehre alles«, flüsterte er.

Sein Gewand war nun blutgetränkt und klebte wie eine rote Emailsicht an der Brust. Durch den zerfetzten Stoff sah der Conte die tiefen Wunden. Für einen Augenblick hatte er noch Hoffnung gehabt, den Japaner retten zu können - es gab Ärzte, die Wunder vollbringen konnten, Blutkonserven, medizinische Maschinen ... und dann gab es auch noch ihn, den Conte di Saloviva, den dunkle Mächte einst als den schwarzen Dottore gekannt hatten - einen Arzt von ungewöhnlichen Fähigkeiten und voller unverständlicher Macht.

Nun musste er die Vergeblichkeit dieser Hoffnung erkennen.

Meister Ki ahnte, was in dem Conte vorging.

»Edel ist es, die Dinge zu tragen in Würde, die sind zu ändern mehr nicht.«

Beide Männer schwiegen. Die Atemzüge des Japaners wurden seltener. Sie war nichts als kurze, quälende, vergebliche Siege im Todeskampf. Die Atemluft gurgelte in einer der Wunden. Rosa Bläschen erschienen an ihrem Rand.

Noch einmal schlug Meister Ki die Augen auf. Er atmete sehr kurz, und doch kamen seine Worte ganz klar und voller Vorfreude auf das Licht, dem sich Meister Kis Seele nun mit großen Schritten näherte.

»Gut es war, dass für einen Verräter Du mich nie gehalten hast«, flüsterte er.

»Auf den Fremden achte, den zu mir du geschickt hast. Der beste Schüler er ist, den ich hatte jemals. Zorn ist in ihm und Trauer und viel Wut. Wenn er bändigen kann die negativen Gefühle, größer er werden kann, als ich es jemals durfte erhoffen.«

»Niemand wird dich erreichen, alter Freund«, antwortete der Conte. »Vielleicht habe ich es nie wirklich erkannt.«

»Die Elster sitzt auf dem Dach und spricht zu der Menge, doch der Vogel der Weisheit baut sein Nest im Verborgenen«, flüsterte Meister Ki. Das Lächeln auf seinem Gesicht blieb, auch als der Kopf leblos zur Seite fiel. Lange fehlte dem Conte di Saloviva die Kraft, um sich zu rühren. Nicht nur sein Körper war geschwächt. Seine Seele schien gelähmt zu sein.

Es war das Weinen Maddalenas, das den Conte aus seiner Erstarrung weckte. Langsam schloss er dem Toten die Lider und legte die Leiche sorgfältig, so als könnte sie noch Schmerz spüren, auf den Boden. Erst dann wandte der Conte den Kopf zur Seite und schaute auf die in Tränen aufgelöste Maddalena, die mit zu Fäusten geballten Händen dastand und von ihrem Schluchzen, wie von einer fremden Kraft geschüttelt wurde. Als wären Schuppen von ihren Augen gefallen, stand das junge Mädchen vor dieser Stätte des Grauens. Jetzt erst erkannte sie, was geschehen war und welche Rolle sie darin spielte. Scham und Entsetzen stiegen in ihr auf und legten sich wie eine Würgeschlinge um ihren Hals.

»Oh lieber lieber Gott, was habe ich bloß getan«, jammerte sie und fuhr sich über das Gesicht. Ihre blutverschmierten Hände hinterließen rote Spuren auf ihrer weißen Haut, die Tränen, die aus ihren Augen quollen, zogen senkrechte Linien über ihre Wangen und verwischten das Rot.

»Wie konnte das alles nur geschehen? Oh lieber lieber Gott, mach, dass das nicht wahr ist! Was ist geschehen? Es ist nicht waaahr!«

Maddalenas verzweifelter Schrei verklang unbeantwortet in den dunklen Winkeln des Gewölbes.

Das Mädchen brach weinend zusammen. Blind vor Tränen tasteten ihre schmalen Hände nach einem Halt. Etwas Hartes stieß an ihre Fingerspitzen. Es war die Pistole, die ihr aus der Faust gefallen war.

Die Berührung elektrisierte sie. Ihr Schluchzen verstummte. Maddalena nahm die Waffe auf und hielt sie sich an die Schläfe.

»Tu das nicht, mein Kind«, kam die feste Stimme des Conte di Saloviva. »Opfere nicht auch dein junges Leben den Übeltätern, die dich verhext haben. Gott wird dir verzeihen und die Menschen werden vergessen.«

»Mögen auch die Menschen vergessen und mag Gott mir verzeihen. Ich selbst kann es nicht«, antwortete Maddalena und presste den Lauf fester gegen ihre weiche Haut. »Oh lieber lieber Gott, was mache ich bloß - was soll ich nur machen?«

Eine Ameise kletterte an Tony Tanners Wange hoch und orientierte sich in Richtung auf sein Ohr. Tony stöhnte, rührte sich aber nicht. Das krabbelnde Mistvieh nutzte die Situation aus. Tony lag auf dem Bauch, den Kopf gegen den Boden gepresst, die Finger in die Erde verkrallt und versuchte, seine elende Existenz zu retten, indem er sie gegenüber der Welt verleugnete.

Jetzt hatte es die Ameise denn doch übertrieben. Tony hob vor-

sichtig den Kopf und schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser steigt. Die Ameise war möglicherweise beeindruckt, aber auf jeden Fall nicht beeindruckt genug. Tonys Ohr übte weiterhin größte Anziehungskraft auf sie aus und sie stiefelte, entschlossen und sechsbeinig, darauf zu. Schließlich musste Tony sie mit dem Finger aus seinem Gehörgang fummeln und hinterließ dabei gut die Hälfte des Drecks, den er unter seinem Fingernagel hatte. Zumindest krabbelte und kitzelte dieser Dreck nicht mehr.

Zwischen den Blättern hindurch peilte Tony nach den Bewaffneten. Er konnte sie noch nicht sehen, und er wagte nicht, sich zu drehen. Dafür hörte er sie umso besser. Ihre lauten Befehle drangen selbst durch das Knattern der Rotoren.

Nur die Geräusche, die auf ihn eindrangten, zeugten von dem, was vorging. Tony selbst war vollkommen hilflos, er konnte nur abwarten und horchen und hoffen, dass er irgendwie heil aus dieser Situation herauskommen würde. Seine Lage macht ihn wütend und zugleich pochte die Furcht in seinen Adern.

Die Stimmen kamen näher. Kurze Befehle wurden gebellt und mit knappen Sätzen beantwortet. Jetzt kamen die Stimmen von beiden Seiten. Er wurde eingekreist. Tony schob sich vorwärts, bis er unter dem Busch hervorblicken konnte.

Das Rotorgeräusch änderte sich. Der eine Hubschrauber begann aufzusteigen. Dabei stieß das Heck steil in die Luft, als wollte der Pilot sein Gerät nicht in die Luft bringen, sondern in den Rasen abtauchen lassen. Fast schien es, als wollte der Helikopter vornüber kippen. Der wulstige Bug schob sich durch das Gras, dann erst sank das Heck wieder nach unten und der Helikopter stieg in normaler Schräglage auf und legte sich in eine Kurve.

Der Start brachte Unruhe in die Reihen der abrückenden Söldner. Die ersten begannen, das konnte Tony nun deutlich erkennen, sich aus der Reihe zu lösen und zu dem anderen Hubschrauber zu laufen. Laute Befehle stoppten sie und trieben sie

zurück in die Formation.

Für einen Moment hatte Tony die Hoffnung, dass sie ihn schlicht ignorieren würden. Oder vergessen. Sie waren auf dem Rückzug. Warum sollten sie sich damit aufhalten, eine Jammergestalt unter einem Zierstrauch hervorzuzerren und zu erschießen? Das war so einleuchtend, die Argumentation war so zwingend und schlüssig, dass Tony Tanner nahe daran war, aufzuatmen und sich zu entspannen.

Dann sah er die Handbewegung eines der Söldner. Sie war knapp und energisch und sie deutete in seine Richtung. Ihr folgte eine schwenkende Geste. Tony wusste, was sie zu bedeuten hatten. Sie sollten ihn in die Zange nehmen.

Jetzt gab es keinen Ausweg mehr. Eine Flucht war unmöglich, würde seinen Feinden sogar die Gelegenheit bieten, ihn noch schneller zu erledigen. Er konnte nur noch warten, bis es vorbei war. Endlich vorbei. Tony dachte an Maddalena. Dass er ihr Gesicht nie mehr sehen würde, erschien ihm nun als das einzig wahrhaft Bedauerliche. Alles andere war egal. Nur Maddalena hätte er gerne noch einmal gesehen. Maddalena sehen und sterben. Schön kitschig, dachte Tony Tanner, schön kitschig und doch süßer als Hummelhonig.

»Nein!« Der Ruf des Conte hallte durch das Gewölbe. Sein verzweifelter Klang schien die Luft stickiger, das flackernde Licht noch trüber zu machen.

Maddalena schaute den alten Mann an. Wieder rannen Tränen über ihr Gesicht. Sie bemühte sich um ein Lächeln und straffte sich dann, während ihr Finger den Abzug näher an den Auslösepunkt schob.

Conte Hercule di Saloviva versuchte einige Schritte, um zu Maddalena zu kommen. Er war zu schwach, seine Beine versagten. Er musste sich an der Stuhllehne abstützen.

Einen Moment herrschte völlige Stille, und es schien, als werde Maddalena ihren Tötungsplan aufgeben, zum Conte di Saloviva hinlaufen und seinen morschen Körper stützen.

Dann sprudelte ein Gas aus einer der Leichen, roch abscheulich und holte die Überlebenden in das Entsetzliche der Situation zurück.

»Lebewohl«, flüsterte Maddalena. Wie betäubt, in sich selbst gefangen wie ein Vogel in seinem Käfig, zögerte sie kurz und drückte ab.

Der Schuss hallte betäubend, sein Lärm prallte gegen die Wände und sprang wütend wie ein angeketteter Köter zurück in den Raum.

Der Conte senkte den Kopf. Er hatte die Augen geschlossen. Jetzt öffnete er sie wieder.

Er sah Little, der die Pistole im allerletzten Moment zur Seite gerissen hatte, mit Maddalena um die Waffe kämpfen. Maddalena biss sich auf die Lippen und zerrte verbissen. Little war erschöpft und kaum noch Herr seiner Sinne. Nur das Wissen, dass Maddalena ihren Vorsatz ausführen würde, gab ihm die Kraft, den heißen Lauf zu umklammern und gegen die Decke gerichtet zu halten.

Schließlich beendete Lucille Chaudieu den Kampf auf ihre Weise. Sie trat hinzu und ohrfeigte Maddalena rechts und links und dann links und rechts, dass es nur so klatschte. Der engelsgleiche Kopf des schönen Mädchens wurde von einer Seite auf die andere geschleudert, während Lucille, ebenso verbissen und konzentriert wie eben noch die um die Pistole ringende Maddalena, ausholte und ihre schlanken Finger mit den roten Nägeln auf die weiße Wange platzen ließ, dass sich sofort rote Spuren auf Maddalenas weicher Haut bildeten. »Biest!«, zürnte Lucille, der es schon wieder leidtat, in dieses überirdische Gesicht geschlagen zu haben.

Mit einem Schmerzensschrei ließ Maddalena los und sank dann, die Hände vor das Gesicht geschlagen, schluchzend zu-

sammen.

Little stand bei ihr und tätschelte ihr hilflos den Kopf. Eine Geste, die sich von einem Streicheln nur noch schwer unterscheiden ließ. Dazu murmelte Little beruhigende Worte, jedoch so leise, dass sie kaum durch das Schluchzen Maddalenas dringen konnten.

»Hysterische Weiber lässt man am besten in Ruhe«, herrschte ihn Lucille an, und unter ihrem strafenden Blick rückte Little zur Seite und lehnte sich müde an die Wand.

Neben ihm war der Wandteppich. Er verbarg den Zugang, durch den sie eben diesen Raum betreten hatten. Die gellenden Schreie, die weit in das Gangsystem hinein hallten, hatten sie geführt. Littles Ohren hatten dieses Kreischen gehört, aber in seinem Bewusstsein schrillten die Rufe verworfener Seelen, die aus ihren Körpern verjagt wurden. Es war wie der Lärm schwarzer Vögel, die um einen einsamen Felsen in einem endlosen Meer kreisten. Jetzt waren sie immer noch da. Sie schwebten über dieser Stätte des Grauens und wisperten ihre Vorwürfe und ihre Fragen. Little spürte ihre körperlosen, gierigen Blicke, er spürte schon den Neid, mit dem sie die Lebendigen, die mit einem Körper auf dieser Welt wandeln konnten, verfolgten.

Es fiel ihm schwer, die Augen auf die Spuren des Gemetzels zu richten, aber es war ihm unmöglich, die Augen zu schließen, denn in der Nacht unter seinen Lidern lauerten die Dämonen.

Dorkas schlurfte auf den Conte zu. Er wirkte wie ein Schlafwandler, der über einen Dachfirst geht. Und es war ja tatsächlich ein schmaler Grat, auf dem Dorkas wandelte. Er selbst wusste genau, dass er die grauenhaften Bilder nicht in sein Bewusstsein dringen lassen durfte. So hielt er förmlich geistig die Luft an und trommelte sich nur den Satz *Es ist alles nicht wahr* durch die Hirnwindungen.

»Kommen Sie, wir müssen gehen«, stammelte Dorkas und ergriff den Arm des Conte. Der hysterisch helle Klang seiner Stimme wurde ihm selbst deutlich und bot ihm für einige erfrischen-

de Sekunden Stoff zum Nachdenken.

Dorkas wollte den alten Mann zu dem Wandteppich ziehen. Aber der Conte schüttelte den Kopf und deutete in die andere Richtung.

»Dorthin«, murmelte er. »Von dort kommen wir in das Gebäude zurück.«

»Vielleicht sind dort noch Soldaten«, wandte Dorkas furchtsam ein.

»Wir werden irgendeinen Weg finden. Ich kann hier nicht bleiben.«

Lucille schob Little hinter den beiden fortstolpernden Gestalten her. Sie wollte sich anschließen, dann überlegte sie kurz.

Mit einem harten Griff um Maddalenas Oberarm zog sie das weinende Mädchen hoch und stieß sie vorwärts.

Maddalena sah nicht das boshafte Glitzern in den Augen von Lucille Chaudieu. Aber sie spürte den harten Griff und unterbrach ihr Weinen mit einem kläglichen Ruf.

Nun gut, Tony Tanner, das war's dann also gewesen!

Da du dir ja jeden Tag Gedanken über ausfallende Haare, Falten und beginnende Alterssenilität machst, kannst Du ja nicht mal behaupten, dein Abgang wäre verfrüht. Trotzdem - Du hast eine beschissene Bilanz vorzuweisen. Ein Haufen Schrott, den Du hinterlassen hast, eine kaputte Beziehung, eine andere, von der du nicht weißt, was daraus werden könnte, ein Horrortrip an der Seite eines übergewichtigen Wissenschaftlers ...

Nun gut, Du hast Steuern bezahlt und nicht zu knapp und wirst der staatlichen Altersvorsorge nicht mehr zur Last fallen ...

Tony Tanner ging das alles nichts mehr an. Er hatte innerhalb kürzester Zeit sämtliche Phasen durchlaufen, die eifrige Psychologen vor das Akzeptieren des eigenen bevorstehenden Ablebens definiert haben und befand sich nun in dem Stadium des

Ihr könnt mich mal oder *Was geht's mich denn noch an.*

In der Tat konnte er nichts mehr tun. Er wurde in die Zange genommen. Durch den Lärm der Rotoren konnte er manchmal ein Klappern hören. Es war ganz nah.

Warum gingen sie so vorsichtig vor? Hielten sie ihn für bewaffnet? Oder wollten sie ihn lebend fangen? Um ihn mitzuschleppen? Oder lediglich, um ihn genussvoll zu Brei zu schlagen, im Angedenken an die eigenen Verluste?

Der Hubschrauber knatterte über ihn hinweg. Die Blätter des Strauches rauschten, die Zweige peitschten unter dem Luftstrom. Der Luftwirbel ebte ab, das Geräusch wurde leiser. Als der Helikopter über dem Wäldchen drehte und seine Waffen ausrichtete.

Dann zuckte das Mündungsfeuer. Der Knall der einzelnen Abschüsse verwischte sich in einem einzigen lang gezogenen hastigen Knarren. Aus den Auswurföffnungen spritzten die Patronenhülsen und taumelten zu Boden.

Tony sah von allem dem nichts. Er bemerkte nur, dass der Rasen Erdfontänen spuckte, die auf sein Versteck zustürmten wie eine durchgehende Herde.

Um ihn brach die Hölle los. Die Geschosse zerrissen mit einem ununterbrochenen Jaulen die Luft, zerfetzte Blätter rieselten in seinen Nacken, Holzstücke, Erdkrümel.

Wenn der Beschuss für Sekunden aufhörte, dröhnte der infernalische Lärm in Tonys Ohren weiter, setzte sich als schrilles Pfeifen fest. Die Geschosse brachten den ranzigen Geruch von Kordit mit sich.

Die Söldner lösten ihre Formation auf und rannten zu dem anderen Helikopter. Hinter ihnen versank Tony Tanners Versteck in einem Dunst von aufgewirbelter Erde und Staub.

Die Bewaffneten sprangen durch die geöffneten Schiebetüren. Dort gab es eine heftige, gestenreiche Diskussion mit dem Piloten. Das Heck des Hubschraubers hob sich, dann startete er.

Der Hubschrauberpilot war ein Totalversager. Die Tatsache,

dass Tony noch diesen Gedanken fassen konnte, bestätigte die Aussage eben dieses Gedankens. Der Kerl richtete ringsum Schaden an, aber sein Ziel verfehlte er. Entweder er war ein psychopathischer Rasenhasser oder ...

Der Beschuss hörte auf. Tony schob sich ein Stück nach vorne und wagte schließlich, unter einem der Zweige in Richtung auf den Hubschrauber zu peilen. Um ihn herum sah der Rasen aus wie nach einem Rugbyspiel. Einem Rugbyspiel mit vierhundert Rugbyspielern.

Der Hubschrauber flog knapp über dem Boden direkt auf Tony zu. Hinter der Cockpitverglasung grinste ihn Steele an und tippelte sich lässig mit zwei Fingern an die Stirn.

Mit der Lässigkeit von Steele war es in der nächsten Sekunde vorbei. Der andere Hubschrauber hatte Höhe gewonnen, legte sich nun in eine Kehre und kam auf Steele zu. Bevor der reagieren konnte, erkannte er das helle Mündungsfeuer am Bug.

Die Salve schlug knapp hinter Steele in die Flanke ein und zerschredderte die Aluminiumhülle und den Boden. Der Hubschrauber wurde von harten hastigen Stößen durchgerüttelt. Steele trat das Seitenpedal und drehte seinen Hubschrauber so, dass er dem anderen den Bug zeigte. Das Prinzip der kleinsten Angriffsfläche, aber zugleich eine Einladung, das Cockpit samt Insassen zu zersieben.

Der andere setzte mit dem Feuern aus, um die Richtung zu korrigieren.

Steeles Gegner hatte den Nachteil des größeren Gewichtes. Aber er kannte sein Fluggerät aus dem Effeft und dieser Vorteil wog alles auf.

Steele feuerte ungezielt auf den Gegner und riss seinen Hubschrauber in die Höhe. Bevor er die Aktion beendet hatte, merkte er seinen Fehler. Er hatte den Hubschrauber überzogen. Es gab einen Satz nach oben, dann veränderte sich das Geräusch der Rotoren zu einem gefährlichen Heulen und Steele wurde bei dem Sturz fast aus dem Sitz gehoben und gegen die Decke ge-

schleudert. Die Turbinen kreischten mit Überdrehzahl, als die Drehflügel durch die Luft wirbelten, ohne Auftrieb zu erzeugen.

Steele klammerte sich an Pitch und Steuerknüppel fest. Vor ihm kippte die Rasenfläche zur Seite und sprang auf ihn zu. Das Grün füllte die gesamte Scheibe und kam wie eine Lawine auf ihn zu.

Den Aufprall mindern, fuhr es Steele durch den Kopf. Kein vertikaler Einschlag, sondern ein Aufprall im stumpfen Winkel. Aus der Gewissheit des Endes die wenigen Zehntelprozent an Überlebenschance herausklauben ...

Der Hubschrauber kam aus der Falllinie. Das Knattern der Rotoren, das Jaulen der Turbinen änderten sich. Der Bug glitt über den Boden, die rechte Kufe pflügte durch den Untergrund, wollte den Helikopter zur Seite ziehen. Für einen Augenblick zischten die Spitzen des Rotors nur Zentimeter durch das Gras, dann riss die Kufe an den Sollbruchstellen ab, krachte noch einmal gegen die zerschossene Seite und hüpfte dann, sich überschlagend über die Wiese.

Als müsste er einen schleudernden Wagen beruhigen, zwang Steele den Helikopter unter seine Kontrolle.

Steele sah auf und blickte direkt auf den anderen Hubschrauber.

Dorkas warf sich mit seinem gesamten Lebendgewicht gegen die Tür und ließ sie zuschlagen. Dann drehte er hastig den Schlüssel herum. Er schnaufte, als ob ihm die kleine Bewegung die letzten Kraftreserven abverlangt hätte.

Alle hoben die Köpfe und lauschten. Das Dröhnen der zugeschlagenen Tür rollte durch die Gänge und verhallte. Danach stieg die Stille auf und bedeckte alles wie ein weißes Tuch.

Noch niemals hatte der Conte di Saloviva in diesem Gebäude, das er als sein Heim empfand, eine solche Stille erlebt. Die Stille des Todes, der Verlassenheit, vielleicht auch die Stille der Erschöpfung.

Natürlich hatte er sich immer wieder in seinen Arbeitsbereich

zurückgezogen. Stille war für den Conte als geistigen Menschen eine Notwendigkeit wie das Atmen. Aber selbst hinter den schweren Eichentüren war das Zwitschern eines Vogels zu ihm hineingedrungen, ein lauter Zuruf im Garten, Schritte auf einem Gang. Es hatte ihn nicht gestört, sondern er nahm es als wohlthuenden Beleg dafür, dass das Leben *draußen* weiterging.

Dieses Leben schien jetzt erloschen zu sein. Das Gebäude wirkte wie eine ausgebrannte Hülle, die nicht einmal die Erinnerung an den früheren Inhalt bewahren konnte.

Die drei Männer - der Conte di Saloviva, Little und Dorkas - wirkten wie Schatten, die ihre körperliche Substanz von Minute zu Minute verloren. Dorkas schlich von der Tür zu einem Sessel und ließ sich hineinfallen. Die anderen saßen schon, die Unterarme über die Lehnen gelegt, mit hängenden Händen, als wollten sie schon damit jede Möglichkeit abweisen, sich jemals wieder zu erheben oder etwas anzufassen.

Es waren die beiden Frauen, die den Gegensatz dazu bildeten. Maddalena, weil sie hemmungslos weinte und wie ein kleines Mädchen den Arm vor die Augen gelegt hatte. Sie kauerte in ihrem Sessel, in dem sie von Lucille Chaudieu mehr oder weniger grob hineingestoßen worden war.

Lucille selbst schien die Einzige zu sein, die in dieser Situation den Überblick behielt. Sicherlich kam ihr die Ausbildung als Stewardess zugute, bei der das Flugpersonal darauf vorbereitet wurde, im Krisenfall die Nerven zu behalten, wenn ringsum schon Hysterie am Werk war. Aber das war es nicht allein. Seit sie den Mut gefunden hatte auszusprechen, was in den letzten Jahren als Giftstachel in ihrer Seele geeitert hatte, empfand sie diese innere Wunde als eine Quelle der Kraft.

Lucille baute sich resolut vor Dorkas auf, legte die Hand an dessen Kinn und drehte den Kopf des Wissenschaftlers hin und her. Es hatte etwas von der Prüfung einer Wassermelone auf dem Markt.

»Ich glaube, Ihnen fehlt vor allem eine Tasse Tee«, verkündete

Lucille ihre Diagnose mit professioneller Munterkeit.

Dorkas bemühte sich um ein dankbares Lächeln. Schon die Erwähnung des Wortes *Tee*, mit derartiger Selbstverständlichkeit, als wäre nicht eben vorhin die Welt wieder einmal untergegangen, hatte eine aufbauende Wirkung.

»Das Wundermittel könnte wirklich helfen«, krächzte er und leckte sich die aufgesprungenen Lippen.

Unterdessen ging Lucille schon vor Little in die Knie. Hier war es nicht mit einer Tasse Tee getan. Little hatte alle Farbe verloren und wurde immer wieder von einem Schauer geschüttelt. Auf seiner fahlen Haut glänzte der kalte Schweiß. Er brauchte einen Arzt, er musste ins Bett, und er durfte für die nächste Zeit keinerlei Aufregung haben, sonst war er ein Fall für die geschlossene Abteilung.

Mit diesem Fazit erhob sich Lucille wieder. Sie seufzte und tätschelte Little aufmunternd das Knie. Er ließ es regungslos geschehen, vielleicht registrierte er es überhaupt nicht mehr.

»Sie brauchen einen Arzt«, sagte Lucille zum Conte di Saloviya. »Ich werde Wasser besorgen, damit ich Sie waschen kann. Irgendwo in der Nähe wird doch wohl ein Wasserhahn sein.«

Der Ton von Lucilles Stimme war eine derartige Mischung aus energischer Krankenschwester und mildgestimmter Wohltäterin, dass sie auf den Conte wie eine Adrenalininjektion wirkte. Er ballte die herabhängenden Hände zu Fäusten, legte sie sich in den Schoß und straffte sich.

»Selbst wenn ich derzeit nicht das blühende Leben repräsentiere«, nuschte er durch seine geschwollenen Lippen, »so bin ich doch sehr wohl in der Lage, mich selbst zu waschen. Ich bin kein Pflegefall. Also bleiben Sie hier, wir wissen nicht, ob nicht draußen auf den Gängen Gefahr lauert.«

»Es ist alles still.«

»Was hat das schon zu besagen? Wir sollten abwarten, bis Hilfe kommt. Man wird uns suchen. Und wenn es die Feinde sind, die uns suchen, dann ist es am besten, sich nicht zu rühren.«

Während der Conte sprach, hörte Maddalena auf zu weinen. Die Stimme des Conte bewirkte eine Veränderung in ihr. Ihr Klang schien eine Brücke zu bilden, über die Maddalena schreiten konnte und alles, was an Fürchterlichem geschehen war, hinter sich zu lassen, um wieder in das gute, reine, gesicherte Leben an der Seite des Conte einzutreten.

Das Mädchen erhob sich.

»Ich werde Wasser holen«, erklärte Maddalena. »Ich kenne mich hier aus. Ich werde euch pflegen, Conte, ich werde alles wieder gutmachen, ich ...« Es sprudelte nur so aus ihr heraus.

Die Hand Lucilles krallte sich um Maddalenas Kragen und stieß das Mädchen heftig zurück in den Sessel. Mit großen Augen, verwundert und zu Tode erschrocken wie ein weidwundes Rehkitz, schaute Maddalena zu Lucille auf.

»Wage nicht noch einmal, dich von deinem Platz zu rühren, Schätzchen«, fauchte Lucille und schwenkte zur Verdeutlichung möglicher Konsequenzen ihre Faust vor Maddalenas wunderhübscher Nase. Das mit der Faust war gar nicht so einfach, stellte Lucille fest, zumindest nicht, wenn Frau sich langer, gepflegter Fingernägel rühmen durfte.

»Ich kratze dir die Augen aus«, verkündete sie das Resultat ihrer Überlegungen.

Dann wandte sie sich zur Tür.

»Dass mir keiner von euch Jungs heimlich auf die Piste geht, während ich nicht da bin. Dorkas - Sie treten unserer jungfräulichen Schönheit in die Kniekehlen, falls sie versuchen sollte zu türmen.«

Es war unwahrscheinlich, dass Dorkas jemals in die Verlegenheit kommen würde, diese Anweisung auszuführen. Maddalena hockte wieder mit angezogenen Beinen im Sessel, hatte einen Arm auf die Lehne gestützt und verbarg ihr Gesicht dahinter, während ihr die Tränen über die Wangen flossen und hilfloses Schluchzen den zarten Körper schüttelte.

Mit einem betonten Hüftschwung schob sich Lucille durch die

Tür zum Gang. Sie vergewisserte sich, dass kein Mensch zu sehen war und ließ das Türschloss leise zuschnappen. Dann lehnte sie sich gegen die Tür und wischte sich über die Augen. Sie fühlte sich, als ob man sie durch den Fleischwolf gedreht hätte. Bikiniauftritte waren in den nächsten Wochen gestrichen, es sei denn, sie wollte mit ihren blauen Flecken und blutigen Striemen in der Sado-Maso-Szene reüssieren. Der Zustand ihrer Haut hätte ihr weniger Kummer bereitet, wenn es darunter nicht so wehgetan hätte.

Und die körperlichen Schmerzen könnte sie auch tapfer ertragen, wenn ihr nicht der Gedanke an Tony Tanner und Steele weitaus üblere Pein verursacht hätte. Wobei der Gedanke an Steele eher einem Bedürfnis nach numerischer Vollständigkeit oder politischer Korrektheit entsprach, während es Lucille wirklich und wahrhaftig nur um Tony ging. Er war so tapfer gewesen und nun wusste sie nicht einmal, wo er war und ob er überhaupt noch lebte ...

Sie riss sich aus diesen Überlegungen, lauschte noch einmal und entschied sich für eine Seite des Ganges, im vollen Bewusstsein, dass es die falsche sein würde.

Hier gab es nichts, was an einen Überfall oder an einen Kampf erinnerte. Aber in der lauen Luft lag ein kaum merklicher, fast schon lauernder Brandgeruch und erweckte bei jedem Atemzug Assoziationen, die Lucille am liebsten aus ihrem Kopf vertrieben hätte.

Auf Zehenspitzen schlich Lucille zum Ende des Ganges und schaute sich um. Eine Tür stand offen und gab den Blick auf ein durchwühltes Zimmer frei. Hier mussten die Räume des Personals sein. Also gab es hier auch ein Badezimmer mit einem Wasserhahn.

Lautlos huschte Lucille durch die Tür. Die Freude über den Erfolg ihrer Mission machte sie unvorsichtig. Sie merkte es spätestens, als sich von hinten eine Hand auf ihren Mund legte und sie brutal nach vorne auf das Bett geworfen wurde. Lucille Kopf

verschwand in den Kissen, ein Körper warf sich auf sie und drückte sie noch tiefer. Immer noch presste sich die Hand auf ihr Gesicht.

Lucille bekam keine Luft mehr. Sie versuchte, den Kopf zur Seite zu drehen, schaffte es aber nicht. Als sich eine Hand an ihrem Hinterteil und ihren Schenkeln zu schaffen machte, erkannte Lucille, was ihr bevorstand.

Steele hatte seine Hubschrauber mit einem Manöver, das in die Annalen der Drehflügler eingehen könnte, vor dem Absturz gerettet.

Und er hatte sich dabei in eine Position manövriert, die seinem Gegner erlaubte, zu vollenden, was die Flugphysik nicht geschafft hatte.

Die Steuerung hatte bei dem Beschuss oder dem Fast-Absturz gelitten. Jede Bewegung des Knüppels quittierte der Hubschrauber mit einem Rütteln, der ihn an den Rand des Abschmierens brachte. Für Steele bestand die einzige Chance darin, mit ganz vorsichtigen Steuerausschlägen eine Landung hinzulegen. Ausweichmanöver oder schnelle Wendungen waren nicht mehr drin.

Steele schaute nach unten. Der Hubschrauber hatte inzwischen wieder so viel an Höhe gewonnen, dass er einen Absprung nicht überleben würde. Immerhin - einige Sekunden hilfloses Taumeln in der Luft und ein Aufprall, den er nicht einmal mehr merken würde, und dann wäre die Sache ausgestanden.

Die andere Option war, darauf zu warten, dass der andere Helikopter ihn in Stücke schoss. Der andere ließ sich Zeit. Und weil Steele Zeit als den einzig ausschlaggebenden Faktor ansah, wählte er die andere Option und hielt seinen rüttelnden, scheppernenden Hubschrauber in der Luft und schaute mit kalten Blicken auf den Gegner.

Ihm wurde langsam eine Tatsache deutlich. Sie hatte nichts mehr zu bedeuten, aber sie gab ihm zumindest die Möglichkeit, die Aktionen des anderen vorauszuahnen.

Die beiden Hubschrauberpiloten waren nicht einfach bloß Söldner gewesen oder waren durch eine militärische Kameradschaft verbunden. Sie waren Freunde, vielleicht enge Freunde. Darum ging es Steeles Gegner nicht einfach darum, ein Zielobjekt zu vernichten. Er wollte Rache. Und weil er keine andere Chance für diese ganz persönliche Vergeltung hatte, ließ er jede militärische Vernunft beiseite. Er schoss nicht, um dann sofort zu verschwinden.

Nein, er wollte den anderen winseln hören. Er wollte ihm die letzten Sekunden zur Hölle machen.

Die Rohre der Maschinenkanonen waren jetzt unter dem Bug des Helikopters ausgefahren. Als der andere langsam um Steeles fliegendes Wrack kurvte, folgten die Mündungen automatisch dem einprogrammierten Ziel. Das war ein charmanter Punkt auf der Zubehörliste, wie Steele sich eingestand. Leider war diese Option irgendwo in irgendeinem Menüpunkt irgendeines Monitors verborgen und entzog sich damit gänzlich Steeles Zugriff.

Steeles blickte unverwandt geradeaus, während der andere Helikopter, das Cockpit auf ihn gerichtet, langsam seine Runde fortführte. Die Vorstellung war reif für eine Flugschau. Sie hatte den müden Glanz eines Stierkampfrituals.

Der Hubschrauber kehrte in seine Position gegenüber Steele zurück - in leichter Überhöhung, sodass Steele keine Chance hatte, seine Waffen erfolgreich abzufeuern. Abgesehen davon hielt Steele seine Mühle für derart ramponiert, dass jeder Rückstoß einer abgefeuerten Waffe sie sofort zerrissen hätte.

Der andere Pilot richtete seine Waffen aus. Er wollte nicht einfach den anderen Hubschrauber zerstören. Er wollte Steele mitten ins Herz treffen.

Der Steuerknüppel begann zu vibrieren. Die Bewegung setzte sich in Steeles Arm fort und schüttelte seinen gesamten Oberkörper.

per. Die Steuerungsmechanik zerlegte sich langsam, aber unaufhaltsam in Einzelteile. Steele registrierte dieses Faktum ohne Emotion. Er war weder gelassen noch gefasst noch furchtsam. Ihm war alles egal, eine große Leere breitete sich in ihm aus und er fragte sich eine Sekunde lang, ob diese völlige Distanz zu allem ein Segen oder ein Fluch war, ein Zeichen für äußerste Beherrschung oder komplette Verblödung. Die Antwort gab er sich nicht, denn auch sie war ihm egal. Allenfalls konnte er in sich einen leichten Ärger darüber finden, dass er hier zu einem passiven Objekt geworden war, während ein anderer auf bombastische Art seinen Abgang inszenierte.

Steele hörte einen Schuss.

Jemand rammte seine Knie zwischen Lucilles Schenkel, drängte sich zwischen ihre Beine. Der Schock wirkte wie eine Initialzündung. Sie nahm alle Kräfte zusammen, krümmte sich und konnte einen Arm befreien. Wie eine Furie ließ Lucille Chaudieu ihre Krallen durch die Luft sausen, ziellos, bis sie einen Widerstand spürte und zugriff und einen Schrei als Antwort bekam.

Der Griff um ihren Mund lockerte sich. Lucille konnte den Mund öffnen und zubeißen. Mit Befriedigung schmeckte sie Blut und hörte einen erneuten Schmerzensschrei. Es war eine weibliche Stimme.

Jetzt verschwand das Gewicht, das Lucille in die Matratze gepresst hatte. Sie konnte die Beine anziehen und sich drehen. Jemand riss an ihren Haaren, die Strähnen fielen ihr ins Gesicht, sodass Lucille nichts mehr sehen konnte. Dafür erwischte sie selbst einen Haarschopf und begann mit gefletschten Zähnen daran zu zerren.

Durch Lucilles Wut schob sich die Verwunderung, es mit einer Frau zu tun zu haben. Die Überlegung lief im Hintergrund ab, während sie an den fremden Haaren riss und mit der anderen

Hand ein fremdes Handgelenk umklammerte. Beide Frauen stöhnten und ächzten. Es klang so ähnlich wie ein Damen-Tennis-Match. Nur nicht ganz so penetrant.

Lucille glaubte einen Ärmel aus dem weiß-blau gestreiften Stoff zu erkennen, aus dem die Röcke des Hauspersonals gefertigt waren. Eine von den Verrätern, schoss es Lucille durch den Kopf. Die aufbrandende Wut half ihr, die letzten Energien zu mobilisieren. Sie begann, wild in die Luft zu treten. Nach vier Versuchen landete sie einen Treffer. Es schien ihr fast die Zehen zu brechen, aber der Erfolg rechtfertigte den Aufwand. Die Hand, die sich eben noch in Lucilles Haar verkrallt hatte, verschwand. Lucille stieß beide Arme vorwärts, spürte einen Widerstand, hörte ein Poltern.

Bevor sie sich blind auf den Gegner stürzen konnte, wurde sie von beiden Seiten in die Zange genommen. Lucille kreischte und trat um sich.

»Signora, per favore ...«

Die Männerstimme hatte etwas Beschwörendes. Lucille wurde losgelassen und blies mit dem Geräusch eines auftauchenden Walrosses die Strähnen aus ihrem Gesicht. Die sich nun bietende Perspektive zeigte ein Hausmädchen, das in recht uneleganter Pose, mit zerwühlter Frisur, auf dem Boden saß und mit spitzen Lippen auf ihren blutenden Zeigefinger pustete.

»Ein bedauerliches Missverständnis, Signora«, erklärte der ältere der beiden Diener, die neben Lucille standen. »Wir waren nicht sicher, ob sich nicht noch einige von denen hier herumtreiben. Einige hatten sich versteckt und griffen aus dem Hinterhalt an. Unsere Nerven sind etwas angespannt ...«

»Trotzdem, ist das eine Art, eine Dame zu behandeln, so eine elende Schitte!«, fauchte Lucille. Sie rückte mit einigen energischen Bewegungen ihre Kleidung zurecht und bemühte sich, ihre derangierte Haarpracht wieder unter Kontrolle zu bringen.

»Wir sind auf der Suche nach dem Conte di Saloviva.«

»Ich weiß, wo der Conte ist«, antwortete Lucille, mit besonde-

rer Betonung des ersten Wortes. Sie winkte den beiden Männern, ihr zu folgen. An der Tür drehte sie sich noch einmal um und deutete auf das Hausmädchen.

»Die Kleine sollte sich ihren schamlosen Finger zur Vorsicht desinfizieren«, schnurrte sie mit verachtungsvoll hochgezogenen Brauen. »Es gibt nämlich Leute, die behaupten, ich hätte Giftzähne.«

Vor Steeles Augen platzte der andere Helikopter auseinander. Die Turbinen explodierten und schleuderten ihre Trümmer umher, der Rumpf stürzte in einer Rauchwolke ab und schlug einen Krater in den Boden. Es gab keine Explosion, denn die Tanks waren fast leer. Aus den Trümmern schlugen kleine Flammen und ließen Rauchfäden steigen. Was geschah war so unspektakulär, dass jeder Regisseur die Szene aus seinem Film herausgeschnitten hätte.

Die umherwirbelnden Trümmer prasselten auch gegen Steeles Hubschrauber. Ein größeres Teil knallte gegen die Cockpitverglasung und überzog sie mit einem Netz feiner Brüche, durch die nichts mehr zu erkennen war.

Steele musste sich zur Seite beugen, um den neuen Gegner zu finden.

Am Rand des Geländes, wo die Rasenfläche von Bäumen begrenzt wurde, wimmelte es von Männern. Zwischen ihnen stand ein kleines Kettenfahrzeug. Aus der Entfernung konnte Steele nicht erkennen, um welchen Typ es sich handelte. Aber es konnte nur ein uraltes Gerät aus den Zeiten des Zweiten Weltkriegs sein.

Eine schwarze Abgaswolke stieg auf, als der Panzer sich ein Stück zur Seite drehte, um Steele ins Visier zu nehmen.

Ein Jagdpanzer oder ein Sturmgeschütz, fuhr es Steele durch den Kopf, kein Drehturm, Seitenausrichtung mit dem ganzen

Fahrzeug. Und dann fragte er sich, wo der Unterschied lag - jetzt, wo er es wusste. Das Rohr ruckte ein Stück höher. Es war so schwer, dass der ganze Panzer ins Schaukeln kam.

Über den Rasen lief eine Gestalt direkt auf den Panzer zu. Ihre Hände waren in die Höhe gehoben und wedelten mit abwehrender Geste.

Tony Tanner hatte nicht gedacht, jemals im Leben noch einmal so schnell laufen zu können. Er schrie und wedelte und rannte gleichzeitig auf die Männer am Waldrand zu.

Als er den Panzer erreicht hatte, war er derart außer Atem, dass er keinen Ton herausbrachte und nur noch nach Luft schnappen konnte. Quietschend öffnete sich eine Klappe, fiel scheppernd auf den Stahlrumpf des Panzers und ein Mann schob sich hindurch. Tony kannte ihn. Es war der Fahrer des Traktors, der sie am Tage ihrer Ankunft vom Flugfeld abgeholt hatte. Als er sich jetzt umschaute, glaubte er, weitere bekannte Gesichter zu erkennen. Die Männer, die in Zivilkleidung, aber bis an die Zähne bewaffnet eine Schützenlinie bildeten und nun langsam über den Rasen vorrückten, waren bei Tonys Ankunft dagewesen oder er war ihnen zwischendurch einmal auf dem Gelände von Collesalvetti begegnet, wo sie als Gärtner, Lieferanten oder Handwerker auftauchten.

Jetzt hatten sie ihre Arbeit, wo sie saßen und standen, fallengelassen, um dem Conte zu Hilfe zu eilen. Tony sah ölverschmierte Blaumänner, Kittel und Arbeitsjacken. Einer, wahrscheinlich ein Bäcker, hatte sich eine dunkle Decke über die auffällige weiße Kleidung geworfen. Es war eine zusammengewürfelte Gesellschaft, die auf den ersten Blick etwas von einer Maskerade oder einer improvisierten Jagdpartie an sich hatte.

Die Art, wie sie ihre Waffen handhabten, wischte diesen ersten Eindruck wieder weg. Diese finster blickenden Männer wussten, was sie taten und keiner von ihnen würde vor irgendeinem Gegner zurückweichen.

»Gestatten, mein Name ist Piero di Petri!«

Die Stimme kam von der Seite und ließ Tony zusammenzucken. Er blickte sich um und sah einen Mann, der sich auf einen mannshohen Stock stützte. Die straffe Haltung und die schlanken Glieder ließen Piero di Petri jünger erscheinen als er war, so dass sein schwerer Kopf wie ein unpassender Aufsatz wirkte. Di Petris Gesicht leugnete keines der vielen Lebensjahre dieses alten Mannes. Es war eine sonnenverbrannte Landschaft tiefer Falten, aus denen ein Paar Augen hell und scharf blickten. Der Mund war ein lippenloser Strich, zwei tiefe Kerben, die links und rechts der Nase an den Mundwinkeln vorbei zum Kinn verliefen, gaben dem Gesicht den Charakter eines dreieckigen Warnschildes, das eine Gefahrenstelle ankündigt. Wenn di Petri mit seiner rauhen, kehligen Stimme sprach, kullerten ihm die R-Laute drohend und hart, als hätten sie grob gehauene Kanten, über die Zunge. Diese Aussprache hatte nichts mit dem Nobel-Italienisch des Conte oder dem toskanischen Zungenschlag zu tun. Sie klang nach dem tiefen Süden, nach Hitze, vulkanischen Inseln, Fischern, Seefahrern und einer uralten mediterranen Kultur.

Tony stellte sich vor - es kam ihm in dieser Situation selbst ein wenig blöde vor, aber konnte nicht aus seiner Haut und so raselte er die Eckdaten seines gesellschaftlichen Daseins herunter, als stünde er mit Schampusglas in der Hand auf einer glanzlackierten Dinnerparty.

Di Petri nickte nur. Er kannte Tony. Dann wandte er sich um und rief seinen Leuten einige Befehle zu. Der Panzer ruckte an und setzte zurück in den Wald. Man wollte den Rasen nicht über Gebühr strapazieren. Die Männer rückten im Laufschrift vor und bildeten dann einzelne Gruppen, die das Gelände durchstreiften.

In diesem Moment stürzte Steeles Hubschrauber ab. Steele hatte versucht, die Flughöhe langsam zu verringern. Es war ihm zuerst gelungen, dann brach irgendein wesentliches Teil am Steuergestänge und er fiel wie ein Stein. Die Turbinen heulten auf und verstummten mit einem schrillen Misston. Das Heck des Hubschraubers bohrte sich in den Boden, der wirbelnde Heckrotor

wühlte Gras und Erde auf. Dann hackte der Hauptrotor in die Erde, barst in tausend Stücke und riss den Rumpf in eine halbe Drehung. Er kam auf der Seite zu liegen.

Die umstehenden Männer warfen sich auf den Boden und versuchten, sich vor den umherfliegenden Trümmern zu schützen. Es gab einen dumpfen Knall, Flammen schlugen aus dem Rumpf.

Für einen Moment hörte man nichts als das Knacken von überhitztem Metall und das Splittern von Glas. Die Seitentür des Helikopters wurde halb aufgestoßen. Steele schob sich an der klemmenden Tür vorbei und rutschte auf den Boden. Er hatte seine verbliebene Zeit genutzt, um sich einen herumliegenden Helm aufzustülpen. Das aber hätte ihm nichts genutzt, wenn der Rumpf auf der Seite, auf der er saß, eingeschlagen wäre.

Steele humpelte über den Rasen auf Tony Tanner zu und versuchte, sich darüber klar zu werden, warum er noch lebte. Er fand keine hinreichende Erklärung. Es war Zufall. Er hatte auf der richtigen Seite des Hubschraubers gegessen, das Gestänge hatte sich nicht in fünfzig Meter Höhe demontiert, sondern in fünfzehn ... Am Ende lief alles darauf hinaus, dass er Glück gehabt hatte und noch lebte und dass alles ganz anders hätte ausgehen können. Seine Familie hatte kein Glück gehabt, das war die ganze Geschichte.

Steele fühlte eine Bitterkeit auf der Zunge, als hätte er Asche gegessen.

Neben Steele stolperte Tony Tanner auf das Gebäude zu. Er hatte jetzt Schwierigkeiten, überhaupt die Füße hoch genug zu heben, um nicht ständig über das kurz geschnittene Gras zu stolpern. Er musste sich auf das Gehen konzentrieren, als bestünde der Untergrund aus glattem Eis.

Die Stille über dem weiten Gelände kam ihm sonderbar vor. Es gab keine Schüsse, kein Rotor knatterte, kein Motor überdeckte das Zwitschern der Vögel, die sich wieder aus den umliegenden Gehölzen hören ließen. Der Himmel wölbte sich weit und hoch

über Collesalvetti und es gab keinen Hubschrauber, der einen Teil dieses Raumes für sich in Anspruch nahm.

Jetzt brandeten Hochrufe auf und die Männer schwenkten ihre Waffen über den Köpfen. Erstaunt hob Tony den Blick. Auf der Terrasse vor dem Haupteingang waren einige Personen erschienen. Man hatte den Conte kurzerhand in einen großen Sessel gesetzt, der von vier kräftigen Bedienten auf den Schultern getragen wurde. Von dort oben winkte der Conte mit matten Bewegungen, denen man die Anstrengung ansah, die sie dem zu Tode erschöpften Mann kosteten. Tony erkannte Little, der halb getragen werden musste, Dorkas, Lucille ... und Maddalena. Sein Herz tat einen Sprung. Sie stand etwas abseits und ein Diener musste sie am Arm stützen, aber sie lebte und schien unversehrt! Wenn Tony bisher das Gefühl gehabt hatte, jede Sekunde dieses Tages wäre eine Mauer, gegen die er anrennen müsste, nur um zur nächsten Sekunde zu gelangen, so hatte sein Dasein jetzt wieder eine Perspektive.

Von der Seite ertönte Lärm und nahm Tonys Aufmerksamkeit gefangen. Die Männer des Conte bildeten einen Kreis, vom Hauptgebäude her rannten andere Bewaffnete zu ihnen. Ihre Rücken verdeckten die Sicht, auf das, was sich im Kreis befand. Aber plötzlich sah Tony einen Körper hochwirbeln, als würde er von einer Explosion in die Luft geschleudert. Die Gestalt flog, sich wie eine leblose Puppe überschlagend, über die Köpfe der Männer hinweg und stürzte hinter ihnen auf den Boden. Ein, zwei Männer liefen zu dem Gestürzten und halfen ihm auf. Er schien betäubt, aber nicht schwer verletzt und wurde zum Haupteingang geführt.

Unterdessen bewegte sich der Kreis langsam, als wenn in seiner Mitte ein Kraftfeld existierte, das seine Bewegungen bestimmte, auf Tony und Steele zu. Mit unerwarteter Plötzlichkeit kamen die Männer ins Laufen, rannten auf die beiden zu und im nächsten Moment befanden sich Steele und Tony unter den Männern, die den Kreis bildeten.

Keiner der beiden kannte die Gestalt, die mitten im Kreis stand. Weder Steele noch Tony waren bis zu diesem Moment dem Boten begegnet. Die hagere Gestalt in der weiten schwarzen Lederkutte wirkte wie ein Wesen aus einer anderen Welt, dieser Schöpfung, dieser Landschaft nicht zugehörig, fremdartig und unpassend wie ein Tiefseefisch. Gebückt, die Arme ausgebreitet wie Hörner drehte sich der Bote um sich selbst. Der Saum seiner Kutte raschelte über das Gras. Sein Kopf war von der Kapuze bedeckt, dennoch spürte Tony den Blick, der ihn traf wie einen eiskalten Stich.

Jemand versuchte, den Boten von hinten anzugreifen. Die vermummte Gestalt fuhr herum, der Angreifer schien gegen eine Wand zu prallen und taumelte zurück. Sein Nachbar hob die Waffe, legte an ... und ließ das Gewehr wieder sinken, mit verwundertem Blick, als hätte er vergessen, was seine Absicht gewesen war.

Tony konnte die Macht dieser düsteren Gestalt spüren. Er fand keine Worte dafür, aber jede seiner Nervenzellen registrierte die Bedrohung, die wie schwüle Gewitterluft über dem Kreis lag. Als sich die Gestalt ihm zuwandte, brandete in Tony Panik auf.

Wie eisige Finger glitten die Blicke des Boten über sein Gesicht, tasteten ihn ab, griffen unter seine Haut. Obwohl ihm vor Kälte fror, rann Tony der Schweiß über das Gesicht. In seinem Kopf lief ein Film ab, Erinnerungen, die er verdrängt hatte, denen er nie wieder begegnen wollte. Er wusste, dass es der Vermummte war, der sie aus seiner Seele grub und damit sein Spiel trieb. Tony schwankte und stieß gegen Steele, der neben ihm stand.

Steele schien von dem Einfluss des Boten nicht berührt zu werden. Er betrachtete das Geschehen auf eine düster amüsierte Weise, wie eine surreale Zirkusvorstellung. Jetzt erst, als Tony Tanner schwankte und das schweißglänzende Gesicht verzerrte, empfand auch er die Gefahr.

Steele machte einen Schritt zur Mitte des Kreises. Die vermummte Gestalt erstarrte. Steele machte noch drei Schritte, hob

die rechte Faust und ließ sie auf das verborgene Gesicht unter der Kapuze krachen. Seine linke Faust schoss in einer Art Gegenbewegung in die eigene linke Hüfte und drehte sich dabei nach oben. Damit wurde die Wucht der rechten Faust mehr als verdoppelt. Steele ließ den Schlag für einen Sekundenbruchteil in der Luft stehen, als habe ein Stroboskopblitz die Bewegung für einen Moment eingefroren. Dann drehte er sich um und ging zurück auf seinen Platz. Dabei rieb er sich die Hand.

Der Schlag knallte und ließ den Boten taumeln. Die Kapuze flog nach hinten und gab den Kopf frei - einen kahlen Schädel von gelblicher Farbe, eine große, schmale Nase, einen lippenlosen Mund. In seiner halben Betäubung wurde Tony bewusst, wie groß die Ähnlichkeit dieses Unbekannten mit di Petri war. Sie hätten Brüder sein können, sogar Zwillinge. Nur die pechschwarzen Augen des Unbekannten machten einen eindeutigen Unterschied.

Steeles Schlag hatte den Boten schwer getroffen. Aus seiner Nase spritzte in einem dicken Strahl Blut. Sehr dunkles Blut, wie Tony verwundert feststellte, geradezu schwarz.

Der Bote geriet in ein unkontrolliertes Taumeln und stürzte zu Boden. Ächzend bemühte er sich, wieder auf die Beine zu kommen. Aber seine Kraft schien gebrochen. Auch die Kraft, die er auf die Umstehenden ausgeübt hatte. Mehrere Männer hoben jetzt die Gewehre, um ihm ein Ende zu machen.

»Kein Blut mehr!« Das war die Stimme di Petris. »Kein Blut mehr, sage ich!« Di Petri brauchte sich nicht durch die Männer zu schieben, sie machten ihm sofort respektvoll Platz.

Der Alte stützte sich auf seinen langen Stock und beobachtete die verbissenen Bemühungen des Boten, sich aufzurichten. Dann hob er den Stock und rammte dem Boten das Ende in den Nacken.

Das schauerhafte Krachen, mit dem das Genick brach, schien über das ganze Gelände zu schallen. Der Bote brach wie vom Blitz getroffen zusammen und blieb reglos liegen. Ohne ihn an-

zufassen, nur mithilfe seines Stocks, drehte die Petri sein Opfer auf den Rücken.

Der Getötete war unter seiner Kutte nackt. Der hagere Körper war über und über mit Tätowierungen bedeckt, durch die Brustwarzen und den Nabel waren eiserne Ringe gezogen.

Schweigend betrachteten die Männer den Toten. Dann erzählte einer, dass sie ihn in einem Versteck im Gebüsch aufgespürt hatten. Sie bemerkten kaum, dass die vier Träger mit dem Conte herantraten.

Dorkas betrachtete mit hängender Unterlippe, die merklich zu beben begann, den Toten.

»Wir müssen die Tätowierungen aufzeichnen und sorgfältig studieren«, erklärte der Conte von seinem Tragesessel herab. »Eine solche Gelegenheit dürfen wir nicht verstreichen lassen. Allerdings ...« Der Conte warf einen Blick auf Tony Tanner und Steele. »... Allerdings könnte dies ein Pyrrhussieg sein.«

»Warum?« Steele blickte den Conte nicht an, sondern betrachtete kühl den toten Boten. »Weil es eine Probe sein könnte. Brantley hat seinen besten Mann gesandt, um herauszufinden, wer noch stärker ist. Dieser Mann hier konnte in die Seelen greifen und einen anderen innerhalb von Sekunden in den Irrsinn treiben. Und er konnte den Willen jedes Menschen lähmen. Es sei denn, er begegnete einem Gegner, dessen Wille noch stärker, noch fester war.«

Jetzt hob Steele langsam den Kopf und sein Blick traf sich mit demjenigen des Conte.

»Und was bedeutet das nun?«

»Dass wir vorsichtig sein müssen.«

Tony hatte seine Betäubung unterdessen überwunden und hatte nur noch Atemprobleme, weil ihm Lucille um den Hals fiel. Über ihre Schulter hinweg sah Tony Maddalena, die immer noch gestützt werden musste. Unwillkürlich strafften sich seine Schultern. Lucille bemerkte die Bewegung und verstand, was sie bedeuten sollte.

Sie ließ Tony los.

»Verzeihung«, sagte sie, »ich werde meinen Enthusiasmus bei den nächsten Begegnungen bändigen.«

Sie wollte sich abwenden, aber Tony hielt sie zurück.

»Entschuldige«, antwortete er und probte den Dackelblick. »Mein Rücken besteht nur noch aus blauen Flecken. Das hemmt ein wenig die Begeisterung.«

Lucilles Hand wollte seine Wange streicheln, blieb aber auf halbem Wege hängen.

»Ich verstehe, tut mir leid«, flüsterte sie dankbar und lächelte ihn an. Es war ein Lächeln, vielversprechend wie eine frisch erworbene Kreditkarte.

Zusammen gingen sie zum Haupteingang.

Dort wartete eine Gruppe Männer, die eine gekrümmte, schwarz gekleidete Gestalt zwischen sich hatten. Es war Panpopidis. Er wimmerte vor Angst leise vor sich hin. Auch er war dem Strafgericht des Meisters Ki entkommen und hatte sich versteckt. Die Männer warteten auf das Urteil des Conte.

»Lasst ihn gehen«, sagte der Conte müde. »Er soll verschwinden und sich nie wieder blicken lassen.«

Die Männer zögerten, als hätten sie die leise gesprochenen Worte nicht recht verstanden.

»Ist das euer Wille?«, erkundigte sich di Petri. Der Conte bestätigte sein Urteil nur mit einem leichten Nicken und di Petri gab den Leuten ein Zeichen.

Derjenige, der Panpopidis mit einem Catchergriff festgehalten hatte, ließ los, nicht ohne seinem Gefangenen noch einen kraftvollen Tritt in den verlängerten Rücken mitzugeben.

Panpopidis stolperte wie ein Betrunkener davon. Erst in sicherer Entfernung mäßigte er sein Tempo, stolzierte wie ein Pfau weiter, um sich dann am Waldrand noch einmal umzudrehen.

Er drohte mit der Faust und schrie ihnen etwas zu.

Aber keiner verstand seine Worte.

Mitten in der Nacht erwachte Tony Tanner mit einem Schrei

und fand sich, nachdem er die letzten Traumbilder aus seinem Bewusstsein verscheucht hatte, aufrecht im Bett sitzend wieder. Sein Pyjama war schweißgetränkt und er keuchte, als hätte er einen Hundert-Meter-Lauf absolviert.

An Schlaf war nicht zu denken. Tony machte einen Versuch, schloss die Augen und fuhr sogleich wieder in die Höhe. Seine Furcht, die schrecklichen Bilder des Traumes könnten wiederkehren, war einfach zu groß. Er stieg aus dem Bett, tastete sich im Dunkeln durch das Zimmer und trat auf den Balkon. Eine schmale Mondsichel gab ein unsicheres Licht. Tony fand einen Sessel und ließ sich hineinfallen.

Es war eine gewohnte Bewegung und ein bekanntes Gefühl - genau jene Vertrautheit, die er brauchte. Die Polster des Sessels hüllten ihn ein und gaben ihm Sicherheit. Für einen Augenblick überkam ihn eine heitere Stimmung, als wäre die Zeit zurückgedreht und er säße hier, um sich auf Collesalvetti auszuruhen und zu entspannen. So, als wäre das Ereignis, das sein Jetzt von dem Vergangenen trennte wie ein tiefer chirurgischer Schnitt, nicht mehr als ein schlechter Traum.

Schlechter Traum - das war Tonys Stichwort. Es kostete ihn einiges an Überwindung, aber er versuchte dennoch, sich zu erinnern.

Aber so sehr er sich auch mühte, gelang es ihm nicht, die Bilder zu finden, die ihn so erschreckt hatten. Schließlich kam er zu dem Ergebnis, dass dieser Traum eher ein Gefühl vermittelt hatte, das Gefühl von Unsicherheit und völligem Ausgeliefertsein. Als er so weit war, erinnerte sich Tony an ein graues Licht, das in dem Traum geschienen hatte. Noch nie hatte er ein solches Licht gesehen, grau und trübe wie ein Novembertag, fast als wäre es eine Art von zu Licht gewordener Asche und dabei bedrückend wie das Flüstern einer schlechten Nachricht. Allein daran zu denken reichte aus, um ihm schon wieder einen Schauer über den Rücken zu jagen.

Jenseits der großen Wiese, die als mattgraue, fast körperlose

Fläche im Mondlicht lag, flackerte der helle Schein einer Taschenlampe. Tony spürte, wie sein Herz schneller pochte. Die Stimmen zweier Männer klangen durch die Stille, dann verlösch die Lampe. Tony lehnte sich mit einem Seufzer zurück. Es waren Männer aus dem nahe gelegenen Dorf, die in den letzten Nächten Wache gehalten hatten.

Diese Tatsache sollte eigentlich geeignet sein, um in Tony das Gefühl von Sicherheit zu verstärken. Aber seine innere Berechnungsgrundlage war eine andere. Als Fazit kam heraus, dass Wachen nur dort aufziehen müssen, wo eine Gefahr herrscht. Und dass man Wachen und ihre Effektivität nie überschätzen sollte.

Nun ja - Tony tastete nach dem Tisch und dann nach einer halbvollen Weinflasche, die er dort stehen gelassen hatte - inzwischen reagierte er auf jeden kleinen Vorfall mit der Panikbereitschaft einer neurotisierten Hühnerschar.

Tony setzte die Flasche an die Lippen, verschluckte sich und musste laut husten. Sofort blitzten auf der Wiese zwei starke Handscheinwerfer auf, ihre Lichtstrahlen glitten über die Fassade und erfassten Tony Tanner. Er kniff geblendet die Augen zusammen und grüßte mit der erhobenen Flasche. Das Licht erlosch und ließ Farbflecke zurück, die vor seinen Augen tanzten, bis sie langsam verblassten.

Die Männer von di Petri passten auf, das musste ihnen der Neid lassen. Tony nahm, diesmal vorsichtiger, noch einen Schluck und ließ den zu warmen Wein genüsslich über die Zunge in den Rachen fließen. Nach einer Weile spürte er eine angenehme Wärme im Bauch und das leichte Prickeln im Blut, das einen Rausch ankündigte.

Das graue Licht also -! Aber da war noch was. Jetzt erinnerte er sich. Da war ein Gesicht gewesen. Tony schüttelte die Flasche, einige Schlucke meldeten sich zu seiner Freude noch glucksend aus dem Behälter.

Ein Gesicht also. Das Gesicht eines Mannes. Der Mann hatte

ihn angestarrt. Er hatte sich über Tony gebeugt, als wäre die reale Situation des Schläfers direkt in den Traum übertragen worden und hatte ihn angestarrt. Kalt, prüfend und mit mitleidloser Beharrlichkeit. Tony konnte nichts dagegen tun. Er war ebenso hilflos wie ein Stein, der von einem Spaziergänger aufgehoben und betrachtet wird. Er versuchte sich daran zu erinnern, ob er schon einmal einen solchen Traum gehabt hatte, kam aber zu keinem Ergebnis.

Damit war das Thema Traum abgeschlossen.

So, das war endgültig der letzte Schluck gewesen. Tony setzte die Flasche mit übermäßigem Schwung auf den Tisch. Es gab einen Knall und, als hätte er einen Schalter gedrückt, blitzte auf der Wiese ein Licht auf. Nur kurz allerdings, dann schienen sich die Wachleute daran zu erinnern, dass auf dem Balkon ein komischer Kauz an seinem Alkoholkoma arbeitete.

Zeit, wieder ins Bett zu gehen. Tony stand auf, bekam den erwarteten Alkoholhammer in den Nacken und wankte zur Zimmertür. Er setzte einen unsicheren Fuß über die Schwelle, drehte sich fluchtartig um und kehrte zu seinem Balkonsitz zurück. Dort atmetet er eine Weile tief ein und aus und starrte in den Mond.

Er hatte wieder diesen Geruch in der Nase gehabt. Diese Mischung aus frischer Farbe, Mörtel und kaltem Rauch. Ein abstoßender Cocktail aus Neubau und qualmender Ruine. Dies war nun, wo fieberhaft an der Ausbesserung der Schäden gearbeitet wurde, der typische Collesalvetti-Geruch. Man versuchte, ihn mit einer Überschwemmung von Duftwasser und Unmengen von frischen Rosensträußen zu überdecken. Die meiste Zeit hatte man damit Erfolg.

Aber es schien so, als könnte sich dieser Geruch zusammenballen, sich irgendwo in einer Ecke verstecken, um dann einem Vorübergehenden aufzulauern und ihn blitzartig zu überfallen. Wenn man ihn erst einmal in der Nase hatte, klebte er zäh wie Pech an der Schleimhaut und erinnerte bei jedem Atemzug an

genau das, was ein gnädiger Verdrängungsmechanismus schon ein wenig in den Hintergrund des Denkens geschoben hatte.

Heute haben die Beerdigungen stattgefunden, trompetete der Geruch wie ein missklingender Fanfarenstoß.

Tony erinnerte sich an den Tag, an dem der Überfall stattgefunden hatte. Und an den Moment, an dem er glaubte, nun sei die Gefahr gebannt, alles sei vorbei und überstanden. Dann war ihm etwas eingefallen.

»Ich muss nach Benevoglio schauen«, hatte er gerufen und Tony machte sich, so weit es ihm die schmerzenden Glieder erlaubten, auf den Weg in die Bibliothek. Unterwegs begegneten ihm einige der Bediensteten. Alle konnten auf Tonys Frage nach Benevoglio nur müde mit den Schultern zucken. Mit steigender Besorgnis hatte Tony seinen Weg fortgesetzt. Überall traf er auf Spuren der Zerstörung. Schließlich stand er vor dem Eingang der Bibliothek und schaute auf die Rücken dreier Leute vom Personal. Tony erkannte den langen braunen Zopf eines Hausmädchens. Ihren Namen kannte er nicht, aber sie war ihm schon einige Male aufgefallen. Sie erinnerte ihn unwillkürlich an einen von einer spiegelnden Oberfläche zurückgeworfenen Sonnenreflex, einen goldenen, unruhigen Lichtkringel an der Decke. Sie meldete ihr Erscheinen durch ihre helle Stimme, mit der sie die gerade aktuellen Schlagerschnulzen summt, dann gab es ein freundliches Nicken im Vorübergehen, ein Glitzern der braunen Augen und schon war sie vorbeigehuscht und selbst der schnellste Kopfschwenk konnte gerade noch den Zopf auf dem geraden Rücken hüpfen sehen, während sie eine Treppe hochsprang und um die nächste Ecke sauste, wo ihr Summen verklang.

Jetzt hüpfte der Zopf nicht, sondern er bebte. Bebte wie das junge Mädchen, das von Weinkrämpfen erfasst und gerüttelt wurde. Einer der älteren Diener legte den Arm um ihre Schulter,

redete beruhigend auf sie ein und führte sie fort. Das alles geschah mit der mühseligen Langsamkeit, die sich in Trauerhäusern breitmacht.

Die beiden gaben den Blick auf eine reglos liegende Gestalt frei. Tony trat näher und erkannte die junge Frau, die ihn und Lucille durch einen Geheimgang geführt hatte. Ihr Hals war eine klaffende Wunde, als hätte jemand versucht, ihr den Kopf abzuschlagen. Der Anblick war unerträglich, aber für Tony war dieser Schrecken schon wie eine fremde Sprache, die er hörte, aber nicht verstand.

»Er war es«, klang eine Stimme neben ihm.

Tony erinnerte sich, dass er zusammenzuckte, als wäre die dritte Person plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Erst da bemerkte er, dass der Diener eine Pistole in der Hand trug. Tony folgte dem Schwenk der Pistole und sah eine weitere Leiche. Es war der junge Mann, der Tony und die anderen in den Gang geschickt hatte.

»Ein Verräter«, sagte der Mann neben Tony.

Tony hatte genickt und etwas wie *Ja, ich weiß* gemurmelt. Ihm wurde klar, dass er es tatsächlich gewusst hatte. Ihm waren auch die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen klar. Er kannte die Aufgabe, er wusste die Lösung, aber es fiel ihm endlos schwer, die Verbindung zwischen beiden herzustellen. Er hatte das sichere Gefühl gehabt, dass er die Wahrheit nur leugnen oder eher ignorieren musste, um sie ihrer Macht zu berauben. Wirklich war nur, was Tony Tanner als wirklich akzeptierte.

Ihm war aufgefallen, dass der Leichnam des jungen Mannes förmlich in einer Blutlache lag. Sein gesamter Oberkörper war eine rötliche, formlose Masse. Der Mann, der neben Tony stand, musste den kompletten Inhalt seines Pistolenmagazins auf den Verräter entleert haben. Obwohl der Mann ruhig und auf geradezu aufdringliche Weise seriös gewirkt hatte, verstand Tony, welche Wut in ihm getobt haben musste.

»Ich muss nach Benevoglio schauen«, hatte Tony dann gesagt und hatte den Anschein erweckt, er wolle jetzt durch den Eingang zur Bibliothek gehen.

Es war nichts als absurdes Theater. Tony kannte das Stück. Er war daher fast erleichtert, als der Diener ihn an der Schulter fasste und zurückhielt.

»Gehen Sie nicht dort hinein«, waren seine Worte gewesen, ausgesprochen mit einer völlig tonlosen Stimme.

»Benevoglio«, hatte Tony noch gesagt und der andere hatte nur den Kopf gesenkt und ihn dann verneinend geschüttelt.

Und heute war also das Begräbnis gewesen. Tony wusste nicht, wie viele Opfer unter den Bewohnern von Collesalvetti zu beklagen waren. Die Mehrzahl wurde in ihren Heimatgemeinden beigesetzt. Meister Kis sterbliche Hülle wurde auf einem Holzstapel verbrannt, wobei einige weiß verhüllte Gestalten auftauchten, ein weißes Strohseil als Absperrung um den Platz spannten und die Zeremonie vollzogen, um dann wieder zu verschwinden.

Die anderen sollten ihre letzte Ruhestätte unter einer Pyramide in einem entlegenen Teil der Gartenanlagen finden. Tony hatte das kleine Bauwerk schon aus der Ferne gesehen. Es ähnelte mit seinen steilen Wänden und der abgeschnittenen Spitze eher nubischen Grabmälern als den klassischen ägyptischen Vorbildern. Tony hatte diese Pyramide bis dahin für eine etwas ausgefallene, aber dennoch nicht ungewöhnliche barocke Gartenzier gehalten.

Der Conte leitete die Vorbereitungen mit der mechanischen Unermüdlichkeit eines Roboters. Im Gesicht des alten Mannes waren die Wunden wie eine ständige Erinnerung zu sehen. Seine Augen wirkten leer und Tony fragte sich, ob der Conte nicht in einer Art von Betäubung handelte, in die er sich zum Selbstschutz zurückgezogen hatte.

Alles lief so glatt ab, als ob es um ein seit Langem eingeübtes Theaterstück ginge. Diese Reibungslosigkeit bildete einen seltsamen Gegensatz zu den Geschehnissen, die die Begräbnisse erst

notwendig gemacht hatten. Es schien fast, als müsste dem gewalttätigen Chaos ein Gegengewicht zugesellt werden.

Eine Störung hatte es allerdings gegeben und sie war gerade von Tony Tanner gekommen. Es war ihm ungeheuer schwergefallen, aber er hielt es für eine letzte Freundespflicht.

»Benevoglio kann hier nicht beigesetzt werden«, hatte Tony mit rauer Stimme gesagt, als ihn der Conte zu den offenen Gräbern an der Pyramide geführt hatte.

Der Conte zeigte darauf keine Reaktion, er nahm es resigniert hin und schaute nur in die Gruben, die sich wie gierige Mäuler aufsperrten.

Tony nahm den Conte an der Hand - er erinnerte sich in diesem Moment daran, wie Benevoglio ihn selbst in seiner kindlich-vertrauten Art an die Hand genommen hatte - und führte ihn zu dem Wiesenstück, an dem er zusammen mit dem toten Freund gesessen hatte.

»Benevoglio liebte dieses Stückchen Erde«, hatte Tony erklärt. »Hier soll er liegen.«

Tony erschrak ein wenig, weil er so autoritär daherredete, aber der Conte nickte nur zustimmend und antwortete mit einem zeremoniellen *So sei es*.

So fand Benevoglio seine letzte irdische Ruhestätte auf dem Stückchen Rasen, das für ihn so viel bedeutet hatte.

Tony wechselte die Sitzposition. Der Sessel knarrte ein wenig. Versonnen spielte Tony mit dem Ring an seinem Finger.

Der Conte hatte ihm das Schmuckstück gegeben. »Außer seinen Kleidern war dieser Ring der einzige Gegenstand, den Benevoglio in seinem Besitz hatte. Er hätte gewollt, dass sie ihn bekommen.«

Im schwachen Mondlicht schien der Aquamarin, der den Ring zierte, aus sich selbst heraus blau zu leuchten. Selbst das eingeschnittene Relief wurde erkennbar. Es stellte einen Drachen dar - seltsamerweise glich er der Darstellung, die Tony auf einer Tür zum *Saal des Pendels* gesehen hatte, aufs Haar. Der Ring schien

alt zu sein, er vereinte feinste Handwerkskunst und wertvollste Materialien. Es war Tony ein Rätsel, wie Benevoglio in den Besitz eines solchen Stückes gekommen sein mochte. Der Verkauf des Ringes hätte Benevoglio zu einem wohlhabenden Mann gemacht. Aber was bedeuteten alle diese materiellen Überlegungen ...

Ein Geräusch schreckte Tony aus seinen Grübeleien. In diesem Moment schien der Aquamarin stärker zu leuchten, aber Tony hatte sich auch bewegt und so mochte der veränderte Lichteinfall zu dem Effekt geführt haben.

Tony täuschte sich nicht. Jemand schlich unten herum. Wo waren die verdammten Wachen? Jetzt, wo man sie brauchte, waren sie natürlich irgendwo, aber nicht dort, wo sie sein sollten!

Tony lauschte und war hin- und hergerissen von aufsteigender Panik. Sollte er Alarm schlagen? Und wenn ja, wie? Oder sollte er sich ruhig verhalten, um abzuwarten, wer sich dort herum-schlich? Der Name Panpopidis kam ihm in den Sinn. Angeblich war er in der Umgebung gesehen worden, als er verstoßen umherstreifte und aus sicherer Entfernung wilde Beschimpfungen ausstieß. Eine wirkliche Gefahr schien keiner in diesem Finsterling zu sehen.

Ein Lichtstrahl durchschnitt die Nacht. Ein zweiter, dann ein dritter leuchtete auf. Wie hastig suchende Finger strichen die schmerzhaft hellen Strahlen über die Wiese und die Fassade.

Etwas huschte durch den Lichtkegel. Sofort stürzten sich die anderen Strahlen wie wütende Hornissen auf die Stelle, suchten mit nervösen Schlenkern und erfassten eine Gestalt.

Die Person wirkte im ersten Moment Furcht erregend. Es war allerdings weniger ihr Aussehen als ihr Verhalten, das Tony einen Schauer über den Rücken jagte.

Der Unbekannte hob die Hände in die Höhe und begann auf der Stelle zu trippeln, als würde er einen beschwörenden, seltsam barbarischen Tanz aufführen. Die Lichtkegel schwankten,

als die Wachen näher rannten. Aus dem Dunkeln klangen ihre rauhen Stimmen.

Inzwischen hatte Tony registriert, dass es sich bei dem Unbekannten um ein wohlbeleibtes Menschenmännchen handelte, das seine Blöße mit einem rot und blau karierten Flanellpyjama bedeckte. Bei seinen ekstatischen Tanzbewegungen geriet der Bauch in vertikale Schwingungen und blitzte als heller Hautstreifen vorwitzig aus der Flanellhülle.

Tony stand auf und rief den anstürmenden Wachen etwas zu. Sie blieben verdutzt stehen, antworteten dann und zogen wieder ab.

»Das klang aber gar nicht nett«, sagte Dorkas.

Tony schaltete, bevor er seine Antwort gab, eine Lampe ein, in deren Schein er nun die rundliche Gestalt sehen konnte.

»Es war auch nicht nett gemeint«, antwortete Tony dann. »Man soll gar nicht glauben, wie viele Schimpfwörter die so klangvolle italienische Sprache doch besitzt.«

»Nicht wahr? Und das ist ein sehr faszinierendes Gebiet, denn in dem, was schimpflich erscheint, kann man sozusagen den Negativabdruck des Idealbildes einer Kultur erkennen.«

Die Begeisterung seines unerwarteten Gesprächspartners konnte Tony nicht anstecken. Er bemühte sich, nicht allzu sehr zu lallen.

»Was treibt Sie zu dieser gänzlich unbürgerlichen Zeit nach draußen auf die Wiese? Wollen Sie heimlich anfangen Sport zu treiben?«

»Wenn es so wäre, dann wäre ich jetzt kuriert. Nein, ich konnte nicht schlafen. Ich mache mir Sorgen wegen der Polizei«, bekannte Dorkas.

»Polizei? Die ist doch gar nicht aufgetaucht!«

»Eben darum«, bestätigte Dorkas eifrig. »Ich meine, Italien ist doch ein Rechtsstaat mit Gewaltenteilung und ähnlichen Errungenschaften. Also müsste doch hier mal die Polizei auftauchen, wenn es so was wie eine Schlacht gibt!«

»Vielleicht hat man in der Umgebung herumerzählt, dass Spielberg hier einen Film dreht?«

»Anscheinend vermögen Sie in der Sache eine kuriose Seite zu erkennen, die sich mir bisher gänzlich verborgen hat, Herr Tanner! Trotzdem bereitet mir das alles Kummer, man will ja nicht an illegalen Aktivitäten teilnehmen.«

»Bisher hatten Sie weder Probleme, an solchen illegalen Aktivitäten selbst teilzunehmen, noch andere dazu anzustacheln. Ich rede aus Erfahrung, Dorkas.«

»Auch das bereitet mir Kummer, Herr Tanner.«

Tony überlegte einen Moment.

»Ich weiß, wo man zu dieser Zeit noch an Teewasser herankommt. Ich schlage vor, wir verlegen unser Gespräch auf die Terrasse und gönnen uns eine Tasse Tee. Ich kann nämlich auch nicht schlafen.«

Der Vorschlag fand sofortige Zustimmung. Als Dorkas sich schon auf den Weg zum Nebeneingang machte, durch den er hinausgeschlüpft war, tönte ein erschreckter Schrei über das Gelände, gefolgt von einem Wortschwall, den Tony nicht verstehen konnte. Dann kam Steele über die Wiese.

»Was war los«, erkundigte sich Dorkas besorgt.

»Nichts«, antwortete Steele grinsend. »Ich habe einer der Wachen nur von hinten auf die Schulter getippt, das hat ihn ein wenig aus dem Konzept gebracht.«

Dorkas murmelte etwas von *kindischen Indianerspielen* und verzog sich.

Steele schaute zu Tony Tanner hoch.

»Sie scheinen nicht viel von den Wachen zu halten?«, erkundigte sich Tony und registrierte bei sich aufkeimende Besorgnis.

»Doch, doch«, Steele drehte sich um und schaute über das Gelände. »Die Leute sind gut. Aber es gibt bessere. Und wenn ich eben ein Messer dabei gehabt hätte, dann hätte ich dem Mann die Kehle durchschneiden können und an der Stelle hätten sich Bewaffnete einschleichen können, selbst wenn bei denen die

Waffen etwas klappern und sie sich nicht völlig lautlos bewegen können. Nein, ein paar Stolperdrähte, Bewegungsmelder und Mikrofone wären nicht schlecht, um dieses Riesengrundstück abzusichern.«

Wie wäre es denn mit einem Minengürtel, dachte Tony.

Laut sagte er: »Ich hatte mich gerade mit Dorkas zu einem Tee auf der Terrasse verabredet, trinken Sie eine Tasse mit?«

Tony scheuchte ein dösendes Dienstmädchen auf, das in der Ecke der großen Küche auf einem Hocker saß. Im Hintergrund dudelte ein Transistorradio. Auf dem Schoß der jungen Frau lag ein Roman mit kreisbuntem Umschlag, auf dem ein ziemlich nackter langhaariger Jüngling mit Bodybuilder-Figur einer ziemlich angezogenen Blondine zu Füßen lag. Das Buch fiel auf den Boden, als Tony mit einer Schranktür klapperte und sie ihn bemerkte.

»Entschuldigung«, sagte Tony, der sich plötzlich so fühlte, als wäre er in ein fremdes Schlafzimmer eingedrungen. »Ich wollte nur Tee machen.«

In den letzten Tagen hatte Tony gelernt, wo die entsprechenden Zutaten standen - der Service auf Collesalvetti hatte etwas gelitten.

Das Dienstmädchen bestand darauf, den Tee selbst zu servieren. Tony traute sich im Umgang mit dem Tablett weniger Geschicklichkeit zu und war heilfroh, die schwere Verantwortung für den Teetransport nicht übernehmen zu müssen.

Auf dem Weg zur Terrasse sah er Werkzeuge, Mörtelsäcke und Farbeimer an den Wänden stehen, sodass er manchmal das Gefühl haben musste, sich auf einer Baustelle zu bewegen.

Dorkas und Steele saßen schon auf der Terrasse. Seit dem Überfall waren sie nicht mehr hier gewesen und sie empfanden ebenso wie Tony Tanner, der hinzutrat, eine seltsame Befangenheit. Instinktiv wählte jeder von ihnen seinen gewohnten Platz, und erst als sie erkannten, dass sie dadurch die bedrückte Stim-

mung noch verstärkten, rückten sie zusammen.

Der Tee wurde serviert und dann saßen sie vor ihren Tassen und spielten mit den schmalen Löffeln. Sie wirkten wie drei Fremde in einem Wartesaal, wenn sich der Zug wegen Schneesturms verspätet hat.

Schließlich bemühte sich Dorkas um Konversation.

»Wie war das noch einmal mit dem Waffenöl?«, fragte er Steele.

Steele fuhr aus seinen Gedanken auf. »Waffenöl? Ach so, es ging um den Geruch. Wenn man eine einigermaßen feine Nase hat, kann man den Gegner im Dunkeln dadurch ausmachen. Es funktioniert. Vor allem im Dschungel, wo die Waffen wegen der Feuchtigkeit immer besonders gepflegt werden müssen. Oder Mückenspray, das kann man zehn Meilen gegen den Wind riechen.«

»Bei dem Mief nach Farbe und Duftwasser würde man hier garantiert auf diese Weise keinen anschleichenden Gegner erkennen«, warf Tony Tanner ein.

Steele starrte ihn einen Moment an, sodass Tony sich fragte, ob er den anderen jetzt beleidigt hatte. Aber Steele sagte nur knapp: »Das sind Feinheiten für Profis. Im Normalfall bemerkt man den Gegner daran, dass er auf einen schießt.«

»Aber irgendwie müssen Sie doch auf das Thema gekommen sein«, beharrte Tony, der sich durch Steeles Verhalten mal wieder provoziert fühlte und jetzt erst recht nachhaken wollte.

»Es war die Kernseife, glaube ich«, mischte sich Dorkas ein.

Steele schaute wieder in seine Tasse und schien nachzudenken. Schließlich ließ er sich durch das erwartungsvolle Schweigen der beiden anderen doch aus der Reserve locken.

»Ich habe versucht, ein wenig über die Angreifer herauszufinden«, erklärte er mürrisch. Man merkte, dass Steele mit seinen Gedanken an ganz anderer Stelle war. »Wir haben keinen lebend in die Hände bekommen. Einige waren nur verletzt und zerbissen eine Zyankali-Kapsel, die sie bei sich trugen. So eine Giftkap-

sel hatte jeder bei sich. Es gab keine Tätowierungen, nichts, was irgendwie einen Hinweis auf die Person zulassen könnte. Allem Anschein nach haben sie sich auch alle mit derselben Sorte Kernseife gewaschen - daher kam ich auf das Thema. Alle Registriernummern auf den Waffen waren herausgelasert - das bedeutet, dass es wirklich keine Restspuren davon gibt, die Munition stammte von verschiedenen Herstellern, die Ausrüstung sowieso. Alles perfekt, aber nichts dabei, wo man sagen könnte, das kommt von dem Hersteller oder wird über den und den Lieferanten bezogen. Die Waffen waren britische Armeemodelle, aber es gab auch russische Modelle und bei einigen habe ich den Verdacht, dass sie pakistanische Nachbauten sind. Messer von Glock und Puma und ein paar sowjetische Bajonette. Selbst die Etiketten in der Kleidung fehlten. Nichts, kein Hinweis, gar nichts.«

Steele starrte wieder vor sich hin, wählte aber zu Tonys Beruhigung einen Punkt an der Decke zwecks Blickfixierung. »Ich bin immer neugierig, wer mich umbringen will«, fügte Steele dann hinzu und leerte seine Tasse. Eine zweite Tasse wollte er nicht, er grüßte knapp und ging. Vom Gang her ertönte lautes Scheppern, als Steele gegen einen Farbeimer stieß. Dann trat er offensichtlich wütend gegen das Hindernis und es schepperte ein zweites Mal, diesmal lauter, als der Eimer irgendwo farbschmatzend an eine Wand krachte. »Es ist alles sehr unerfreulich«, sagte Dorkas, nachdem das Geräusch verklungen war. Er schlürfte seinen Tee, er schien sich dabei hinter seiner Tasse verstecken zu wollen.

»Wie geht es mit der Rekonstruktion des Planes voran?«, erkundigte sich Tony. Er war plötzlich ungeheuer müde und suchte nur noch nach einer eleganten Möglichkeit, um sich in sein Zimmer zu verabschieden.

»Sehr gut.« Dorkas war wieder voller Eifer und wirkte nicht wie jemand, der vor kurzem noch lächerliche Tänze auf fremder Wiese vollführt hatte. »Wir haben den Zustand vor dem ... » Dorkas suchte plötzlich nach dem richtigen Ausdruck und wirk-

te in seiner unschuldigen Verhuschtheit wie ein Erwachsener, der einem Kind etwas über Sex erzählen soll.

»Ich weiß, was Sie meinen«, half ihm Tony.

»Also, den Zustand haben wir wieder. Aber interessanterweise zeigten sich bei der Rekonstruktion einige unbekanntere Varianten, die wir vorher nicht in Betracht gezogen hatten.«

»Also ist der Plan jetzt besser als vorher?«

»Es klingt seltsam, aber es ist so.«

»Ein hoher Preis,« murmelte Tony.

Schweigend leerten sie die Kanne und trennten sich dann.

Lucille steckte ihr wunderhübsches Näschen in den Wind und erschnüffelte den frischen Geruch nach Wald, den er mit sich brachte. Allerdings überkam Tony der Verdacht, dass sie diese Position - in der ihr Profil wirklich bis an die Grenzen des Möglichen reizend aussah vor dem Spiegel eingeübt hatte. Besonders hilfreich war das allerdings nicht. Lucille bemühte sich um ihn, soviel war klar. Sie hatte sich selbst bei Tony zum Frühstück eingeladen und es geschafft, ihre Zahnbehaarung derart zu leugnen, dass sich beide entspannt und locker plaudernd dem Genuss eines friedlichen Morgens hingeben konnten.

Unter normalen Umständen hätte Tony Tanner sein Liebesleben nun mit Hilfe von Lucille Chaudieu sehr befriedigend organisiert. Aber die Umstände waren nicht normal, weil ihm der Name Maddalena durch den Kopf schwirrte. Nicht nur der Name, sondern ihr Bild. Ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr Lächeln, das sie selten zeigte und das daher für Tony wie ein wertvoller Edelstein wirkte, den er in das Geschmeide seiner nicht gänzlich keuschen Träume einsetzte. Natürlich war das Lucille nicht entgangen. Sie brauchte nicht einmal die instinktive Witterung der schönen Frau, der eine Konkurrentin die Bahn kreuzt. Sie konnte es an Tonys Verhalten bemerken. Er war ihr gegenüber so rück-

sichtsvoll und höflich wie es nur ein Mann sein kann, dessen Gefühle sich gänzlich einer anderen zugewandt haben.

»Warum lächelst Du?«, hörte sie Tony fragen.

Lucille rollte ein wenig verlegen die Augen - auch dies eine perfekte Inszenierung, die sie schon beherrscht hatte, als sie noch ein niedliches kleines Mädchen mit Pippi-Langstrumpf-Zöpfen gewesen war.

»Es geht mir gut - den Umständen entsprechend. Warum soll ich also nicht lächeln?« Und sie lächelte und hätte in diesem Augenblick den Neid der Venus erweckt, hätte sich die schönste der Göttinnen gerade aus geschäftlichen oder sonstigen Gründen in den Gefilden der Irdischen aufgehalten.

Tony blickte misstrauisch.

»Wenn Frauen so lächeln, sind sie meistens schwanger«, behauptete er, ohne die Quelle seiner Erkenntnis preisgeben zu wollen.

Lucille antwortete nicht, nur ihr Lächeln gewann eine zusätzliche Nuance an Liebreiz und lag somit bei geschätzten 120 Prozent.

Hinter Tonys Stirn begann es zu arbeiten. Also doch, blitzte es in ihm auf, sie hat es mit Steele getrieben und jetzt hat der Kerl sie geschwängert und sie findet das auch noch toll ...

Tonys Griff zur Teetasse war etwas unsicher, sodass das Porzellan auf der Untertasse klapperte.

Unter ihren dichten Wimpern hervor traf ihn ein Blick Lucilles, den ein neutraler Beobachter nur mit dem Blick eines Jägers vergleichen könnte, der die Wirkung seines Schusses beobachtet.

Tony steckte die Nase tief in die Tasse und verschluckte sich dabei fast. Lucille richtete sich halb auf und klopfte ihm mit schwesterlicher Fürsorglichkeit auf die Schulter. Touché, sie hatte einen Blattschuss erzielt.

»Geht es?«, erkundigte sich Lucille, setzte sich wieder, schob dabei den Sessel ein wenig zurück und schlug die Beine übereinander. Jetzt erst lohnte es sich, denn jetzt waren sie in Tonys

Blickfeld. Lucille hatte lange gebraucht, um alle Blutergüsse mit Make-up abzudecken.

Sie triumphierte innerlich. Sie hatte ihn. Tony Tanner zappelte am Haken. Männer waren ja so simpel.

Was interessiert mich das uninteressante Sexualleben einer hinterhältigen uninteressanten Ziege, die mich nicht die Bohne interessiert, schimpfte sich Tony - ebenso innerlich. Er hatte eine Universalmedizin gegen Lucille-induzierte Seelenkrämpfe. Maddalena. In seinem Gedächtnis speicherte Tony jede Geste, jedes Lächeln, jeden Blick, den Maddalena ihm geschenkt hatte. Er ging diese geheime Liste durch wie ein ängstlicher Urlauber, der den Kofferinhalt kontrolliert, prüfte, wog ab und kam doch immer wieder zu demselben Ergebnis ... Maddalena wartete nur auf einen kleinen Wink von ihm, um sich in seine Arme zu werfen. Sie harrte, sie hoffte, sie brannte, ja, sie stand förmlich in lodernen Flammen. Spätestens dann sagte sich Tony, *Du übertreibst mal wieder, alter Knabe* und suchte Ablenkung, was sich nicht einfach gestaltete, weil überall in seinen Gedanken nur die wunderschöne, überirdische, engelgleiche Maddalena Strozzi zu finden war.

Dennoch konnte er die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Was in diesem Moment genau unter *die Sache* zu verstehen war, wusste Tony selber nicht genau. Jedenfalls gab ihm die Erkenntnis, dass Lucille von Steele schwanger war, einen Stich, und das allein schon schrie nach einer Revanche.

Lucille war in bester Stimmung, plauderte und lächelte und schlug manchmal das rechte Bein über das linke und manchmal das linke Bein über das rechte.

»Ich hätte Lust auf einen Spaziergang«, flötete sie nach einer Weile. »Magst Du mitkommen?«

In Tonys Augen blitzte es boshaft auf. Mademoiselle ließ die Deckung hängen, das war geradezu eine Einladung zur Attacke. Jetzt galt es, geschickt vorzubereiten, um dann ansatzlos die Rechte gerade auf den Punkt zu setzen.

»Oh ja, es wäre mir ein Vergnügen«, antwortete Tony daher und bemühte sich, seine Stimmbänder mit einem gewissen Schmachten einzusalben.

Lucille strahlte. Ein bisschen zu sehr für eine Person, die sich der ersten Anzeichen von Schwangerschaft erfreut.

Das machte Tony regelrecht wütend.

Jetzt war es Zeit für den K.-o.-Schlag.

»Vorher möchte ich allerdings noch einmal Little besuchen«, verkündete er mit perfider Beiläufigkeit.

Lucille setzte die Beine nebeneinander und hatte plötzlich die Haltung einer vergrätzten Gouvernante. Volltreffer. Frauen waren ja so simpel.

»Little braucht vor allem Ruhe«, sagte Lucille.

»Sicherlich«, gab Tony herablassend zu. »Aber manchmal fällt ihm schon die Decke auf den Kopf.«

»Trotzdem ist es nicht gut, wenn ständig so viele Leute in seinem Zimmer sind.«

»Sind doch gar nicht - Little, meine Wenigkeit ...«

»Und das Mädchel.« So wie Lucille das Wort aussprach, musste Maddalena die hässlichere der beiden Schwestern von Tarantula sein.

»Na ja, als Pflegerin, muss sie doch da sein«, erklärte Tony mit unschuldigem Augenaufschlag.

»Weißt Du was, ich komme einfach mit! Dann können wir hinterher gleich zum Spaziergang starten«, sagte Lucille.

»Du hast doch eben selbst gesagt, dass Little nicht so viele Leute um sich haben soll?«

Das Gespräch hätte unterhaltsam werden können, wurde aber durch Dorkas Stimme unterbrochen.

Zusammen mit dem Conte ging er unter dem Balkon vorbei. Der Wissenschaftler wirkte geradezu aufgedreht und winkte mit einigen Blättern.

»Peak-Maude hat sich gemeldet«, rief Dorkas. »Wir wissen jetzt wieder ein wenig genauer über die Forza Nobile Bescheid.

Und der Oba von Wankungongona hat schlechte Träume!«

Tony bemühte sich um eine begeisterte Mimik und verstand nichts.

»Wir sollten uns heute Nachmittag treffen, es gibt einiges zu besprechen«, sagte der Conte. Er nickte zum Abschied und ging dann neben Dorkas weiter über die Wiese.

»Wäre es Ihnen unangenehm, wenn ich mich bei Ihnen unterhake? Mir ist etwas schwindlig?«, fragte der Conte.

Sie gingen weiter und der Conte lauschte den Ausführungen, die Dorkas über afrikanische Kulturen von sich gab.

Seine ausschweifenden Gedankenflüge wurden jäh unterbrochen, als der Conte zusammenbrach und Dorkas um ein Haar mitriss.

Dorkas kniete neben dem reglosen Conte di Saloviva und begann, recht flehentlich um Hilfe zu rufen.

Doktor Antonescu war erstaunlich schnell zur Stelle. So schnell, dachte Tony Tanner, als habe er sozusagen hinter einer Tür auf den Notfall gelauert. Der Mediziner eilte über die Wiese, in einem Watschelschritt, der wirkte, als habe man ihn beim Wassertreten gefilmt, um dann den Film mit überhöhter Geschwindigkeit ablaufen zu lassen. Dabei schlackerten die Hosenbeine, als würden sie gerade einmal stelzendünne Extremitäten verdecken.

Vom Äußeren her wirkte Doktor Antonescu wie der dickere Bruder von Dorkas. Er war etwas größer, etwas breitschultriger und etwas unförmiger. Anscheinend war er sich seiner figurmäßigen Defizite soweit bewusst, dass er sie durch Unmengen von wehendem Stoff zu kaschieren trachtete. Tony hatte ihn bisher nur drei Mal gesehen und jedes Mal trug der Mediziner einen altertümlich wirkenden schwarzen Gehrock-Anzug, was einerseits die Birnenform seiner irdischen Hülle höchst unvorteilhaft hervorhob und ihn andererseits eher wie einen Leichenbestatter, denn als Angehöriger der Heilzunft auswies, deren eidmäßige Verpflichtung es ja war, dem Bestatter die Kundschaft ab-

spenstig zu machen.

So war es also durchaus kein erhebender Anblick, besagten Doktor Antonescu mit wehenden Rockschößen über die Wiesewatscheln-wieseln zu sehen. Hinter ihm trug ein Hausmädchen die Medizinertasche und wirkte in ihrem blau-weiß gestreiften langen Rock, der bei jedem Schritt aufflog, deutlich erfreulicher.

Inzwischen hatten sich Tony, Lucille und Steele um den Conte versammelt. Alle wirkten hilflos, und selbst als Steele den Conte mit erstaunlicher Sanftheit drehte und *stabile Seitenlage* knurrte, verdeckte er damit für alle offensichtlich nur seine Verlegenheit.

»Er ist tot«, sagte Dorkas tonlos.

Keiner antwortete. Es gab nichts zu leugnen. Die Haut des reglos liegenden Conte war weiß, Tony hatte versucht den Puls zu fühlen und dann sogar, mit innerem Widerstreben, weil er es für eine schwer durchführbare Respektlosigkeit hielt, das Ohr an die Brust des Conte gehalten. Aber es war kein Herzschlag zu bemerken, ebenso wenig wie eine Atemtätigkeit.

Tony stand wie betäubt da, er hatte sich Grasflecken an den Knien geholt, die nie wieder herauszuwaschen sein würden und es war ihm völlig egal. Lucille war mit ihm gekommen sie hatten die Szene ja von dem Balkon aus beobachten müssen - nun stand sie auf der anderen Seite des liegenden Conte, Schulter an Schulter mit Steele. Auch das war Tony egal. Jedenfalls ziemlich ...

Aber während er auf den heranwatschelnden Doktor schaute und dahinter das Aufblitzen der weißen Strümpfe des Hausmädchens bemerkte, wenn bei ihren weiten Schritten der Rocksaum flog, fragte er sich, was nun werden sollte. Jetzt erst erkannte er die Bedeutung, die der Conte gehabt hatte. Er war die Seele gewesen, die alle Aktionen durchdrang, er war die treibende Kraft im Hintergrund, selbst als weder Dorkas noch Tony von ihm wussten. Jetzt standen sie nur herum. Mit hängenden Armen und wenn sie diese Arme zur Seite gestreckt hätten, hätte keiner den anderen berühren können, so sehr schien der Ab-

stand zwischen ihnen schon gewachsen zu sein.

Doktor Antonescu trat schnaufend zu ihnen, grüßte mit undeutlichem Brabbeln, von dem nicht klar war, ob er Lateinisch oder in seiner rumänischen Muttersprache, auf Italienisch oder einem Gemisch aus allem sprach und wartete auf seine Tasche. Schon im Normalzustand wirkte er so, als hätte er sich gerade lange in einer sehr heißen Küche, in der sehr fettig gekocht wird, aufgehalten. Sein Anblick erweckte in Tony die Assoziation an den Mief einer vernachlässigten Pommestube. Das war ziemlich ungerecht, denn Antonescu hüllte sich in eine weit reichende Duftwolke, die Tonys Kennernase als *Sandringham* identifiziert hatte. Aber kein Duftwasser dieser Welt kam gegen den ständigen Schweißschimmer auf Stirn und Nase des Doktors an und dazu taten die am Schädel klebenden Locken ein Übriges. Die Natur hatte ihr Kind Nicola Antonescu mit reichlich vielen, sehr schwarzen, sehr lockigen, sehr fettig glänzenden Haaren gesegnet - er hatte sie auf dem Kopf, wo sie ihm bis auf die buschigen Brauen herabfielen und auch an Backen und Kinn, wo sie sich trotz eifrigen Rasierens als ständiger dunkler und daher schmutzartig wirkender Schimmer in ihrem Wachstum nicht bändigen ließen. Zwischen diesen beiden Erscheinungen männlicher Haarpracht fristete ein hellbraunes Augenpaar sein Dasein. Augen, die Tony als hübsch und freundlich eingestuft hätte, die aber unter der Diktatur wild wuchernder Brauenbögen standen und daher so wenig freundlich wirken konnten wie eine gütige Großmutter im Justizpalast eines strengen Regimes. Eine runde Brille balancierte auf der Nase und sollte den Augen zu schärferer Sicht verhelfen. Das gelang ihr selten, denn meistens rutschte sie herunter, weil sie auf der breiten, aber stupstigen Nase keinen Halt finden konnte und nur wie ein unentschlossener Selbstmordkandidat am Rande der Klippe kurz vor der Spitze kleben blieb, bis sie von dem Doktor mit ungeduldigem Schnaufen und meistens ebenso schief wie vergeblich zurückgeschoben wurde. Weil das in Sekundenabständen geschah, hatte sich der Doktor

angewöhnt, den dazu benötigten rechten Zeigefinger ständig, wie in permanenter Ermahnung, ausgestreckt zu lassen. Das Schnaufen kam aus einem dicklippigen Mund, der von seinen Ausmaßen in das Antlitz eines aufgespritzten und Silikon verfeinerten Starlets gepasst hätte. Man konnte den Eindruck haben, dass eine verborgene Kraft die Lippen nach außen gezwungen hatte. Tony war sicher, dass es sich um die Sprache handelte, die über die Zunge des Doktors kam und immer etwas gewitterhaft Grollendes an sich hatte und dabei mit rollenden R nicht wie bei di Petri an handfeste Fischer, sondern an brutale Balkanschmuggler denken ließ.

Wie immer trug der Doktor eine Krawatte. Wie immer war sie unpassend und schlecht gebunden und hing schief wie ein festgefrorener Uhrenpendel. Und wie immer schob sich zwischen den Hemdknöpfen schwarzes Brusthaar ans Licht wie die surreale Inszenierung eines Gefangenenaufstandes.

Der Doktor ging in die Knie und wühlte, ohne hinzuschauen mit einer Hand in seiner Tasche. Seine andere Hand zuckte zum Gesicht und sein Zeigefinger traf wie eine Harpune die Brille, allerdings nicht am Mittelbügel, sondern mitten auf dem linken Glas, wo er einen schmierigen Streifen hinterließ.

Brabbelnd beugte sich Antonescu über die Leiche des Conte, klopfte hier, zupfte da, fand ein Stethoskop und horchte, warf es schnaubend und unwillig zur Seite und legte ein Ohr auf die Brust des Toten. Er wirkte nicht wie ein kundiger Mediziner, sondern wie jemand, der eine Hyäne nachmacht.

Hinter sich vernahm Tony Flüstern. Als er sich umdrehte, sah er in die besorgten Gesichter der Hausangestellten. Alle kamen sie langsam aus dem Gebäude und bildeten einen weiten Kreis um den Conte.

Vom Haus her erklangen dennoch weiter die Hammerschläge und Stimmen der Handwerker. Tony bemerkte es, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen.

Er bemerkte auch, dass sich Lucille, mit tränenfeuchten Augen gegen Steele gelehnt hatte. Und er bemerkte, dass dies Steele völlig egal war. Sogar egal, als es Tony Tanner selber war - falls das überhaupt möglich gewesen wäre. Aber Steele hatte auch die Geräusche aus dem Haus gehört. Für einen Moment trafen sich die Blicke von Tony und Steele und Tony erkannte, dass der andere etwas mit diesem Lärm verband. Vielleicht war Steele einfach wütend, weil es so unpassend und pietätlos war.

Antonescu brachte inzwischen ein kurioses Gerät zum Vorschein. Es hatte Ähnlichkeit mit einer Spritze, aber auch mit einer Ölpumpe.

Tony konnte nicht beobachten, was der Doktor damit anstellte, als er seine Hyänenpantomime weiter betrieb und förmlich über den toten Conte hinwegkroch.

Aber er hörte den leisen Seufzer, der aus dem Mund des Conte kam.

»No es facile fare viventi questo uomo con multi anni und much stress«, äußerte Doktor Antonescu. Er nutzte jetzt tatsächlich einen kuriosen Mischmasch europäischer Sprachen.

»No estaba veramente morte, es una forma di asylum interiore, capisce?«

»War er tot?«, wagte Lucille zu fragen.

Der Doktor sah sie erobert an, gleichzeitig hieb er sich erneut die Brille gegen die Nasenwurzel, wobei er einen zweiten fettigen Striemen auf dem Glas produzierte.

»Questo nonsens«, schimpfte er. »El conte es un uomo di sanitate perfetto. Il needs solamente questo quietate. Ruhää, sleep. Dormir, dormire in asylum interiore!«

Daraufhin hob der Doktor die angewinkelten Arme, als wäre er jetzt von der Hyänen- zur Vogelpantomime übergegangen.

Tony Tanner verstand die Geste zuerst und half dem Doktor beim Aufstehen, was allerdings erst gelang, als auch Steele seine Kräfte zur Verfügung stellte. Wieder auf den Beinen bzw. den

Schuhen (die übrigens an dem Mediziner das einzige waren, was absolut nie glänzte) harpunierte Doktor Antonescu seine Brille, zupfte an seiner Krawatte, was deren Linksabweichung von der Senkrechten zu einer Rechtsabweichung von der Senkrechten werden ließ, und nutzte den ständig bereiten Zeigefinger, um zum Gebäude zu deuten.

Tony wusste jetzt immerhin, dass Antonescu den Finger überhaupt noch beugen konnte.

Eine Bahre war bereit, und so gingen sie hinter den Trägern her zum Haupteingang.

Der Doktor Antonescu wandte sich plötzlich an Tony Tanner. »Conosce il dottore Grant?«, fragte er. Tony war derart verdatert, dass er nur nicken konnte und danach ein halb verschlucktes:

»Einen Doktor Grant kenne ich« hervorbrachte.

»Ah oui, questo molto bene, my boy«, freute sich Antonescu und hämmerte seine behaarte Pranke auf Tonys Schulter, als hätte der gerade im Alleingang die Universitätsregatta auf der Themse gewonnen.

»Es un uomo molto curioso und ein bisserl loco, come tutti von de inglese. Ma un hombre di sapientia, molto sapienti, a woiser mann vastähst, es uno von de alchemista le piu grande del mondo.«

Damit hob Doktor Antonescu den Zeigefinger und eilte die Treppe zum Haupteingang hoch.

Wie bei einer Prozession folgten die anderen der Trage. Alle schwiegen.

Tony zuckte zusammen, als ihm Dorkas auf die Schulter tippte.

»Verdammt, soll das eine Materialprüfung für meine Haut sein?«

»Verzeihung, Verzeihung«, schnaubte Dorkas, der Probleme hatte, mit dem allgemeinen Tempo mitzuhalten.

»Ich hatte nur gerade den Namen Shanks gehört.«

»Das berechtigt Sie noch lange nicht, mein Schulterblatt zu durchlöchern. Außerdem ging es um einen Doktor, der Grant heißt.«

»Tatsächlich, hatte ich also doch richtig gehört.« Dorkas legte seine Stirn in Falten und rieb die Falten dann wieder mit den Fingern weg. »Doktor Grant also ... Grant ... Grant«, murmelte er.

»Wie alt?«

Tony sah sich gezwungen, eine genaue Beschreibung des guten Doktor Grants abzugeben, wobei er sich nicht enthalten konnte, auch die Spezialmischung des Mediziners und einige seiner Therapiemaßnahmen zu erwähnen.

»Aber ich habe es doch irgendwie überlebt«, schloss Tony seinen Bericht.

Dorkas zeigte sich beeindruckt.

»Sobald wir wieder zurück sind, müssen Sie mir die Adresse dieses Herrn geben. Ich muss ihn unbedingt besuchen.«

Und dann hörte Tony in der allgemeinen Stille noch, dass Dorkas etwas wie » Alchemist ... Spezialmischung ... es könnte möglich sein ... es könnte tatsächlich möglich sein, dass ich ihn wieder gefunden habe ... es könnte sein«.

Etwas anderes ging Tony im Kopf herum. *Sobald wir wieder zurück sind*, hatte Dorkas gesagt. Es klang so, als müsste man nur in einen Linienbus steigen und die Fahrkarte für drei Stationen abstempeln. Dabei war es eine andere Welt. Eine Welt, in der Madalena nicht existierte ...

Als wäre der Name ein Stichwort, wurde sich Tony bewusst, dass Steele und Lucille unmittelbar hinter ihm gingen. Er war sich sicher, als hätte er es schon gesehen, dass die beiden sich an den Händen hielten. Das Bild ließ sich nicht aus seinem Kopf vertreiben. Während er auf den Haupteingang des Pallazzo zugeht, breitete sich dieses Bild wie ein Ölfleck in seinem Denken aus und erstickte jede andere Regung. Tony unterdrückte den

Impuls noch einige Schritte lang, dann drehte er sich wie zufällig um.

Hinter ihm war nur Steele, Lucille war verschwunden. Und selbst wenn sich Lucille an Steele geklammert hätte, wäre es dem egal gewesen, denn sein Blick folgte zwei jungen Handwerkern, die gerade einen Trog mit Schutt aus dem Haus trugen.

Reicht es dir nicht aus, Lucille zu schwängern, du Drecksack, jetzt musst du auch noch den Jungs auf den Knackarsch glotzen dachte es in Tonys Kopf und er errötete ob dieser Meldung aus den dunklen Hintergassen seiner zurzeit leicht derangierten Seelenstadt.

Steele bemerkte Tonys Blick.

»Ist Ihnen auch aufgefallen, dass hier nur lauter junge, gut durchtrainierte Männer im Handwerk tätig zu sein scheinen?«, fragte er.

Tony zuckte die Achseln. Nein, es war ihm nicht aufgefallen. Aber es stimmte. Das heißt nicht ganz, denn er hatte schon ein oder zwei Mal ältere Herren gesehen, die so etwas wie eine Arbeitskontrolle durchgeführt hatten und mit Plänen und Maßbändern gewirkt hatten. Abgesehen davon gehörten diese Handwerker zu den Seltsamkeiten von Collesalvetti. Zwar hatten die Petris Männer die ärgsten Spuren der Kämpfe beseitigt, aber dennoch erschien es Tony fraglich, ob ein Handwerker der Umgebung sich nicht wenigstens ein wenig über eine derartige Mischung aus Brand und Explosion wunderte, zu deren Bekämpfung nirgendwo eine Feuerwehr oder ein Sanitäter ausgerückt war.

»Ich nehme an, die dicken alten Handwerker sitzen in der Werkstatt und schreiben die Rechnungen«, antwortete Tony auf Steeles Frage.

Der knurrte nur und warf den abziehenden Trogrägern einen letzten Blick hinterher.

Tony und die anderen folgten der Trage mit dem bewusstlosen Conte mit der Selbstverständlichkeit mittelalterlicher Paladine, während sich das Hauspersonal wieder in den Gängen und Räu-

men verteilte.

Doktor Antonescu führte sie in die Tiefen eines Seitenflügels, von dem Tony nur sagen konnte, dass er ihn noch nie betreten hatte. Dort wurde eine Tür aufgestoßen und man befand sich mitten in einem wirklich hochmodern eingerichteten Krankenzimmer voll klarer, kalter Luft. Eine Wand war von einer Doppeltür durchbrochen, durch deren kleine Fenster Tony in einen grün gestrichenen Nebenraum sehen konnte. Über die Funktion dieses Raumes hatte er keine Zweifel. Diese Art von Lampen kannte er, seit Francine eine Vorliebe für TV-Krankenhausserien entwickelt hatte und behauptete, sie habe so viele Operationen gesehen, dass sie ihm problemlos den Blinddarm entfernen könne.

Eines der Hausmädchen in Blau-weiß heftete Elektroden auf die Stirn des Conte und regulierte Monitoren. Es war die Schlagger summende Brünnette, deren langer Zopf auch jetzt über ihren Rücken hüpfte.

»Dass Sie sich mit diesen vielen Knöpfen auskennen«, sagte Tony voller Bewunderung.

»Dafür studiert man zehn Semester Medizin, damit man das kann«, antwortete die Hübsche leicht schnippisch und wedelte die Besucher energisch aus dem Zimmer.

»Können wir den Conte wenigstens mal besuchen?«, wagte Dorkas angesichts ihrer professionellen Autorität noch zu fragen.

Sie steckte den hübschen Kopf durch den Türspalt. Hinter ihr klapperte Doktor Antonescu mit einem eisernen Medizinschrank.

»Der Conte ist in guten Händen. Er braucht vor allem Ruhe. Also bitte keine Besuche!«

Der letzte Satz kam mit einem lieblichen Lächeln und mindestens zehn Ausrufezeichen, die das Lächeln so überzeugend erscheinen ließen, wie eine ausgestopfte Friedenstaube auf einem Kanonenrohr. Dann sah man nur noch kurz den Zopf - und die Tür war verschlossen.

»Hübsch, wir haben Urlaub«, sagte Tony sarkastisch, als sie den Weg zurück suchten. Das alleine war schon ein Problem, denn sie wählten einen falschen Abzweig und irrten eine Weile durch ein Gewirr von Treppen und Gängen. Durch die Fenster konnten sie auf verborgene, tiefe Höfe schauen. Einige waren von Efeu überwuchert und wirkten unheimlich, wie der Marktplatz eines von der Pest entvölkerten Dorfes. Andere waren mit Statuen vollgestellt wie Museumsmagazine. Und einen Hof gab es, dessen Boden vollständig von einem Mosaik bedeckt war.

Dorkas drückte seine Nase an das Fenster und zupfte Tony am Ärmel.

»Schauen Sie doch«, stotterte Dorkas und pochte gegen die Scheibe. »Da ist wieder das Motiv der Meeresungeheuer und des Netzes und da ist eine Gestalt mit Dreizack ... Verflix, aus dieser Perspektive kann ich das alles nicht richtig erkennen.«

An einem Fenster der gegenüberliegenden Seite erschien ein Gesicht. Mit schwarzen, forschenden Augen sah es zu ihnen hinüber, sodass sich Tony sofort ertappt fühlte. Das Gefühl, in einem verbotenen Teil des Gebäudes zu sein, wurde geradezu übermächtig unter diesem inquisitorischen Blick, der trotz der Entfernung körperlich spürbar war.

»Kommen Sie, wir können uns später nach dem Mosaik erkundigen«, drängte er.

»Ich sehe da unten keine Tür«, nörgelte Dorkas und trottete unwillig hinter Tony her.

»Irgendwie kommt man schon auf den Hof.«

Steele und Lucille waren schon hinter der nächsten Ecke verschwunden. Tony war sicher, dass sie jetzt dort knutschten. In diesem Moment schob sie ihre Zunge in seinen Mund und befummelte ihn untenrum. Tony empfand diese Vorstellung als äußerst ärgerlich.

»Was ist?« Steele schaute hinter der Ecke hervor. Er hatte keinen Lippenstift im Gesicht, aber das hatte nichts zu bedeuten.

Lucille benutzte mit Sicherheit eine absolut kussfeste Marke. Französinen waren so. Ach, alle waren eigentlich so. Frauen ...

Mit verbissenem Gesicht ging Tony hinter den beiden her, neben sich einen verbissen schweigenden Dorkas.

»Haben Sie den Kerl auf der anderen Seite gesehen?«, fragte Tony, weil ihn das Schweigen bedrückte.

»Wo? Welchen Kerl?«

»Eben. Auf der anderen Seite des Hofes konnte ich ein Gesicht am Fenster sehen.«

»Sind Sie sicher? Mir ist nichts aufgefallen. Wie sah er aus?«

»Ein Mann - schwarze Augen, stechender Blick, so ein Inquisitorentyp.«

Dorkas schüttelte den Kopf. »Nein, habe ich nicht gesehen. Aber ich frage mich oft, wie viele Gäste dieses Haus eigentlich beherbergt. Man hat den Eindruck, dass der Conte die halbe Welt zu Gast hat und dafür sorgt, dass sich die Leute nicht begegnen. Seltsam ist das schon.«

Tony war mit seinen Gedanken schon wieder gänzlich an anderer Stelle. Er fragte sich, ob Lucille diese aufreizende Art, mit ihrem Göttinnen-Popo zu wackeln schon immer hatte oder ob es sich um eine zusätzliche Auswirkung ihrer Schwangerschaft handelte. Wie dem auch sein mochte - Tonys Systole und Diastole zuckten im Rhythmus von Lucilles Hüftschwung. Und dann plauderte dieses Miststück auch noch so reizend mit dem Vater ihres zukünftigen Kindes ...

Tony Tanner, sagte sich Tony Tanner, dir werden immer die Mädels vor der Nase weggeschwängert. Dann dachte er an Madalena und begann ganz plötzlich, vor sich hin zu pfeifen.

Lucille schaute sich nach ihm um.

»So fröhlich? Nach all diesem Trubel?«

»Der Conte ist in guten Händen, wir haben es ja gehört und es scheint ihm also gar nicht so schlecht zu gehen. Und im Übrigen freue ich mich auf den Spaziergang.«

»Spaziergang?« Lucille forschte augenscheinlich in den Tiefen ihres Gedächtnisses. »Ach ja«, sagte sie dann, und ihre Stimme verriet wenig Enthusiasmus. »Aber Du wolltest doch vorher einen Besuch bei Little machen.«

»Du wolltest mitkommen«, erinnerte sie Tony.

»Zuerst muss ich mich ein wenig frisch machen.«

Sie waren nun in einem Gang, den sie wiedererkannten.

Lucille verschwand in Richtung auf ihr Zimmer.

»Sie wollten Little besuchen?«, fragte Dorkas. »Gute Idee. Ich bin so frei, mich anzuschließen.«

Little starrte gegen die weiß gekalkte Decke seines Krankenzimmers. Er hatte dieses spezielle Stück Collesalvetti in den letzten Tagen bis um Überdross studieren können. Er kannte die Veränderungen der Farbe im Morgenlicht, wenn sie sich erst aus dem Grau der Dämmerung schälte. Er hatte beobachtet, wie die Farbe in der Mittagszeit einen härteren, festeren Charakter anzunehmen schien, um dann im Verlaufe des Nachmittags und Abends wieder milder zu werden und sanft in den rötlichen Schimmer der Dämmerung hinüberzugleiten.

Little kannte jede kleinste Unebenheit in der Deckenstruktur, die Schatten werfen konnte. Denn diese Schatten waren es, die sich manchmal zu lebendigen Wesen zu wandeln schienen, und begannen ihr Eigenleben zu führen, dort oben an der Decke, die dann wie eine Filmleinwand war und zugleich in seinem Kopf. Little hasste diese Phasen, er fürchtete sie wie eine Folter, der er ausgeliefert war.

Aber die meiste Zeit lag er nur still da und empfand nichts. Zwischendurch wurde ihm plötzlich die glatte Bettdecke unter seinen Fingerspitzen bewusst und er wunderte sich, dass er sie spüren konnte und fragte sich, warum es ihm erst jetzt gelang. Oder er bemerkte, dass jemand ihm ein Kissen unter den Kopf geschoben hatte, um ihm das Liegen zu erleichtern. Es waren lediglich Bruchstücke, schnelle Lichtblitze in einem grauen, un-

durchdringlichen Nebel der Erschöpfung. Little wurde durch eine endlose Ebene der Mattigkeit gesogen, in der selbst der Schmerz zu träge war, um zu beißen und nur als fader Belag auf der Zunge weiterbestand, in der es Little nicht einmal mehr möglich war, sich einen anderen Zustand zu wünschen oder auszumalen.

Jetzt bemerkte Little, dass jemand ihm vorsichtig den Schweiß von der Stirn tupfte. Er konnte die Pupillen zur Seite bewegen und erkannte die großen Augen Maddalena Strozzi. Sie lächelte ihm aufmunternd zu.

»Geht es?«, fragte sie leise.

Little konnte einen Satz formulieren. »Er sagte: »Danke, es geht«, zu seiner Pflegerin und hörte dabei von Ferne eine Stimme, die er als die seine erkannte. Er erkannte sie tatsächlich.

Maddalena zog ihm die Bettdecke glatt und beugte sich dabei für einen Augenblick über ihn. Little spürte den Druck ihres biegsamen jungen Körpers. Er erinnerte sich ... er erinnerte sich an die muskulösen, glatten Leiber der Delfine, mit denen er gearbeitet hatte. Wie sie heranglitten, wenn er in das Becken stieg, elegant und mühelos, sodass ihm manchmal die Tränen gekommen waren, dass er selbst ein so tumber, ungelinker Zweibeiner sein musste.

Maddalena war wie einer dieser wundervollen Delfine. Sie durchschnitt mit ihren eleganten Bewegungen, mit ihrem freundlichen Wesen die Fluten alltäglicher Probleme. Little wendete den Kopf und folgte ihr mit den Blicken. Noch einmal lächelte sie ihm aufmunternd zu und verschwand dann hinter der spanischen Wand. Dort war sie immer, wenn sie sich nicht gerade um Little kümmerte. Ihre schweigende Anwesenheit wurde Little erst jetzt vollkommen bewusst und gab ihm Kraft. Vielleicht war es aber auch die Art, wie sie ihren Körper bog, um sich in ihr Versteck zu begeben.

Plötzlich hatte er Lust aufzustehen. Er konnte sich aufrichten und die Beine über die Bettkante schwingen. Zum ersten Mal be-

trachtete er bewusst die *spanische Wand*, die tatsächlich eine chinesische Arbeit war, ein Windschutz, der mit seiner zarten Landschaftsmalerei ein Glanzstück jedes Museum gewesen wäre.

Von der anderen Seite erklang ein leises Schluchzen. Little stand auf und ging, etwas schwankend und unsicher, hinüber. Er schaffte es bis zu der dreiteiligen Behelfswand und hielt sich daran fest. Die leichte Konstruktion wackelte ein wenig.

Vor ihm kniete Maddalena. Little sah ihren gebeugten Nacken, dessen reine Linie von einer Haarsträhne unterbrochen wurde. Das Mädchen hielt einen Rosenkranz in den Händen, ihr Daumen spielte - nervös oder in inbrünstiger Hingabe - mit einer Holzperle, von ihren Lippen kamen leise und hastig die Worte, unterbrochen von Schluchzern, die ihre schmalen Schultern schüttelten.

Befangen streckte Little die Hand aus. Die Hand schwebte eine Weile in der Luft, im Ungewissen, war deutliches Zeichen für die Unsicherheit Littles. Dann berührte sie sanft die Schulter des Mädchens.

»Bitte«, murmelte Little. »Sie sind so gut, Maddalena. Sie dürfen sich nicht so quälen ...«

Während noch diese Worte zögernd aus seinem Mund kamen, zuckte die Hand schon wieder zurück wie ein verschrecktes Tier. Little hatte gefühlt, wie rau und unbequem der Stoff ihrer Kleidung war - ein Stoff für Büsserhemden. Und er hatte bemerkt, dass Maddalena unter diesem groben Stoff über Kreuz zwei schartige Ketten trug, die ihre zarte Haut wundscheuerten. Kleine blutige Flecken zeichneten die Lage dieser Ketten auf ihren Schulterblättern nach.

Ein Schwindel ließ Little schwanken und wieder musste er sich festklammern. Die Gedanken formten sich in seinem Kopf und sie waren fertig wie Wandschriften, ehe sein verwirrter Geist sie registrieren und aufnehmen konnte. Vielleicht ist sie doch kein Delfin, sagten Littles Gedanken. Little schaute auf die Blutfle-

cken und bemerkte, dass sich einer in diesem Moment vergrößerte, dass das stumpfe Rot sich ausbreitete und gierig durch die Stoff-Fasern fraß. Vielleicht ist sie doch kein Delfin. Vielleicht ist sie ein Hai, ein Raubtier, das sich durch Blutschwaden hindurchbewegt, sogar durch die Wolken ihres eigenen Blutes in den Tiefen eines Meeres, das nicht einmal ihre Seele selbst ausloten konnte.

Maddalena bemerkte ihn und lächelte ihn an. Da war ihr Gesicht, dieses Mädchenantlitz, an dessen Beschreibung die Feder jedes Dichters scheitern müsste und sollte ein Gott ihm die Hand führen bei seinem Versuch. Und da war das Blut, ihr eigenes Blut, die Hand, die den Rosenkranz umkrallte, waren die Gebetsworte, die wie wütende Beschwörungen von ihren herrlichen Lippen fielen.

Obwohl sich Little nur langsam bewegte, war er auf der Flucht.

Wie eine Erlösung war es für ihn, als er von der Tür her die Stimme Tony Tanners hörte: »Schau an«, klang es mit dem typischen ironischen Unterton, »Herr Little ist wieder so fit, dass er sich mit Signorina Strozzi ins Separee begeben hat.«

Dorkas brabbelte irgendwas aus dem Hintergrund, sicherlich blies er in dasselbe Horn.

Little bemerkte, welche Veränderung mit Maddalena vorging, als sie Tonys Stimme hörte. Mit einem Mal fiel die graue Aura der Büsserin von ihr ab, sie straffte sich und ihr Gesicht begann von innen heraus zu strahlen, als hätte man in einem düsteren Haus eine Festbeleuchtung angezündet. Maddalena sprang auf und führte Little zu seinem Bett zurück.

Little wollte sich aus einem spontanen Impuls heraus dagegen wehren, aber Maddalenas Griff war energisch und duldeten keinen Widerstand und nach einigen Schritten war auch Little wieder ihrem Zauber verfallen und überließ sich der überraschenden Kraft ihres so jungen und so lebendigen Leibes.

»Wie geht es dem Patienten?«, fragte Tony und reichte Little die Hand. Dabei schaute er allerdings Maddalena an. Und Mad-

dalena senkte den Blick und lief ein wenig rot an und dann vollführte sie, wie ein kleines Mädchen, den Ansatz eines altmodischen Knicks, wobei ihre kleine Hand das Gewand an der Hüfte ein kleines wenig an hob, und sagte dann leise: »Guten Morgen. Ich glaube, es geht ihm besser. Er ist heute zum ersten Mal aufgestanden.«

»Na prachtvoll!« Jetzt hatte es Tony geschafft, sich vom Anblick Maddalenas loszureißen und Little anzuschauen. »Allerdings würde ich mir überlegen, ob ich nicht noch ein wenig in der Obhut einer solchen Pflegerin bleiben würde«, fügte er dann hinzu. Bei sich sagte er *Mein Gott, habe ich das wirklich gesagt? Wie ungeheuer peinlich! Mit diesen plumpen Altmännerscherzen kannst Du bei ihr keinen Blumentopf gewinnen!*

Zumindest in dieser Hinsicht befand er sich in völliger Übereinstimmung mit Lucille Chaudieu, die in diesem Moment das Zimmer betrat.

Sie warf Tony einen verachtungstriefenden Blick zu, ignorierte Maddalena derart, dass es wirkte als würde sie dem Mädchen mit einem Megafon zu brüllen *Ich sehe dich nicht, du Miststück* und wandte sich lächelnd an Little.

Tony machte ihr Platz und trat einen Schritt von Littles Bett zurück. Sein Herz hämmerte. Jetzt, wo er keine Möglichkeit mehr hatte, sich hinter dummen Sprüchen und sozialem Wischiwaschi zu verstecken, wurde ihm die Anwesenheit Maddalenas voll bewusst. Es war, als würde er durch eine Tür gehen und sich fünf Meter vor den Niagarafällen befinden. Er hatte sie nicht wirklich angesehen, aber er wusste, sie war da und dieses Wissen verdrängte alles andere. Tony biss sich auf die Lippen.

Maddalena hatte sich ebenfalls einige Schritte zurückgezogen, als wollte sie mit einer Imitation von Tonys Handlung eine geheime Gemeinschaft bestätigen - zumindest waren derart die Gedanken, die sich hinter Tonys angeschwitzter Stirn überschlugen. Maddalena lehnte mit dem Rücken gegen die Wand, ihre

Hände hatte sie vor dem Schoß gefaltet. Ihr Gesicht war ruhig wie ein See in der Abendstille, nur manchmal schien ein Wellengekräusel über seine glatte Oberfläche zu laufen, wenn Maddalena sich gegen die Wand drückte und sich für Sekunden in einer ganz eigenen Welt zu befinden schien.

»Er könnte schon wieder in sein eigenes Zimmer ziehen«, hörte Tony plötzlich Lucilles Stimme. Er war genervt. Was belästigte sie ihn mit diesem banalen Schrott? Er war ganz nahe bei Maddalena, er brauchte nur den Kopf zu wenden, um sie anzusehen, er spürte, dass sie ganz nahe war, er wusste, dass es in seinem Leben nur noch eine Aufgaben geben konnte dieses Mädchen glücklich zu machen, zu welchem Preis auch immer.

Und die Chaudieu hatte nichts Besseres zu tun, als über Little zu reden!

»Er ist hier in guten Händen, er braucht vor allem Ruhe«, sagte Tony. Er hätte Little notfalls an die Matratze genagelt, um einen weiteren Vorwand für einen Besuch bei Maddalena zu finden. Unwillkürlich schaute er auf Maddalena. Und Maddalena schaute auf ihn. Ihrer beider Blicke fanden sich und statt sich wie er tappt wieder rasch voneinander zu trennen, versanken sie in den Augen des anderen, bis Tony ein heftiges Räuspern von Lucilles Seite her hörte. Er rückte noch ein Stück zur Seite. Maddalena senkte den Kopf und ein liebliches Rosenblütenrosa färbte ihre Alabasterwangen.

Dorkas unterhielt sich noch eine Weile mit Little, dann erklang Maddalenas Stimme. »Ich muss Sie bitten zu gehen. Der Patient braucht jetzt Ruhe!«

Dorkas ging, dann Lucille, dann Tony. Er schüttelte Little die Hand und schritt zum Ausgang. Dort wartete Maddalena, um hinter ihm die Tür zu schließen. Keines von ihnen wagte, den anderen anzusehen. Aber als Tony an ihr vorbeiging, spürte er plötzlich ihre Hand in der seinen. Ein Papier wurde in seine Hand gedrückt. Er umklammerte den Zettel wie eine unwiederbringliche Kostbarkeit, murmelte einen Gruß, der leise von ihr

beantwortet wurde, und ging.

Draußen warteten Dorkas und Lucille.

»Little sieht doch schon gut aus«, meldete Tony. Ihn interessierte nur der Zettel, den er in seiner Hand spürte. Ihn überkam Furcht, er könnte mit seiner verschwitzten Hand eine Schrift verwischen. Was für eine Vorstellung: Tony Tanner kriegt eine Einladung zum Plaisir d' Amour und kapiert es nicht, weil er die Einladung mit seinem Schweiß vermatscht hat!

»Diese Frau ist nicht gut für Little«, fauchte Lucille ziemlich unerwartet und heftig. Es war wie das plötzliche Öffnen eines Sicherheitsventils.

»Wieso, sie pflegt ihn doch aufopferungsvoll?«, antwortete Dorkas verblüfft.

»Sie pflegt ihn wie ein Spinnenweibchen ihre Beute.«

»In dieser Hinsicht muss ich dir einen geschlechtsspezifisch größeren Einblick zugestehen«, mischte sich Tony ein.

Lucille starrte ihn nur an. Unter ihrem Blick begann Tony einzulaufen wie ein Wollpullover in der Kochwäsche.

»Idiot! Du blöder Idiot!«

Damit drehte sich Lucille um und rauschte von dannen. Der gemeinsame Spaziergang war allem Anschein nach gestrichen. Aber sie hatte nicht aggressiv geklungen, musste sich Tony eingestehen. Unter ihrer oberflächlichen Empörung konnte er ihre Verzweiflung deutlich spüren. Er dachte es, dachte dann an den Zettel und vergaß Lucille im selben Moment.

»Wir müssen uns heute Nachmittag noch mal sprechen«, sagte Dorkas, während sie zusammen auf den Haupteingang zgingen. »Wegen dem Oba und auch sowieso.«

Tony zuckte die Achseln. Er nahm seine Umwelt erst wieder wahr, als er über die Terrasse vor dem Haupteingang gegangen war, die Treppen herunter und über die Wiese lief.

Zitternd öffnete er den Zettel. Er bestand aus kitschigem rosa

Papier. Darauf stand in einer wunderschönen sorgfältigen Kleinfädchenschrift: *Oh du mein süßer Geliebter. Triff mich heute Abend unter dem Rosenstrauch neben dem Gartentor, denn ich will lieber sterben als weiterleben ohne deine Umarmung und lieber will ich aufhören zu atmen, als zu leben ohne deine Küsse. Maddalena, die die Deine ist mit Leib und Seele, du mein Gebieter.*

Warum konnte man einen Tag nicht zusammenfalten wie ein Stück Papier? Warum musste man durch die überflüssigen Stunden waten wie durch zähen Sirup, ohne seinem Ziel näher zu kommen? Tony Tanner schaute alle fünf Minuten auf die Uhr und hatte nicht den Eindruck, dass es inzwischen später geworden wäre. Die Zwischenzeit nutzte er, um sich seinem Spiegelbild gegenüberzustellen und sich mit der existentiellen Frage zu beschäftigen, ob er eine minimale Chance hatte, auf Maddalena attraktiv zu wirken.

Im Grunde war das überflüssige Arbeit und eher ein Zeichen für die angeborene Rücksichtnahme eines Tony Tanner. Ein Mädchen, das sich mit dem Umweg über einen rosa Zettel einem Vertreter des männlichen Geschlechtes derart an die Brust schmeißt, würde ihn auch nehmen, wenn er verschwitzt im Baumwoll-Feinripp-Unterhemd und mit Bierfahne aufkreuzte.

Es gab in der schier endlosen Wartezeit eine plötzliche und sehr anstrengende Unterbrechung, weil dem liebestrunkenen Tony die Tatsache aufging, dass er nicht wusste, wo der *Rosenstrauch neben dem Gartentor* überhaupt war, zu dem ihn Maddalena bestellt oder vielmehr gebeten hatte.

Es bedurfte einiger diplomatischer Feinheiten, bis Tony die Stelle von einem Gärtner gezeigt bekam. Dennoch fragte er sich, ob es nicht mindestens fünf Rosensträucher neben Gartentoren geben könnte, die irgendwo auf diesem riesigen Grundstück verstreut lagen. Oder vielleicht war dieser Gärtner ein heimlicher Verehrer Maddalenas - und Tony Tanner war sicher, dass es keinen Mann mit einem Rest an hormoneller Ausstattung gab, der einer Maddalena wegen nicht Frau und Kind lachend hingege-

ben hätte - und legte ihn rein und lauerte der der Wundervollen dann selbst unter dem richtigen Rosenstrauch auf, um seine Lust an ihr zu kühlen? Oder vielleicht spielte Maddalena ein Spiel mit ihm? An dieser Stelle knipste Tony seine Überlegungen ab. Es gab nur einen Rosenstrauch neben einem Gartentor und Maddalena betete ihn an. Basta!

Heimlich wie ein Dieb schlich sich Tony zu dem angegebenen Treffpunkt. Maddalena hatte tatsächlich gut gewählt. Man betrat durch eine hölzerne Pforte, deren Pfosten altertümliche Schnitzereien trugen, einen kleinen abgetrennten Garten. Hinter einem Rasenstück lagen Rabatten mit Küchenkräutern und Heilpflanzen. Direkt neben der Pforte blühte ein Rosenstrauch und tauchte die Umgebung in seinen betäubenden, etwas wehmütigen Duft. Im Schatten des Strauches stand eine Steinbank. Alles wirkte verschwiegen und ein wenig vernachlässigt, als würden nur selten Menschen ihren Fuß hier hineinsetzen.

Tony strich versonnen mit der Hand über den seidenweichen Rasen und schlich sich wieder hinaus. Er war soeben in seinem Paradies gewesen.

Bevor er sich erneut vor dem Spiegel platzieren konnte, wurde er abgefangen.

Dorkas winkte ihm schon aus der Ferne zu. Es schien, als habe er sich an der Haupttreppe postiert, damit Tony ihm auf keinen Fall entgehen konnte.

Der Anblick von Dorkas erweckte in Tony eine schuldbewusste Erinnerung. Richtig, sie wollten sich ja am Nachmittag zusammensetzen! Also war es schon Nachmittag. Und der Nachmittag war die Tageszeit vor dem Abend. Außerdem war die Gesellschaft von Dorkas angenehmer als die einsame *Ich und meine Uhr-Party*, die Tony bisher gefeiert hatte.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Tony, noch bevor Dorkas den Mund zu irgendeinem Vorwurf öffnen konnte. »Wir wollten uns treffen. Ich habe es einfach verpennt.«

»Nun ja, die Ereignisse des heutigen Tages sind in der Tat geeignet gewesen, uns ein wenig aus dem Rhythmus zu bringen«, gab sich Dorkas verständnisvoll. Er bemerkte nicht, dass Tony ihn bei der Formulierung die *Ereignisse des heutigen Tages* misstrauisch anblickte.

»Ich habe mir erlaubt, für uns Tee zu bestellen. Inzwischen haben die hiesigen Bedienten ja gelernt, ihn ganz passabel zuzubereiten. Leider sind wir beide allein mit uns. Herr Steele hat zu tun und die Dame ist ... äh ... unpässlich.«

»Wie bedauerlich«, sagte Tony und machte sich einer faustdicken Lüge schuldig. Lucille gegenüberzusitzen, hätte ihm jetzt keineswegs behagt.

Sie machten sich auf den Weg zu der Veranda, zu dem Ort, den der Conte als *Limbus* bezeichnet hatte, als Vorhölle. Es war ein und derselbe Platz, dieselbe Architektur, und doch kam es Tony vor, als hätte er ihn in den letzten Wochen schon so verschieden erlebt wie eine Stadt im Laufe der Jahrhunderte.

Unterwegs begegnete ihnen das Dienstmädchen mit der Vorliebe für sentimentale Schnulzen. Tony hörte sie schon trällern, bevor sie um die Ecke bog und an ihnen vorbeihuschte. Der lange braune Zopf hüpfte auf ihrem Rücken, als sie drei Stufen mit einem Satz nahm. Tony hatte ihr bei sich den Namen *Fräulein Sonnenschein* gegeben. Inzwischen wusste er, dass sie zehn Semester Medizin studiert hatte. Nach zehn Semestern, so sicher war er sich allerdings nicht, sollte man doch ausstudiert haben. Also huschte eben eine Frau Doktor med. an ihnen vorbei?

Tony schüttelte den Kopf. Wenn er geglaubt hatte, etwas über Collesalvetti zu verstehen, dann gab es wieder etwas, das ihm völlig rätselhaft war. Warum zog sich also eine Ärztin eine Dienstmädchenkluft an, schleppte gebrauchte Wäsche durchs Haus und fand das alles noch so perfekt, dass sie ständig dabei singen musste? Und was steckte hinter dem anderen Hauspersonal. Bekam Tony sein Frühstück von einem Atomwissenschaftler

serviert? Oder einem Psychologen? Die letzte Möglichkeit behagte Tony weniger.

»Ist Ihnen auch aufgefallen, dass niemand den Conte zu vermissen scheint?,« fragte Tony plötzlich.

Dorkas bekam hinter seinen Brillengläsern erstaunte Rundaugen.

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, es läuft alles so weiter wie gehabt. Es gibt überhaupt keine Stockung.«

»Hätten Sie erwartet, dass hier Chaos ausbricht, wenn der Hausherr mal drei Tage unterwegs ist?« stellte Dorkas die Gegenfrage und machte Tony deutlich, wie kurios seine Bedenken gewesen waren. Natürlich musste ein solcher Betrieb wie geschmiert laufen, es gab sicherlich Leute in leitenden Positionen, die für die alltäglichen Entscheidungen zuständig waren.

Trotzdem - Tony dachte an das Gesicht, das er am Fenster gesehen hatte. Unter tausend Männern wäre ihm der eine mit diesem Gesicht sofort aufgefallen, weil er wie jemand wirkte, der herrschen konnte - und herrschen wollte. Wie jemand, der die Seelen und Gedanken seiner Mitmenschen beeinflussen ... begeistern ... manipulieren kann.

Es gab so viele unentdeckte Räume auf Collesalvetti, und in manchem dieser Räume mochten Menschen hausen, denen Tony noch nie begegnet war und die vielleicht wesentlich mehr Einfluss auf den Conte hatten, als es auf den ersten Blick schien. Möglicherweise war ja Conte Hercule di Saloviva selbst nichts als ein Strohhalm? Aber wer hatte ihn vorgeschickt? Oder war der Conte ein Gefangener in seinem eigenen Palast, Einflüsterungen unterworfen, unter fremder Macht stehend? Wie konnte es anders sein, selbst Brantleys langer Arm reichte doch bis hierher - und es hatte in jüngster Zeit so viele Tote gegeben ...

Diese Überlegungen führten dazu, dass sich Tony den Kragen lockerte.

»Ist Ihnen nicht gut?«, erkundigte sich Dorkas fürsorglich.

»Doch, doch. Ich hatte nur gerade ... ach, was soll's. Sie haben Post von Peak-Maude?«

Zuerst kam der Tee an die Reihe. Erst nachdem sich Dorkas mit Kennermiene einige Tassen zugeführt hatte und sich sehr hoffnungsfroh über die Entwicklung der Tee-Kultur auf Collesalvetti geäußert hatte, griff er zu einem großen Briefumschlag.

»Peak-Maude war tatsächlich durchaus eifrig. Ich hatte es nicht geglaubt, aber dieser Mensch hat bewundernswerte Fähigkeiten.«

Dorkas öffnete den Umschlag und holte einige Blätter heraus.

»Er wildert im Revier der Forza Nobile«, fuhr Dorkas fort. »Was diese Gemeinschaft ist, wissen wir zwar immer noch nicht so genau, noch weniger, was sie eigentlich wollen. Aber immerhin kann sie Peak-Maude als Informationsquelle anzapfen.«

Dorkas breitete die Blätter auf dem Tisch aus. Auf einigen waren Fotos. Tony erkannte an den getreppten Kanten, dass es sich um Bilder aus dem Internet handeln musste, die eine ziemlich grobe Auflösung gehabt hatten.

Dorkas bemerkte den skeptischen Blick.

»Peak-Maude hat diese Bilder sozusagen aus dem Tresor der Forza Nobile geklaut. Er entschuldigte sich für die mindere Qualität. Der Experte hier auf Collesalvetti hat sein Bestes getan, um die Bilder zu verbessern.«

»Gibt es einen solchen Experten hier?«

»Ja, das ist der junge Mann, der immer den Teppich auf dem Flur vor meinem Gemach gesaugt hat. Ein ganz außerordentlich fähiger Mann, so weit ich als blutiger Laie mir diese Beurteilung erlauben darf.«

Dorkas musste seine Ausführungen unterbrechen, weil er seit zwei Minuten keinen Tee mehr getrunken hatte und Entzugs- wenn nicht gar Austrocknungserscheinungen bei sich befürchtete.

Unterdessen zog Tony die Papiere zu sich hinüber. Sie waren

allem Anschein nach irgendwo in Afrika aufgenommen worden. Eines zeigte einen riesigen Baum in einem Dorf oder eher einer Kleinstadt, denn um die Wurzeln des Baumes, die sich wie Strebepfeiler einer gotischen Kathedrale aus dem Boden erhoben, herum führte eine Asphaltstraße. An den Rändern des Fotos konnte man niedrige Hütten mit Wellblechdächern erkennen. Vor einem standen einige Schrottautos und ein handgemaltes Schild am Wegrand behauptete, hier befände sich *Uncle Tutus Car-Hospital*. Am besten gefielen Tony einige jüngere Frauen, die im Vordergrund zu sehen waren und vermutlich der eigentliche Anlass waren, weshalb der Fotograf zur Kamera gegriffen hatte.

Dorkas setzte die Tasse klappernd ab und fischte wieder, etwas hastig, als handele es sich um einen persönlichen Schatz, nach den Papieren.

»Es sieht so aus, als ob die Forza Nobile hier ihrerseits gewildert hätte. Peak-Maude meint, dass die Fotos von einem französischen Schriftsteller stammen oder zumindest von jemandem aus seiner Umgebung. Das Problem ist, dass dieser Franzose, von dem ich im Übrigen noch nie was gehört habe, aber französische Romane sind eh nicht meine literarische Kragenweite, selbst zur Umgebung von irgendwem gehört, der seinerseits zu einer Vereinigung gehört, die sich so was wie *Kardinäle von Avignon* nennen, als würden sie da so eine Art von Papstspiel aufführen ...«

»Ich fürchte, wir kommen jetzt zu weit vom Thema ab«, wagte Tony einen Einwand.

»Das Problem ist, dass wir gar nicht weit genug gehen könnten, um vom Thema abzuschweifen, weil das Thema nämlich ziemlich allumfassend ist«, antwortete Dorkas pikiert. Er tippte auf das Foto und fragte dann. »Aber Avignon sagt Ihnen doch wenigstens etwas?«

Jetzt war es an Tony, pikiert zu sein.

»Ein wenig. Papstpalast, Saint Agricole, Saint Didier, Saint Pierre ... Ich kenne sogar das *Hotel de la bonne Madame* in einer

Nebenstraße der Rue Carnot.«

Und während Tony das noch sagte, kam ihm das Bild des Hotelzimmers in den Sinn - die Hitze eines provenzalischen Sommers, die Stadt von Touristen überschwemmt, das grelle Licht ausgesperrt durch Fensterläden, die ein wenig schief hingen und die Sonnenstrahlen wie durchsichtige Honigscheiben in das Halbdunkel stellten und Francine, die über die Hitze stöhnte und *Kannst Du mir bitte mal helfen* und ihr gebeugter Nacken und sie führte eine Hand über den Kopf und strich ihr Haar nach vorne und es fiel in Wellen herab und durchschnitt einen Sonnenfächer und sie drehte den gesenkten Kopf ein wenig und sie lächelte ihm zu und er versuchte, mit vor Begierde zitternden Fingern den Reißverschluss zu öffnen, bis es endlich gelang und das rote Kleid sich wie eine Fruchtschale öffnete und Francines weißen Rücken freigab, nach ihrem Parfum duftend und feucht von ihrem Schweiß und sie zog die Schultern zusammen und ließ das Kleid an sich herabgleiten, bis es sich wie eine Blüte um ihre Füße ringelte und ihre ganze Haltung war eine einzige Aufforderung und Bitte und er strich mit den Fingerspitzen an ihren Armen entlang und hörte ihr Seufzen und spürte den Schauer der Lust, der über ihre Haut lief und ... Verflixt noch mal, Francine, komm du deinem Ex-Lebensgefährten nicht auch noch in die Quere'. Tony verscheuchte das Bild samt allen anderen Assoziationen. Manchmal kam er sich vor, als wäre er in einen erotischen Roman geraten. In einen französischen solchen.

Aber dann schaute er auf Dorkas und war beruhigt. Kein Autor würde diesen Herrn in einem erotischen Roman auftreten lassen. Nicht mal ein französischer.

»Haben Sie mir überhaupt zugehört?«, fragte Dorkas und war immer noch oder schon wieder etwas pikiert.

»Selbstverständlich. Ich war nur etwas ... wenn Sie bitte die Hauptpunkte noch einmal ansprechen könnten ... nur um jedes Missverständnis zu vermeiden.«

»Stichwort *Missverständnis*, ich sagte es ja eben, die Puppe in

der Puppe in der Puppe, das Babuschka-Prinzip. Ob die Forza Nobile den Überblick behält, weiß ich nicht zu sagen. Aber sie beobachten, zu welchem Zweck auch immer. Wird die Forza Nobile selbst beobachtet? Peak-Maude meint, dass er nicht der einzige heimliche Lauscher ist. Aber vielleicht wollen sie das ja.«

Bei dem Gedanken unterbrach Dorkas seine Ausführungen und starrte vor sich hin, als hätte er sich selbst bei einem völlig unerwarteten Gedanken ertappt.

»Vielleicht ...«, fuhr er dann zögernd fort, »vielleicht ist die Forza Nobile ja nichts als ein Schaufenster und irgendwer stellt da Sachen hinein, damit die Leute sie anschauen und kaufen. Aber welche Leute sind das? Meine Güte noch mal, ich wünschte, ich könnte mal wieder was richtig Einfaches machen, eine altassyrische Fluchtafel analysieren oder so.«

»Dann allerdings wäre es wohl keine solche Großtat von unserem neuen Freund Peak-Maude, in dieses Schaufenster zu gucken.«

»Wer weiß, ich könnte mir vorstellen, dass man nur mit der Platinkreditkarte in die Einkaufspassage kommt ...«

Dorkas unterbrach, weil er das gänzlich verständnislose Gesicht von Tony Tanner sah. Er lief rot an.

»Pegasus scheint mit mir durchgegangen zu sein, Herr Tanner ... ich scheine tatsächlich eine bisher unentdeckte poetische Ader zu beherbergen. Was ich sagen wollte - möglicherweise will die Forza Nobile ja nicht, dass Hinz und Kunz in ihre Auslagen schaut. Also haben sie eine Schwelle gelegt, die es nur Experten gestattet, in ihren internen Informationen zu wühlen. Von diesen Experten gibt es heutzutage wohl eine ganze Menge. Ja, und dann wartet die Forza Nobile einfach ab, um zu sehen, was die einzelnen Informationsdiebe mit ihrer Beute machen. Sie sind sowieso Leute, die sich sozusagen auf den Beobachtungsturm stellen und dann auf die Stadt schauen, bildlich gesprochen. Eine Lockfalle der Forza Nobile, das gäbe einen Sinn.«

»Haben Sie außer der Tatsache, dass es einen Sinn ergäbe, noch

irgendeinen Beleg für die Wahrscheinlichkeit Ihrer Vermutung?«

»Nein!«

»Dann lassen wir das einfach mal außen vor. Es wird mir nämlich zu kompliziert. Spätestens seit dem Kumpel von dem Kumpel von dem französischen Schreiberling, der gerne Papst spielt, habe ich mich ausgeklinkt.«

Bevor er antwortete, musste sich Dorkas um eine weitere Lieferung von Tee bemühen. Erst dann konnte er seine Antwort geben.

»Wussten Sie, dass es in der Geschichte des Papsttums einige Päpste und Gegenpäpste gab, deren Legitimation immer noch umstritten ist? Ich meine Gegenpäpste, die vielleicht gar keine wirklichen *Gegen* waren, sondern die eigentlichen, legitimen Nachfolger Petri?«

»Ich darf in diesem Zusammenhang meinen Vater, Doktor Tanner zitieren: Den Papisten ist alles zuzutrauen.«

»Ein kluger Mann, Ihr Vater, wenn auch unter Umständen ein wenig voreingenommen. Was ich sagen will. Es wäre möglich, dass es einen Papst gibt, der eine weitaus höhere Legitimation als Johannes Paul II. für sich in Anspruch nehmen darf.«

»Möglich ist alles. Aber wo ist er?«

»Wer? Ach so - Sie meinen, wo ist der andere Papst.«

»Der legitimere Papst, obwohl ich glaube, dass eine Steigerung von legitim sowohl logisch als auch sprachlich Unfug ist.«

»Woher soll ich dass denn wissen? Sie können vielleicht Fragen stellen.«

Dorkas stemmte sich mit beiden Armen vom Tisch ab, als wolle er einen Abstand zwischen sich und den Steller solcher unverschämter Fragen schaffen. Aber als der Tee kam, hellte sich seine Miene wieder auf und Tony fand seine Vermutung bestätigt, dass Dorkas einfach Teedurst gehabt hatte.

Summend und mit geradezu ritueller Konzentration goss Dorkas sich und Tony den Tee ein, schwankte zwischen den Alter-

nativen Milch oder Zitrone, schnüffelte an der Tasse und begann zu strahlen.

»Ah, ein kräftiger Assam, ein wirklicher Herrentee, wir sollten ihn mit Milch genießen.«

Damit war fürs nächste wieder Ruhe, weil Dorkas zwei Tassen brauchte, bevor er wieder in Fahrt kam.

»Also, warum kennen wir diesen potentiellen Papst nicht? Es gibt ihn nicht, schlicht und ergreifend. Das ist eine Möglichkeit. Andere Möglichkeit - man soll denken, dass es ihn nicht gibt. Spinnen wir einfach mal diesen Faden - das babylonische Exil der Kirche in Avignon, die Spaltung der Kirche in Papst und Gegenpapst. Wem nutzt das? Klar, den politischen Mächten, den Osmanen, den muslimischen Feinden des Christentums. Warum also sollte es nicht so sein, dass ein Teil der Kirche auf Macht verzichtet, ohne ihre legitimen Ansprüche völlig zu leugnen, einen Papst wählt, eine Reihe von Päpsten im Verlauf der Jahrhunderte, die möglicherweise sogar bemüht ist, die eigentlichen Werte der Kirche hochzuhalten. Denken wir an die Renaissancepäpste. Dieser moralische Niedergang bei gleichzeitiger höchster Prachtentfaltung. Warum nicht als Gegengewicht den anderen, den wahren Papst, im Verborgenen, als Hüter der wahren Kirche? Weil die Verantwortlichen erkannt haben, dass nur durch diese Gralshüter des wahren Christentums die Kirche überleben kann.«

»So wie ich die Sache sehe, hat Johannes Paul II. auch noch eine Kirche mit Einfluss.«

»Unterbrechen Sie meine Überlegungen nicht ständig, Herr Tanner. Also, wo war ich? Richtig, es gab im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Personen, die sich zum Gegenpapst aufschwangen. Ich glaube, in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts ist einer gestorben. Ich kriege es nicht mehr so richtig beisammen ... sehr ärgerlich ... jedenfalls erinnere ich mich an ein Illustriertenfoto des Leichnams im Ornat im offenen Sarg, an dem betende Nonnen standen. Also, auf mich hat das damals

sehr katholisch gewirkt. Egal - es gibt also diese Strömungen. Und wo solche kleine Wasserläufe sind, ist auch der unterirdische Fluss.«

»Also behaupten Sie, dass es einen Gegenpapst gibt, der der eigentliche Papst ist? Schön, aber warum meldet er sich jetzt gerade und nicht erst in hundert Jahren?«

»Erstens meldet er sich nicht. Es ist alles eine Hypothese, die aber einiges für sich hat. Und in hundert Jahren? Dann ist die Geschichte schon den Bach runter gegangen. Dann ist das Christentum eine wirre Sekte und vom Katholizismus ist nur noch eine Reihe sentimentaler Lieder und ein großes Museum mitten in Rom übrig. Nein, heute steht es auf Spitz und Knopf. Der Islam bildet eine Variante aus, die man islamistisch nennt, obwohl ich sie islamfaschistisch nennen würde. Zugleich nimmt die Zahl der christlichen Sekten zu, die hinduistischen Fundamentalisten dürfen in einem Subkontinent mit einer Milliardenbevölkerung zündeln, und die jüdischen Extremisten spielen ihre spezielle Variante von dein Land ist mein Land, weil es so in der Thora steht. Die Deppen der Moderne denken, dass die Religion keine Bedeutung mehr hätte. Wissen Sie, was ich denke? Die Religion hat heute mehr Einfluss als im Mittelalter. Aber unterirdisch sozusagen. Also, wenn das nicht die Zeit ist, in der ein Gegenpapst den Finger hebt und *Guguck* sagt, dann weiß ich es nicht.«

»Oder er hält erst recht still, um es dem Kollegen im Vatikan nicht allzu schwer zu machen.«

»Hm, der Einwand hat was für sich. Johannes Paul II. hat es geschafft, sich in den Medien Gehör zu verschaffen. Aber ... auch ein Gegenpapst hat seinen Hof. Auch hier können sich die Meinungen gegenüberstehen.«

Dorkas beugte sich über den Tisch und zählte an den Fingern auf.

»Hat jemand Gelegenheit gehabt, die volle Korrespondenz von Albino Luciani, seines Zeichens Papst Johannes Paul der Erste zu lesen? Nein! Wir wissen, dass er einen Jesuiten namens Georges

Marchais, er hieß wirklich so wie der KPF-Führer, die Geschichte hat einen Sinn für Ironie, zu sich rief und ihn in seiner Nähe hatte und Marchais ist, so ein Zufall aber auch, in Avignon geboren und ausgewiesener Experte für die Zeit des babylonischen Exils. Er hat übrigens auch ein Buch über den Gral geschrieben. Hab ich aber nie gelesen, muss ich zu meiner Schande gestehen. Egal - weiter - wir haben die Verbindung zu Avignon. Marchais schien in der kurzen Regierungszeit des Papstes ständig zwischen Avignon und Rom gependelt zu sein. Und dann dieser völlig überraschende Tod dieses wundervollen Menschen, den man den lächelnden Papst nannte. Paff, Klock, einfach so. Alles natürliche Ursachen. Selbstverständlich, der Stress, Herzinsuffizienz, blabla. Man kann uns viel erzählen. Die Öffentlichkeit wird immer manipuliert. Weiter - wie war das mit der Banco di Santo Spirito? Erzbischof Marcinkus, die Mafia, die Loge Propaganda Due, die faschistischen Attentate in Italien und der Terror der roten Brigaden, wissen Sie eigentlich, dass Italien in den Siebziger sooo kurz vor einem faschistischen Staatsstreich gestanden hatte? Alles stand Gewehr bei Fuß, in der Nacht, in der passieren sollte, wurde der Putsch abgeblasen. Warum? Und Faschismus hat in der Geschichte auch immer eine Affinität zur Religion gehabt. Denken Sie an Spanien unter Franco. Erinnern Sie sich an die Bilder verschleierte Mädchen auf dem Weg zur Kirche? Wenn wir über die Taliban reden, dann sollten wir auch ein wenig über diese Variante des großen abendländischen Glaubenssystems reden.«

»Das wird mir jetzt alles ein wenig zu viel.«

»Ich bin gleich fertig. Also die Bank, die Loge - wie hieß noch gleich dieser Mann, der erhängt an einem Londoner Brückenpfeiler gefunden wurde? Ich weiß es nicht mehr, leider. Natürlich war es die Mafia. Immer war es die Mafia. Die Mafia hat dafür gesorgt, dass im Vatikan der Hauptmann der Schweizer Garde samt Ehefrau von einem Gardisten erschossen wird, der sich gleich praktischerweise selbst umbringt. Eines ist klar - im Vati-

kan rumort es. Es gibt zwei Fraktionen, das ist ein offenes Geheimnis und hat schon Einzug in die Welt der Kolportageromane gehalten, die sich selbst als Tatsachenberichte verkaufen. Es gibt eine Opus Dei-Fraktion, der der derzeitige Papst offensichtlich zuneigt und eine so genannte Freimaurerfraktion. Ist ein solcher Zustand nicht geradezu geschaffen für einen Dritten, um einzugreifen und die Dinge in seinem Sinne zu beeinflussen?«

»Sie meinen Ihren Johannes Legitimissimus den Soundsovielten?«

»Exakt!!«

Tony schwirrte der Kopf. Er hasste es, wenn ihn Dorkas mit dieser Mischung aus Fakten und Fiktionen zuschüttete. Wenn er sich aber selbst genau prüfte, dann hatte seine Aversion noch einen weiteren Grund. Ihm ging das Gesicht am Fenster nicht aus dem Sinn. Sofort, als Dorkas begann, seinen klerikalen Fantasyroman zu entwerfen, hatte er an den Unbekannten, den er inzwischen den *Inquisitor* nannte, gedacht. Und je weiter Dorkas seine Ideen spann, desto näher schien ihm der unheimliche Fremde zu rücken, mit einer Selbstverständlichkeit, als würde Dorkas nichts tun, als mit einer Machete einen schon gebahnten Weg freizulegen.

Tony wollte das Thema wechseln.

»Auf dem Foto sehe ich jedenfalls keinen Papst, sondern nur Damen mit teilweise blanken Busen.«

»Ihnen ist doch klar, dass man einem Farbigen bei der nächsten Papstwahl große Chancen gibt? Afrika und Lateinamerika haben mehr katholische Christen als ...«

»Schluss! Eben waren wir noch bei der Mafia und den Vatikanfraktionen und jetzt kommen auch noch die klerikalen Gangstarrapper, oder wie?«

Aus Rache trank Tony in Rekordzeit die Kanne leer und zwang Dorkas, sich um Ersatz zu bemühen. Als er allein war, wischte sich Tony den Schweiß von der Stirn. Schlimm genug, dass er ge-

zwungen war, an etwas anderes als an Maddalena zu denken. Und dann noch so etwas!

Konsequenterweise blockte Tony jeden Versuch ab, zu diesem Thema zurückzukehren.

»Sie wollten mir was von einem Obi mit Schlafproblemen berichten.«

»Oba! Oba, nicht Obi! Aber es stimmt. Also ...« Dorkas durchsuchte seine Unterlagen.

»Hier, das ist das Foto des Oba von Wankungongona. Es stammt von unserem Franzosen. Er muss irgendwie Beziehungen gehabt haben, denn im Normalfall lässt sich der Oba von Wankungongo ... gonag ... also, wir wissen, worüber wir reden. Er lässt sich nicht fotografieren. Er lässt sich nicht mal gerne anschauen. Er ist ein ganz Heimlicher. Er fürchtet um seine Kraft.«

Tony betrachtete das Foto. Es war unter miserablen Lichtverhältnissen entstanden, in einer dunklen Hütte, ohne den Einsatz des Blitzlichtes. Einzelheiten waren nur schwer auszumachen, alles schien in einem ungewissen Nebel zu verschwinden. Es war unangenehm, auf dieses Foto zu schauen, denn es schien wie ein Auslöser für wirre Assoziationen, die vorbeiwischten und ihre Spuren hinterließen, bevor Tony sie wirklich erkannt hatte. Die Gestalt in der Mitte des Fotos wirkte plötzlich so, als trüge sie kirchliches Ornat und ihre dunklen Augen waren diejenigen, die Tony vom Fenster aus angestarrt hatten.

Er konzentrierte sich, erkannte ein verhutztes Altmännergesicht und warf dann das Blatt wie eine wertlose Spielkarte zurück auf den Tisch.

»Außer dass dieser Typ in einer Rundhütte vor einem Pfahl sitzt und noch niemals im Leben eine Anti-Faltencreme benutzt hat, kann ich nichts erkennen.«

Seufzend nahm Dorkas das Foto und erklärte es, indem er mit dem Zeigefinger auf die Details tippte. Allerdings hielt er das Blatt so, dass Tony vom Foto überhaupt nichts sehen konnte.

»Rundhütte ist ganz richtig. Meiner Schätzung nach handelt es

sich um eine Rundhütte mit dicker Lehmmauer, von ungefähr zwanzig Metern Durchmesser. Ziemlich groß also. Vermutlich eine Reminiszenz an diverse schwarzafrikanische Palastanlagen. Selbsttragende Dachkonstruktion, geniale Handwerkerarbeit, mit Stroh gedeckt. In der Mitte eine Säule, die nicht nur architektonische Bedeutung hat, sondern den Weg markiert, den die Seelen der Tänzer, wenn sie in Ekstase fallen, zu den Göttern nehmen. Im Gegenzug rutschen die Götter sozusagen von oben da herunter. Man behauptet, im Sand zwischen Säule und Eingang manchmal Fußabdrücke zu sehen, die von keinem Menschen stammen können, weil kein Mensch da war. Manchmal wird nach solchen Vorkommnissen eine Jungfer gar wundersam schwanger und man weiß, dass der Nachwuchs von einem Gott gezeugt worden ist und mit besonderen Kräften begabt.«

Dorkas konnte ein albernes Kichern nicht unterdrücken und hielt sich schuldbewusst die Hand vor den Mund. Dann setzte er das Gesicht eines Notars beim Vertragsabschluss auf.

»Weiß man's? Jedenfalls ist das Phänomen solcher Fußspuren in Kreisen von Psi-Forschern bekannt, ohne befriedigend erklärt worden zu sein. Wie fast alles in diesem Bereich. Aber zur Sache - hier hinten erkennt man noch eine Ecke des Altars. Er besteht aus einem Lehmkegel, der mit verschiedenen Symboltieren verziert ist. Hier werden Hühner und ähnliche Opfer dargebracht. Jedenfalls keine Menschen - vielleicht Primaten, das könnte zu der Geschichte von den Menschenopfern beitragen haben. Auf jeden Fall muss es in dem Raum fürchterlich stinken, denn sowohl das vergossene Blut als auch die Reste der Opfer bleiben auf dem Altar. So, hier ist der Oba, also der König, wenn Sie so wollen. Eigentlich ist er eine Mischung aus König, Priester, Präsident und Richter. Er ist mit einer Reihe von Tabus umgeben. Er sitzt nämlich auf dem Kalulu. Genauer, er brütet über dem Kalulu. Der oder das Kalulu ist ein eiförmiger Stein. Angeblich von schwarzer Farbe und mit hoch glänzender Oberfläche. Ein Meteor vielleicht, so ähnlich wie der Stein in der Kaaba. Der Oba lebt

im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Stein. Er darf ihn nur kurz verlassen, um seine Notdurft zu verrichten, allerdings bedarf es dann auch einiger langwieriger Rituale und einer Abdeckung mit einer heiligen Decke, die im Raum aufbewahrt wird. Nur mal eben für *kleine Jungs* geht nicht. Zumal das Ergebnis seiner Arbeitspause auch rituell entsorgt werden muss. Es gibt dafür zwei hohe Würdenträger, deren Titel ich Ihnen jetzt nicht nennen werde. Weiter - an manchen Tagen werden ausgewählte Stammesangehörige zum Oba vorgelassen. Er selbst darf sich ja nicht aus der Hütte heraus bewegen. Sie stellen ihm ihre Fragen, bitten um Urteile und so weiter. An besonderen Festtagen berichtete der Oba von seinen Träumen und eine spezielle Priesterin spielt den Inhalt der Träume im Tanz nach und legt sie aus. Es ist ein äußerst ausgefeiltes System.«

»Was ist mit dem diesem Kaludings? Wenn man etwas bebrütet, wie Sie sagen, dann schlüpft ja mal irgendwas da raus.«

»Sicherlich. Irgendwann, so sagt es der Mythos, schlüpft der große Kaluluvogel aus und vernichtet alle Weißen und macht die Schwarzen zu Herren der Welt. Kein unsympathischer Gedanke eigentlich.«

»Ich bin gegen jede Form von Rassismus, auch gegen diese neumodische Form von Selbstbezeichnung und *Ach was sind wir doch schlecht*-Rassismus«, erklärte Tony spitz.

»Bravo, so spricht ein Mann. Ich vergaß zu sagen, dass der Kaluluvogel auch ein paar unbeliebte Nachbarstämme vernichten soll. Und was die Eingeborenen dieser Gegend unter Welt verstehen, ist etwas bescheidener als das, was ein US-Manager darunter versteht. Aber zurück zu dem Oba. Er hatte in den letzten Monaten schlechte Träume. Und das sorgte für derartiges Aufsehen, dass die Geschichte sogar im Internet ihren Niederschlag fand. Denn schlechte Träume sind ein ganz schlechtes Omen.«

»Vielleicht tut Ihrem Oba einfach der Hintern weh? Das Ei ist wohl nicht gepolstert?«

»Ich denke schon. Aber das Hinterteil ist es nicht, obwohl der

Gedanke seinen Reiz hat. Nein, der Conte und ich haben den Standort von Wankungongona mit unseren Plänen verglichen. Und es ergab sich eine derartige Übereinstimmung, dass es kein Zufall sein kann. Der Oba sitzt sozusagen auf einer Kraftlinie. Und die hat sich verändert. Irgendwas passiert, verstehen Sie? Es macht mich wahnsinnig, aber wir können noch nicht feststellen, was es ist.«

»Fahren Sie einfach mal hin und schauen vorbei.«

Als Tony den Satz herausgebracht hatte, war ihm klar, dass er einen Fehler gemacht hatte. Denn Dorkas antwortete mit einem zustimmenden Nicken.

»Der Vorschlag ist gut. Allerdings sind Sie hier der Experte für Reisen.«

Zu Tonys größter Beruhigung fügte er noch hinzu: »Allerdings muss der Conte natürlich vorher konsultiert werden.«

»Dann kann es ja dauern. Gibt es etwas Neues, wie es ihm geht?«

Tony sagte es und fuhr in die Höhe. Jetzt erst bemerkte er, wie tief die Sonne schon stand.

»Würden Sie die jetzige Stunde schon als abendlich bezeichnen?«

Offensichtlich brauchte Dorkas einige Sekunden, bis er die Formulierung auseinandergedröselte. Dann nickte er zustimmend.

»Ja, ich bin sicher, dass es schon abends ist. Mein Magen ist auch der Meinung. Ich werde mir ein Mahl in mein Gemach bringen lassen.«

Die Aussicht auf eine Mahlzeit machte Dorkas noch gesprächiger, als er sowie schon war. Gemeinsam gingen sie über den Gang. Tony hielt es für angebracht, den Haupteingang zu nutzen und dann einen Haken zu schlagen, anstatt direkt durch einen Nebeneingang auf den Rosenstrauch zuzusteuern.

Die sinkende Sonne warf ihre letzten Strahlen durch die Fensterscheiben. Es wurde warm. Für einige Minuten setzte sich der

Herbst die Maske des Hochsommers auf. Sogar die Fliegen summten, wie an einem heißen Sommertag.

Tony wurde stutzig.

»Warten Sie mal«, befahl er Dorkas und ging in einen schmalen Korridor, der zu einigen Wirtschaftsräumen führte. Das Summen der Fliegen klang hinter einem zweiteiligen Windschutz hervor. Tony trat näher und bemerkte, dass in den Fliesenfugen dunkle Farbe saß. Einige große metallisch schimmernde Fliegen krabbelten über die Fugen. Zögernd berührte Tony den Windschutz. Er stand unsicher und kippte zur Seite.

Tony Tanner erstarrte zur Salzsäule. Bewegungslos schaute er vor sich und konnte doch nicht fassen, was er sehen musste.

Vor ihm lag, gekleidet in ein weißes, duftiges Kleid, Maddalena.

Der Anblick schien Tony Tanner zugleich das Schönste und das Schrecklichste, das er je in seinem Leben gesehen hatte.

Er hatte einen rauen Schreckensruf ausgestoßen und nun hörte er hinter sich den leicht schlurfenden Schritt von Dorkas.

»Ist Ihnen nicht gut, Herr Tanner?«

Dann erst bemerkte Dorkas die Leiche. Er quiekte, es klang so fürchterlich unpassend wie das Geräusch mancher Plüschteddys, wenn man ihnen auf den Bauch drückt - und schob sich dann an der Wand entlang zum Hauptgang. Was er eben gesehen hatte, überzeugte Dorkas, dass die Welt einstürzen würde und daher musste er sich an die schützende Wand drücken, als gäbe es in der nächsten Sekunde ein Erdbeben. Tony hörte das Kratzen, mit dem Dorkas' Rücken an der Wand entlang schrubbte. Dann hatte der Wissenschaftler den Gang erreicht und schrie aus vollem Halse nach Hilfe.

Für einen Moment war Tony mit Maddalena allein. Er spürte, wie eine Träne über seine Wange floss. Maddalena war auch im Tode unbeschreiblich schön. Sie war überirdisch, ein Geschenk Gottes für ihn, Tony Tanner. Ein Geschenk, das er nie erhalten würde.

Diese wenigen Sekunden waren das Einzige, was ihm noch an Vertrautheit blieb. Alles war möglich gewesen, er war an einer Kreuzung seines Lebens angelangt. Und nun war dieses mögliche Leben verloren, verbrannt und nur noch geeignet, als schwärendes Gift seine Tage zu verbittern.

Maddalenas Leiche lag auf dem Rücken, als hätte sie sich eben zur Ruhe gelegt. Ihr Kopf war leicht zur Seite geneigt, das Gesicht hatte einen heiteren Ausdruck - als würde sie sich freuen, Tony zu sehen. Aber ihre Augen, diese wundervollen, großen, dunklen Augen, blickten starr, eingetrocknet und leblos. Um ihre schönen Lippen spielte ein Lächeln. Jetzt bemerkte Tony zum ersten Mal, dass an Maddalenas Stirn eine kleine Narbe war, die sich durch irgendeine Reaktion des einsetzenden Verfalls fast schwarz gefärbt hatte. Wie ein Kainsmal, dachte er und schüttelte den Gedanken wieder ab wie ein lästiges Insekt. Maddalena war das beklagenswerte Opfer. Sie war rein.

Ihre Arme lagen neben dem Körper, die Finger waren entspannt. Ja, sie wirkte wie eine Schlafende. So, als könnte sie im nächsten Moment aufstehen und ihm mit ihrer hellen Stimme sagen *Lass uns zu dem Rosenstrauch gehen*.

Tony Tanner biss die Zähne zusammen. Ein Schluchzen stieg in ihm auf und rüttelte ihn. Nein, er verstand noch immer nicht, was geschehen war, er weigerte sich, die Tatsachen zu akzeptieren. Und zugleich spürte er, wie dieses Bollwerk der Verleugnung abgefräst wurde und er sich der Wahrheit stellen musste, obgleich diese Wahrheit schmutzig, scheußlich und zerstörerisch war.

Maddalena trug ein langes weißes Kleid aus zartem Stoff, das ihren Körper umfloss und seine vollkommene Schönheit zugleich verdeckte und betonte. An den Füßen hatte sie flache Sandalen, wie sie schon die Schönen der Antike getragen haben mochten. Ein Riemen lief um ihre schlanke Fessel und hob auf geradezu rührende Weise die Zerbrechlichkeit der jungen Frau hervor.

Hinter ihm brüllte Dorkas immer noch wie ein brünstiger Eselsbulle. Irgendwo klappten Türen und Schritten kamen hastig näher.

»Holen Sie Doktor Antonescu«, unterbrach Dorkas sein Geschrei mit einem verständlichen Satz.

Der Stoff von Maddalenas Kleid war so fein, dass das Licht durch ihn hindurchfiel. Wie in einer Vision sah Tony die herrliche Maddalena auf sich zukommen, der Schein der letzten Sonnenstrahlen enthüllte ihre fast unerträgliche Schönheit und ließ das Kleid um sie wehen wie eine durchsichtige Wolke.

Maddalenas Kehle war durchschnitten. Ihr zarter Hals war von der einen Seite zur anderen eine klaffende Wunde. Zuerst musste das Blut nur so herausgespritzt sein. Es hatte den oberen Teil ihres Kleides völlig durchtränkt, sodass ihre Brüste in dem schon erstarrten Stoff wie aus einem roten Stein gemeißelt schienen. Dann hatte sich der Blutfluss vermindert. Das Blut hatte sich um ihren Kopf und ihre Schultern verteilt und war in die Fugen der Korridorfliesen geronnen. Maddalena hatte ihren Tod mit gelassener Ruhe erwartet, als wäre er ein erquickender Schlummer und nicht die Folge einer widerwärtigen Untat. In ihren letzten Sekunden hatte sie noch einmal ihre Tugend bewiesen, wie es einer Märtyrerin würdig gewesen wäre. Tony fiel auf die Knie und streichelte über Maddalenas Arm. Er war warm, als würde sie noch leben.

»Incredibile«, hörte Tony die Stimme Doktor Antonescus neben sich dröhnen.

»Kommen Sie«, sagte eine sanfte Frauenstimme. Tony spürte eine Hand auf seiner Schulter und versuchte, sich zu erheben. Es gelang nur mithilfe der Frau.

»Es incredibile«, jammerte Doktor Antonescu und sackte neben der Leiche zusammen. Seine Gelenke knackten laut.

So etwas wie Eifersucht überkam Tony wie eine heiße Welle, als jetzt der Doktor mit seiner Untersuchung begann. Zugleich

blitzte eine neue Hoffnung auf. Auch der Conte schien tot gewesen zu sein und Antonescu hatte ihn wieder zum Leben erweckt. Warum nicht auch Maddalena? War sie nicht viel jünger, kräftiger? Irgendwo mochte der Doktor bei seinen hyänenartigen Untersuchungen noch den letzten Funken Leben auffinden, den man zu einem flackernden Feuer anblasen konnte! Tony hätte alles dafür gegeben.

Doktor Antonescu schüttelte langsam den Kopf.

»Que peccato, questa bella incredibile, que peccato.«

Tony begann zu zittern.

»Soll ich Ihnen ein Beruhigungsmittel geben? Eine Spritze vielleicht? Wollen Sie sich hinlegen?«

Jetzt erst registrierte Tony die Helferin des Doktors. Sie schaute ihn besorgt an. Ihr Zopf hing ihr jetzt über die Schulter, und weil sie einen durchaus wohlgeformten Busen hatte, baumelte das Ende des Zopfes in der Luft.

»Klappen Sie mir bloß nicht zusammen. Ihr Kreislauf steht auf der Kippe.«

»Danke, es geht.«

Tony stützte sich gegen die Wand und holte tief Luft.

»Wirklich es geht«, bestätigte er noch einmal.

»Nun gut!«

Die Frau ruckte energisch mit dem Kopf und ihr Zopf flog über die Schulter und auf den Rücken. Dann griff sie in die Arzttasche, denn Doktor Antonescu hatte eine Hand nach hinten ausgestreckt und wedelte mit den fetten Fingern. Anscheinend tat er das auf eine derart spezielle Art, dass seine Assistentin sofort erkannte, welches Werkzeug gewünscht war. Sie drückte ihm eine Pinzette in die Hand. Antonescus Finger führen zusammen wie die Blätter einer Fleisch fressenden Pflanzen bei der Landung einer Fliege.

Der Doktor stocherte mit der Pinzette in der Blutlache und hob dann einen Blutklumpen in die Höhe.

»Netto, fare questo netto, ma pronto«, befahl der Doktor. »Es uno strumento di criminale, es strumento delle figlie di Kain.«

Tony verstand von dem Gebrabbel nichts, aber er hätte auch nichts verstanden, wenn man ihm in Oxford-Englisch das ABC vorgesagt hätte.

Die Zehn-Semester-Medizinerin hatte keine Probleme mit Antonescus Aussage. Sie fischte ein Röhrchen aus der Tasche, füllte es mit einer Flüssigkeit, ließ den Blutklumpen hineinfallen, verschloss das Röhren, schüttelte es, schaute erstaunt, weil im Röhrchen ein Riss erschien, holte den Gegenstand aus dem Röhrchen und trocknete ihn sorgfältig ab.

Antonescu hatte sich an der Wand abgestützt und sich derart wieder mühsam aufgerichtet. Seine fetten Backen waren nass von Tränen. Er zog ein riesiges Taschentuch hervor, trompete hinein und stopfte es nachlässig in eine Jackentasche. Immer noch rollten die Tränen aus seinen sanften braunen Augen.

»Un angelo, una bellissima come le engelchen von de paradiso. Es incredibile, esto world es una haufen de mierda! Tochtel. Wie mein Tochtel. Incroyable ...« Ein Schluchzer stieg in ihm auf, den er tapfer bekämpfte.

Die Frau hob die Pinzette in die Höhe. Zwischen den beiden Enden der Pinzette war ein Gegenstand.

»Wissen Sie, was das ist?«

Tony öffnete den Mund, um zu verneinen. Dann drehte die Frau die Pinzette und Tonys Mund blieb offen, diesmal vor Entsetzen.

»Kennen Sie ihn?«, wiederholte die Frau und schaute Tony forschend ins Gesicht.

»Er gehört mir!«

Wie kam Lucille Chaudieu hierhin? Tony drehte sich um. Der Korridor war voller Menschen, die alle in seine Richtung schauten. Lucilles Blick verlor sich in irgendeiner unbekanntem Ferne.

Neben ihr erkannte Tony den alten di Petri, der wie immer seinen Stock in der Hand hielt. Er stand hoch aufgerichtet, wirkte aber selbst in dieser männlichen Pose nicht wie ein starker Felsen.

Antonescus Assistentin wandte sich Lucille zu.

»Es gehört Ihnen? Was ist es?«

Lucille erklärte knapp die Funktion ihrer ganz speziellen Fingernägelaufsätze. Antonescus Assistentin hob leicht die Brauen und ihre Lippen kräuselten sich für einen Augenblick. Tonys konnte nicht erkennen, ob es ein Zeichen einer gewissen weiblichen Hochachtung war, oder im Gegenteil tiefe Missbilligung. Auf jeden Fall zeigte sich hinter der stets freundlichen Maske des Dienstboten zum ersten Mal ein Mensch mit eigenen Zügen. Auch das schien auf Collesalvetti etwas Neues zu sein.

Auf Nachfrage erklärte Lucille, dass sie ihre *Fingernägel* in einem Etui in ihrem Zimmer aufbewahrte. Genauer, in ihrem Kleiderschrank.

Unterdessen wurde ein Laken gebracht und die Leiche damit bedeckt. Tony stellte sich auf die Zehenspitzen, um über die Schulter eines Dieners einen letzten Blick auf Maddalena zu werfen. Als er sich wieder richtig hinstellte, wurde ihm bewusst, dass Antonescus Assistentin ihn beobachtet hatte. Tony lief unwillkürlich rot an.

»Sie haben Sie gefunden, ja?«, fragte sie.

»Das wissen Sie doch.« Tony registrierte selbst, wie aggressiv seine Stimme klang.

Die Frau ließ sich nicht beeindrucken.

»Wodurch ist Ihnen die Leiche aufgefallen?«

»Ist sie nicht. Ich hörte die Fliegen. Das kam mir seltsam vor. Maddalena, ich meine die Tote, lag hinter diesem Windschutz.«

»Sie kamen den Gang entlang?« »Ja, zusammen mit Dorkas.«
»Es scheint, dass die Ermordete etwas vorhatte. Sie wollte ausgehen sozusagen.« Die Art, wie Antonescus Assistentin *die Ermordete* sagte, ließ deutlich werden, dass auch sie eine ganz spezielle

Beziehung zu Maddalena gehabt haben musste.

»Wissen Sie etwas darüber?«

Tony, Du musst jetzt lügen, sag' einfach, dass Du keine Ahnung hast, blitzte es Tony durch den Kopf.

»Sie wollte sich mit mir treffen.«

»Ach ... wissen Sie warum?«

»... nein. Sie hatte mich schriftlich um ein Treffen gebeten.«

Nein, das war keine Lüge, das war die volle Wahrheit.

»Aha.« Die Frau schaute zur Seite, wo sich unter dem Laken immer noch deutlich die weiblichen Formen des Opfers abzeichneten.

»Es scheint, als hätte Signorina Strozzi weitaus genauere Vorstellungen über Zweck und Inhalt des Treffens gehabt als Sie, Herr Tanner.«

Tony nickte. Wenn Sie ihn nur nicht immer mit ihren braunen Augen so fixiert hätte! Sie schien in jeder Sekunde einen Abdruck seines Gesichtes zu nehmen, um dann später seine kleinste Regung zu durchleuchten. Mit einer Art von Erschrecken erkannte Tony, dass im hübschen Kopf dieser Frau wesentlich mehr seinen Platz hatte, als eine Auswahl sentimentaler Liedchen und der Fähigkeit zu frohgemutem Diensteifer.

Zwei Männer kamen und legten die Tote auf eine Bahre. Unter dem Laken hing ihr Arm heraus und pendelte ein wenig, als die Männer die Bahre forttrugen. Diese Hand sah so hilflos aus.

In Tonys Augen wirkte es wie ein letzter Gruß. Oder wie eine Bitte um Hilfe.

»Spazieren ... ich war seit heute Vormittag spazieren - allein«, hörte Tony Lucilles Stimme.

Antonescus Assistentin schob ihn mit sanfter Gewalt aus dem Korridor in den Gang.

»Wenn Sie ein Beruhigungsmittel brauchen oder sonst etwas, kommen Sie zu mir«, sagte sie.

Hinter ihnen scheuchte Antonescu die letzten Herumstehen-

den davon.

Im Weggehen hörte Tony, wie die Assistentin sagte: »Wir müssen hier mal richtig saubermachen!«

Mechanisch trottete Tony weiter. Er gelangte durch den Haupteingang und über den kieselknirschenden Vorplatz und stellte sich an die Balustrade an der Haupttreppe. Wie lange er dort stand, wusste er nicht. Er starrte nur vor sich hin und lauschte seinen Gedanken, die sich überstürzten, bekämpften, sich verjagten und wiederkamen wie ein Rudel toller Hunde. Manchmal stieg aus diesem Chaos ein Name auf und wurde, wie eine Sandburg von einer Welle, fortgeschwemmt. Unter allem lag eine graue Mattigkeit, eine Erschöpfung, die vielleicht sogar segensreich war, weil sie auch betäubte und linderte.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass neben ihm andere Personen standen und ebenso wie er auf die Wiese starrten, als würden sich dort etwas Entscheidendes abspielen.

Es waren Dorkas, Steele und Little.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Tony.

Little hob die Arme, als wollte er sagen *Sieht man nicht, was für ein Prachtkerl hier steht?*

»Ganz plötzlich. Es war, als hätte man mich mit Energie vollgepumpt.«

»Sehr schön«, sagte Tony. Unter seiner Trauer wanden sich einige Gedanken wie kleine Schlangen. Maddalena war tot und plötzlich ging es Little prächtig. Konnte das Zufall sein? Aber interessierte ihn diese Frage eigentlich? Tausendmal nein ...

»Wieder keine Polizei«, sagte Dorkas. »Keine Spurensicherung oder so was. Ich finde das alles sehr seltsam.«

»Seltsam muss nicht schlecht sein«, erklang die Stimme Steeles.

Dann schwiegen sie wieder und ihre Blicke hafteten an imaginären Orten, die keiner in Worte fassen wollte.

Tony tauchte gequält aus seinem Schlaf auf.

Das Bild Maddalenas kam ihm in den Sinn und wurde von der Erinnerung an das Notizbuch verdrängt. Dann stellte er sich Benevoglio vor, der mit seinen dünnen Fingern einen Zettel beschrieb, in der Hoffnung, dass Tony ihn verstehen möge ...

Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen, aber das schien ebenso vergeblich, wie der Versuch, Schulkindern kurz vor Ferienbeginn das Herumzappeln abzugewöhnen. Und Tony konnte wie ein resignierter Lehrer nur abwarten, bis sie sich von alleine erschöpft hatten.

Es war schon Abend, als es an seine Tür klopfte.

»Conte Hercule di Saloviva gibt sich die Ehre, die Herrschaften in einer halben Stunde zum Dinner zu bitten«, erklang von draußen die Stimme des Bedienten, der Tony jeden Morgen das Frühstück servierte.

In seiner Verblüffung fragte sich Tony, während er sich für den Anlass herrichtete, ob er sich nicht vielleicht verhöhrt hatte.

Aber nein, als er - wieder als einmal Letzter - auf die Veranda trat, nahm der Conte wie üblich den Ehrenplatz an der Schmalseite des Tisches ein. Die Szene wirkte, als sei die Zeit stehen geblieben, vielmehr zurückgedreht worden.

»Bitte!« Der Conte winkte Tony an den Platz zu seiner Rechten. Neben Tony saß Lucille, ihm gegenüber Dorkas und Little, während Steele dem Conte gegenüber seinen Platz gefunden hatte.

Die Veränderung der Sitzordnung erschien Tony seltsam, aber zugleich erkannte er, dass sich darin Veränderungen ausdrückten, die vielleicht noch gar ihre Formulierung gefunden hatten.

Alle waren entweder befangen oder erschöpft und so aßen sie schweigend. Dorkas hatte Mühe, Messer und Gabel zu halten, weil seine Hände dick verbunden waren. Das hinderte ihn allerdings nicht, mit geradezu schamlosem Appetit zuzulangen.

Nach dem Essen wurde der Wein gereicht und der Conte hob sein Glas.

»Ich bin Ihnen, meine Freunde, vielleicht einige Erklärungen

schuldig. Ich werde sie auch weiterhin schuldig bleiben, denn manche Dinge wollen sich nicht in Worte fassen lassen, andere bleiben besser ungesagt und manche sind uns weitgehend unbekannt. Ich konnte keinen Einfluss auf die Geschehnisse nehmen. Nicht nur, weil mich meine körperlichen oder geistigen Kräfte verlassen hatten. Ich hätte es auf keinen Fall gekonnt, denn wenn wir auch weder das Spiel ganz begreifen, noch die Regeln, nach denen es gespielt wird, so kennen wir doch zumindest unsere Rollen. In meinen Gedanken war ich bei euch allen, meine Freunde, das versichere ich. Aber ich wusste, dass jeder seinen eigenen Beitrag leisten musste - indem er die Freundschaft höher zu schätzen lernte als den Wirbel des Begehrens, indem er den Mut hatte, seine Hoffnung nur auf andere zusetzen, anderen zu vertrauen, eine innere Wüste zu durchwandern oder den Körper statt den Geist anzustrengen. Dass wir hier an diesem Ort sein können, dass wir leben und dass Collesalvetti sich weiterhin auf seinem Hügel erhebt, ist ein Sieg. Der Feind hat nicht triumphiert und unsere Fahnen wehen noch immer. Aber eine gewonnene Schlacht ist noch kein gewonnener Krieg. Der Streit wird weitergehen.«

Hier verstummte Conte di Saloviva und senkte den Kopf. Er schaute auf den Wein in seinem Glas. Das Licht spiegelte sich auf der Oberfläche und warf Reflexe auf das Gesicht des Conte. Mit einem tiefen Seufzer fuhr er fort:

»Der Sieg ist teuer erkaufte. Nur noch einmal will ich hier ihren Namen nennen, bevor er für ewig in diesem Hause dem Schweigen überantwortet werde. Maddalena - ich liebte sie wie eine Tochter, ja, mehr noch als ich je das eigene Kind geliebt hätte. Dass ich nicht fähig war, ihre Reinheit vor der Welt zu bewahren ist eine Schuld, die ich zu tragen haben werde, bis ich diese Welt verlassen muss - oder darf. Diese Welt kann Schönheit und Reinheit nicht ertragen. Sie muss besudeln, was zu hell strahlt. Urteilen wir nicht - erinnern wir uns, dass die Brücke zwischen Erde und Himmel schmal ist wie eine Messerschneide und dass man-

cher abstürzte, der dem Himmel nah sein wollte. Vergessen wir nie, dass jeder Teufel einst ein Engel gewesen ist und legen das Urteil einer anderen Instanz in die Hände, deren Spruch gerechter sein wird als das unsere.«

Damit hob der Conte sein Glas. Die anderen standen von ihren Plätzen auf und erhoben ebenfalls ihre Gläser.

Das feierliche Bild hätte es verdient, in Öl gemalt für die Ewigkeit festgehalten zu werden.

Allein störte Dorkas den hehren Anblick ein wenig, denn mit seinen Verbänden konnte er das Glas nur schwer halten. So nahm er beide Hände und wirkte damit sofort wie die Darstellung eines Bären mit einem Honigtopf zwischen den Prätzen.

»Sicherlich werden wir hier in kommenden, besseren Tagen wieder etwas fröhlicher beisammen sein«, hob der Conte erneut die Stimme. »Bis dahin nutzen wir die gedämpfte Stimmung und gehen schon einmal an die Arbeit ...«

Dorkas hatte sein Stichwort verpasst und schaute entsetzt um sich, als er zuerst den Blick des Conte und dann alle Augen auf sich gerichtet fühlte. Dann schob er die Brust heraus und setzte eine ernste Miene auf. Er war sich seiner Bedeutung offensichtlich sehr bewusst. Aus einer Tasche neben seinem Sitz holte er mit den Fingerspitzen einige Blätter.

»Wir haben wieder einmal Post von Peak-Maude bekommen. Das meiste ist uninteressant. Aber eine Sache bedarf sofortiger Klärung und deshalb werden wir ... äh ... einige unter uns, morgen sofort aufbrechen, um ...«

Epilog zu Band 6

Boo Little fühlte neue Kräfte in sich. Seit ihm bewusst geworden war, dass sich mit dem Tod Maddalenas ein schicksalhafter Kreis geschlossen hatte, gab er sich mit der Erkenntnis der

zwanghaften Notwendigkeit solcher Zyklen zufrieden und begann, zunehmend mehr an sich selbst zu denken. Er hatte seine eigene Gesundheit vernachlässigt. Das Gefühl, fremden Bestimmungen ausgeliefert zu sein, fraß an ihm und zeigte körperliche Auswirkungen. Er beobachtete sich dabei, wie er zitterte, dass sein Sehvermögen sich manchmal trübte, dass er unsicher ging und dass es ihm öfters schwerfiel, seine Gedanken zu artikulieren.

Das alles hatte ihm Sorgen bereitet, doch in den letzten Tagen hatte sich eine angenehme Zufriedenheit in ihm breitgemacht. Beim Gehen hatte er manchmal Lust verspürt, einen Laurelschen Doppelschritt zu tun oder wie ein Knabe zu hüpfen. Solche Anwandlungen unterdrückte er zwar fleißig, was seinem Gefühl einer neuen Leichtigkeit jedoch keinen Abbruch tat. Er genoss es, in diesen milden und trockenen Herbsttagen über das Gelände von Collesalvetti zu wandern, allein und in der immer deutlicheren Vorstellung, damit etwas Gutes für seine Gesundheit zu tun.

Eines Morgens ließ er sogar sein Frühstück aus, weil ein weicher Regen fiel und er sich eine große Freude machen wollte, indem er einen Spaziergang durch diese freundlichen Tropfen hindurch machte. Unter einem dunklen Schirm zog er mit fröhlichem Herzen los und lauschte seinen Schritten und dem heimeligen Pladdern des Regens auf der Haut des Regenschirms.

Er stellte sich vor - und auch diese Suggestion empfand er als sehr angenehm - er ginge mit einem anderen vertrauten Menschen unter diesem Schirm, in einer stillen Einmütigkeit und einer familiären Wärme, in die er sich gehend einkuscheln konnte.

Wie selbstverständlich schmatzten die Schritte von zwei Menschen auf dem nassen Rasen. Boo Little fühlte sich verstanden und sicher im Gleichschritt mit seiner Begleitung.

So bemerkte er gar nicht, dass er bereits seit einiger Zeit mit seinem imaginären Begleiter gesprochen hatte, dass er wieder in einen Zustand zwischen Traum und Tag hineingeglitten war, was er eigentlich hasste und irgendwie auch fürchtete. Er blickte

sich um. Für einen langen Moment konnte er nicht verstehen, warum er immer noch das Gefühl hatte, jemand habe sich bei ihm untergehakt. Wo war der angenehme Plauderer geblieben?

Diesmal war dieser Zustand nicht unangenehm gewesen, weshalb er sich ihn verzieh, tief durchatmete und weit ausschritt, um zur Villa zurückzugehen, wo sein Frühstück auf in wartete.

Die Stimme seiner eingebildeten Begleitung aber klang noch immer so klar in seinen Ohren, als wären die Worte wirklich gefallen. Das dämpfte Littles Wohlgefühl ein wenig. Er tröstete sich mit der Vorstellung, dass es auf seinem Wege der Besserung auch kleinere Rückschläge geben könne, und dass es bereits ein bedeutender Gewinn sei, dass ihn seine Vorstellungen diesmal wenigstens nicht quälten.

Etwas gedankenverloren betrat er das Palais von der Gartenseite aus. Die Tische waren unter die Arkaden zurückgezogen, die meisten der Glastüren waren geschlossen worden. Der Conte di Saloviva hatte heute Morgen seinen Frühstückstisch in der großen Halle decken lassen und winkte dem nassen Little, sich zu ihm zu setzen. Little steuerte auf den Conte zu. Irgendwer nahm ihm den Regenschirm ab.

Die Bedienten waren wie immer perfekt und unauffällig. Nach kurzer Zeit konnte sich Boo Little an saftigem Rührei und kleinen Pfannkuchen erfreuen, die er mit goldenem Ahornsirup übergoss.

Der Conte beobachtete ihn unter seinen buschigen Augenbrauen hindurch. »Worüber denken Sie nach, wenn ich das fragen darf?«

Boo Little merkte plötzlich, wie sehr er auf diese Frage gehofft hatte. Er verschluckte sich also an einem Stückchen Pfannkuchen, brauchte fast eine ganze Tasse Kaffee, um seinen Hustenanfall zu dämpfen, und hoffte dabei inständig, dass der Conte seine Frage nicht vergessen würde, während Little prustete und keuchte. Aus tränenden Augen linste er zum Conte hinüber. Der aber saß nur da, beobachtete sein Gegenüber, und Little emp-

fand dieses ruhige Zuschauen als gütig, väterlich und freundschaftlich.

Endlich hatte er sich erholt und war bereit, dem Conte zu antworten. »Es ist sehr freundlich von Ihnen ...« begann er, ärgerte sich aber gleich über seine Floskelhaftigkeit, schüttelte sich ein wenig und fuhr in seiner Rede fort: »Ich habe einen Morgenspaziergang gemacht, allein, und doch hatte ich den Eindruck, nicht allein gewesen zu sein. Ich habe mit jemandem gesprochen. Ich war wie in einem Halbschlaf oder einem Tagtraum, aber das ist nicht das Schlimmste.«

»Halbschlaf und Tagtraum sind wie Ärzte ... sie sind meistens gute Ärzte!«, meinte der Conte freundlich.

»Mag so sein«, sagte Boo Little. »Aber ich weiß noch genau, was dieser Andere zu mir gesagt hat. Und zwar genau so, als hätte er es wirklich gesagt.«

»War es etwas - Bedeutungsvolles?«, fragte der Conte di Saloviva vorsichtig.

»Ich weiß es nicht. Ich soll die Porta Subterrana öffnen.«

»Die Porta Subterrana?«

»Ja. Die Stimme - und sie ist noch genau in meinem Ohr - sagte: Wie wäre es, wenn du die Porta Subterrana öffnen würdest.«

Der Conte wiegte den Kopf und lächelte. »Und - werden Sie es tun?«

»Was tun?«, fragte Little verwirrt.

»Die Porta Subterrana öffnen?«

»Oh, danke. Ein wenig Spott bringt mich auf den Boden der Realität zurück. Nun ja, vielleicht sollte ich sie öffnen. Die Sache hat aber einen Haken. Ich weiß nicht, wo die Porta Subterrana ist. Ich brauche also einen Guide. Einen, der durch diese Porta aus- und eingeht. Möglichst mehrfach täglich. Vielleicht läuft hier irgendwo so ein Spaßvogel herum!« Little stopfte sich etwas beleidigt einen Sirup triefenden Pfannkuchen in den Mund und erstickte somit weitere Ansätze zu ironischen Redewendungen.

Der Conte di Saloviva musste lachen. Er erhob sich, winkte

Little freundlich zu und ging langsam durch die Halle davon.

Little mampfte und schmolte zugleich noch eine ganze Weile, auch dann noch, als Tony Tanner nach einer Weile in Begleitung eines der Diener zu ihm kam.

»Hallo, Mr. Little. Haben Sie gut geruht?«

»Mhm. Geht so. Und selbst?«

»Danke. Unser guter Conte schickt uns zu Ihnen ...«

»Kann nicht sein. Der gute Conte ist gerade erst aufgestanden und abgerauscht.«

»Das ist Servante!«, stellte Tony Tanner seinen Begleiter vor.
»Er ...«

»Ich kenne Servante!« Little ließ die Schultern hängen. Servante hatte ihn zusammen mit Maddalena gepflegt, wobei er für die größeren Dinge zuständig gewesen war. Zu Beispiel hatte Servante ihm geholfen, die sanitären Einrichtungen zu benutzen, was Little oft genug sehr peinlich gewesen war.

»Servante soll uns beide zu einem Ort namens Porta Subterrana bringen. Das jedenfalls meinte der Conte. Natürlich warten wir, bis Sie Ihr Frühstück eingenommen haben!« Tony Tanner setzte sich an den Tisch und lud Servante ein, ebenfalls Platz zu nehmen, was dieser nach einem zweiten Wink dann auch tat, wobei er sich jedoch vorn auf eine Stuhlkante setzte und es vermied, sich anzulehnen.

»Es gibt also eine Porta Subterrana. Ich habe es mir gedacht!«, sagte Little mehr zu sich selbst. »Bitte warten Sie einen Moment, ich bin sofort wieder bei Ihnen!« Little erhob sich mit einem Ruck, verschwand kurz auf der Toilette und kam dann zurück.
»Von mir aus können wir gehen! Ich hätte es Ihnen schon vorher sagen können, dass es die Porta Subterrana gibt.«

»Was ist das denn?« erkundigte sich Tony Tanner.

»Oh, was es ist, das weiß ich leider nicht!« Little klang etwas bekümmert.

»Es ist eine Trattoria! Fahren!«, sagte Servante mit einer Verbeugung und geleitete Tony Tanner und Boo Little durch die

Halle hindurch zum Vordereingang, wo ein leichenwagen-schwarzer Lancia Aurelia wie ein Fossil aus alter Zeit wartete. Der Wagen hatte zwar einige Beulen, aber er war auf Hochglanz poliert, und selbst der alte Chrom blitzte noch recht stattlich.

Servante hielt die Autotür auf, und Little krabbelte in den doch recht engen Fond der Limousine. Die Reifen knirschten durch den Kies, als Servante das Fahrzeug in Bewegung setzte.

Sie fuhren von den gepflegten Wegen rund um das Palais auf eine staatliche Straße. Hier gab es reichlich Schlaglöcher und Wellen, auf denen der alte Aurelia bedenklich schwankte und ächzte. Servante schien aber wie ein Motorbootfahrer alle Wellen zu kennen und richtete die Geschwindigkeit des Wagens so ein, dass Littles Frühstück im Magen blieb. Tony Tanner, der sich auf den Beifahrersitz gesetzt hatte, fummelte trotz des Geschaukels an der kleinen Zeituhr im Deckel des Handschuhfaches herum, da sie nicht richtig ging. Das Experiment endete damit, dass der Rückendeckel absprang. Er widersetzte sich anschließend jedem Versuch, ihn wieder anzusetzen. Tony Tanner warf ihn missgelaunt ins Handschuhfach, das er schloss. Die Uhr ging noch ebenso falsch wie zuvor, und Servante grinste zu Tony Tanner herüber und sagte nur *Merda!*

Der schwarze Aurelia hatte nun ein Dorf erreicht, das mitten an einer Anhöhe lag. Die Straßen waren staubig und hatten die gleiche Farbe wie die blassgelben Fassaden, ja, sie bestanden wohl aus denselben Steinen. Die Fenster waren in den tiefen Fensternischen kaum zu erkennen, und so ganz ohne jeden Blumenschmuck und ohne jede sichtbare bunte Gardine wirkte der Ort wie eine Geisterstadt. Auch auf den Straßen sah man keinen Menschen. Tony blickte sich um. Es war nicht einmal ein Hund auf irgendeiner der ausgetretenen Türschwelle zu sehen, und die Vogelkäfige an einer der Hauswände schienen seit Jahren verlassen zu sein.

Servante kannte sich aus. Er wuchtete den schweren Wagen durch die engen Gassen und um abenteuerliche Kurven herum.

In einer kleinen Staubwolke blieb er vor einem der Häuser stehen. Servante sagte *Prego!* und stellte den Motor ab. »Wenn Sie es wünschen, kann ich Sie in drei Stunden wieder abholen?«

»Will sagen, wir steigen hier aus?«

»Si, Signore Tanner. Das ist die Trattoria. Signore Little wollte sie besuchen, eh?«

Auf dem Rücksitz erwachte Boo Little aus seiner beherrschten Starre, mit der er seinen Magen unter Kontrolle gehalten hatte. Er linste aus dem Fenster, das vom vielen Straßenstaub schon ganz blind war. Little blinzelte. Mit etwas Fantasie war der aufgemalte Schriftzug über der Tür noch zu erkennen. *Porta subter...*, der Rest war wohl mit dem herabgebrochenen Putz zu Boden gerieselt.

»Eh?«, fragte Servante noch mal, und Tony Tanner nickte mit seinem schicksalsergebensten Augenaufschlag. Er stieg aus und öffnete Little die Hintertür. »In drei Stunden ist gut!« rief er Servante zu, half Little aus dem Wagen und warf die Tür ins Schloss. Der Motor brummte auf, und der Lancia rumpelte davon und wirbelte neuen Staub in den frühen Mittagswind.

»Na, dann kommen Sie!« ermunterte Tony Tanner den schwächtigen Boo Little. Little nickte und folgte Tony Tanner, der zur Tür der Trattoria ging, um dort heftig anzupochen.

Ihre Ankunft war wohl schon beobachtet worden, denn die Tür öffnete sich. Eine zahnlose Alte zog die beiden Besucher ins dunkle Innere des Hauses, warf noch ein paar vorsichtige Blicke die Straße hinauf und hinab, und zog dann die Tür zu.

Hatte Tony Tanner gedacht, dass er das Italienische wenigstens leidlich verstehen könne, so zweifelte er nun heftig an dieser Begabung. Die Alte zischte und spuckte mit einem derartigen Akzent, dass Tony Tanner dachte, er habe eine Deutsche vor sich.

Er musste, wie übrigens auch Boo Little, so verzweifelt geschaut haben, dass die Alte nun von selbst darauf kam, dass sie nicht verstanden wurde. Also verlegte sie sich auf eine Art von Zeichensprache, die sie mit vielem Nicken und kleinen, unmoti-

vierten Pausen dekorierte. Schließlich enträtselte Tony Tanner, dass er in der Stube sitzen bleiben sollte, während Boo Little der Alten zu folgen hatte. Natürlich lehnte Tony Tanner dies mit entschiedenen Gesten ab. Dafür erntete er dankbare Blicke von Boo Little, aber auch unverständiges Schulterzucken der Alten.

Sie winkte Boo Little, ihr in einen Nebenraum zu folgen. Little ging hinter ihr her und Tony Tanner folgte Boo. Im Nebenraum gab es ein paar Möbel und einen Wandteppich, auf den die Alte zustrebte. Dann zog sie ihn zur Seite. Eine kleine Tür wurde sichtbar. Sie war vielleicht 1,10 hoch und nicht sehr breit. Tony Tanner hielt sie für eine Art niedriges Wandschränkchen. Die Alte öffnete die Tür. Dann sagte sie langsam zwei Worte, die sowohl Tony Tanner als auch Boo Little sofort verstanden: »Porta subterrana!«. Die Alte zerrte an Littles Janker, sodass er sich bücken musste. Dann schob sie ihn in den niedrigen Gang hinter der Tür. Littles Kleidung schabte an den Wänden, als er langsam in der Dunkelheit verschwand.

Tony Tanner wollte ihm folgen, aber es gelang ihm kaum, seinen Oberkörper in den Gang zu zwingen. Mit seinen Beckenknochen blieb er stecken, was ihn sehr ärgerte. Sein Ärger wurde gesteigert, als er hinter sich die Alte kichern hörte. Und dann fasste noch eine Hand energisch von hinten an seinen Gürtel und zog ihn mit erstaunlicher Kraft aus dem engen Gang heraus. Tony klopfte seine Kleidung sauber und drehte sich herum. Vor ihm stand die Alte und strahlte über das ganze Gesicht. Sie winkte ihm, sich zu setzen, und brachte ihm einen kühlen, ganz leicht moussierenden Wein, den Tony dankbar annahm. Nicht die schlechteste Weise, ein paar Stunden totzuschlagen. Er grinste die Alte fett an. Diese grinste zurück, langte sich ein Glas vom Bord, dann blickte sie mit winzigen Äuglein Tony Tanner an und zog die Augenbrauen vielsagend nach oben. Tony verstand diese Geste sofort!

Ein Wetttrinken! Genau das Richtige für Tony Tanner, der sich ein gutes Jahrzehnt zurückerinnerte in einen dunklen Pub und

an die kleine Kreidetafel, auf der sich bei jedem Namen die Kreidestriche addierten.

»Salute!«, sagte die Alte.

»Salute!«, antwortete Tony Tanner.

Boo Little schob sich schicksalsergeben durch den engen Gang. Wieder einmal wusste er nicht genau, ob er träumte oder wach war - oder was es zwischen beidem immer so geben mochte. Es war nicht wirklich dunkel, aber Little konnte auch keine Lichtquellen erkennen. Er akzeptierte das, wie er so vieles zu akzeptieren gehabt hatte, wofür es keine Erklärung zu geben schien.

Boo Little hatte viel gelernt. Man musste nicht alles wissen, denn man konnte nicht alles wissen. Vieles zu wissen bedeutete ebenso viel oder so wenig, wie wenig zu wissen. Entscheidend war, dass man das akzeptieren konnte. Das hatte Boo Little gelernt, und hinzu spürte er seit einiger Zeit auch eine neue Gewissheit: Man durfte nicht alles wissen.

Nicht weil es Gefahr oder Schmerz bedeutet hätte, alles zu wissen. Es war vielmehr die Veränderung, welche die Wahrheiten erfuhren, wenn man sie wusste. Alles zu wissen bedeutete eine Verletzung des kosmischen Gefüges. Boo Little versuchte, seine Grübeleien über das Wissen und das Nichtwissen zu verscheuchen und sich auf sein neues Abenteuer zu konzentrieren.

Der Gang wurde etwas höher, und Little konnte nun gebückt gehen. Er kam jetzt etwas besser voran. Er hörte Stimmen. Es waren ungewöhnlich hohe Stimmen, wie die von ganz kleinen Kindern oder wie die Heliumstimmen der Disneymäusefamilie. Immerhin verlor Boo Little jegliche Angst, weiter vorzudringen.

Also erschrak er auch nicht, als ihm ein kleines, dünnes Wesen entgegenkam und ihm das Händchen hinstreckte. Nein, das war kein Kind. Ein Kind hatte andere Proportionen. Dieses Wesen hatte die Proportionen eines Erwachsenen. Mit einer klirrend

hellen Stimme, die dazu etwas gequetscht klang, begrüßte das Wesen den Amerikaner.

»Welcome, welcome Mister Little. Very pleased, we are very pleased!«

»Oh, hallo, eehm ...«, druckste Boo Little. »Die Ehre ist ganz meinerseits ...«

»Come along, come along, understand?«, piepste das kleine Wesen, an dem Little nicht erkennen konnte, ob es sich um ein Männlein oder ein Weiblein handelte. Little beschloss bei sich, es als Zwerg zu verstehen, rollte kurz die Märchen seiner Kindheit vor seinem inneren Auge aus, sah zipfelmützige Kerlchen und beendete seine Assoziationen mit der neuerlichen Erkenntnis, dass er weder alles wissen müsse noch solle.

Sie betraten einen höheren Raum, der sich plötzlich auftat, und Boo Little sah sich umringt von einer neugierigen Schar kleiner, blasser Leute, die wohl hier auf sein Eintreffen gewartet hatten. Er hatte viele Hände zu schütteln, sah in sehr dicke und in sehr feine Gesichter, war verwirrt von den vielen Fragen und dem unbefangenen Gewimmel der unterschiedlichsten Zwerge. Ob er den Magnesiumanteil im neuen Ferrari-Motorblock kenne? Die Frequenz von Beagle II? Wie lange wohl ein NC-Akku für den Antrieb eines Flugmodells reichen könne? Little schüttelte seinen Kopf. Was mochten diese Wichte für Probleme haben. Er richtete sich auf, um seinen Kopf etwas über die Sphäre der Zwerge zu erheben und sich etwas umsehen zu können.

Auf der hinteren Seite des Raumes, der sich als erstaunlich riesig erwies und an die Kaverne eines Salzbergwerkes erinnerte, stand eine offenbar nagelneue Güterzuglokomotive, kein neues Modell, eine Dampfmaschine. Beim zweiten Hinsehen erkannte Little, dass er noch nie ein solches Monstrum gesehen hatte. Es gab sechs angetriebene Achsen mit gewaltigen rot lackierten Rädern, über denen die bauchigen Zylinder in ganz ungewöhnlicher Weise angeordnet waren, und auch der vordere Schemel wies drei Achsen auf. Es durchfuhr Little wie ein zweites Ge-

sicht, als ihm gewärtig wurde, dass er das eiserne Ungetüm zwar noch nie gesehen hatte, dass es ihm aber trotzdem bekannt war. Hier stand ein Wirklichkeit gewordener Traum - seines Vaters, die »Super-Montana«! Die Montana hatte die stärkste Lokomotive der Welt werden sollen. Sie war für eine nur etwa 50 km lange Strecke vorgesehen gewesen, wo sie einen Erzzug ziehen sollte, der selbst zwei Kilometer lang geplant war.

Dieser Einsatz war aber nur eine Vorspiegelung gewesen, um Investoren zu finden. Little hatte dies als Kind belauscht - und es war ihm im Gedächtnis haften geblieben. In Wirklichkeit sollte während des Anfahrens des zigtausend Tonnen schweren Zuges sein Einfluss auf die Erdumdrehung gemessen werden - und nichts anderes hatte seinen Vater bewogen, für das Projekt zu kämpfen. Es war nie realisiert worden. Und jetzt traf Little auf die leicht verstaubte, jungfräuliche »Montana«. Sie stand monumental auf Schienen, die vor der Felswand endeten.

»Wie ...«, verschaffte Little sich Gehör, »wie haben Sie, verzeihen Sie, diese Lokomotive hierher geschafft?«

Der Zwerg, der ihn begrüßt hatte, zeigte ein verständnisloses Gesicht. »Wir haben sie hier zusammengebaut, wie sonst?«

»Oh!«, machte Little. Dann räusperte er sich laut, um eine weitere Frage anzukündigen, und für einen Moment wurde das kleine Volk etwas leiser. »Wo, verzeihen Sie, wohin fahren Sie damit, ich meine, verzeihen Sie, wollen Sie für dieses Ding einen Tunnel bauen?«

»Fahren?« Der Zwerg schien ihn überhaupt nicht zu verstehen, und wieder bedrängten die anderen ihn mit Fragen, die er nicht beantworten konnte, denn es ging um Torxx und Philips-Systeme, um Vetter-Kessel und Pressluftmotoren.

Das neugierige Gequieke verstummte erst, als ein würdiger Zwerg eintrat. Er stellte sich Boo Little als David Leibowitz vor. Dabei forschten seine hellen Augen aufmerksam in Littles Gesicht. Aber Little ließ kein Zeichen sehen, das darauf schließen ließ, dass ihm dieser Name bekannt war.

Little durfte sich auf eine Kiste setzen, und der Zwerg David Leibowitz nahm ihm gegenüber Platz. Die anderen Zwerge drängelten sich um die beiden, waren aber mucksmäuschenstill.

»Nun ...«, hub der Zwerg an, »der Conte, also unser guter Conte, dachte, dass wir uns kennenlernen sollten. Mein Name sagt Ihnen offensichtlich nichts, aber vielleicht ist Ihnen der Name Voigt geläufig?«

Little horchte in sich hinein. Nein, er glaubte nicht, jemanden mit diesem Namen zu kennen.

»In Amerika hieß er Wok. Können Sie damit etwas anfangen?«

»Wok, ja. Ja natürlich. Wok, der war ein Geschäftsfreund meines Vaters. Das ist lange her, Signore Leibowitz! Aber diese Lokomotive ...«

Der Zwerg freute sich unverhohlen. »Sagen Sie *Herr* zu mir, *Herr Leibowitz*. Ich bin Deutscher. Und Wok, also Voigt, der ist mein Großonkel.«

»So klein ist die Welt - oh, Verzeihung, das war ungeschickt, ich schäme mich sehr!« sagte Boo Little und hatte ehrliche Sorge, seinen zwergenhaften Gastgeber gekränkt zu haben.

Aber David Leibowitz lachte keckernd auf. »Jou, sind wir kleines Volk, sind wir nicht größer geworden, hat es nicht sollen sein! Aber bitte, was wissen Sie noch von - von meinem Großonkel?«

Boo Little erinnerte sich kaum an Wok und sein Aussehen. Aber er konnte berichten, dass Wok ihn regelmäßig beschenkt hatte, als er ein Kind war. Wieder brachte er die Sprache auf die Lokomotive, die wohl mit seinem Vater und mit diesem Mr. Wok zu tun hatte, und David Leibowitz hörte ihm wissbegierig zu, während sein Gesicht immer schlaudreister wurde. Little berichtete dem Zwerg, dass Mr. Wok ihn gern mit Bücherpäckchen beschenkt hatte, an Weihnachten und an seinen Geburtstagen. Anfangs ohne Verständnis und lustlos, dann mit erwachendem Interesse und später mit glühender Begeisterung hatte der Knabe Little die ihm zgedachte Lektüre, vorwiegend mit technischem

Inhalt, konsumiert. Little war sich sicher, dass dies seine spätere Laufbahn als Wissenschaftler beeinflusst hatte. Allerdings hatte ihn die Beschäftigung mit Woks Büchern auch in der Überzeugung gefestigt, dass er die Mechanik der Welt nicht in der Technik, sondern in den Geheimnissen der Lebewesen zu suchen hatte.

David Leibowitz hatte Boo Little aufmerksam zugehört. Sein glattes Gesicht war gierig geworden, und er hatte sich in höchster Anspannung nach vorn gebeugt. Diese Veränderung war Little nicht entgangen. Er fühlte sich plötzlich sehr unwohl und brach die Fortsetzung seines Berichtes über seinen Kontakt mit Mr. Wok ab.

»Ich wurde - ich weiß nicht, von wem, es kann eine Halluzination gewesen sein - aufgefordert, die Porta subterrana zu öffnen. Können Sie mir sagen, warum, Mr. - Herr Leibowitz?«

Sofort verschwand die Gier im Gesicht des Zwerges. Er war erappt, und diesen Eindruck würde er nicht mehr verwischen können. Eine energische Handbewegung verscheuchte die anderen Zwerge, und nach kurzer Zeit waren Boo Little und David Leibowitz allein im Raum.

»Sie sind kein Spinner, Mr. Little.«

»Oh, danke.«

»Wir haben unsere Möglichkeiten, Mr. Little.«

»Ich verstehe.«

»Wir können uns ein Geschäft vorstellen.«

»Ich bin finanziell unabhängig. Danke, Herr Leibowitz. Ich möchte jetzt gern gehen.«

»Warten Sie bitte. Ich zeige Ihnen unser Angebot.« David Leibowitz fasste in sein Wams und brachte einen halbf Faustgroßen goldenen Gegenstand zum Vorschein.

»Das ist unser Tauschobjekt. Es ist ein Okulum. Ein besonderes Okulum. Aber Sie können auch gern die *Super-Montana* haben.«

»Ich glaube nicht, dass ich ein Okulum brauche, Herr Leibowitz. Die Lok passt nicht in meine Taschen. Und ich weiß auch

nichts, was ich Ihnen dafür geben könnte. Der Dollar ist stark gefallen in letzter Zeit.«

»Seien Sie nicht so abweisend, Mr. Little. Ich kenne Ihre Aufgabe nicht genau, aber dieses Okulum kann Ihnen dabei vielleicht sehr nützlich sein. Es ist ein Meisterwerk. Die Leutchen hier unten arbeiten seit vielen Jahren daran - und sie sind die Besten in ihrem Fach, die Besten auf - na sagen wir - unter der Erde. Wir konnten zwei Stücke herstellen, nach ganz alten Plänen, die seit Jahrhunderten in einer Bibliothek geschlummert haben. Dieses hier ist das Bessere von beiden. Sie sehen, ich habe wirklich etwas anzubieten!«

»Gut. Es kann sein, dass dieses Okulum uns hilfreich sein kann. Aber Sie wollen etwas dafür haben, das sehe ich doch richtig? Ich besitze keine Wertgegenstände. Sie haben keinen -Wert - für mich.«

»So gefallen Sie mir besser, Mr. Little.« David Leibowitz ließ das Okulum im Licht aufblitzen. Das schwergoldene Gehäuse umfing einen oder mehrere Kristalle, soweit Boo Little erkennen konnte. Das Gesicht des Zwerges nahm wieder einen böse-schlauen Ausdruck an.

»Ich gebe Ihnen das Okulum. Es ist richtig, dass ich etwas dafür haben muss, eh - möchte. Als ich erfuhr, dass mein Verwandter zu Ihnen in einer Beziehung steht, musste ich den Kontakt zu Ihnen finden - und wie ich schon sagte: Wir haben dafür unsere Mittel. Mein Verwandter hat etwas hinterlassen. Nach allem, was ich herausfinden konnte, haben Sie diese Hinterlassenschaft in Ihrem Besitz.«

»Nicht dass ich wüsste. Was sollte das sein?«

»Ein Koffer, Mr. Little. Und in diesem Koffer ist ein Buch. Es ist kein alter wertvoller Schinken, wie Sie vielleicht denken könnten. Aber es enthält die Aufzeichnungen meines Verwandten. Es ist eine Art Leitfaden. Ein Leitfaden für die Gruppe, die er um sich geschart hatte. Er nannte sie die *Philadelphia Sunshine Boys*.«

»Nie gehört. Und auch kein Koffer. Es tut mir leid.«

»Nur Sie allein können ihn haben!« Die Stimme des Zwerges klang schrill.

»Kein Koffer!«

»Kein - Koffer ...«

»Es sei denn ...«, Little überlegte.

»Es sei denn ...?«

»Ich bin lange nicht zu Hause gewesen. Es ist nicht unmöglich, dass ich - sagen wir - Post erhalte, oder dass etwas für mich abgegeben wird. Das kann ich nicht wissen. Und ich will es nicht wissen. Ich habe, das sagten Sie selbst, hier etwas wie eine Aufgabe, und so sieht es der Conte di Saloviva auch. Jedenfalls drückt er sich so aus. Und wann und ob ich wieder nach Hause kehre, das weiß ich nicht. Wenn Sie aber so lange warten wollen, und wenn das, was Sie suchen, in meinem Besitz sein sollte, dann werde ich es Ihnen gern geben.«

»Das ist ein Wort, Mr. Little. Wir können warten.«

»Es kann dauern, das sagte ich Ihnen schon. Und es ist nicht gewiss.«

»Wir sterben nicht. Hier, nehmen Sie das Okulum für den Koffer.«

David Leibowitz überreichte das schwere Stück. Ein kristallines Inneres war von einer massiven, goldenen Fassung umgeben. Die Fassung bestand aus gegeneinander verdrehbaren Ringen, die mit feinen Skalenstrichen versehen waren. Oben und unten befanden sich wuchtig gearbeitete Drehknebel, um die Ringe feststellen zu können. Aus einem weiteren Ring befand sich ein Okular mit einer blitzenden Linse, die in verschiedene Stellungen zum inneren Kristall zu bringen war.

»Wie funktioniert das?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, Mr. Little!«

Ende des 6. Buches